P.o. germ. 1978 L (1.

Hausmannskost

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Digitized by Google

P. o. germ.
1978 R (1. Jg. 1865

Hausmann: Ro

Digitized by Google

Digitized by Google

Hausmannskost für Geist und Herz

Illustrirtes

Volks- und Unterhaltungsblatt zu Lust und Lehre

für

Leser aller Stände.

Herausgegeben

von

Otfrid Mylius.

Erster Jahrgang.

1865.

Mit 96 Holzschnitten
und einer Stahlstichprämie: **Kolumbus im Kerker,** nach **Wappers.**

Lindauer'sche LEHRBIBLIOTHEK Schöpping

Stuttgart.
Expedition der Hausmannskost.
Karl Müller und Comp.
1865.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des Jahrgangs 1865.

* Die Türken vor Wien 1683. Geschichtliche Erzählung von Otfrid Mylius . . 1. 33. 65. 97. 129. 161. 193. 225. 257. 289. 321. 353.
* Das Glasmännchen; eine Weihnachtsgeschichte für Jung und Alt in sechs Kapiteln . . 17. 49. 81. 113. 145. 177. 209.
* Der entwichene Kassier; aus den Erinnerungen eines deutschen Polizei-Beamten 25. 59. 90. 155. 187. 283. 315. 333. 370.
Der Mann mit der eisernen Maske . 78. 121. 141. 220.
* Der Eisberg; eine Seemanns-Geschichte von R. Nellenburg . . . . 241. 273.
* Der letzte Abbé; eine Geschichte . . 337.
* Der Einzug des Königs Johann Sobieski in Wien . . . . . 5.
* Der Führer der Karawane . . . . . 6.
Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen; eine dunkle Geschichte aus vergangener Zeit. 10.
* Schildkrötenfang am Amazonenstrom . . 14.
* Ein englisches Seebad . . . . . 23.
* Kreuzzug des Halbersläder Toms . . . 26.
* Ein Rudel Gemsen . . . . . 29.
* Der Feierabend der Neger . . . . . 39.
* Hospiz und See auf dem großen St. Bernhard 42.
Der Weg zum Reichthum und Wohlergehen I. 44.
Der Weg zum Reichthum und Wohlergehen II. 349.
* Deutsche Fahrten. I. Der Odenwald . . 47.
* Deutsche Fahrten. II. Das Lahnthal . . 173.
* Die Parsi in Ostindien . . . . . 55.
* Eine Gruppe Rennthiere . . . . . 62.
* Ferdinand von Schill's Tod . . . . . 76.
* Anatolische Trachten und Physiognomieen . 79.
* Zuave auf dem Marsch . . . . . 90.
* Ein Fuchsbau . . . . . 95.
* Stadt der Prairiehunde in Nord-Amerika 109.
* Das Matterhorn. . . . . 110.
* Eine Ansicht von Prag . . . . . 111.
* Bilder aus Madagascar . . . . . 119.
* Ein Rudel Wildschweine . . . . . 127.
* Der Papst in Nemi . . . . . 139.
* Das Nest des Tallegalla . . . . . 139.
* Das Schloß Marienburg . . . . . 143.
* Griechische Pilger im Jordan badend . . 152.
* Ansicht vom Todten Meer . . . . . 154.
* Das Winterlager des Eisbären . . . . 159.
* Schultheiß Wengi von Solothurn verhindert den Bürgerkrieg . . . . . 171.
* Thierleben im brasilianischen Urwalde . 172.
* Frauen des Königs von Siam in ihrem Palast
* Ansicht der Insel Ischia . . . . . .
* Eine Elenthierjagd in Ost-Canada . .
* Ein Lager von Voyageurs der amerikanischen Pelzhandels-Kompagnieen . . .
* Pflanzenleben im brasilianischen Urwald .
* Die Ruine Reissenstein . . . . . .
* Der Bazar der Montenegriner in Cattaro
* Abraham Lincoln . . . . . .
* Das Erdschwein . . . . . .
Ein Wort über das tägliche Brod . . .
* Wie ein deutscher Rittersmann hispanischen Uebermuth züchtigte . . . . . .
* Fünf Stockwerke, oder wie es in einem Pariser Hause zugehen kann . . . .
* Das Wächterschlößchen, die älteste Hohenstaufenburg . . . . . .
* Gyhel Ara ein Dorf in Kleinasien. . . .
* Das Mägdlein schläft; Gedicht von K. Gerok
* Negerdorf an der Küste von Sierra Leone
* Melbourne, die Haupt-Stadt von Süd-Ost-Australien . . . . . .
* Das Rathhaus zu Prag . . . . . .
* Malavisches Dorf auf Java . . . . . .
* Tuaregs in der Wüste . . . . . .
* Das wilde Kaninchen . . . . . .
* Kaukasische Trachten I. . . . . .
* „ „ „ II. . . . . .
* Der Triumphbogen des Titus in Rom .
* Baptist Lulli . . . . . .
* Alpacas . . . . . .
* Eine Heerde Stiere auf d. Wege nach Tamatave
* Kloster Lorch und die Hohenstaufengräber
* Gauchos auf der Hetze von wildem Hornvieh
* Die Bergfeste Hohentwiel in alter Zeit .
* Burg Elz in der Nähe der Mosel . . .
* Unsere Wintervögel . . . . . .
* Barcellos und seine Anuren . . . . .
* Das Wasserhuhn und sein Nest . . . .
* Die Aiguille de Dru und Aiguille verte am Montblanc . . . . . .
* Die alte Kirche im Dorf Hohenstaufen .
* Negerleben in der Küste von Sierra Leon
* Die Trauerente und ihre Jagd. . . .
* Ansicht von Algier . . . . . .
Sinnsprüche und Lebensregeln . 25. 112
Sprüche der Erfahrung . . . . . .
Gemeinnützige Winke für Hausfrauen 32. 64. 8
Gedankenspäne 192

Die mit * bezeichneten Aufsätze sind mit Holzschnitten illustrirt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Türken vor Wien, 1683.

Geſchichtliche Erzählung von **Otfrid Mylius.**

Fridolin zeigt dem Hauptmann Waſtlberger die türkiſchen Reiter.

Der Sommer des Jahres 1683 brachte für Oeſterreich trübe Ausſichten, denn von Oſten her wälzte ſich — ſeit 150 Jahren nun ſchon zum dritten Male — der Türken Macht mit gewaltiger Heeresmaſſe heran, die Länder der Chriſtenheit mit Feuer und Schwert zu überziehen. Noch waren die Wunden nicht verheilt, welche der Einfall der Türken kaum zwanzig Jahre zuvor dem herrlichen Lande Oeſterreich geſchlagen hatte, ſo zog ein furchtbares Herr von 280,000 Mann unter Soliman's Großvezir Kara Muſtapha wiederum gegen Deutſchlands Grenzen heran, d herbeigerufen von dem ehrgeizigen Ungarn E Tekely und anderen Unzufriedenen, welche a bitterung darüber, daß der kaiſerliche Hofrath i ihnen die Abſtellung verſchiedener Mißbräuche Gewährung einiger berechtigten Bitten verſa Hülfe des Erzfeindes der Chriſtenheit gegen da Oeſterreich angerufen hatten, und welche nu Ungarn, von welchem die Türken bereits den g Theil beſaßen, auch noch den Ungläubigen in die

Digitized by Google

spielen wollten. Dem türkischen Sultan war dieser Hülferuf höchst willkommen gewesen, denn ihn gelüstete längst nach den reichen Ländern an der Donau und Theiß, deren Besitz ihm auch denjenigen des größten Theils vom östlichen Deutschland und Böhmen, sowie von Mähren sicherte; und die Krone Frankreich, von jeher die geschworne Feindin der österreichischen Herrschaft, hatte nicht versäumt, des Sultans Grimm gegen das Erzhaus aufs neue anzuschüren, jenem zum Kriege gegen dasselbe zu rathen und ihn sogar noch mit tüchtigen Artilleristen zu versehen, welche dem Großtürken nicht nur grobes Geschütz gießen, sondern seine Leute auch mit dessen genauer Führung vertraut machen sollten. Der Einfall des gewaltigen Heeres der Türken in das deutsche Land war um so leichter, als sie in Ungarn größtentheils durch eigenes Gebiet zogen, denn sogar in Neuhäusel, 24 Wegstunden von Wien, saß ein türkischer Pascha als Statthalter, und die Ungarn führten dem Türkenheer nicht nur bereitwillig Lebensmittel, sondern auch Truppen zu, besonders leichte Reiter, die sehr zu fürchten waren. Der Augenblick des Einfalls war von den Türken ohnedem günstig gewählt, denn die deutschen Fürsten lagen zu jener Zeit wie gewöhnlich wieder einmal unter sich im Hader, und Oesterreich selbst, obschon es sich mit Stolz als eine Universal-Monarchie hinstellte, vermochte nur mit der äußersten Anstrengung ein Heer von 33,000 Mann auf die Beine zu bringen, welches nebst einigen festen Plätzen längs der Grenze bis zur Ankunft der dringend erbetenen und sehnsüchtigst erwarteten Hülfstruppen aus dem Reich die einzige Schutzwehr für Land und Volk gegen eine solch überlegene Masse des wildesten, grausamsten feindlichsten Kriegsvolkes sein sollte. Zu Anfang Aprils schon war das türkische Heer, welches ohne den zahlreichen Troß über 250,000 streitbare Männer zählte, von Adrianopel aufgebrochen und am 30. Juni vor Raab erschienen, und hatte, während es diese Veste zu belagern Anstalt machte, sogleich einige starke Streifcorps von tatarischen Reitern gegen den Neusiedler See gesandt, um von hier aus über die deutsche Grenze zu brechen, während das österreichische Heer, welches einen Theil seiner Völker zur Verstärkung der Besatzungen von Raab, Komorn und Leopoldstadt abgegeben hatte, nur noch 11,000 Mann Reiterei und 12,000 Mann Fußvolk stark, in einer leidlich gesicherten Stellung zwischen den Flüssen Raab und Raabnitz stand und hier die Annäherung des Feindes erwartete. So standen die Sachen in dem Augenblicke, wo unsere Erzählung anhebt. —

I.

Es war ein trüber Morgen im Juni. Die Nacht rang mit dem werdenden Tage. Graue Wolken hingen am Firmament und trübten den Lichtglanz, der dem aufziehenden Tagesgestirn sonst am Osthimmel vorauflammt. Weiße Nebel krochen dem niedrigen Ufer der Leitha entlang, und kühlten die Luft bis zum Unangenehmen ab. Kein Wunder daher, daß in der kleinen Feldbefestigung am Kirchhofe von Rainsberg die ganze Besatzung bis auf die Wachen noch im tiefen Schlafe unter den armseligen Schutzdächern auf dem Stroh lag. Die Wachtfeuer waren heruntergebrannt und erloschen, und die Schläfer reckten und dehnten sich im unbehaglichen Gefühle der Morgenkühle. Draußen im vorspringenden Winkel der Schanze stand ein junger Arkebusier oder Büchsenschütz an die Laffette einer langen Kanone gelehnt, und blickte aufmerksam in der Richtung von Eisenstadt hinaus, als sähe er dort etwas ungewöhnliches. Die Morgennebel, die über dem Wasser hingen, und die Weiden, Erlen, Pappeln und anderes wirre Gehölz, das die niedrigen Ufer der Leitha besäumte, erlaubten ihm zwar nicht deutlich zu sehen, allein seine Unruhe und Aufregung verkündeten deutlich, daß sein Argwohn geweckt war. Er rückte den breitkrämpigen Hut tiefer in's Gesicht, beschattete sich die Augen mit der Hand und blickte schärfer hinaus, aber ohne deutlicher zu sehen, was ihm Instinkt oder Ahnung verrieth. Plötzlich hob er die schwere Büchse, legte den Lauf auf den Scheitel des Erdwalles auf, spannte den Hahn und zielte und — setzte dann mit einem ungeduldigen Seufzer wieder ab. „Es wäre vergeblich! das verwünschte Rohr trägt nicht so weit — es sind fünfhundert Schritte," murmelte er und setzte den Hahn wieder in die Ruhe; „ja, wäre es erlaubt, diese Kanone da auf die Stelle zu richten, so sollte mir keiner der Heiden den Fuß in die Furt setzen! — He, bst, Kamerad!" rief er dann der andern Schildwache zu, die halb eingenickt in einiger Entfernung hinter der Brustwehr des Erdwerks auf ihrer Büchse lehnte; „he, Schütz Zeisl, hast Du nichts gesehen oder gehört?"

„Na, was denn, Kamerad?" fragte der Andere, sich mühsam ermunternd; „hab' ich Eulenaugen, daß ich durch die Dämmerung soll sehen können? Ich sehe nichts, als daß der Tag bald anbricht und wir abgelöst werden, und freu' mich halt auf meine Strohhütte, denn mich fröstelt! Was hast Du denn gesehen, Schwak?"

„Da, da, dort ist's wieder!" rief der erste Arkebusier, der einstweilen seinem Kameraden näher getreten

war, und deutete auf einen dunkeln Punkt, der in dem Bette der vom Regen getrübten Leitha sich hin und her bewegte; „siehst Du dort, gerade in der Richtung der Thürme von Eisenstadt, den tatarischen Reiter, der mit seinem Rößlein eine Furt in den gelben Wellen sucht?“

„Wie? was? wo denn? Ein tatarischer Reiter? — Ich sag', Du bist verrückt oder hast zu viel Pößlauer getrunken. Ich seh' halt nir als einen Buschen oder Baumwipfel von einem Stamm, den das Wasser mitgeführt und der sich mit den Wurzeln in den Kies vergraben hat und jetzt in der Strömung auf und nieder schaukelt. Wo sollen denn hier türkische Reiter herkommen, Du Talk?“

„Narrheit, das ist kein Busch oder Baumwipfel, das ist ein Reiter auf einem dunklen Rößlein, der nach einer Furt sucht,“ sagte der schwäbische Scharfschütze; „ich sag' Dir, Kamerad, ich hab' den Hufschlag vorhin deutlich gehört, und es war nicht nur ein einzelner, es war ein ganzes Reitergeschwader, das dort noch hinter den Weiden und Erlen steckt!“

„Ei, so lüg' Du und der T.....! was wirst Du gehört oder gesehen haben, Schwab?“ versetzte der Steiermärker gutmüthig; „mach' Di nit g'wichtig, Brüderl, denn Du hast halt blos geträumt, und der Schlaf ist Dir in den Magen gefallen! Was kann denn Einer in solchem Nebel sehen und bei diesem Rauschen des Wassers hören, das bis zu uns herüberreicht? Sey nicht so dalket, Kamerad, und laß Gott walten, daß wir bald abgelöst werden!“

„Na, so sieh' denn selbst! dort ist wieder Einer etwa hundert Gänge weiter unten, und dort noch Einer! und nun leugne, daß ich recht habe und daß es Reiter sind!“

„O herrjeh, Schwab, laß mich aus! Was der Kerl nit Alles sehen will! da muß ich schon schön bitten!“ rief der Steiermärker; „ich glaub' gar, der Laddürl da ist übergeschnappt! Das sind lauter Buschen, die im Wasser treiben und die ich doch kennen muß von unseren eigenen Bergwassern. Laß Dich nit auslachen, Kamerad!“

Der Schwabe aber bestand auf seiner Ansicht und rief der nächsten Schildwache zu, sie solle den Alarm geben und den Waibel oder den Offizier vom Dienst herschicken, weil er etwas Wichtiges gesehen habe. Es dauerte jedoch lange, bis der Unteroffizier, ein stämmiger untersetzter Mann mit schon ergrauendem Haar, herankam und sich etwas unmuthig über die Störung seines Morgenschlummers nach dem Begehren der Schildwache erkundigte. Der Arkebusier berichtete, was er gesehen haben wollte und noch zu sehen v und bezeichnete dem Feldwebel die Stellen im wo er die vermeintlichen türkischen Reiter gesehen wollte. Aber der Feldwebel mochte seine Tric noch so sehr anstrengen — er sah nichts. sagte er endlich, „ich glaub' nit, daß Du mi Narren halten willst, aber Du mußt Dich geirrt Wärst Du nicht sonst ein guter Soldat und p und flink im Dienst, ich meinte, Du wolltest mi Bären aufbinden. Woher sollen denn hier t kischen Reiter kommen? Na, so viel sag' i Hauptmann will ich wegen Deines Unsinns nicht Ist ja bald Ablösungszeit, da kannst Du Dei schichtchen dem gestrengen Herrn von Wasilberg berichten, der Dich halt auslachen wird. W ihn jetzt wecken, so kriegte er einen mächtige und Du dafür die Fuchtel.“

„Nun denn, weckt gleichwohl den Herrn mann, lieber Herr Waibel, denn wenn ich mi lich geirrt habe, so will ich mich geduldig Fuchtel ergeben,“ sagte der Arkebusier fest u schlossen. „Aber wenn ich nun wirklich recht hätte, wenn es wirklich türkische Reiter wären, nach einer Furt suchten, um herüber zu komm die Dörfer anzuzünden, die Männer niederzu die Weiber und Kinder gefangen zu nehmen u Vieh wegzutreiben, — welch' ein Jammer und Herr Waibel! Bedenkt doch die Verantwortung

„Aber es kann ja gar nicht sein, Kerl! wi denn die Türkenhunde...“

„Erlaubt doch, Herr Waibel, wenn es e sprengter Trupp von den Truppen des Pascha Neuhäusel wäre, der sich durch unsere Truppen geschlichen und die Insel Schütt passirt hätt hier zu marodiren!“ rief der Schwabe eindri „Ist das nicht sehr leicht möglich? Denkt a eigenen Kinder, Herr Waibel, an das arme u dige Blut, das vergossen würde...“

„Na ja, das wär' schon schlimm,“ meinte de webel halb gewonnen; „aber wenn ich nur auch sähe? Allein da ist ja nirgends was zu sch

„Das ist wahr, jetzt seh' ich auch nichts sagte der Schwab; „es ist heller am Himmel, a Nebel noch dichter geworden. Doch gleichviel den Hauptmann, lieber Herr Waibel, und me ihm. Hab' ich mich geirrt, so nehm' ich die ganz auf mich.“

„Na, ich geh' schon, aber ich wasche meine in Unschuld, Schwab! das wär' ja schön 'ne s Geschichte, wenn Du Recht hättest. Und wir

Digitized by Google

den fünf Feldstücken und nur einer einzigen Kompagnie Büchsenschützen, und da drüben ein paar Tausend der verfluchten grausamen Türkenhunde!" . . . und er griff unwillkürlich nach seinem feisten Nacken. Unterwegs sprach er noch mit dem Andreesl Kösberger, der andern Schildwacht, und dessen Geberden verriethen dem Schwaben, daß derselbe dem Feldwaibel die Unruhe auszureden suchte.

Es währte lange bis der Hauptmann kam, und mittlerweile strengte der Arkebusier Aug' und Ohren an, um eine weitere Bestätigung seiner Befürchtungen zu vernehmen, allein der Nebel schien sich mit dem wachsenden Lichte dichter über der Leitha zusammen zu ziehen und jeden Ausblick nach dem jenseitigen Ufer zu verwehren; selbst die Thürme des festen Eisenstadt luhmten nur undeutlich aus dem Morgendust. Jetzt kam der Hauptmann, der gestrenge Herr von Wastlberger, und rieb die verschlafenen Augen. Der gute Mann war dick und schwer und etwas unbehülflich geworden vor Alter, und nicht mehr das Bild eines jungen eifrigen Kriegsmannes; mit ihm kam sein Fähndrich, ein blutjunger Mensch, der noch kein Pulver gerochen hatte, — beide nicht sehr erbaut von dem jähen Erwecktwerden unter der schützenden Baracke, — beide etwas unruhig und erschrocken von dem was sie gehört hatten.

„He, Du Herenkind von einem Blitzschwaben, was für eine Teufelsmähre hast Du mir da sagen lassen?" hob der Hauptmann an und stützte den umfangreichen Körper auf seinen Stock; „wo ist der Feind? wo sind die Türkenhunde? wie stark sind sie? Der Arkebusier berichtete schlicht und schmucklos, wie er schon vor einer Stunde hier auf dem Posten fernes Pferdegetrappel vernommen, das von jenseit der Leitha gekommen sei, und wie er vorhin, ehe der Nebel so dicht auf das Wasser und das Ufer herunter gesunken, etliche Gestalten im Wasser bemerkt habe, die er für Reiter gehalten, welche nach einer Furt suchten; wie nun aber der dichte Nebel alles verhülle. Der Hauptmann legte sein breites, gutmüthiges, weingeröthetes Gesicht in ernste Falten, sog an seinem silbernen Stockknauf und überlegte sich die Meldung. „Hm, hm, die Sache ist sehr bedenklich," murmelte er; „türkische Reiter, die eine Furt suchen, hm, hm, das wäre möglich: der Regen hat die Leitha geschwellt, daß die hageren Rosse der Türkenhunde nicht wohl schwimmend herüber können. Hm, hm, was ist da zu thun, Junker Piestrich?" wandte er sich an seinen Fähndrich; „der Fall ist schwierig, was ist da zu thun?"

„Ja, der Fall ist halt schwierig, Herr Hauptmann," sagte der junge Offizier; „man kann sagen so oder so; aber ich denk' halt, darüber muß dem Herrn Hauptmann die Instruktion Bescheid geben; der Hauptmann sind ja Platzkommandant."

„Ja, das bin ich, aber in meiner Instruktion steht nir davon, als daß ich den Posten bewachen und die Gegend decken soll," sagte Hauptmann von Wastlberger; „aber von den Türken, die so nahe wären, steht nichts darin."

„Der Herr Hauptmann halten zu Gnaden, wenn ich mir einen Vorschlage erlaube, sagte der Schwabe, der ein kühner und aufgeweckter Bursche war; „der vorderste der Reiter im Flusse, den ich beobachtet, kam ganz nahe an das diesseitige Ufer, hat also wohl die Furt gefunden. Ich habe mir den Punkt gut gemerkt. Wenn nun der Herr Hauptmann die paar Stücke groben Geschützes, die wir hier haben, auf diesen Punkt richten und eine Salve geben ließen, das, schätz' ich, würde die Türken verjagen, die offenbar nur eine Streiftruppe sind . . ."

„Ja, das würde die Türkenhunde vertreiben, Herr Hauptmann," sagte der Fähndrich, und seine Stimme war etwas belegt und bänglich.

„Seid ihr verrückt, Fähndrich, so etwas anzurathen? haben nicht seine Gnaden der Herr Obristlieutenant von Manebrea mir ausdrücklich befohlen, das grobe Geschütz nur dann spielen zu lassen, wenn wir direkt angegriffen werden? soll nicht unsere Feldbefestigung so lange wie möglich geheim bleiben, damit sie nicht durch Kundschafter verrathen werden kann? und würde uns nicht endlich der erste Kanonenschuß die Türkenhunde erst recht auf den Hals ziehen, ehe wir Verstärkung hätten?"

„Ja, warten wir erst die Verstärkung ab, und bleiben wir hübsch in der Defensive, der Herr Hauptmann haben recht!" bestätigte der Lieutenant. Dem Schwaben schien dieser Entschluß nicht zu behagen; seine kühnen Augen blitzten und die Muskeln seines Gesichts arbeiteten ungeduldig; man sah ihm an, daß es ihn Mühe kostete, sich des schuldigen Gehorsams zu erinnern.

„Ich glaub' überhaupt nicht, daß die Türken so nahe sind," sagte der Herr von Wastlberger etwas ruhiger; „wär' dem so, so hätten wir schon Kundschaft davon oder sähen Dörfer in Flammen aufgehen. Und droben bei Eisenstadt, sagst Du, seien die Türken erschienen? Na, da hätten die von der Eisenstadter Garnison doch auch schon merken müssen und den Alarm gegeben. Der Friedel da ist sonst

Digitized by Google

schon ein guter Soldat, aber dießmal, schätz' ich, hat er das Türkenfieber gehabt."

„Halten zu Gnaden, Herr Hauptmann, es gibt ein einfaches Mittel, Gewißheit zu erhalten. Der Herr Hauptmann sendet etliche Schleichpatrouillen aus, welche das linke Leitha-Ufer bis Hornstein und Ebenfurt hinunter absuchen, und den Alarm geben, wenn sie den Feind sehen."

„Ja, der Herr Hauptmann schickt die Streifpatrouillen ab..." begann der Fähndrich; aber sein Vorgesetzter fiel ihm in die Rede:

„Fehlgeschossen, das thu' ich nicht. Wenn ich einen Zug Reiter hätte, dann würd' ich es thun, aber ich will meine Mannschaft nicht nutzlos zersplittern und opfern. Wenn es wahr ist, daß die Türken da sind, warum sollen sie da in einer Furt durch die Leitha passiren, wenn sie doch in Ebenfurt eine Brücke haben? Also ruhig im Glied! Es steht Todesstrafe auf dem ersten unnützen Alarm, auf dem Kanonenschuß, den einer unzeitig abfeuert! Ich will mich nicht mit dem Kriegsgericht herumschlagen, ich weiß was ich thue: ich melde den Fall einfach dem gestrengen Herrn Obristlieutenant von Menabrea, der sein Quartier in Trautmannsdorf hat, und lasse ihn entscheiden! Also rechtsum, Herr Fähndrich! Ihr nehmt meinen Gaul, reitet nach Trautmannsdorf und meldet den Fall, und Du Schwab, gibst mir fein Achtung, ob sich nichts weiteres zeigt, bis Du abgelöst wirst!"

Die beiden Offiziere zogen sich in ihre Baracke zurück, und der Arkebusier sah ihnen mit einer stummen aber aufrichtigen Entrüstung nach. „Daß Gott erbarm'!" murmelte er dann; „wenn Kaiser Leopoldus, der edle Herr, lauter solche Offiziere hätte, dann gäbe er lieber ohne Schwertstreich Land und Leute preis." Jetzt aber wandte er sich wieder nach dem Flusse hinunter. Es war nahezu Tag, der Wind erhob sich stärker und zerriß stellenweise den Nebel. Da und dort tauchten die Kirchthürme der Dörfer aus den grauen Schichten; nur dort, wo die Späher vorhin gesehen worden waren, lag ein undurchdringlicher Schleier. Und horch! klang es nicht soeben wieder wie zahlreicher Hufschlag? schallte es nicht herüber wie Kommandowort und Vieler Rufen! Und sieh, dort unten wimmelte es dicht wie eine Viehheerde auf dem flachen Anger zwischen Milchdorf und Höflein, und des Schützen scharfes Auge erkannte im wachsenden Morgenlichte selbst durch den Nebel hindurch Reiter und Speere und weiße Turbane. Die ganze Schaar zog südwärts einem kleinen Wäldchen zu, das an den Fluß sich und gerade dort, wo jenes Wäldchen mit Weiderich und Erlengehölz des Ufers zusamme dort war der Späher dem diesseitigen Ufer am sten gekommen, als ihn Fridolin zum letzten gesehen. Dem Büchsenschützen strömte es jetzt heiß durch die Adern; sein blitzendes Auge die Dörfer und Flecken, die dem Strome e in arglosem Frieden zerstreut lagen, und di leicht in wenigen Stunden in heller Lohe st der Schauplatz blutigen, schonungslosen Gen Er dachte an die mißhandelten Weiber, an Sklaven fortgeführten Kinder, von denen i Bericht von Augenzeugen und Chroniken hatten, und in ihm tauchte der Entschluß a jeden Preis den Uebergang der Türken zu verhi

(Fortsetzung folgt.)

Der Einzug des Königs Johann Sob in Wien.

(Das Bild hiezu S. 8.)

Für den Befreier Wiens bei der Bela im Sommer 1683, welche den geschichtlichen grund der in dieser Nummer begonnenen histo Erzählung bildet, gilt gemeinhin der Pole Sobiesti. Als nämlich die Türken und unter Kara Mustapha und Tekely Wien mit Heere von nahezu 280,000 Mann belagerten Kaiser Leopold nur eine Streitmacht von etwa Mann zur Vertheidigung seiner Hauptstadt aus dem Reiche zog man langsam und mit etwa 33,000 Mann Reichstruppen heran. die energische und umsichtige Vertheidigung der durch den Grafen Rüdiger von Starhemberg den mit 26,000 Mann polnischen Truppen ziehenden König Sobiesti wäre Wien dem der türkischen Uebermacht allerdings sicher unte allein in der großen Entscheidungsschlacht, angesichts der belagerten Stadt gegen die geschlagen ward, haben nicht die Polen den schlag gegeben, sondern die schweren deutschen unter der vortrefflichen Führung des erf Feldherrn, des von Ludwig XIV. aus sein sitzungen vertriebenen Herzogs Karl von Loth dem es Deutschland hauptsächlich verdankt, damals nicht bis in sein Herz hinein von de kenhorden verheert worden ist, wie unsere Leser aus der Erzählung, die wir auf der Seite begonnen haben, noch ausführlicher er

Digitized by Google

werden. Daher hat denn unser Künstler nur einen Akt der Gerechtigkeit geübt, indem er dem Herzog von Lothringen die Hauptstelle in diesem Bilde anwies, und diesem links den tapfern unermüdlichen Grafen Rüdiger von Starhemberg und rechts in zweiter Reihe erst den Polenkönig erscheinen und diesen drei Helden bei ihrem Einzug die ganze Wiener Bürgerschaft zujauchzen läßt, der drohenden Gefahr nun los und ledig.

Eine Karawane und ihr Führer.

(Das Bild hiezu S. 9.)

Die Karawanen, welche die Wüsten Nord-Afrika's und Arabiens durchziehen, um den Austausch der Erzeugnisse der diesseit und jenseit derselben liegenden Länder zu vermitteln, sind einigermaßen unsern Handelsflotten zu vergleichen, welche uns die Produkte ferner Länder und Erdtheile zuführen, und diesen die Erzeugnisse unseres Kunst- oder Gewerbefleißes oder theilweise auch unseres Bodens überbringen. Daß diese Flotten sich nicht ohne eine umsichtige Führung in das pfadlose Sandmeer hinauswagen, ist sehr begreiflich, und den Mann, welcher den Pfadfinder, Wegweiser, Lootsen und Admiral einer solchen Flotte von „Schiffen der Wüste", d. h. von Kameelen macht, nennt man im Arabischen El Khebir, den Weiser. Welch ein gewichtiger und hoch verantwortlicher Mann ein solcher Khebir aber ist, das wollen wir unsern lieben Lesern als Erklärung zum umstehenden Bilde nun so schildern, wie ein angesehener arabischer Reisender es dem General Daumas mündlich erklärt hat. Wie der Ozean, so hat auch das „Meer ohne Wasser," Sahará bela mâ, wie der Araber poetisch die große Sandwüste nennt, seine Stürme, Klippen und Gefahren. Daher bedarf jede Karawane eines Wegweisers, dem jedes Mitglied unbedingten Gehorsam schuldig ist. Seine Herrschaft ist unumschränkt, wie die des Kapitäns eines Kriegsschiffes an Bord des Fahrzeugs. Er hat verschiedene Unteroffiziere zur Ausführung seiner Befehle, z. B. voranziehende Quartiermacher um das Land zu erforschen; einen Khadscha oder Schreiber, um Kontrakte und geschäftliche Urkunden aufzusetzen, die Geschäfte in eine geregelte Form zu bringen, das Testament eines Reisenden zu machen, der etwa unterwegs sterben sollte, und dessen Verfügungen bezüglich seiner Hinterlassenschaft auszuführen; einen Mudden oder Muezzin, um zum Gebete zu rufen, und einen Oman um für die gläubigen Moslem zu beten. Der Khebir muß immer ein Mann von Intelligenz, Rechtschaffenheit, Tapferkeit und gewandten Umgangsformen seyn; er muß Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung, Beredtsamkeit, Leutseligkeit und doch wieder Festigkeit haben; er muß seinen Weg nach den Sternen finden können, und ebenso nach den Erfahrungen, die er auf seinen Reisen mit früheren Karawanen gemacht hat, auf dem ganzen Wege die Waidegründe und die Brunnen zu finden wissen. Er muß mit den Gefahren gewisser Päße und mit den Mitteln, um dieselben zu vermeiden, wohl vertraut und mit allen Häuptlingen der Gebiete wohl bekannt seyn, welche zu durchwandern sind. Er muß wissen, was für eine Kost und Lebensweise unter gegebenen Umständen die passendste und für gewisse Theile des Landes die zuträglichste ist; er muß die Heilmittel gegen Knochenbrüche wie gegen die Wunden vom Biß der Schlangen und Skorpionen kennen. Der Khebir kennt in den unabsehbaren einsamen Ebenen ohne alle Wegspur, wo der Sand von den Winden oft so sehr umher geweht wird, daß auch nicht die mindeste Spur von dem Durchzug einer Karawane übrig bleibt, eine Menge Punkte als Landmarken, nach denen er seinen Weg nimmt. In einer dunklen Nacht, wo kein Stern am Himmel zu sehen ist, wird er wissen, wo er ist, wenn er nur eine Handvoll Gras oder Kräuter oder Erde zwischen seinen Fingern zerreibt, die er dann berührt, beriecht oder mit seiner Zunge kostet; und er ist sicher, daß er niemals seines Weges verfehlt. Wenn eine Karawane einen Khebir angenommen hat, ergibt sie sich seinen Weisungen rückhaltslos; aber er ist vor dem Gesetze verantwortlich und verpflichtet, sie vor Gefahr und Schaden zu schützen. Er muß das Dia (d. i. das Blutgeld oder die Strafe für einen Mord oder Todtschlag) für jeden Reisenden bezahlen, welcher durch seine Schuld sterben oder sich verirren sollte. Er unterliegt einer Geldbuße, so oft die Karawane unter Wassermangel leidet oder nicht genügend vor Räubern geschützt worden ist. Weil aber die Umkehr einer Karawane unmöglich ist, und die einmal angetretene Reise auf jede Gefahr hin und unter allen Umständen vollendet werden muß, so wird eine Karawane sicherlich ihren Führer nicht eher anklagen oder bedrohen, als bis sie an einem sichern Orte angekommen ist, wo sie vor einem unabhängigen ordentlichen Richter klagend gegen ihn auftreten kann. Ein treuloser Khebir könnte, wie dieß schon in einzelnen Fällen wirklich vorgekommen

Digitized by Google

ist, die Karawane an die Tuaregs[1]) verrathen und in einen Hinterhalt führen, die Beute der Räuber theilen und unter diesen bleiben. „Unser Führer Tschegguhn," erzählte jener arabische Reisende dem General Daumas, „hatte alle die Eigenschaften eines guten Khebir; er war jung, groß, schlank, kräftig, ein gewandter Fechter, hatte ein Auge das Respekt heischte, und eine Rede die das Herz gewann. Während er aber im Zelte angenehm plauderte, sprach er, einmal auf dem Marsch, kein anderes Wort mehr, als was unerläßlich nothwendig war und lachte niemals. Er widmete sich ganz dem Reisen, sowohl aus natürlicher Anlage und Vorliebe, wie aus Beruf. Um Zutrauen einzuflößen hatte er ein Weib zu Fusalah am äußersten Punkte des Tuât[2]) genommen, wo die westlichen Karawanen sich zum Aufbruch versammelu, und ein anderes Weib in den Dschebbel-Hoggar (dem Wohnorte seiner Landsleute der Tuaregs) durch welche man ziehen mußte, um Sudan zu erreichen. Hiedurch besaß er Freunde und Verwandte in den beiden Hauptorten der Reise, trat auf diese Weise in Verbindung mit den Kaufleuten der algierischen Sahara, mit denen des Tuât und denen von Marokko, während er sich zu gleicher Zeit den unentbehrlichen Schutz der Tuaregs sicherte. Auf seinen früheren Reisen hatte er die Bekanntschaft einiger unserer Marabuts gemacht und war daher bei Jedermann willkommen, so oft er in Metlili[3]) einkehrte. Er erzählte oft von seinen Reiseabenteuern und immer mit solcher Beredtsamkeit, daß er auf unsere jungen Leute einen tiefen Eindruck machte. „Der Sudan," sagte er, „ist das reichste Land der Welt; man kann dort einen Sklaven um einen Burnus (arabischen Umwurfmantel) kaufen, man wägt das Silber mit Gold auf; die Büffel- und Antilopenhäute, die Sahas[4]) und das Elfenbein sind spottbillig zu kaufen; die Waaren einer ... wane können dort auf ihren hundertfachen ... gebracht werden. Ihr seid Narren, meine K... daß ihr hier in Timimin (einer Stadt im ... dreißig geogr. Meilen von Metlili) bleibt! ... eine schöne Reise! Wollt ihr Euch Reichthüm... werben, so geht nur mit mir in's Mohrenland ... innert euch was der Prophet sagt: ‚Der Kameele ... wird mit Theer geheilt, die Arznei gegen Ar... ist der Sudan.' — Während wir ihm so zuh... wurden wir bald auch lüstern nach Abenteuern ... Aussicht auf Reichthümer verlockte uns mächtig, ... rend seine Stellung uns verbürgte, daß er u... keinem tollkühnen Unternehmen verlocke. Er ... in unserm Stamme wohlbekannt, und hatt... vor Kurzem ein schmuckes reiches junges Wei... nommen, von dem er ein Kind hatte, und wi... trachteten ihn daher als unsern Landsmann. ... beschlossen unserer vierzehn an der Zahl, lauter ... wandte und Freunde, Marabuts der Familie ... Sidi Zigrom, unter seiner Leitung das W... einer Reise nach dem Mohrenland zu unternehm... und am andern Morgen brachen wir nach den ... ten der Beni Mezab, im Osten von Metlili, nä... Gardaia, Beni Zigem und Mellika, auf, um ... Waaren anzukaufen, wie sie im Sudan am hö... geschätzt, und welche nicht zu schwerfällig waren ... ein Hinderniß auf unserer Reise zu sein. Wir ko... Näh- und Stecknadeln, Korallen, Glasperlen, P... Schwefel, Zimmet, Benzoe, Drin (eine Art Par... schwarzen Pfeffer, Zeuche, Schnupftücher, B... baumwollene Stoffe, wollene Gewänder, Eisen ... Stahl u. s. w. ein, um sie im Tuât gegen ... und Kochsalz zu vertauschen. Jeder von uns ... drei Kameele mit seinen Waaren, und wir k... nach Metlili zurück, um unsere Vorbereitung... vollenden, denn wir wollten am nächsten Donn... aufbrechen — Donnerstag ist ja bekanntlich ein ... licher Tag um eine Reise anzutreten, und der Pr... hat gesagt: „Reise nie an einem andern Ta... als am Donnerstag, und stets in Gesellschaft. ... du allein, so wird dir Ein böser Geist folgen ... ihr zu Zweien, so werden euch zwei böse Geister ... suchen; seid ihr zu Dreien, so werdet ihr vor ... Geistern sicher sein, und sobald ihr drei sei... nehmt einen Häuptling an." — Die Jahreszei... günstig; wir standen damals in den letzten ... des Augusts; die heißesten Tage waren vorüber, ... wir waren sicher, frische Datteln im Tuat zu fi... die einen Theil unserer Mundvorräthe bilden so...

[1]) Die Tuaregs oder Tuarits, wilde arabische Stämme, bewohnen einen ausgedehnten Landstrich zwischen Tunis im Nordosten, Marokko im Nordwesten und dem Sudan im Süden der großen Sahara. Ihrem Gewerbe nach sind sie Räuber und leben von der Plünderung der Karawanen, welche kein Schutzgeld bezahlt haben, um sich Schonung zu erkaufen. Sie erkennen einen gemeinsamen Häuptling oder Scheich an, welcher in den Dschebel-Hoggar (Hoggargebirgen), einem bewaldeten Bergpaß mitten in ihrem Landgebiete, residirt.

[2]) Tuât ist der nordwestliche bewohnte Theil der Sahara, von dem das arabische Sprüchwort sagt: es gebe darin so viel Dörfer als Tage im Jahre.

[3]) Metlili ist der Hauptort eines arabischen Stammes der Dschambas im Tuât, und ein Ziel vieler Karawanen.

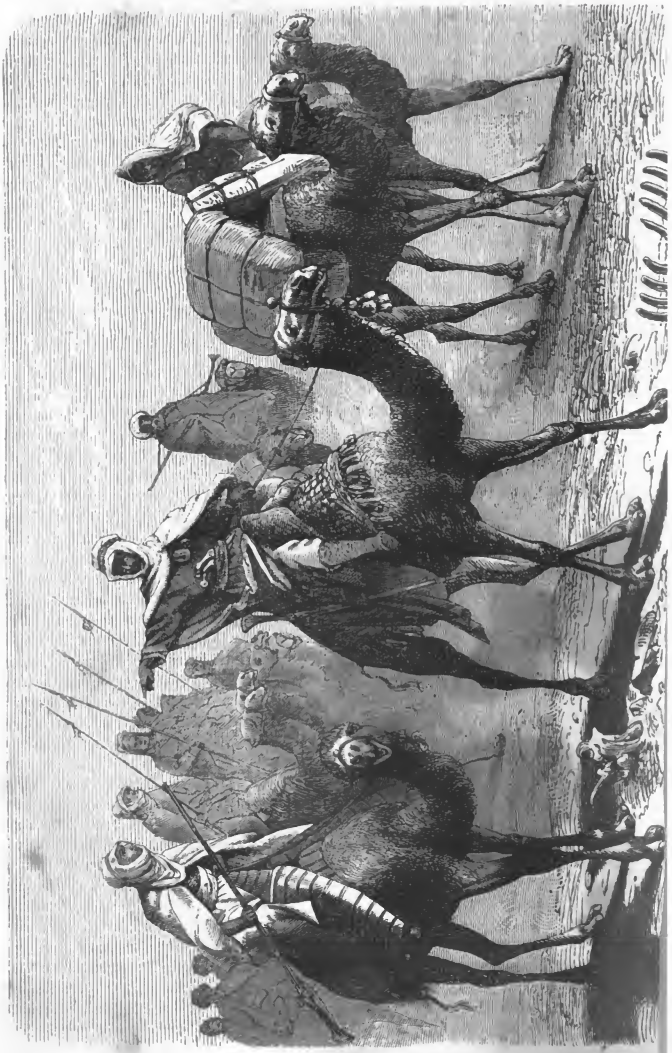
[4]) Saha ist ein Baumwollenzeuch, den die Neger im Sudan verfertigen; er ist gewöhnlich blau oder schwarz gefärbt und nur eine Armslänge breit.

Digitized by Google

Graf Rüdiger von Starhemberg. Herzog Karl von Lothringen. König Johann Sobieski.

Einzug der Feldherren in das befreite Wien.

Digitized by Google



Als die Häuptlinge und Marabuts der Dschambas unsere Absicht erfahren hatten, hielten sie eine Versammlung, schickten nach Tscheggmuhn und sagten zu ihm: „Tscheggmuhn, du hast unsere Söhne beredet, nach dem Mohrenlande zu ziehen, wo sie nach deinen Versprechungen großen Gewinn ernten sollen. Möge Gott deinen Körper beschützen und dein Dasein verlängern. Du kennst die Wege, du bist ein geschickter Mann; unsere Kinder sind in deiner Hand. Leite sie, führe sie an, berathe sie, lehre sie das was sie noch nicht wissen, und bringe sie bereichert wieder zurück. Gott segne dich." — Tscheggmuhn erwiderte: „Wenn es Gott gefällig ist, o Dschambas, so werde ich eure Kinder wohlbehalten hinwegführen und in guter Gesundheit wieder zurückbringen. Sie werden große Vortheile einernten; ich werde sie gegen die Tuaregs schützen; die Wege sind mir wohl bekannt. Was das Wasser anbelangt, so sollen sie keinen Durst leiden. Ich werde für alles einstehen, außer für Unglücksfälle, welche Gott senden wird." Hierauf erkannten die Marabuts Tscheggmuhn als unsern Khebir an und lasen über ihn das erste Kapitel des Koran: „Ehre sei Gott dem Herrn der Welt, dem milden und barmherzigen, dem Herrn am Tage der Wiedervergeltung! Wir beten dich an, wir bitten um deinen Beistand; führe uns auf dem rechten Wege, auf dem Pfad derjenigen, welche du mit deinen Wohlthaten überhäuft hast, derjenigen welche niemals deinen Zorn auf sich geladen haben und welche dir nicht verloren gehen; Amen." — „O Tscheggmuhn!" sprachen sie dann; „möge dir Gott seinen Segen geben; möge er deine Schritte in dieser Welt leiten; möge er dir großen Gewinn geben. Möge er euch alle wohlbehalten an das Ziel eurer Reise führen und in Sicherheit wieder zurückbringen! O Tscheggmuhn, wir ernennen dich zum Khebir unserer Kinder, die nun deine Kinder geworden sind." Eine zahlreiche Schaar von Verwandten, Freunden und Nachbarn umgab uns, viele von ihnen weinten und in unseren Augen standen ebenfalls Thränen, denn wir dachten an die Gefahren und Wagnisse, die wir zu bestehen hatten, und obschon wir fest entschlossen waren zur Reise, mußten wir doch unwillkürlich bedauern, daß wir diejenigen, welche uns liebten und denen wir gut waren, auf so lange Zeit und vielleicht auf immer verließen. Da aber unser Entschluß einmal gefaßt war, wären wir lieber sogleich aufgebrochen und davon gezogen, wär's auch nur, um das Abschiednehmen zu vermeiden, welches das Herz weich macht. Am Abend desselben Tages, nachdem wir gemeinsam mit einander gespeist hatten, schossen wir das Geld zusammen, um unserm Khebir einen neuen Anzug zu kaufen und ihm dem Herkommen gemäß ein Geschenk von dreißig Silberthalern zu machen, und kamen gleicherweise überein, ihn auf der ganzen Reise kostenfrei zu halten, wie es gleichfalls der Brauch ist." — So sehen wir denn auf unserem umstehenden Bilde den Khebir inmitten der Karawane, wie er seine Befehle ertheilt und dem Zuge den Weg zeigt durch die glutathmenden Sandebenen der Wüste.

Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen!

Die Wahrheit dieses uralten Spruchs hat vor Zeiten auch ein gar vornehmer und stolzer Mann an sich erfahren müssen, von dem wir hier eine kleine Geschichte erzählen wollen. — Der erste Kurfürst von Hannover Ernst August (geb. 1629, regierte von 1679—1698, erhielt die Kurwürde 1692) hatte im Jahr 1658 sich mit Sophie Stuart, Tochter des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz vermählt, und später seinen Sohn, den Erbprinzen Georg Ludwig mit der Tochter des Herzogs Georg Wilhelm von Celle, jener Prinzessin Sophie Dorothee, verheirathet, welche später durch ihr unglückliches Verhältniß zu dem Grafen Philipp von Königsmark und durch ihren Namen „Prinzessin von Ahlden" eine solch traurige Berühmtheit erlangt hat. Durch diese beiden Heirathen und die in Ernst August und seinem Sohne liegenden Erbrechte gelangten später alle Kronen des britischen Reiches an das Haus der Welfen, und um fernerer Theilung dieser Kronen und Länder, welche das kleine Hannover so groß machen sollten, vorzubeugen, hatte Herzog Ernst August den klugen Einfall gehabt, gleich nach seinem Regierungsantritt die Untheilbarkeit des Landes und das Recht des Erstgebornen auf die Herrschaft einzuführen und so zu Gunsten des Erbprinzen Georg seine beiden anderen Söhne, **August**, geb. 1661, und **Maximilian**, geb. 1666, von der Erbschaft an die verschiedenen Länder und Kronen auszuschließen. Schon Prinz August war über jene Bestimmung der sogenannten Primogenitur und Untheilbarkeit ungehalten, und hatte als der Liebling seiner Mutter, der „großen Kurfürstin Sophie," biegegen vergebens zu protestiren versucht. Der

Digitized by Google

jüngste Prinz aber, Maximilian, war ebenso lebhaft und thatkräftig, als sein ältester Bruder Georg verschlossen und trocken, kalt und theilnahmslos. Sein Vater hatte Seelenverkauf getrieben, d. h. im Jahr 1685 Truppen an die Republik Venedig verkauft, welche nach Morea geschickt worden waren und unter denen Prinz Max ein Kommando führte. Hier hatte er sich nicht ohne Glück mit den Türken geschlagen und den Glücksrausch des Herrschens kennen gelernt, und es wurmte dem Prinzen Max nun, daß er bei seinen Fähigkeiten von der Thronfolge ausgeschlossen sein sollte, während er sich doch in jeder Weise hiezu für weit befähigter hielt als seinen Bruder Georg. Er hatte leider die Bestimmung über die Primogenitur und Untheilbarkeit früher anerkannt, bereute dieß aber jetzt sehr, wie aus den Briefen hervorgeht, welche die beiden Brüder August und Max hierüber mit einander gewechselt hatten. Sie und ihre Mutter hatten sich an verschiedene fremde Höfe, namentlich an den Herzog Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel und an den König von Dänemark gewandt, welche die Primogenitur zwar nicht billigten, aber auch nicht im Stande waren, Ernst Augusts Bestimmung umzustoßen oder ihn auf andere Ansichten zu bringen.

Prinz August fiel im Jahre 1690 in Siebenbürgen im Kriege gegen die Türken, und Maximilian sah sich seinem Ziele nun um ein Bedeutendes näher gerückt, und beschloß diese günstige Gelegenheit auszubeuten. Er hatte den frühern Geheimschreiber seines Bruders August in seine Dienste genommen, und von diesem erfahren, welche Schritte der Verstorbene schon gethan hatte, um die Bestimmungen seines Vaters wegen der Erbfolge umzustoßen, und Maximilian ersah aus der Erfolglosigkeit derselben, wie wenig Hoffnung er sich selber auf das Gelingen seiner Pläne machen dürfe, wenn er dasselbe von der Verwendung der Höfe von Wien, Berlin und Kopenhagen erwarte, an die er sich gewandt hatte. Er schrieb daher noch an den Papst und erbot sich, zum römischen Glauben überzutreten, falls der heilige Vater durch den Kaiser vermitteln könnte, daß die Primogenitur und Untheilbarkeit abgeschafft und ihm für den Fall des Todes seines Vaters die Kurwürde in Hannover, seinem ältesten Bruder aber die britische Krone zu Theil werden würde. Zu diesem letztern Schritte, (welcher ebenso vergeblich blieb wie die früheren, die er an den weltlichen Höfen gethan) hatte ihn jener frühere Sekretär seines Bruders August und sein eigener Hofmeister Obristlieutenant Graf Moltke getrieben. Als daher die Antwort heiligen Vater eintraf, daß dieser zwar die fron und getreuen Absichten des Prinzen mit Fre vernommen habe, allein außer Standes sey, auf Prinzen erlauchten Vater in einer so speziellen bereits rechtlich vertragenen Sache irgend we Druck auszuüben, — da sah Prinz Maximilian daß er zu andern Mitteln greifen müsse.

Unter den Höflingen des Herzogs Ernst A gab es damals manche Unzufriedene, denn Monarch und noch mehr seine Maitresse, die Gräfin Platen, hatten manchen in seinen Pr Interessen gekränkt und manche Hoffnungen d kreuzt. Unter diesen war auch der Oberjägerm und kurfürstliche Kämmerer Graf Otto Fried Moltke, der Oheim jenes Obristlieutenants, w die Hofmeistersstelle bei dem Prinzen Maxim bekleidete. Dieser Oberjägermeister Graf Moltke eine sehr stolze, anspruchsvolle Frau, welche au Gräfin Platen eifersüchtig und von dieser meh gedemüthigt worden war, was auch ihrem G einige Abgunst und Ungnade zugezogen hatte. A dem stand dieser Moltke sehr schlecht mit dem prinzen Georg, diesem verschlossenen, zugeknö Menschen, der in seiner Waidmanns-Passion fach die bestehenden Verordnungen wegen der und Wildfuhr überschritten und die Gegenvorst gen des Oberjägermeisters verlacht hatte, Moltke in diesem Prinzen zunächst den U seiner Ungnade bei Hofe vermuthete und ihn herzlich haßte. Dieses gespannte Verhältniß bekannt, und hierauf baute der Prinz Maxim als er durch seinen Hofmeister den Oberjägern für das Komplott gewann, welches er unter hannoverschen Adel anzettelte. Welches das Ziel dieses Komplotts gewesen sey, darüber sin Nachrichten ungenau. Nach der einen Quelle man auf nichts geringeres abgezielt, als au Attentat gegen das Leben des alten Herzogs, w bei einer großen Sauhatz am 21. December ausgeführt werden sollte, wofür jedoch nur ge Wahrscheinlichkeit spricht. Nach Anderen hatte sich nur bei erster Gelegenheit der Person des Pr Georg versichern und ihm eine Thronentsag Urkunde zu Gunsten seines jüngern Bruders M milian abzwingen und ihn für successionsunfäh klären wollen. Nach einer dritten und unsers Era der wahrscheinlichsten Leseart war es nur d abgesehen, bei dem Jagdbankett nach jener Sa dem Herzog Ernst August, der bei solchen Gel

Digitized by Google

heiten dem Becher wacker zusprach, durch eine Kollektiv-Erklärung die Unfähigkeit der Erbprinzen und die Nothwendigkeit einer anderweitigen Anordnung der Thronfolge vorzuführen, dann wo möglich die Unterschrift einer schon bereit gehaltenen Verordnung abzulisten und nach Erlangung derselben dem Prinzen Maximilian sogleich als Erbprinzen zu huldigen. Daß dieser Plan vielfachen Anklang fand, ist sehr wahrscheinlich, denn der Erbprinz Georg war nirgends beliebt, und man versprach sich von dem lebhaften und unternehmenden Prinzen Maximilian weit mehr für die Zukunft. Das Komplott zählte offenbar eine große Anzahl Theilnehmer unter dem höhern Adel, und es ist unzweifelhaft erwiesen, daß selbst einige von den besonderen Günstlingen des Herzogs Ernst August darein verwickelt waren, welche dann selbst die Hauptschuld auf Moltke schoben. Genug, die Verschwörung war schon ziemlich weit gediehen und die Verschworenen eines Theils des Heeres sicher, als die Erbprinzessin Sophie Dorothee (die nachmalige segenannte Prinzessin von Ahlden) durch einen ihrer Günstlinge (man sagt sogar durch den Grafen Philipp von Königsmark selbst) von dem Vorhandensein des Komplotts Kunde erhielt unter dem feierlichen Versprechen, daß sie dasselbe weder dem Herzog Ernst August noch ihrem Gemahl Georg mittheile, mit welchem sie obuedem sehr gespannt war, weil er sie einmal vor Zeugen, namentlich seiner Schwester und deren Gemahl, dem Kurprinzen und nachmaligen ersten König von Preußen, thätlich mißhandelt hatte. Sophie Dorothee nun schien anfangs das Komplott sehr zu mißachten, aber später erweckte es ihr doch einige Besorgniß und sie schrieb darüber an ihre Mutter, die Herzogin von Celle, die nun ihrerseits dem Herzog, ihrem Gemahl, davon Kunde gab, worauf dieser einen seiner vertrauten Cavaliere mit einem eigenhändigen Schreiben an den Herzog Ernst August absandte, um diesen zu verwarnen. Am Sonnabend den 19. September 1691 war in den Gemächern des fürstlichen Schlosses ein kleiner Kreis von Höflingen versammelt, welche Karten spielten, und Herzog Ernst August saß selbst mit an einem der Spieltische, als einer der dienstthuenden Kammerjunker dem Herzog einen Brief von Celle überreichte und die Ankunft des Cavaliers meldete, welcher dem Briefe noch mündliche Erörterungen beizugeben habe. Der Oberjägermeister Moltke war gerade als Kämmerer im Dienste und stand hinter dem Stuhle des Herzogs, als dieser ihm seine Karte reichte mit der Weisung, für ihn die Parthie zu Ende zu spielen. Graf Moltke fühlte sich hiedurch sehr geschmeichelt und spielte den ganzen Abend fort, da der Herzog nicht wieder erschien, nachdem er den Brief gelesen und dessen Ueberbringer empfangen hatte. Als die Gesellschaft auseinanderging und Graf Moltke langsam die breiten Stufen der großen Schloßtreppe heruntersties, denn aus Stolz bediente er sich nie der schmalen Treppe, trat ihm plötzlich aus dem Dunkel des äußern Säulengangs, welcher sich längs der ganzen Innenseite des Schloßhofs hinzog, der Generalmajor von Weihe entgegen und forderte ihm den Degen ab mit den Worten: „Herr Oberjägermeister, Sie sind mein Arrestant.“ — Moltke war anfangs ganz bestürzt, sammelte sich aber schnell wieder, zog den Degen und wollte sich zur Wehre setzen. Der Generalmajor hielt ihm jedoch den Verhaftsbefehl mit der herzoglichen Unterschrift entgegen, und drohte bei fortgesetztem Widerstand einige Gardereiter herbeizurufen, welche im Schatten der Pfeiler standen. Jetzt sah sich der Oberjägermeister verloren, gab seinen Degen ab und ließ sich in die Marschallsstube führen, von wo ihn um Mitternacht eine militärische Wache in das Staatsgefängniß beim Cleverthore brachte. Am folgenden Tage wurden in der Wohnung Moltkes auf der Leinestraße, der Schloßwache gegenüber, seine Papiere, Briefschaften und sonstigen Effekten versiegelt, wobei die stolze Gräfin Moltke bei Eröffnung eines heimlichen Gemachs den Gerichtspersonen ein silbernes Nachtgeschirr mit den Füßen zugeschoben mit den Worten: „da, ihr Herren! ihr müßt dieses auch versiegeln!“ — Die Räthe verwarnten sie entrüstet, nicht allzu vermessen zu sein, denn sie dürfte wohl bald klein zu geben. Die Untersuchung ward mit großer Emsigkeit betrieben, hat aber die Schuld des Oberjägermeisters nicht ganz unzweideutig nachgewiesen, wie er denn auch den Prinzen nicht mit Anschuldigungen gravirte, obschon dieser und die übrigen Verschworenen die Hauptschuld auf Moltke's Schultern bürdeten. Sein Tod war ohnedem im Voraus beschlossen, denn Ernst August und seine Räthe glaubten, „es müsse ein Exempel statuiret und der Trotz derer vom Adel gebrochen werden, auf daß nicht wiederum derartige Felonie vorkomme.“ Das Urtheil des Gerichts lautete auf Todesstrafe durch das Rad, geschärft durch vorheriges Angreifen mit glühenden Zangen und nachheriges Viertheilen. Graf Moltke wollte mit seinen sämmtlichen Gütern und Besitzungen sein Leben erkaufen, aber der Herzog lehnte nicht nur

Digitized by Google

dieses ab, sondern blieb unerbittlich gegen alle Fürsprachen der Verwandten des Verurtheilten, ja der Herzogin selbst, und gegen einen Fußfall des 12jährigen Sohnes des Grafen Moltke. Die einzige Milderung des Urtheils bestand darin, daß man es auf einfache Enthauptung reducirte. Die Aufzeichnung eines Zeitgenossen hierüber in einer handschriftlichen Chronik schildert den Schreck und die Bestürzung der ganzen Moltke'schen Familie und des gesammten hannöverisch-braunschweigischen Adels darüber, daß einer aus ihrer Mitte wie ein gemeiner Verbrecher vor versammeltem Volk hingerichtet werden sollte. Man beschloß dieser Hinrichtung vorzubeugen durch Begünstigung der Flucht des Verurtheilten, und stellte ihm durch seinen Diener Buchholz, der ihn im Gefängniß bedienen durfte, ein Fläschchen mit Scheidewasser zu, womit er eine Stange des Gitters vor dem Fenster seiner Zelle durchätzte und eine Oeffnung bildete, durch welche der Gefangene hinausschlüpfen konnte. Die Flucht sollte in der Nacht vor dem Osterfest, den 26. März, vor sich gehen, indem Buchholz seinen Herrn am Seile herunterlassen und dieser unten durch die Leine schwimmen und am jenseitigen Ufer in einem Garten einen Diener mit zwei Pferden und trockenen Kleidern und den nöthigen Reisemitteln finden sollte. Die Wache am Cleverthore war angeblich durch Wein trunken gemacht, den man mit einem Betäubungsmittel versetzt hatte. Als jedoch Moltke am Seil heruntergelassen ward, riß dieses und der Gefangene stürzte mit lautem Schalle zu Boden. Der Posten stutzte, als er eben zum Trunk ansetzte, lief herbei und packte den Oberjägermeister, der ihm nun hundert Thaler dafür bot, daß er ihn laufen lasse. Aber der Soldat rief die Wache heraus, und diese ergriff Moltke und brachte ihn in den Kerker zurück. Beim Eintritt in seine Zelle stürzte er sich auf ein Schreiben an den Herzog, das er auf dem Tische zurückgelassen hatte; aber der Korporal von der Wache kam ihm zuvor und steckte den Brief zu sich, der die Aufschrift trug: „Christ ist erstanden, Moltke ist entgangen, das thue ich meinem Herrn zu wissen." In dem Schreiben selbst aber soll der Gefangene seinem Herrn mit höhnischer Verachtung für sein bisheriges Logis gedankt und sich erboten haben, gelegentlich gleiche Gastfreundschaft an ihm zu üben. So sehr vermeinte der stolze Mann seiner Flucht sicher zu sein. Der Diener Buchholz saß am Tisch, stützte den Kopf auf denselben und stellte sich schlafend; er ward jetzt auf die Thorwache geschleppt, aber später in Anbetracht seiner aufopfernden Treue gegen seinen Herr auf wenige Jahre des Landes verwiesen. 2 Ostermorgen Moltke's vereitelter Fluchtversu kannt ward, freute sich beinahe die ganze Einw schaft der Stadt darüber, und die Gassen sangen zum Spott auf der Straße: „Christ standen, Moltke ist entgangen, aber wieder gefa Am 15. Juli sollte Moltke hingerichtet werden die fürstliche Familie reiste nach Lindsburg. Richtplatz ward ein Ravelin des Walls ausse da wo jetzt die offene Reitbahn ist, und mit vierfachen Militärcordon umgeben. Morgens 1 fuhr Moltke in seiner eigenen schwarz ausgeschl Staatskutsche dahin, welche von zwei, mit schwarzen Decken behangenen Rappen gezogen und von einer starken militärischen Bedeckun geben war. Zu des Verurtheilten Seiten saß beiden Oberhofprediger Barkhaus und Eryt und zu beiden Seiten des Wagens ging die T schaft Moltke's in Trauerkleidern. Als der Deli die große Menschenmenge und Aller Augen a gerichtet sah und das beifällige Gemurmel fiel er in Ohnmacht und sank Erythropel'n i Schoos, welcher ihn aus dem Worte Gottes aufzurichten suchte. Unweit der Bastei stieg e ein langer Trauermantel wallte von seinem und ein schwarzer Flor von seinem Hute in der Hand hielt er ein Gebetbuch. Er grüß Offiziere durch Enthlößung seines Haupts, u dann auf der linken Seite an die Ecke der wehr vor das hochnothpeinliche Gericht, welch Schulze Salder, umgeben von seinen Beisitzern zwölf Geschwornen der Altstadt sammt ihrem mann, sämmtlich in Mänteln, hegte. Der G schulze fragte: „Ist es so viel am Tage, da allhie peinliches Gericht anstellen kann?" Der mann und die Geschwornen der Altstadt, au Gebiet die Richtstätte lag, antworteten n hierauf verlas der Gerichtsschulze die Urtel d versitäten und die mildernde Umwandlung d bestrafe durch den Herzog, und der Stab w brochen. Moltke setzte seinen Hut wieder a zwischen den beiden Seelsorgern in den inner der Bastion hinauf zum Richtplatz, sah nach allen vier Weltgegenden um, legte sein kleid ab und sang: „Vor Gericht, Herr Jes ich hier," kniete hierauf nieder und ließ einem eigens dazu selbstgewählten Unteroffi Augen verbinden. Als der Scharfrichter etwa trat, um zu untersuchen, ob am Halse des

Digitized by Google

quenten dem Schwert nichts entgegen sey, mochte dieser unter dem Tuche hinweg den Nachrichter an seinen Strümpfen erkennen, denn er sprang auf, riß sich die Binde von den Augen und rief zornig: „Habe ich nicht gesagt, daß mich niemand antasten soll?“ Dann kniete er abermals nieder, ließ sich das Tuch wieder vorbinden und empfieng den tödlichen Streich. Seine Grabstätte war noch nicht bestimmt, denn weder die Altstadt noch die Neustadt wollten seiner Leiche eine Stelle auf ihrem Gottesacker einräumen; man brachte daher den Leichnam in die Reitbahn und verwahrte ihn daselbst einige Tage unter Bewachung, bis der Befehl des Landesherrn eintraf, daß man ihn außen an der Mauer der Neustädter Kirche verscharren sollte. Der Groll gegen den Gerichteten erstreckte sich so weit, daß die Todtenfrau, welche Kopf und Hals der Leiche gewaschen und wieder zusammengenäht hatte, von der Gemeinde sofort ihres Dienstes entlassen ward. Als man etwa hundert Jahre später eine Reparatur an der Kirchenmauer vornehmen mußte, grub man verschiedene menschliche Gerippe auf, in deren einem an den durchbauenen Halswirbeln dasjenige des Grafen Moltke erkannt wurde. Der Prinz Maximilian war ebenfalls in's Gefängniß gesetzt worden, aber mit Komivenz seiner Mutter und wahrscheinlich auch seines herzoglichen Vaters entflohen, um der Welt das Aergerniß eines Kriminalprozesses gegen einen Prinzen wegen Hochverraths zu ersparen. Er hatte in den ersten Verhören auf wenig männliche Weise gegen seine Mitverschworenen und Gehülfen ausgesagt, namentlich gegen den Oberjägermeister. Auf seiner Flucht begab er sich nach Rom, wo er Anno 1692 zur katholischen Kirche übertrat, worauf er in österreichische Dienste ging. Von seiner Familie ganz losgesagt und selbst mit seiner Mutter gespannt, die ihm doch bis zu ihrem Tode noch so treu angehangen hatte, starb er zu Wien als General-Feldmarschall. Was für Strafen die übrigen Mitverschworenen betroffen, das melden unsere Quellen nicht, aber auch sie mögen erfahren haben, daß mit den großen Herren nicht gut Kirschen essen ist.

Schildkrötenfang am Amazonenstrom.

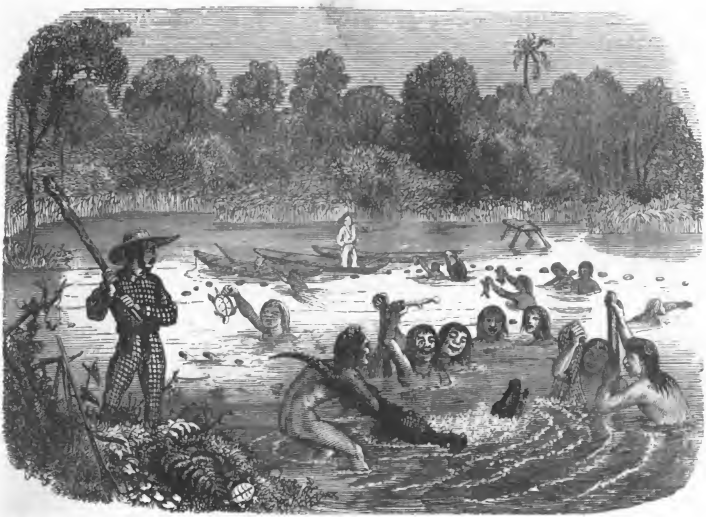
Die Schildkrötenjagd ist am Amazonenstrom ein so großes Vergnügen, als das Aufsuchen ihrer Eier auf den niedrigen Eilanden in dem Strome selbst ein gewinnbringendes Geschäft für die Indianerstämme, welche die Ufer jenes gewaltigsten Stromes der Erde bewohnen. Die Indianer in der Nähe von Ega besitzen eine ungemeine Geschicklichkeit im Erlegen der dicht unter der Oberfläche des Wassers schwimmenden Schildkröten mittelst Bogen und Pfeilen, welch letztere mit einer ganz eigenthümlichen und sinnreichen Vorrichtung versehen sind. Die Spitze des Pfeils, ein scharfgeschliffenes lanzettförmiges Stück Stahl, ist nämlich an einem Pflock befestigt, der in die Tille am obern Ende des Pfeilschafts paßt, und mit dem letztern durch eine starke Schnur aus Ananasfasern verbunden. Das eine Ende der Schnur ist an dem Pflock der Spitze befestigt, die Schnur selbst aber in einer Länge von vierzig bis fünfzig Ellen ganz hübsch um den Pfeilschaft gewunden. Sobald die Pfeilspitze durch die Schale der Schildkröte gedrungen ist, fällt der Pflock aus seiner Tille heraus, das getroffene Thier taucht damit in die Tiefe und läßt den Schaft, von dem sich die Schnur abwickelt, auf der Oberfläche des Wassers schwimmend treiben. Wenn dies geschehen ist, rudert der Schütze in seinem Boote an Ort und Stelle und zieht das Thier sachte an der Schnur herbei; gibt ihm dabei den Zügel wenn es tauchen will, und bringt es nun allmählig an die Oberfläche, wo er es wieder mit einem neuen Pfeil trifft. Mit der vermehrten Haltkraft der beiden Schnüre gelingt es ihm dann ohne große Mühe, seine Beute an's Land zu bringen, obschon die Schildkröte im Wasser trefflich schwimmt und taucht.

Aber noch häufiger bedienen sich die Indianer großer Schleppnetze zum Schildkrötenfang, und eine derartige Jagd mit einem kleinen lustigen Zwischenfall stellt unser umstehendes Bild dar, welches keine müssige Erfindung, sondern dem vortrefflichen Reisewerke eines englischen Naturforschers Bates entlehnt ist, welcher den Amazonenstrom und das nördliche Brasilien als wissenschaftlicher Forscher bereist und sich auf unserem Bilde selber abkonterfeit hat. Die Orte wo diejenigen Schildkröten vorkommen, auf welche es abgesehen ist, sind große Tümpel oder Weiher, in welchen beim Zurücktreten der Hochwasser des Stromes noch 4—8 Fuß Wasser zurückbleiben und worin die jungen Bruten der Schildkröten sich gewissermaßen mästen. Die Pfuhle oder Tümpel liegen ungefähr 2—3000 Schritte hinter den gewöhnlichen Uferböschungen des Amazonas, ganz im dichtesten Urwalde versteckt und bilden auf viele Meilen hin eine Kette von Seeen oder Lachen, welche parallel mit dem Stromesufer laufen.

Der Pfuhl, worin die auf S. 16 abgebildete Jagd

Digitized by Google

stattfand, bedeckte einen Flächenraum von 4—5 preuß. Morgen und war durchaus etwa fünf Fuß tief, wovon vier Fuß Wasser und ein Fuß weicher feiner Schlamm und Sand. Er war dicht vom Walde eingeschlossen, welcher an malerischer Manchfaltigkeit und Gruppirung der Bäume und des Laubwerks unvergleichlich schön war. Die Uferränder des Tümpfels waren auf einige Entfernung hin sumpfig und mit großen Büscheln eines schönen, Matupà genannten Grases bedeckt, und über diese Büschel her wucherten an vielen Stellen wieder große Farnkräuter, während außerhalb derselben dichtgeschaarte Reihen von baumförmigen Aroideen (Aaronswurz-artigen Gewächsen) bis zur Höhe von 15 oder 20 Fuß hinanwuchsen und eine Art grüner Hecken bildeten. Hinter diesen und um das Ganze herum standen dann die höheren Waldbäume: schlanke Assaipalmen, 30 Fuß hoch, mit dünnen nickenden Federkronen und anmuthig gebogenen Stämmen, Cecropien, kleine Palmen mit fächerartigen Wedeln, und als Hintergrund für all diese hohen luftigen Gewächse die umfangreichen dichten Massen der gewöhnlichen Waldbäume, welche durch zahllose rankende und kriechende Schlinggewächse mit einander verbunden waren, so daß Guirlanden, Gewinde von Laub und Blüthen und reichblätterige Schmarotzerpflanzen beinahe von jedem Ast und Stamme herunterhingen. Die Indianer hatten ein Netz von beinahe hundert Ellen Länge mitgebracht, welches nun Nachmittags ausgestellt wurde. Die sumpfige schwammige Beschaffenheit der Ufer erlaubte es nicht, das Netz so auszuwerfen, daß es an's Ufer gezogen werden konnte. Daher ward es von zwei Indianern genommen und am einen Ende des eiförmigen Pfuhls in einer Kurve ausgebreitet, und als die Indianer damit fertig waren, hielten sie es an senkrechten Stangen, die an beiden Enden befestigt waren, aufrecht. Das Netz war ungefähr so breit als das Wasser tief; die untere, mit Gewichten beschwerte Seite blieb daher am Boden, während die obere durch Schwimmer an der Oberfläche gehalten wurde, so daß das ganze Netz, wenn man seine Enden zusammenbrachte, eine vollständige Falle bildete. Der Rest der Jagdgesellschaft vertheilte sich nun um den Sumpf am entgegengesetzten Ende des Teichs herum und begann mit starken Stangen auf die dichten Büschel des Matupà-Grases zu klopfen, um die darin versteckten Schildkröten nach der Mitte hinzutreiben. Nachdem diese Klopfjagd ungefähr eine Stunde gedauert hatte, zogen sich die Treiber allmählig näher zusammen und trieben die Masse der Schildkröten vor sich her, und die Menge der klein Schnauzen, welche immer über das Wasser emp tauchten, verrieth, daß alles gut ging. Je nä die Männer dem Netz kamen, desto lauter schri sie, desto wilder schlugen sie mit ihren Stöcken Wasser. Jetzt faßten mehrere kräftige Bursche Enden des Netzes an, zogen sie gegen einander übereinander und schlossen damit ihre ganze Be wie in einen Kreis ein. Die übrigen Män sprangen nun in die von dem Netz gebildete E hegung hinein, die Kähne wurden herangerudert die Schildkröten mit den Händen ergriffen und die Nachen geworfen. Dieß ging so schnell, daß in jedem Kahne befindliche Mann gar nicht Stande war, alle Schildkröten auf den Rücken legen, weßhalb viele wieder über den Bord Kahns krochen und in's Wasser zurückkehrten. D noch wurden sämmtliche drei Kähne gefüllt und u fähr 80 Stück Schildkröten innerhalb 20 Minu gefangen und an's Land gebracht, wo man ih die Füße kreuzweise mit Baſt zusammenband, da sie nicht davonlaufen konnten. So wurden die Kä zweimal gefüllt mit lauter schönen, fetten, jun Schildkröten, welche drei bis zehn Jahre alt mochten und an Größe von einem halben bis anderthalb Fuß rhein. abwechselten. In Schale gebraten, geben diese Thiere ein äuß leckeres Gericht. Diese jungen Schildkröten w dern beim Zurücktreten der Hochwasser niemals den Alten, sondern bleiben in diesen laumarm Teichen und mästen sich von den hineinfallen Früchten und den Schalthieren und Würmern feinen Schlammes. Auch einige Mutterschildkrö wurden gefangen, die man daran erkannte, daß Hornhaut ihrer Brustplatten von dem Hinkrie über den Sand bei dem vorjährigen Eierlegen g abgeschliffen war; sie hatten offenbar ein Verse begangen, indem sie in dem Teiche geblieben, d sie waren voll Eier, die sie nun in der Verzweifl zur Legezeit über den ganzen Sumpf verstreuen w den, wie die Indianer sagten. Einige alte männl Schildkröten — Capitaris, wie sie bei den Indian heißen, — wurden gefangen aber wieder losgelas denn man ißt sie nicht, da man ihr Fleisch für gesund hält. Sie sind ungleich seltener als die W chen und unterscheiden sich von diesen deutlich d geringe Größe, rundlichere Gestalt und größere L und Dicke der Schwänze. Bei einer Wiederhol der Jagd am nächsten Tag war der Fang l nicht so ergiebig, obschon noch Schildkröten ge



Schildkrötenfang am Amazonenstrome.

da waren, denn diese Thiere waren jetzt gewitzigter, und ließen sich nicht mehr so leicht durch Treiben zusammenbringen. Als das Netz zusammengezogen und die Männer hineingesprungen waren, gab es ein kleines Abenteuer, denn man fand, daß man einen jungen Alligator mit eingeschlossen hatte. Nun fürchtete zwar sich niemand vor dem Thiere selber, aber man hatte sehr bange, das eingefangene Beest könnte das Netz zerreißen. Zuerst rief einer: „Ich habe seinen Kopf angefaßt!“ — Dann ein anderer: „Er hat mich am Bein gestreift!“ und einer der Indianer, ein hochaufgeschossener Bursche, verlor das Gleichgewicht und plumpte ins Wasser, was endloses Gelächter und Heiterkeit erregte. Endlich packte ein Indianerjunge von etwa 14 Jahren das Krokodil beim Schwanze und hielt es fest, bis er dessen geringen Widerstand überwunden hatte und im Stande war es an's Ufer zu bringen. Das Netz ward nun geöffnet und der Junge schleppte das gefährliche aber feige Thier eine Strecke von ungefähr hundert Schritten weit durch das schlammige Wasser. Mittlerweile hatte Herr Bates einen starken Prügel von einem Baume geschnitten, und gab damit dem Alligator, sobald er auf festen Boden gezogen war, einen wuchtigen Streich über den dicksten Theil des Kopfs, der ihn augenblicklich tödtete. Es war ein Thier von ziemlicher Größe, beinahe neun Fuß lang; die Kinnlade allein maß mehr als einen Fuß in der Länge, und war vollkommen im Stande, einem Mann das Bein entzwei zu beißen. Das Krokodil gehörte zur Art des großen Kayman, der bei den Indianer am Amazonas Jacaré-wassée, bei den Naturforschern Jacaré nigra heißt, und gar nicht sehr gefürchtet ist, da er ungereizt und namentlich im Wasser nur selten den Menschen angreift, sondern meist bei dessen Annäherung entweicht. Die Schildkröten liefern ganzen Indianerstämmen jener Gegend viele Monate des Jahres hindurch ihre Hauptnahrung, und aus den zerschlagenen Eiern, die zur Legezeit auf den flachen Sandeilanden des Stroms emsig von Weißen und Farbigen gesammelt werden, bereitet man durch Zerstoßen die fette, an Eiweißstoff sehr reiche und darum höchst nahrhafte Schildkrötenbutter, die sich Monate lang aufbewahren läßt und darum ebenfalls ein äußerst werthvolles Nahrungsmittel jener Länder ist.

Digitized by Google

Das Glasmännchen.

Eine Weihnachts-Geſchichte für Jung und Alt, in ſechs Kapiteln.

Tobias und Fritzche" begegnen der Frau Mehe und Kathi.

I.

Es war Weihnachts-Abend oder „heiliger Abend", wie er in vielen Gegenden Süddeutſchlands ſo ſchön und mit Recht heißt, denn ein lieber, heiliger Abend iſt es. Die Stadt war ungewöhnlich ſtille und doch belebt. Auf Gaſſen und Plätzen, auf Markt und Straße lag tiefer Schnee, als hätte der heilige Chriſt auch ſie mit einem reinlichen weißen Tiſchtuch überdecken wollen, den Menſchen eine Freude daraus beſcheren. Dabei war es grimmig kalt und ſo klar daß die Sternlein über den kahlen Bäumen am Platz ſchimmerten wie Lichtlein am Chriſtbaume. So heller und voller aber tönten die Glocken von beſchneiten Thürmen herab ihr Vespergeläute über weite Stadt hin und ſpendeten milden Friede ns in die Herzen.

Digitized by Google

Die Vesper in der Peterskirche war so eben zu Ende; die Lichter erloschen, um sich erst spät am Abend bei der Christmette noch einmal zu entzünden! die hohen Pforten wurden verschlossen und das Windlicht des Meßners, das in der hohen weiten Kirche zwischen den Säulen anzuschauen war wie ein Irrlichtchen im hohen Walde, wanderte der Sakristei zu. Da öffnete sich das kleine Pförtchen in einem Winkel des hohen Portals und die Stufen herunter kam ein kleines hageres Männchen im leichten schwarzen Röckchen von fast vorsündfluthlicher Gestalt, das vor Alter und Verlegenheit über seine ungewohnte Form beinahe ins Schamröthliche spielte. Das Männchen trug auf dem Kopfe einen schon alten Hut von gleich zweifelhafter Farbe und schleppte mühsam auf dem Arm einen Knaben, den es jetzt, in ein altes Frauenumschlagtuch gehüllt, auf die Treppenstufe setzte und an die Mauer lehnte, während es sich selbst nach dem Pförtchen zurückwandte, das Lämpchen seiner Laterne behutsam ausblies, diese sammt dem Feuerzeug in eine Ecke auf die Schwelle setzte und das Pförtchen dann wieder verschloß. Ein eisig kalter Windstoß durchschauerte den ärmlich gekleideten Mann vor Frost, und hastig raffte er den schmächtigen Knaben auf den Arm und eilte mit ihm die Stufen hinab und über den kleinen freien Platz, und durch die engen Gassen der Altstadt zu. Der kalte Wind pfiff so heftig, daß es schien, als wolle das kleine Männlein sich warm laufen. Auch dem Knaben entfuhr ein Seufzer. — „Friert Dir auch, lieb Söhnchen?" fragte der Mann zärtlich.

„Nein wahrlich, liebes Väterchen," versetzte der Kleine mit seinem schwächlichen dünnen Stimmchen; „Ihr habt mich ja so warm eingemummelt, daß kein Lüftchen an mich kommen kann. Aber ich seufze nur, weil die Musik so schön war, ach so himmlisch schön... ich hab' ordentlich weinen müssen in meinem Eckchen und möcht' nur noch immer und immer fort weinen... Aber Ihr friert so heftig, lieb Väterchen, und könnt Euch nicht einmal die Hände in die Tasche stecken, weil Ihr mich traget. Hättet Ihr mir lieber mein Krückchen mitgenommen, da wäre ich allein gegangen!"

„Und wärst wieder hingestürzt auf der spiegelglatten Straße und hättest mir das andere Bein auch noch gebrochen, oder den Arm, Fritzchen, und wärest noch unglücklicher geworden!" versetzte das Männchen keuchend. „Nein, besser ist's, ich trag' Dich, da wird mir schon warm dabei werden!"

„Gott vergelt's Euch, lieber Vater, was Ihr so gut seyd mit mir armen Kinde!" flüsterte der Knabe und lehnte seine warme Wange an die frostige des Vaters. „Aber wohin wollt Ihr denn, lieb Väterchen? Ihr geht ja nicht auf dem geraden Weg heim?"

„Nein, heute nicht, Fritz! will Dir noch eine Freude machen, mein Kind; will Dich über den Marienplatz und die Kaufingergasse und den Dultplatz tragen, daß Du noch all' die schönen Sachen sehen kannst, die dort ausgestellt sind! Bist ja die ganze Christdult über nicht in die Stadt hereingekommen!"

„Aber das macht Euch ja müd', Vater; und Ihr habt noch so viel zu thun; müßt ja noch einmal in die Kirche, und müßt noch die Husarenkleider für die Frau Mohr machen, die dem kleinen Leopold das heilige Christkind bescheren soll!"

„Gib Dich nur zufrieden, mein Bübchen; auf so 'n halb Stündchen kann mir's ja doch nicht ankommen mit Dir armem Närrchen; an Dir, fürcht' ich, wird ohnedem heuer das Bescheren ausgehen!" sprach Tobias Dalem wehmüthig, und umschloß den Knaben noch zärtlicher. „Schau', mein Junge, die Zeit ist so herb, und der Verdienst so klimperklein, und wenn man für sechs Kinder zu sorgen hat..."

„Und für das alte Großmütterchen," setzte der Knabe hinzu, denn dem Manne hatte die Stimme versagt vor tiefer Bewegung. — „O schweigt nur, lieber Vater, ich weiß ja Alles. Was brauch' ich denn auch, das ich mir wünschen sollt'! Denn ich hab' ja meinen Vater und Mutter noch, und bin schon ein großer Bub, dem beschert das Christkindchen Nichts mehr... Aber weint nur nicht, Väterchen, das thut Euren armen Augen nicht gut! Ich hab' schon meinen schönsten Christ in der Kirche gehabt bei dem wunderschönen Vespergesang!"

„Und weil ich Dir denn heuer gar nichts geben kann, mein Bübchen," fuhr der kleine Mann fort, „und weil Du ein gescheidtes folgsames Kind bist, so will ich Dir wenigstens all die schönen Sachen zeigen, die für die reichen Leute zu kaufen sind... Schauen macht ja auch Freude, und Du, armes Fritzchen, der Du doch auch Dein Lebtage ein armer Schlucker bleiben wirst wie Dein Vater, mußt Dich früh daran gewöhnen, mit dem Schauen vorlieb zu nehmen. Aber der liebe Herrgott wird auch seinen Grund gehabt haben, daß er es so und nicht anders eingerichtet hat, schätz' ich; darum gottlob, daß wir's wissen und glauben können!"

„Ja, gottlob, liebes Väterchen!" sagte der Knabe mit rührender Ergebung. „Sind wir ja doch sonst

gesund und haben unser tägliches Brod, und in einem Jahr oder drüber, wenn ich gefirmt bin, will ich schon helfen, daß es uns weiter reicht. Da lieg' ich der Frau Mutter und dem Vater nicht mehr länger auf dem Brodkorb!"

Der alte Tobias Dalem lehnte seine rauhe Wange an des Kindes Stirn und war namenlos glücklich. Es war die reinste Vaterfreude, die sein Herz erfüllte ob dem friedlich-tröstlichen Tone des gutgearteten verständigen Knaben. Tobias Dalem war ein ehrsamer Schneidermeister, gebürtig aus einem Dorfe an der fernen Mosel. Dort hatte er gelernt, aber in seinem siebenzehnten Jahre, da er kaum zum Gesellen gesprochen war, hatten ihn die Werber vertrieben, die in den damaligen Kriegeszeiten alle jungen Bursche unter das Kalbfell trieben. Dem ersten Aufgebot war er entgangen, weil er gar so schwächlich war, daß sie nicht gewagt hatten, ihm auch nur eine Trommel anzuhängen: aber die Werber kamen wieder, und nahmen wohl noch schwächere als er war, zum „Kanonenfutter". Die Kartätschen, sagten sie, flögen leichter über die Kleinen hin, als über die Großen, darum seyen ja jene noch besser daran. Damals also ging Tobias mit seinem ärmlichen Bündel und Wanderbuch in die Fremde, wenige Groschen im Sacke, denn seine Mutter war arm. Er kam in die Stadt, wo wir ihn noch treffen, und fand Arbeit bei einem kleinen greisen Meister. Der gewann den stillen sanften Tobias lieb, und dieser blieb bei ihm bis an sein Ende. Darnach diente er der Wittwe noch treu und redlich acht Jahre lang, bis sie ihn beirathete. Zwar war sie achtundvierzig und er achtundzwanzig Jahre alt, aber darnach frägt man unter armen Leuten nicht viel. Die Wittwe brauchte einen tüchtigen Gesellen, der ihr das Gewerbe fortführte, und heirathete den kleinen Tobias lieber, ehe dieser eine Andere nahm und sie ihn dadurch verlor. Tobias dagegen war mit Frau Huckl immer gut ausgekommen, und that den Schritt gerne; ward er doch Meister und kam in's Brod, was galt's ihm also, daß die Leute höhnten und sagten: seine „Alte" sey Herrin im Hause? Liebe hatte keines vom Anderen verlangt — Jedem genügte, daß das Andere seine Pflicht that. Die Liebe im Sinne der Dichter ist, wie die Dichtkunst selber, ein Kind des Ueberflusses oder wenigstens der Genüge; im rauhen Boden des Mangels gedeiht sie nicht. — Nach sechs Jahren löste der Tod die Ehe, welche für den stillen Mann nicht ohne herbe Prüfungen gewesen war, und Tobias erbte von der kinderlos Verstorbenen das wenige Mobiliar und die geringe Kundschaft. N einem langen Trauerjahre heirathete der junge Mei abermals und zwar ein armes Dienstmädchen, keine anderen Reichthümer hatte als seinen g Ruf, seine rüstigen Arme, ein treues ernstes fr mes Gemüth, und viel Liebe zu dem kleinen bra Schneiderlein. Crescenz war nur zwei Jahre jün als ihr Mann, aber der Himmel bescherte i Paare noch reichen Kindersegen. Allein dieser Se der zwar die Leutchen mit großer Freude erfü legte ihnen doch auch viele und große Lasten denn es galt, die Kinder zu nähren, zu kleid zur Schule zu schicken. Die paar hundert Gulk welche Tobias erspart und ererbt hatte, schlüp unvermerkt in die Wirthschaft hinein, weil die Zei trotz dem Frieden hart waren und das Gewe oft stockte. Der arme Tobias war natürlich moderner Schneider, keiner der geschickten Kleid künstler oder maîtres-tailleurs, wie sie alljähr von London und Paris und Brüssel zurückkomm — keiner jener Nadelkünstler, die die Ideale der lan schen Göttin Mode so schön zu verwirklichen wiss Er war nur ein ganz gewöhnlicher solider Schnei vom alten Schlage, der alte Männer und Kin und Handwerker kleiden konnte; aber die alte Kun schaft starb allmählig aus, und die herrschende G neration lief den jüngeren Herren Kleidermachern die auch aus sich etwas zu machen wußten. Da kar denn bald, daß der arme Tobias von der Hand den Mund leben mußte und Mühe hatte, für sein kleinen Haushalt zu sorgen. Allein die Noth m erfinderisch, und wer da arbeiten will und gedul und genügsam ist, der findet schon sein Auskomm Es gelang ihm, Bälgentreter in der Peterskir zu werden, und Frau Dalem wusch für die Le im Hause und daheim, und gewann eine Kundsch Und als nun ihr Vater, der Taglöhner auf ein Dorfe gewesen, starb und ihre arme blinde Mu der dürftigen Gemeinde zur Last fiel und von di in ein Pfleghaus, das Gutleuthaus, gebracht wer wollte, da erbarmte es den wackern Tobias, er wollte es nicht zugeben und nahm das bli Mütterchen in sein Haus oder vielmehr in die z Stübchen auf, die er als Miethsmann bewoh Wo achte essen, sagte er, da findet auch ein neun Sättigung. Und die Blinde konnte ja spinnen die Kinder hüten. Später zeigte es sich nun al dings, daß die nennte Person oft so wenig satt b als die acht anderen, aber die Großmutter mu nicht, sondern spann nur um so fleißiger. Tob

Digitized by Google

aber erweiterte noch seinen Wirkungskreis: er ward Leichenbitter, Hochzeitsdiener, Krankenwärter, Ausläufer, kurz Alles, was den Seinigen nur ein Krümchen Brod in's Haus schaffte, und der Segen des Himmels war mit ihm, denn „Gottvertrauen" pflegte er zu sagen, „läßt nicht zu Schanden werden." Wenn er so mit seinen sechs Kindern um den Tisch saß, fand sein Herz immer schlichte schöne Worte des Gebets, die jenes felsenfeste Vertrauen rechtfertigten, und sein dünnes Stimmlein sang mit dem Rothkehlchen über seinem Tischchen um die Wette die schönen alten Lieder Gellert's und Anderer, wenn er mit seinen blöden Augen alte Kleider flickte, und sein Herz kannte keinen Neid gegen irgend Wen auf Erden, wenn er nur die Seinigen zufrieden sah.

Tobias wohnte in einem alten gebrechlichen Hinterhäuschen, das im fernsten Winkel eines großen Hofes der Glockengasse stand. Rings umher standen neue große Häuser, die ihre stolzen Fronten dem Graben zukehrten, denn dieser Stadttheil war bis auf die wenigen Speicher und Hintergebäude vor wenigen Jahrzehnten abgetragen und beinahe ganz neu und geräumig wieder aufgebaut worden. Das alte Häuschen aber stak zwischen den hohen Mauern der Nebengebäude so tief, tief versteckt, als hätte es sich aus schamhafter Verlegenheit hieher verkrochen. Es gehörte sammt dem großen Vorderhause, dem Garten und zwei Nebengebäuden der Frau Mohr, der Wittwe eines reichen Bierbrauers, die mit ihrem einzigen Söhnchen die Beletage im Vorderhause bewohnte und einen Einspänner, mehrere Mägde, einen Kutscher und viele viele Tausend Gulden in Pfandbriefen und Staatsschuldscheinen hatte. Und der arme Tobias, der all das wußte, konnte sich kein größeres Glück denken, als das der Frau Mohr, die Alles so in Hülle und Fülle hatte. Aber er mißgönnte es ihr nicht, der dicken, stolzen, frischen Bräuersfrau, und in dem Augenblicke, da sein armes krüppelhaftes Söhnchen, der zwölfjährige Fritz, sich an seine Wange schmiegte und aus seinem treuen Kindesgemüth dem sorgenvollen Vater Trost einsprach, — da hätte er, der arme Tobias, sicher nicht mit der reichen Frau Mohr getauscht.

Mittlerweile waren sie in die Kaufingerstraße gekommen, wo aus den reichgeschmückten Läden und Magazinen heller Lichtschein auf die Straße fiel und hinter den bethauten Gläsern von Thüre und Fenster eine Pracht von Sachen ausgestellt war — den Reichen zur Auswahl, den Armen mindestens zur großen Augenweide, Manchem auch zur Qual, dem vor Neid das Herz bersten wollte. Aber der arme Balgentreter Dalem und sein Söhnchen kannten den Neid nicht; schon das Schauen machte sie fröhlich. Den Gebrauch der Mehrzahl dieser Herrlichkeiten, welche die Modewaaren-, die Quincaillerie-, die Porcellan- und Krystall-Gewölbe zierten, verstanden sie ja nicht einmal; ebenso wenig die duftig feinen Stoffe zu Ballkleidern, die hunderterlei Tafelgeräthe und nippes, die Vasen und Eisenguß- und Bronzegeräthe. Allein all das flimmerte und glänzte, es bildete einen Theil des ungeheuren Farben- und Formenspieles, das sich phantasmagorisch den abendlichen Wanderern enthüllte. Da verstanden sie noch eher die Leckerbissen, die der Zuckerbäcker ausgestellt: die Stollen, das Hutzelbrod, die schwammigen Lebkuchen von Nürnberg und die beigten von Basel, die Baumkuchen, Zimmtsterne, Pfeffernüsse, Quitten- und Zuckerbrode, u. dergl., und die Herrlichkeiten aus Traganth: den Lobgesang der Hirten, die Anbetung der drei Weisen vom Morgenlande, das Jesuskind im Kripplein mit der heiligen Mutter, daneben der bärtige Joseph mit Schnurzell und Art, und hinten an der Raufe Ochs und Eselein. Diese Bilder und Gruppen erbauten den alten Mann, der immer einen gewissen Hang zu träumerischem Nachdenken gehabt hatte, und den Knaben, der von des Vaters Arme niedergeglitten war, um Alles in seinen Einzelnheiten sehen zu können, und der über den Herrlichkeiten am Fenster gar kein Auge hatte für die übrige Pracht der Weihnachts-Schaustellung in dem geräumigen Gewölbe des Konditors, worin vornehme Herren und Damen in Mänteln und Pelzen sich mit wahrer Kinderneugier und wässerndem Munde drängten. Dann schritten sie weiter und kamen an das Schaufenster des Wildprethändlers, wo eine neue Welt von Räthseln sich den beiden Armen eröffnete. Da lagen Hasen und Kaninchen mit und ohne Balg neben gefrornen glitzernden Seefischen, Weisen, Lachsen, Rothfischen; da hingen schlanke Rehe, schwarze Gemsen und das niedlich gefleckte Damwild; da lag drohend der Kopf des Wildschweins mit dem gefährlichen Gewerf, das die Citrone zwischen den Zähnen recht deutlich betrachten ließ. Ferner hingen da braune Rebhühner mit den feinen klugen Köpfchen, schöne Schneehühner, Birkhühner, und darüber der König der Wälder, der stattliche Auerhahn; ferner Wildenten mit dem schillernden Sammet an Kopf und Spiegel, grausammetne Gänse, niedliche Krickentchen, schwarze Wasserhühner, seltsame Trappen mit dem Federschnurrbart, stattliche gemästete Truthühner, nur an der Brust gerupft, um das

Digitized by Google

leckere Fleisch zu zeigen; arme Drosseln, die man zu Dutzenden im Garne gewürgt; auch etliche Kibitze mit dem hübschen Federbusche und der grüngoldnen Brust, und eine Rohrdommel mit der schönen graugelben Halskrause, und kuriose Wasserschnepfchen, und ein kleiner Biber mit dem leckern Schwanze, der aus der Gegend der Gebirgs-Seen heruntergebracht worden war. Das gefiel dem armen Fritzchen noch am besten, denn das waren ja lauter Geschöpfe des lieben Gottes, die er in seiner Mannigfaltigkeit gar nicht gekannt, noch so nahe bei seinem Wohnort vermuthet hatte, und die er auch nicht kennen gelernt haben würde, hätte nicht ein dicker gutmüthiger Hatschier, der eben auf dem Wege nach seiner Bräuerei war, sich die Mühe genommen, die vor Kälte ausgegangene Meerschaumpfeife hier von Neuem zu entzünden und mittlerweile vor den Dienstmädchen und anderen Gaffern, die vor dem Laden stunden, sein Licht leuchten zu lassen und ihnen das verschiedene Gethier zu erklären.

„Ach Gott, Väterchen, wer all die vielen schönen Thiere einmal lebendig und im Freien sehen könnte!“ sagte Fritzchen; „wie schön müssen sie erst bei Tage seyn, und wenn sie flattern und hüpfen und schreien und dem lieben Herrgott für ihr Dasein danken!“

„Wart' nur, Fritzchen, zur Himmelfahrt wenn's wieder Sommer ist, sollst du Eins und das Andre sehen!“ tröstete der Vater; „da schick' ich Dich mit dem Butterwagen hinauf zum Vetter Seppel nach Miesbach, und der macht Dir schon die Freud' und blättelt Dir einmal im Wald, daß die Rehlein und Böcke herausstauzen wie die Schäflein auf der Waide!“

„Und Ihr geht auch mit, lieber Vater, nicht wahr?“ fragte der Knabe; „und dann schießt mir der Vetter Seppel mit seinem Stutzen so ein Rehböckchen, daß ich auch so ein Rehgewichtchen bekomme, mein Käppchen dran zu hängen, wie der Leopold der Frau Mohr hat?“ — Der Balgentreter nickte freundlich, weil er dem Kinde die Freude nicht stören wollte; aber inzwischen schlug's sechs Uhr und er fuhr ordentlich zusammen. „Schon sechs? ...“ murmelte er; aber dem Knaben entging's nicht, obwohl Tobias schnell abbrach. — „Kommt, Vater,“ sagte er, und humpelte vom Schaufenster des Wildprethändlers weg, an dem er sich nicht satt sehen konnte; „Ihr friert ja und müßt heim; es ist eine Sünde, daß ich nicht früher daran gedacht habe!“

Tobias nahm den Knaben wieder auf seinen Arm und schleppte sich weiter; und der kleine Fritz wandte sein Auge ab von den Schaufenstern der anderen Läden, damit er nicht neugierig werd sollte, sie zu sehen. Wie sie aber am Marienpl um die Ecke bogen, wo um die Säule viele Lich brannten und viele fromme Beter um den Eisenza knieten, trat aus dem großen Gewölbe, wo die schö Spielwaaren zu sehen waren, eine große stattli dicke Frau in einen Pelzmantel gehüllt, einen H mit einem Schleier auf dem Kopfe, und schritt h an den beiden vorüber; und hinter ihr kam, hoch mit Päcken, Schachteln und Düten bepackt, ein schweren Armkorb tragend, ein niedliches dra Mädchen im silbernen Riegelhäubchen und schwar Mieder mit Silberspangen, das so glücklich gewe war, die schönen Sachen im Laden in der N zu sehen.

„Schönen guten Abend wünsch' ich, Jung Kathi!“ sagte Tobias mit herzlichem Tone zu d Mädchen, als es an ihm vorüberkeuchte..

„Herrje! Ihr seid's, Tobias? na schau', wo kommt Ihr dann mit dem armen Fritz? Seid auch auf der Christdult gewesen und habt brav gekauft?“

„O spotten Sie doch nicht so, Jungfer Kath versetzte der Schneider. „Ich und einkaufen! S wir bei der strengen Zeit doch schon heilfroh, w nur die Kinder satt haben und nicht frieren. A dem armen Bübchen da hab' ich halt auch e Freud machen wollen und habe ihn ein Bißc über die Straßen geführt!“

„Armes Närrchen!“ sagte Kathi, „Du wirst w heuer nicht viel Nüsse knacken und Pfefferkuchen ef wenn Dein Vater so lamentirt. Da, nimm d damit Du wenigstens weißt, daß heute Christab ist!“ Damit schob sie ihm aus dem Korbe ein P chen Herzlebkuchen zu.

„Aber was denken Sie denn, Mamsell Kathi sagte Tobias gerührt und doch schüchtern, dem Kin zu erlauben, daß er die Gabe annehme. „Ich halt nicht so keck, Sie gutes Herz, daß ich ... ist so viel ... und vielleicht sind die Pfefferku der Frau Mohr ihrige ...“

„Ich bitt' mir's aus, Tobias!“ sagte K fast ärgerlich; „ich könnt's Euch übel nehmen, w ich nicht wüßt' was Ihr für ein närrischer Kerl sey Na, nehmt nur: der Zuckerbäcker hat sie mir schenkt als Dreingeld, weil die Madame so viel kauft hat, und mit dem Schleppen da, denk halt, ist's ehrlich verdient. Da, nimm's doch, a Kind, und laß Dir's recht schmecken! ...“

„Kathi!“ rief die große dicke Madame im P

Digitized by Google

mantel streng und ärgerlich: „wo steckst Du denn, faules Ding? mit wem hältst Dich wieder unterwegs auf? ... Schleun' Dich, daß wir heimkommen aus der Mordkälte!"

„O, ich halt mich nicht auf, Madame!" sagte Kathi unbefangen; „'s ist ja nur der Tobies, der Leichenbitter, der mit seinem Bübchen aus der Kirche kommt! Zudem, ich komm' ja; aber wenn man schleppen muß wie ein Esel, kann man doch nicht springen!"

„Tobias, der Schneider?" fragte Madame Mohr und blieb stehen; „was macht denn Er hier in der Nacht, Meister? Wie steht's um die Husarenuniform für meinen Leopold? Hat Er die Wachtstube schon fertig?"

„Bis zehn Uhr, gnädige Frau Madame!" sagte Dalem demüthig; „bis zehn Uhr soll Alles fertig seyn, wie's versprochen war; ich bin ein Mann von Wort und laß es nicht fehlen!"

„Was? bis zehn Uhr? Jesus Maria, wie Einen das Volk ärgert!" zürnte die Bräuerswittwe. „Da winselt und wehklagt das Volk, daß es nichts zu nagen noch zu beißen hab', und keinen Verdienst; und gibt man Euch einmal etwas zu verdienen, da legt' Ihr die Hände in den Schoos und lauft in den Straßen herum, anstatt zu arbeiten! Der Kuckuck soll Euch holen, Mann, wenn Ihr mich sitzen laßt, und das ist das Wahrscheinlichste! Und mein guter Bub freut sich so auf die Sachen, und die Freude fällt ihm am Ende in den Bach Euretwegen ... Ihr ..."

„Bis zehn Uhr halt' ich mein Wort wie versprochen!" sagte Tobias sanft. „Sein Sie mir nicht böse, liebste Madame Mohr; aber ich konnt's nicht früher fertig kriegen, ich soll die Silberborten erst um acht Uhr haben! ..."

„Ausreden! lauter Ausflüchte!" schalt die geldstolze Frau. „Kein Wort glaub' ich! Jesus Maria, wie ich mich ärgere! Da hätt' ich dem Leopold Alles noch heute Abend einbescheren lassen können, wenn der Mensch da hätt' arbeiten wollen: nun soll der arme Bub warten bis morgen, und ich muß um eine Stunde früher aufstehen!"

„Aber Sie haben's ja noch gestern auf zehn Uhr bestellt, Madame!" sagte Kathi; „und wenn Tobies die Borten nicht hat, so ..."

„Na schweig' Du, Du schnattriges Ding!" herrschte die Frau; „Du steckst immer mit dem Volk zusammen. Art läßt halt nicht von Art! — Also, Mann, zum letzten Mal, beeilt Euch, daß die Sachen noch fertig werden, sonst habt Ihrs mit mir verscherzt und ich setz' Euch zum Fasching vor die Thüre. Ein Mann der nicht einmal den Miethzins ..."

„O gnädigste beste Madame!" bat der Schneider; „Sie wissen ja, Trägheit ist meine Sache nicht, aber die Krankheit meines Weibs, und der Unfall des armen Knaben mit dem Fuße ... Gott weiß es und Sie wissen's auch, ich bin noch niemals mit der Miethe im Rest geblieben als in diesem Viertel, und ..."

„Mutter, Mutter!" rief ein bildschöner Knabe von etwa acht Jahren von der Mitte der Straße herüber, wo er mit seinem Stuhlschlitten hielt.

„Tausend auch, das ist ja der junge Herr Leopold!" rief Kathi, froh einen Anlaß gefunden zu haben, der dem armen Schneider die fernere Rede abschnitt. „Schau', schau', wie kommst denn Du daher?"

„Bleib' im Schlitten, mein Kind!" rief die Bräuersfrau und ging zu ihm hinüber durch den schuhtiefen Schnee; „bleib', sag' ich, sonst erkältest Du Dich! Und ei, wohin willst Du denn?"

Da erzählte der Knabe, daß sein Schulkamerad, der Ludwig von dem Oberst von Polzhofen, gekommen sey und ihn eingeladen habe, der Einbescherung des Christkinds beim Herrn Obersten anzuwohnen, und da Mama nicht zu Hause gewesen und der Ludwig so schön gebeten habe, so habe er dem Kutscher geheißen, ihn auf dem Schlitten nach seines jungen Freundes Haus zu bringen. Der kleine Schelm wußte wohl, daß Mama nichts dagegen einwende, und die Bräuerswittwe fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, daß ihr Söhnchen des vornehmen Umgangs mit den Kindern des Obersten gewürdigt werde. Nachdem sie ihm noch anempfohlen, sich ja recht artig zu betragen und ihn noch dichter in seinen Pelz und Mantel gehüllt, beschenkte sie ihn und seinen Schulgefährten je mit einer Handvoll Konfekt, und ging gedankenvoll in einige weitere Läden, denn sie war nun entschlossen, der gnädigen Frau Oberstin durch einige reiche Geschenke an ihren Knaben zu beweisen, wie dankbar sie für die Auszeichnung sey, welche man ihrem Kleinen angedeihen ließ. Vielleicht ahnte sie auch, daß es die gnädige Frau nur deßwegen gethan habe, wie die Kathi hinterher behaupten wollte. An den armen Schneider und den gehabten Aerger dachte sie nun nicht mehr.

Tobias war jetzt mit seiner theuren Bürde vollends über den Rindermarkt gewandelt, wo die Verkäufer von Nüssen, Tannenbäumchen, Aepfeln, Backwerk u. dergl. trotz des grimmigen Windes noch

Digitized by Google

bei Laternen ihre Waaren ausboten, und der Kleine die armen Kinder bemitleidete, die um dieses Erwerbes willen mit den blauen Wangen und starren Fingern hier aushalten mußten, welche letztere sie vergebens an den kleinen Scheiben ihrer Laternen oder über Kohlpfannen zu erwärmen suchten.

Noch ein paar enge Gassen entlang und die kahlen Bäume droben am Graben, von denen der Wind die Schneeschicht gefegt hatte, verkündeten Vater und Sohn die Nähe ihrer Wohnung. Tappend durchmaß Tobias den weiten finsteren Hof und erreichte endlich die Thüre des Hinterhäuschens. Seit dem Zusammentreffen mit Frau Mohr hatte sich seiner eine große Entmuthigung bemächtigt; gesenkten Hauptes war er in seinem kurzen Leichenbittertrabe dahingeschritten, und hatte nicht aufgesehen, wenn ihn der Kleine auf seinem Arme auf die hellbrennenden Christbäume mit ihren vielen freundlichen Kerzen aufmerksam gemacht hatte, welche da und dort hinter den Fenstern aufleuchteten. Wollte er vielleicht dem geschiedten Knaben die Thränen nicht zeigen, die ihm unwillkürlich entquollen, oder schnitt ihm der Anblick dieser Freude, die er den Seinigen versagen mußte, tief ins Herz? . . .

(Fortsetzung folgt.) 49

Ein englisches Seebad.

(Das Bild hiezu S. 23.)

Unser umstehendes Bild stellt die große Promenade in einem der besuchtesten und vornehmsten englischen Seebäder, nämlich den sogenannten Kings-Road in Brighton dar. In England werden die Seebäder ebenso wenig von lauter Kranken und Gesundheit-Suchenden besucht, wie unsere deutschen Bäder, sondern man geht dahin, um sich die Zeit zu vertreiben, und da es in England noch mehr Leute gibt als bei uns, deren Geschäft im Nichtsthun besteht, so sind ihre Seebäder natürlich immer sehr voll von Pflastertretern und Solchen, die mit ihrer freien Zeit Handel treiben könnten. Dieß Gemisch von Gesunden und Kranken, von Langweiligen und Unterhaltenden gibt Ort und Leuten in diesen besuchteren Seebädern ein eigenthümliches Gepräge, welches der Künstler in unserem Bilde möglichst kennzeichnend und anschaulich aufgefaßt hat. Da sehen wir denn die wirklich Kranke in ihrem Rollstuhle neben den übermüthigen, Gesundheit-strotzenden jungen Damen in ihrem kleinen Ponywagen, die Reiter und Reiterinnen, die Seeleute, die unvermeidliche Blechmusik, den Miethwagen dessen Inhal sich die Zeit mit Zeitungslesen vertreibt, wo er Deutschland seine Cigarre rauchen oder seine St maas trinken würde. Rechts die Kindsjungfer n dem unmündigen Erben, welchem der industri Junge eine Vergnügungspartie in der vom Ziege bock gezogenen kleinen Equipage um einige Pe anbietet; links eine forsche junge Dame aus d großen Familie der Babylonierinnen, welche n dem erwachsenen und mündigen Erben irgend ein Namens oder Vermögens eine „Bekanntschaft" c handelt, welche den guten Jungen voraussichtl viel Geld kosten und ihn veranlassen wird, fahrende Schöne aus der Regent-Street in Lond nach dem Seebad noch auf einige Zeit nach d Kontinent zu führen, wo sie in Paris oder in Ho burg, dem Eldorado aller lockeren Weiber, ein Honigmonate zubringen werden, worauf der jun Erbe, um manches Stück Geld leichter genau dieses Verhältniß lösen und die fahrende Sch sich nach irgend einem andern Gimpel umsehen wi den sie rupfen kann. Alles ganz so wie in unse deutschen Luxusbädern, nur mit dem Unterschied, d die Kunst auf dieser Promenade der britischen schö Welt nicht so viel gethan hat, als in den prachtvol parkartigen Anlagen von Baden-Baden, Wiesbad Homburg, Nauheim oder irgend einer andern de schen Spielhölle im Fürstenthum Nien-ne-va-pl im Herzogthum Trente-et-Quarante oder in der La grafschaft Rouge-et-Noire; dagegen bieten Brigh und alle anderen englischen Seebäder etwas, n weder die Gartenkünstler noch die Pariser Architekt Tapeziere und Stuccatore ersetzen können, nämlich den erhabenen Anblick des ewigen Meeres, das b ein Bild majestätischer Ruhe, bald die Scha der höchsten Erregung grollender Naturgewalten d bietet, aber unter jeder Gestalt unvergleichlich sch und eindringlich und ein Abglanz der Unendlichk Gottes ist. Aber selbst angesichts dieses „glorreich Spiegels aus dem des Ewigen Walten widerstrahl wie Byron singt, treibt der Mensch alle seine bärmlichen Lächerlichkeiten und Nichtigkeiten und di seinen gemeinen und wilden Leidenschaften ohne G röthen, obschon die englische Gesellschaft ihr schnöd Treiben in den trügerischen Mantel der heuchlerisch Frömmelei hüllt und die gröbsten Ausschweifung verzeiht, wenn sie nur von reichen und vornehm Leuten begangen werden, die Sonntags hübsch zu oder dreimal zur Kirche gehen, um darin zu — verdau und von den Anstrengungen der Tafel auszuruh

Digitized by Google

Ein englisches Seebad.

Digitized by Google

Aussicht aus dem Kreuzgang des Halberstädter Domes.

Sinnsprüche und Lebensregeln.

Kein Mensch kann seine Zeit wirklich zu Rathe halten, wenn er in der Wahl seiner Gesellschaft nicht umsichtig ist.

Zu Rathe gehaltene Minuten sind mi Arbeiter, wenn man sie redlich auf ein bestir Werk verwendet; sie stürzen über den Haufen bauen auf, sie machen einen Menschen reich arm.

Digitized by Google

Aussicht aus dem Kreuzgang des Halberstädter Domes.

(Das Bild hiezu S. 25.)

Wir werden unsere lieben Leser manchmal zu den herrlichen Denkmälern unserer deutschen Vorzeit in Baukunst und Bildnerei führen, und sie besonders mit den Herrlichkeiten unserer alten deutschen Städte bekannt machen. Da beginnen wir denn zunächst mit einer der ältesten und schönsten, dem altehrwürdigen Halberstadt, welche eine der interessantesten der alten Städte ist, die sich wie ein reicher Kranz um den Fuß des Harzgebirges ziehen, und unter denen wir nur das herrliche Hildesheim, dieses niedersächsische Nürnberg, das kirchenreiche Braunschweig, das feste Goslar, das reiche Quedlinburg und das wohlhabende Halberstadt nennen wollen, der vielen anderen auch nicht zu gedenken. — Die schöne alte Stadt Halberstadt, welche sich schon aus der Ferne mit ihren stattlichen Thürmen recht hübsch darstellt, liegt in anmuthiger fruchtbarer Gegend an der Holzemme, einem raschen Flüßchen, das aus den tief eingeschnittenen Thälern des Harzes herunter kommt, und ist darum halb auf der Höhe, halb in die Niederung gebaut, was die höchst malerische Ansicht der Stadt wesentlich erhöht. Dem Geschichts- und Alterthumsforscher bietet es manches Merkwürdige dar in seinem prächtigen alten Rathhause und seinen beiden Kirchen: dem Dom und der Liebfrauenkirche. Dem Kenner der deutschen Literatur ist es ein lieber Boden als der vieljährige Aufenthalt von Vater Gleim, dem bekannten Dichter des vorigen Jahrhunderts, dem Besinger der preußischen Kriegsthaten im siebenjährigen Kriege. Gleim lebte hier als Domherr oder Kanonikus, und hielt einen kleinen Musenhof. Die meisten Dichter der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren hier seine Gäste, denn Vater Gleim's Haus war eine Dichterherberge, wie in den letzten dreißig Jahren das freundliche Haus von Justinus Kerner in Weinsberg, und Gleim war eine der liebenswürdigsten und populärsten Persönlichkeiten seiner Zeit.

Der Dom, mit welchem wir es hier vorzugsweise zu thun haben, ist eine der Perlen der altdeutschen Baukunst in Niedersachsen. Er ist im 12. Jahrhundert in Gestalt eines lateinischen Kreuzes erbaut worden, 112 Fuß, 72′ breit, 94′ hoch und ruht auf 24 Strebepfeilern, ein herrlicher glorreicher Bau, zum großen Theil noch aus der schönsten Zeit der Gothik. Das Innere mit den schlanken Pfeilern und den schmalen aber hohen Seitenschiffen macht einen erhabenen unvergeßlichen Eindruck, denn das Licht fällt nur gedämpft und spärlich durch die reichen alten Glasgemälde der Fenster ein, und erzeugt jene halbe Dämmerung, welche die Seele wider Willen ernst und feierlich stimmt. Der hohe Chor, durch eine gothische Steinwand ganz eingeschlossen, erscheint wie ein Dom im Dome. Die Thürme sind erst im jüngstvergangenen Jahrzehnt restaurirt worden und ragen leicht und schlank in die Luft. Der rührige und höchst verdiente Conservator der Kunstdenkmäler im Königreich Preußen, Herr Geh.-Regierungsrath v. Quast, hat sich um die Erhaltung und Wiederherstellung dieses Prachtbaues ein sehr anerkennenswerthes Verdienst erworben.

Der entwichene Kassier.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Polizei-Beamten.

Ich hatte meine Stellung bei der Kriminal-Abtheilung der Polizeidirektion in der Residenz ungefähr seit einem halben Jahre angetreten, als ein Fall vorkam, dessen sich die Einwohner jener Stadt noch deutlich entsinnen werden, denn er brachte damals die ganze Stadt in Allarm. Es verlautete nämlich eines Morgens, der Buchhalter und Kassier des Bankiers Duprez sey entwichen, und habe nicht nur den größten Theil der Kasse und das Wechselportefeuille, sondern auch eine Menge Werthpapiere und Urkunden mitgenommen, welche seinem Prinzipal als Depositа oder Faustpfänder ꝛc. übergeben worden waren. Die erste Kunde davon erhielt ich an einem Montag Morgen kurz nach acht Uhr auf dem Wege nach meinem Bureau durch einen Bekannten, der mich bedauerte, daß ich bei solchem kläglichen Wetter — es war in der traurigsten Regenzeit des Spätherbstes — muthmaßlich eine Reise werde thun müssen, um dem Flüchtling nachzusetzen. Die Summe, welche mir als Betrag des Diebstahls genannt wurde, war jedoch so groß, daß ich an die ganze Sache nicht glaubte, sondern es für eine müssige Erfindung hielt, bestimmt dem Kredit des Bankier Duprez zu schaden, dessen schnelles Emporkommen durch mehrere Lotterie-Gewinne und glückliche Speculationen vielfach Neid erregte. Allein kaum eine Stunde später erhielt ich offizielle Anzeige davon durch meinen Chef, den Polizei-Direktor selbst, welcher in ungewöhnlicher Aufregung im Ueberrock,

Digitized by Google

mit Hut und Schirm in der Hand in mein Bureau trat mit den Worten: „der Fall, den Sie mir vorhin als Gerücht melden ließen, hat sich bestätigt. So eben trifft die Meldung des Herrn Duprez ein, daß sein Kassier Reveillot mit Unterschlagung sehr großer Werthe durchgegangen ist, und er bittet dringend, daß die Behörden nun Allem aufbieten, um zur Beifahung des Diebes mitzuwirken. Wir wollen der Kürze halber selbst auf Duprez's Comptoir gehen und alles an Ort und Stelle ermitteln. Sie und der Inspektor Krauße werden mich begleiten; Sie speziell haben ein Protokoll aufzunehmen." Wir stiegen in eine Droschke und waren bald am Neumarkt, wo das Geschäftslokal von Duprez sich befand, in welchem wir alles noch unter dem Eindruck der größten Bestürzung trafen.

Ich sah meines Wissens Herrn Duprez damals zum ersten Male, obschon er mir dem Namen nach sehr gut bekannt war. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, großer stattlicher Figur, von einnehmendem regelmäßigen Zügen und leutseligem Wesen, der in der Stadt als ein Freund der Armen und Nothleidenden, als freigebiger Förderer aller humanen und gemeinnützigen Anstalten und Zwecke, als ein Mäcen der Künste und Wissenschaften und namentlich als ein geistvoller heiterer Gesellschafter bekannt war. Unter gewöhnlichen Umständen mochte seine Erscheinung etwas Gewinnendes haben, — in jenem Augenblicke erweckte sie das Mitgefühl in höchstem Grade. Die blühende Farbe seines Gesichts war einer tödlichen Blässe gewichen, so daß sie mit den hohen weißen englischen Halskrägen welche er trug, an Weiße wetteiferten. In den Augen lag eine fieberische Glut — man sah, der Mann hatte Mühe das Weinen zu unterdrücken. Die Lippen zuckten krampfhaft; seine stolze stattliche Gestalt war wie zusammengesunken und die wohlgebildeten Hände bebten. Wir fanden ihn beschäftigt, die Kasse stürzen zu lassen, und alle Tische und Schränke der Kassenzimmer waren mit Rollen von grobem Gelde, mit aufgezähltem Golde und Geldpäcken bedeckt. In einem anstoßenden Kabinet, welches mit dem feuerfesten Gewölbe in Verbindung stand, lagen Tische und Sopha und Stühle voll Papieren und Urkunden, die von zwei vertrauten Commis inventarisirt wurden, während Herr Duprez selber am Pulte stand und das Kassenbuch und Borderau revidirte, worin ihn unser Eintritt gestört hatte. Nach einigen freundlichen Worten meines Chefs über die traurige Veranlassung, welche uns in dieses Haus führe, gingen wir sogleich zum geschäftlichen Theile unseres Besuchs über, und er fuhren folgendes. Albert Reveillot war seit zwölf Jahren in Hrn. Duprez's Geschäft und dieser stets so zufrieden mit ihm gewesen, daß er ihm ein ungemessenes Vertrauen schenkte; er hatte sich in alle Geheimnisse seines Prinzipals hinein gearbeitet und sich demselben unentbehrlich zu machen gewußt, denn er war ein merkwürdig gewandter und begabter Mensch. Er sowohl als Herr Duprez gehörten der kleinen französisch-reformirten Gemeinde an, deren vorletzter Prediger Reveillot's Vater gewesen war. Der alte Reveillot hatte Herrn Duprez erzogen und dieser dafür den jungen Reveillot in die Lehre genommen und reisen lassen und dann nach mehrjährigem Aufenthalt im Auslande wieder in seinen Geschäft angestellt, worin er sich zu dem so schändlich gemißbrauchten Vertrauensposten aufgeschwungen hatte. Reveillot war jetzt 34 Jahre alt, und hatte seither den besten Ruf genossen, und in keinerlei Weise den schändlichen Ausgang ahnen lassen, welchen er nun genommen. Herr Duprez hatte gar keinen Grund gehabt, an seinem Charakter zu zweifeln denn außer einer guten Dosis Eitelkeit und Eigenliebe und einem großen Ehrgeiz hatte er nur immer löbliche Eigenschaften an ihm entdeckt und ihn in den besten Gesellschaften gesehen. Seit einem Jahr genoß Reveillot sogar eine Tantième am Geschäftsgewinn, die ihm Duprez freiwillig zugestanden hatte. So viel über die Persönlichkeit des Entwichenen, auf welche wir noch zurückkommen werden. Ueber sein Verschwinden erfuhren wir folgendes: am Sonnabend hatte Reveillot noch über die Comptoirstunde hinaus gearbeitet, um angeblich seine Kasse und sein Bücher in die Reihe zu bringen, denn es war Ultimo gewesen, wo noch vielerlei Geschäfte zu ordnen waren. Herr Duprez war um halb zehn Uhr mit seiner Tochter aus einer musikalischen Soiree zurückgekehrt und durch das Geschäftslokal gegangen, weil er noch Licht in der Kasse bemerkt, und hatte Reveillot aufgefordert, doch endlich „Schicht zu machen," dann er sich nicht an der Gesundheit schade, worauf Reveillot lächelnd erwiderte: er werde um so ruhiger schlafen, wenn er noch Alles in Ordnung wisse und habe am morgenden Sonntag Zeit genug, sich auszuruhen, da er unter Umständen vielleicht schon am Morgen einen Ausflug nach dem Städtchen S. mache, um dort in der Familie des Forstmeisters Leher den Sonntag zu verbringen und ein Verhältniß mit der Tochter des Forstmeisters womögl

Digitized by Google

zum Abschluß, d. h. zu einer Verlobung, zu bringen, worauf ihn Herr Duprez hiezu in jeder Weise ermuthigte und ansporute, denn Anna Leher war eine Freundin seiner eigenen Tochter und ihm als ein liebenswürdiges, geistvolles, gebildetes Mädchen voll Herzensgüte wohlbekannt, und Anna's Vater galt für sehr wohlhabend. Reveillot versprach, wo möglich bei Eintreffen der Morgenpost am Sonntag noch auf dem Comptoir vorzusprechen oder aber sich schriftlich zu entschuldigen, jedenfalls jedoch die noch am Abend ausgefertigten Papiere und Uebersichten auf Herrn Duprez's Pult zu legen, und so schieden Beide. Eine halbe Stunde nachher verließ Reveillot das Haus und sandte die Schlüssel zum Gewölbe und Kassenzimmer durch den Kassendiener dem Prinzipale hinauf. Am Sonntag Morgen war Reveillot allerdings nicht selber erschienen, sondern hatte sein Ausbleiben schriftlich damit entschuldigt, daß der Forstmeister ihm geschrieben, er werde ihm seine Equipage nach der Poststation S. schicken und ihn mit der Morgen-Diligence daselbst erwarten lassen. Dagegen hatte Herr Duprez auf seinem Pulte alle die Papiere und Briefe vorgefunden, welche Reveillot ihm versprochen, und die in Gemeinschaft mit der Erledigung der Morgenpost den Prinzipal bis nach Mittag aufgehalten, worauf er nach einer hastigen Mahlzeit auf sein Landgut E. gefahren, um eine Jagdparthie abzustellen, welche das unerwartet eingetretene Regenwetter vereitelt hatte. Auf dem Gut hatten ihn dann verschiedene Geschäfte und Sorgen bis zum späten Abend festgehalten, so daß er erst gegen eilf Uhr in seinem Wagen nach Hause zurückkehrte, und hier zu seiner Verwunderung die Visitenkarte des Forstmeisters Leher vorfand, welcher ihn am Abend vergebens aufgesucht hatte. Dieser Besuch verlor allerdings sein Auffallendes, wenn ihn der Bankier in Verbindung brachte mit der Andeutung, welche ihm von Reveillot geworden war. Vielleicht wollte dessen präsumtiver Schwiegervater seine Einwilligung zu der Heirath seiner Tochter mit dem Kassier auch von dem Zeugnisse von dessen Prinzipal und der Bestätigung von Reveillots Verhältnissen abhängig machen, und Leher hatte deßhalb Herrn Duprez sagen lassen, er werde sich erlauben, den Bankier schon zu der ungewöhnlich frühen Stunde von halb acht Uhr zu besuchen, also noch vor der Comptoirstunde, wo Reveillot im Hause anwesend war. Der Bankier war von der Richtigkeit seiner Vermuthung auch so durchdrungen gewesen, daß er noch am späten Abend seiner Tochter eine Andeutung über das Ereigniß gegeben, welches ihrer Freundin Anna bevorstehe. Der Morgen kam und mit ihm der Forstmeister zur anberaumten Zeit. Allein sein Anliegen war ein rein geschäftliches; weil seine Amtswohnung ziemlich einsam vor dem Städtchen am Walde lag, hatte er eine bedeutende Summe Staatspapiere bei Herrn Duprez zur Aufbewahrung übergeben, denn wir hatten damals in *** noch keine Bank, und er war jetzt gekommen, um einige tausend Thaler davon zu reklamiren, mit denen er eine Dienstkaution für seinen ältesten Sohn Adolph, den n.. bestellten Bergamtskassier in C., bestellen wollte. Die Sache war dringlich, weil der Forstmeister um 9 Uhr mit dem Bahnzug abreisen wollte, um selber die Papiere seinem Sohne zu überbringen. „Gut, mein lieber Forstmeister! ich gratulire Ihnen zur Beförderung Ihres wackeren Herrn Sohnes," sagte Herr Duprez; „ich werde Ihnen die Papiere sogleich aushändigen. Vielleicht wünschen Sie sogar noch mehr in Anbetracht eines anderen erfreulichen Ereignisses das Ihrem Hause bevorsteht und woran ich den herzlichsten Antheil nehme." — „Und das wäre?" fragte Leher erstaunt. — „Jenun, die Verlobung von Fräulein Anna, Ihrer lieben Tochter." — „Anna? davon ist mir noch nichts bekannt," versetzte der Forstmeister ernst; „und mit wem denn?" — „Verzeihen Sie, wenn ich indiskret erscheine, lieber Forstmeister, aber Herr Reveillot hat mich vorgestern selbst in's Vertrauen gezogen und mir angedeutet, daß er den gestrigen Besuch bei Ihnen eigens dazu ausersehen habe, um von Fräulein Anna und Ihnen die Einwilligung zu erlangen. . . ." Der Forstmeister war höchlich betreten. — „Ihre Mittheilung in Ehren, Herr Duprez," sagte er mit einer gewissen Befangenheit; „aber von all diesen Dingen weiß ich kein Sterbenswörtchen. Herr Reveillot ist ein sehr achtungswerther Mann, dem ich die Hand meiner Tochter nicht versagen würde, wenn er Anna's Wahl wäre, aber bis jetzt habe ich auch nicht einmal eine Ahnung von seinen Absichten gehabt. Und was seinen Besuch bei uns anbelangt, so kann ich Sie versichern, daß wir ihn gestern mit keinem Auge gesehen haben, denn Anna kam keinen Augenblick von meiner Seite; wir langten kurz vor dem Beginn des Theaters an, waren hier bei Ihnen, gingen dann in die Oper und kehrten nach dem Theater in den rheinischen Hof zurück, wo wir Herrn Reveillot nicht sahen." — „Und er war also auch nicht bei Ihnen in W.? Sie haben ihm Ihren Wagen nicht nach S. entgegengeschickt, Herr Forstmeister?" — „Nichts von dem Allem,

Digitized by Google

Herr Duprez; Herr Reveillot war seit zwei Jahren nur ein einziges Mal in meinem Hause, als er den Abschied meines Sohnes mit feiern half. Uebrigens möchte ich fast bezweifeln, daß Anna eine sonderliche Vorliebe für ihn habe, denn so viel ich weiß, ist ihr ein Anderer nicht gleichgiltig."

Herr Duprez war sehr unangenehm berührt von dieser Erfahrung; er hätte Reveillot nicht zugetraut, daß dieser gegen ihn unwahr sey. „Nun denn," sagte er, „so betrachten Sie meine Mittheilung als einen Irrthum oder ein Mißverständniß. Ich bin bereit Ihnen die Papiere zu behändigen." Sie gingen miteinander hinunter in das Comptoir, Duprez bot dem Forstmeister einen Stuhl im Kabinet und schloß das Gewölbe auf, zündete Licht an und ging hinein. Plötzlich hörte Leher einen Ausruf des Schreckens und Erstaunens, und sah Herrn Duprez bleich und mit allen Zeichen des Entsetzens aus dem Gewölbe heraustaumeln. — „Was ist Ihnen? Sind Sie krank, Herr Duprez?" — „Nein, nein, nein! es ist nichts, es wird ein Irrthum seyn! es ist ja unmöglich! Gönnen Sie mir nur einen Augenblick um mich zu sammeln. . . ." — „Um Gotteswillen, was für ein Unglück, Herr Duprez? Das ist nichts Geringes, was Sie so erschüttern kann? Was ist es?" — „Ich bin, wie es scheint, bestohlen," stammelte der Bankier; „die Blechkapsel, worin Ihre Papiere lagen, ist erbrochen . . . und halb geleert . . . sehen Sie selbst!" — „Ja, fürwahr, die sämmtlichen Staatsobligationen au porteur fehlen," sagte der Forstmeister und wechselte ebenfalls die Farbe. „Doch sind deren noch mehr als genug für meinen augenblicklichen Bedarf, und wegen der fehlenden bin ich außer Sorgen, denn ich habe ja Ihren Legschein, Herr Duprez, und vertraue Ihrer Ehrenhaftigkeit." — „Der Schaden trifft nicht Sie, mein lieber Leher! seyn Sie ruhig!" sagte Duprez; „aber wer hat dieß gethan? wer konnte in dieß Gewölbe dringen, zu dem nur ich und Reveillot den Zugang hatten? — He, wo ist Herr Reveillot? Herr Helwing, sehen Sie sogleich nach dem Kassier, holen Sie ihn aus dem Bette! Beeilen Sie sich!" Der Forstmeister nahm drei Schuldbriefe à tausend Thaler und schrieb dafür Herrn Duprez, der mit einer Ohnmacht zu ringen schien, eine Quittung, da ihn, wie er sagte, die Zeit drängte; dann ging er. Der Bankier dagegen zündete in dem Gewölbe das Gas an und untersuchte seine feuerfesten eisernen Schränke genauer. An den Schlössern war nichts verdorben, aber einzelne Blechkapseln waren erbrochen und theilweise ausgeraubt, und im Effektenschrank fehlten viele Staatspapiere, wie im Kassenschrank beinahe alles Papiergeld. Es war ein Diebstahl welcher sich auf viele Tausende belief, und dessen ganzer Umfang noch nicht abzusehen war. Der Commis Helwing kehrte nun zurück und berichtete daß er Herrn Reveillot nicht in seiner Wohnung getroffen; die Wirthin des Kassiers, eine sehr respektable Beamtenwittwe, habe ihm mitgetheilt, Herr Reveillot sey am Sonnabend zwischen 10 und 11 Uhr Nachts nach Hause gekommen und habe sich in sein Zimmer eingeschlossen. Am Sonntag früh, als man ihm das Frühstück gebracht, sey das Bett unberührt und auf dem Tisch ein Zettel gefunden worden worin er Frau Kniep bat, den beiliegenden Brief an Herrn Duprez abzusenden, da er noch in der Nacht eine kleine Reise angetreten habe, aber am Montag früh wieder zurückkomme. Herrn Duprez war bei dieser Nachricht unwillkürlich die Aeußerung entschlüpft: „Reveillot hat mich bestohlen und ist au und davon gegangen," — eine Kunde, die sich als bald verbreitete und im Nu in's Publikum gelangte wo ich sie selber erfahren hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche der Erfahrung.

Die drei schwierigsten Dinge sind: ein Geheimniß zu bewahren, eine Kränkung zu vergessen und seine Mußezeit weise zu bewahren.

Ein Rudel Gemsen.

So viel man auch von Gemsen und Gemsjagd erzählen hört, so selten bekommt ein gewöhnlich Menschenkind in den Städten einmal eine lebendi Gemse oder gar ein Rudel derselben in der Nat zu sehen, und sogar die guten Abbildungen dav sind schon sehr selten. Darum wollen wir unser Lesern hier eine getreue Abbildung von solch ein Rudel geben, wie sie der tüchtige Maler Theo Horschelt in München der Natur abgelauscht h denn in den bayrischen Alpen gibt es beinahe n die meisten Gemsen, weil sowohl der König als Prinzen sie recht sorglich hegen lassen. Dadu kommt jedoch gar niemand zu Schaden, denn Gems ist ein sehr harmloses Wild, das nicht d Landmann die Felder verwüstet und die Saa zerwühlt wie der Edelhirsch und das Wildschwe deren Ueberhandnehmen selbst in großen Waldstrid nie sonderlich zum Vortheil der Landwirthschaft

Digitized by Google

reicht. Das Gemswild nämlich hat seinen Standort am liebsten im Hochgebirg dicht an der obern Baumgrenze, da wo es weder Wald noch Getraidefeld mehr beschädigen kann, in einer Region der Einsamkeit, wohin nur der arme Wildheuer sich versteigt, um auf den schmalen Leisten und Hochmatten am Fuße der höchsten Felsenspitzen das würzige Gras und die Alpenkräuter zu mähen und sie im Winter herunterzuschlitten. Da liegt denn im Grunde nicht viel daran, ob einmal ein Rudel Gemsen auch auf solch einem kleinen Grasplätzchen hoch über dem Wohnsitzen der Menschen sich äst, denn der liebe Gott läßt ja das Gras und die Kräuter wieder wachsen, und es ist nicht als ob des Bauers Fleiß und Mühe und Hoffnung in einer einzigen Nacht von Hirschen verlegen oder von wilden Sauen umgebrochen würde, denn das Gras und die Kräuter dort droben hat der liebe Gott ausgesäet, und der versorgt die Gemse so gut wie den Landmann. Und weil nun der Verbreitungsbezirk der Gemse gerade zwischen der obersten Baumgrenze und der Schneeregion liegt, in einer Gegend, wo man in Bayern, Tyrol, der Steiermark und der Schweiz keine Waizenäcker oder Kartoffelfelder mehr anlegt, ist es nicht nur ein erlaubtes Vergnügen, sondern sogar ein Verdienst der großen Herren, dieses Gemswild zu hegen, damit es sich wieder vermehre und jene Bergregion bevölkere, aus welcher es durch allzueifrige Verfolgung schon beinahe verschwunden war; und selbst in der praktischen Schweiz haben einzelne Kantone neuerdings aus wirklicher Humanität die Jagd auf Gemsen in ihren Bergen theils ganz, theils auf eine Reihe von Jahren verboten, damit dieses harmlose und scheue Wild wieder aufkomme. Aber wie gesagt, obschon uns Deutschen die Gemse in den Alpen so nahe ist, so weiß man im Allgemeinen von ihr und ihrem Leben weit weniger als von anderem jagdbarem Wild.

Die Gemse ist keine Ziege, sondern eine Antilope, etwas größer und kräftiger gebaut als das Reh, und weit schwerer; ein starker Gemsbock wiegt immerhin gegen 60 Zollpfund, aber man hat deren auch schon von 70—80 Pfund geschossen. Das Haar der Gemse verfärbt sich mit den Jahreszeiten wie beim Rothwild; das Sommerkleid der Gemse ist röthlichbraun, etwa wie beim Reh; das Herbstkleid dunkler, bräunlicher, das Winterkleid beinahe ganz schwarz bis auf die Stirnhaare, die Schnauze, den Unterkiefer, die Innenseite der Ohren, den Bauch, die Innenseite der Beine und das zottige Haar das auf den Huf herabhängt, welche jene ledergelbe Färbung, die man Chamois nennt, Jahr aus Jahr ein behalten. Die Gais ist bei der Gemse etwas schwächer und leichter als der Bock. Die „Lichter" oder Augen der Gemse sind groß, dunkel, verständig, voll Lebendigkeit und Umsicht. Der Geruchs- und Gehörssinn sind ungemein scharf, und sichern das Thier wesentlich vor Verfolgung. Das Gehörn der Gemse (die Krickeln, wie der Jäger sie nennt) ist zu bekannt, als daß ich seine Form zu beschreiben brauchte; ich will daher von ihm nur sagen, daß es dem Becke wie der Gais gemeinsam ist, nur mit dem Unterschied, daß die Krickeln des Bocks dicker, höher und stärker und so geformt sind, daß der geübte Jäger schon daran die Geschlechter unterscheiden kann; namentlich sind beim Bock die Spitzen der Krickeln mehr einwärts gebogen als bei der Gais, weßhalb ersterer den Kopf auch ganz anders trägt. Die Krickeln sind unten hohl und nur oben an den Spitzen von solider Masse; der hohle Theil ist mit Knochensubstanz ausgefüllt, die zum Schädel selber gehört. Die Beine oder Läufe der Gems sind weit stärker und kräftiger als diejenigen des Rehs, und zum Klettern und Springen ganz besonders geeignet; namentlich die Hinterläufe, auf welchen die Hauptstütze des Thiers beruht und vermöge deren es weit leichter bergan als bergab springen kann. Auf ebenem Boden ist der Gang der Gemse unbehülflich und ungraziös; sie ist auch nicht zum Laufen, sondern zum Springen geschaffen. Der gespaltene Huf ist lang und spitzig, und die Fährte der Gemse gleicht derjenigen des Schafs; die Kanten des Hufs sind scharf und die Gemse gleitet deßhalb auf dem Eise leicht aus, weßhalb sie auch nicht gerne über Gletscher passirt, außer wenn frischer Schnee auf denselben liegt. Steht die Gemse ruhig, so sind ihre Hinterläufe immer etwas unter den Leib gestellt, aber die Kruppe ist darum doch immer etwas höher als der Vordertheil des Körpers, woraus hervorgeht, daß die Hinterläufe länger sind, als die Vorderläufe. Die Gemse besitzt in ihren Hinterläufen eine wunderbare Schnellkraft, vermöge deren sie mit merkwürdiger Schnelligkeit an beinahe senkrechten Felswänden leicht hinanspringt, sich von Zacken zu Zacken emporschwingt und auf Vorsprüngen stehen kann, wo ihre Hufe keinen breiteren Raum finden, als eine Handfläche. Um aber die wilde Schönheit ganz werthen zu können, welche dieses in der Ruhe nicht eben allzu schöne Thier besitzt, muß man ein Rudel, das von irgend welchem Zufall aufgeschreckt ist, in flüchtiger Eile irgend eine Schlucht oder einen Schroffen hinanspringen sehen. Ein solcher

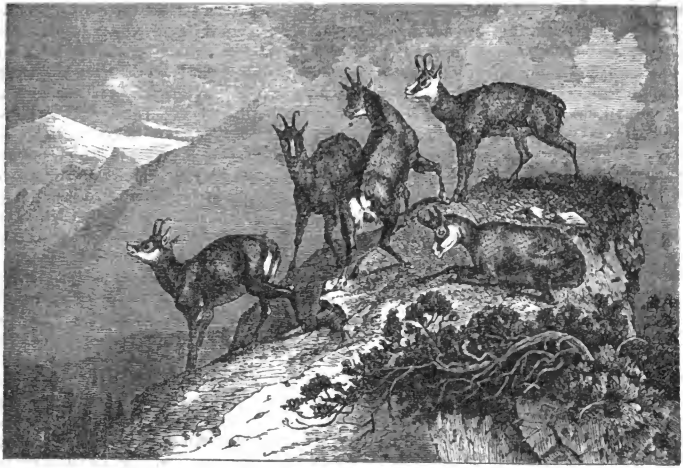
Digitized by Google

Anblick muß auch noch anderen Menschen, als dem Jäger und dem Maler, das Herz vor Aufregung pochen machen. — Die Nahrung der Gemse besteht in den würzigen Kräutern und dem kräftigen Grase der Alpen, sowie in den Knospen und jungen Trieben der Alpenrose und der Krummholzkiefer (Legföhre), welche man in den bayrischen Alpen Latschen nennt. Sie hält ihren Standort beharrlich, und wechselt nur in sehr harten Wintern, wenn Frost und Schnee mit aller Strenge eintreten, in die tiefer liegenden Wälder herunter, wo sie sich von Gras, dem Laub der Brombeeren und wahrscheinlich auch von Flechten, besonders der Rennthierflechte, nährt. Im Magen der Gemse findet sich bisweilen eine angenehm riechende aber bitter schmeckende Kugel, der sogenannte Bezoar, welcher sich wahrscheinlich durch Konkretion der Fasern und des Harzes in Folge des Genusses von Sprossen der Legföhre bildet.

Die Paarungszeit oder Brunst der Gemse beginnt im November, und es bildet sich in dieser Zeit unter der Haut an den Wurzeln der Krickeln beim Bock eine Art Blase, die mit einer so stark bisamartig riechenden Flüssigkeit angefüllt ist, daß Kopf und Gehörn eines in dieser Zeit geschossenen Gemsbocks diesen Geruch viele Jahre lang behalten. In der Brunstzeit ziehen die alten starken Böcke, welche sonst immer vereinzelt leben, den Rudeln nach und es kommt dann häufig zu Kämpfen zwischen den verschiedenen Böcken. Die Gais trägt 20 Wochen lang und im Mai sieht man schon ihr Kitzchen oder Junges neben ihr, wie es munter und anmuthig spielend um sie herumhüpft, in die sonnige Luft emporspringt und sich im weichen Gras auf dem Rücken wälzt. Gewöhnlich wirft die Gais nur ein einziges Junge, das schon wenige Stunden nach der Geburt frisch und fröhlich herumspringt und der Mutter folgt. — Ueber kein Thier sind so viele Fabeln im Umlauf wie über die Gemse, z. B. daß sie Schildwachen ausstelle, sich an steilen Felsenzacken mit den Hörnern aufhänge, ihren Verfolger in den Abgrund stoße u. dergl. mehr. All dieß gehört in's Reich der Märchenwelt. Weil aber die Gemse nicht nur durch ihren Standort schon schwerer zu erlegen ist als anderes Wild, sondern vermöge ihrer Wachsamkeit, Umsicht und scharfen Sinne auch das Anschleichen des Jägers ungemein erschwert, so steht ihre Erlegung bei dem Waidmann der Alpenwelt in weit höherer Werthschätzung als diejenige irgend eines andern edlen Wildes, und die Jäger im bayrischen Hochgebirg thun sich auf die glückliche Erlegung einer Gemse weit mehr zu gut, als auf diejenige des stärksten Hirsches. Jener Kitzel der Eigenliebe, welcher dem Menschen die Vorliebe für die Jagd zur Leidenschaft steigert, macht den Jagdliebhaber darum auch weit erpichter auf die erfolgreiche Pürsch auf eine Gems, als auf den leichter zu beschleichenden, in der Brunstzeit mit dem Platten zu lockenden Rehbock, oder den auf dem Wechsel zu erlegenden Edelhirsch. Und doch ist der Gewinn des Wilddiebs bei einer Gems unendlich geringer als bei einem starken Stück Rothwild. Die Gemse trägt dem Schützen kaum mehr als sechs bis acht Gulden ein; die Haut, der Talg und die Krickeln sind das Werthvollste. Das Wildpret ist eßbar, aber weitaus nicht so schmackhaft und zart wie vom Reh oder Damwild. Die Haut gibt ein vortreffliches, weiches, geschmeidiges Leder, und ist beim lebenden Thiere so zäh, daß wenn sich auch eine angeschossene oder versprengte Gemse vom höchsten Felsen herunter zu Tode fällt, man doch niemals die Haut geborsten findet. Dafür hat sie die Eigenthümlichkeit, daß die ganze „Decke" an allen Stellen gleich dick ist, woran man sie leicht von den Häuten anderer Thiere unterscheiden kann, die immer einzelne dünnere Stellen haben. Der sogenannte Gemsbart, womit der Gebirgsschütze neben der Spielhahnsfeder seinen Hut ziert, ist aus den längsten stärksten Haaren zusammengebunden, welche dem Rückgrat entlang stehen und bei alten Böcken oft fingerslang werden.

Nun betrachte Dir einmal dieses Rudel wilder Gemsen auf unserm Bilde, lieber Leser, das jedoch, wie alle Rudel, nur aus Gaisen und heranwachsenden Jungen des heurigen Wurfes besteht (denn die Böcke leben entweder einsam oder mit den Jungen der vorjährigen Würfe zusammen), und entscheide selber, ob diese Thiere in solcher Gruppe und in ihrem Habitus nicht weit edler, graziöser, behender und intelligenter aussehen, als die plumpen ziegenartigen Thiere, welche man Dir gewöhnlich in den Naturgeschichten vorführt, und ob nicht das ganze Bild ein unverkennbares Gepräge von Naturwahrheit trägt. Beiläufig wollen wir Dir noch bemerken, daß die Gemse auch in dem Hochgebirge der Pyrenäen vorkommt und dort Isard genannt wird, ferner in den Tatra-Karpathen und im Kaukasus; daß sie allenthalben für ein edles Wild gilt, auf dessen Erlegung sich der Jäger viel zu gut thut, und daß es keinem echten deutschen Waidmann zu verdenken ist, wenn er wenigstens einmal in seinem Leben auch eine Gemse nicht sowohl schießen als vielmehr frei in ihrer wilden erhabenen Heimath beobachten möchte! —

Digitized by Google



Ein Rudel Gemsen.

Gemeinnützige Winke für Hausfrauen.

Ueberlege Dir jeden Morgen, was Du den Tag über zu thun hast, und überdenke jeden Abend was Du wirklich gethan hast. — Lebe jeden Tag, als ob Du morgen sterben müßtest. — Halte eine regelmäßige Buchführung über Deine Ausgaben und Einnahmen, wie klein diese auch seyen; es wird Dir die Achtung Deines Gatten sichern. — Kauf wo möglich Nichts, was Du nicht baar bezahlen kannst. — Laß Dir, auch wenn Du Deine Einkäufe baar bezahlst, eine quittirte Rechnung darüber geben und verwahre diese wohl. — Bezahle nie die Rechnung eines Kaufmanns oder Handwerkers, bevor Du sie durchgesehen und selbst addirt hast. Bezahle jede Rechnung so bald als möglich, und lasse nie die Verbindlichkeiten des alten Jahres in das neue hinüber wachsen. — Wer seine Schulden bezahlt, vermehrt seine Einkünfte. — Hast Du Kapitalschulden, so sorge dafür, daß die Zinse pünktlich auf den Termin entrichtet werden. — Wenn Du Jemanden eine kleine Summe geliehen hast, so trage Sorge, ihn daran zu erinnern, bevor er es vergißt — Borge nie an Andere, wenn Du Dein Geld nicht füglich entbehren kannst. — Borge niemals Solchen, welche das Geld nur zu eitlen und selbstsüchtigen Zwecken verwenden. — Kaufe niemals was Du nicht dringend nothwendig brauchst. — Trage jede kleine Summe, die Du erübrigen kannst, auf eine Sparkasse; viele Tropfen geben einen Bach. — Betritt nie ein Auktionslokal, denn hier wirst Du nur in Versuchung kommen, Dinge zu kaufen, welche Du nicht bedarfst. - Versichere Dein Haus, Deinen Hausrath und Dein Leben, dann wirst Du um so ruhiger schlafen. — Eine Lebensversicherung, in jungen Jahren eingegangen, ist die leichteste Ersparniß. — Verschiebe nichts auf morgen, was heute noch bequem geschehen kann. — Trachte in Deiner häuslichen Einrichtung mehr nach Bequemlichkeit und Einfachheit als nach Pracht. — Kostbare Möbeln sind eine Verschwendung von nützlichem Kapital, und kosten Dich eine höhere Miethe, viele Sorge zur Unterhaltung und große Mühe für Reinigung und Instandhaltung. — Wetteifere nie mit Anderen im Luxus und Entfaltung eitlen Prunks, sondern eher in Sparsamkeit und Häuslichkeit. — Kleide Dich einfach bescheiden und zweckmäßig und am meisten dann, wenn Du in Gesellschaft von Solchen gehst, deren Glücksumstände nicht so günstig sind, wie die Deinigen.

Verantwortlicher Redacteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H.“ — Druck von Müller & Belnagel in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Türken vor Wien, 1683.

Geſchichtliche Erzählung von Otfrid Mylius.

(Fortſetzung.)

Fridolin als Gefangener vor dem Biſchof Kollonitſch.

Haſtig blickte Fridolin ſich in der Redoute um und ſah ſich unbeachtet. Die Offiziere waren in ihrer Baracke, die Mannſchaft ſchlief noch theilweiſe oder machte die Feuer wieder auf, die Schildwachen lehnten müde und ſchläfrig an der Bruſtwehr. Raſch legte Fridolin die ſchwere Büchſe bei Seite, und eilte zu der Protzkiſte, die einige Schritte hinter der Kanone ſtand — ſie war nicht verſchloſſen, und einige Traubenſchüſſe darin. Eilig nahm einen derſelben, kehrte zu der Kanone zu lud dieſe leiſe. Das Stück war auf ſeine ohnedem aus der Schießſcharte zurückgeſa unbemerkt war die Ladung eingebracht un Anſetzer kunſtgerecht feſtgerammt, dann

leder von dem Zündloche genommen, die Patrone angebohrt, und Zündkraut aus Fridolin's eigenem Horn aufgegeben. Hierauf schob er mit Schulter und Hebel das Stück in seine Bettung wieder vor, richtete es durch Drehung von Laffettenschwanz und Richtkeil, daß es gerade die Mitte jener muthmaßlichen Furt bestrich, und erfaßte den Stock der Lunte, welche er anblies, während er sich lauschend vorwärts beugte, das Auge angestrengt auf den Punkt des Ufers geheftet, welcher der Richtung seiner Kanone entsprach.

Und siehe da, es währte nicht lange, so sprengten ein, zwei Reiter aus dem nebelverschleierten Ufergehölze heraus, warfen ihre Augen spähend umher und tummelten die Rosse auf dem grünen Wieslplan unter lautem Allah-Geschrei, das nun der Beachtung der paar Schildwachen nicht mehr entgehen konnte. In dem Augenblick aber, wo Fridolin's Kameraden den Alarm gaben, donnerte von der vorspringenden Spitze der Bastion ein Kanonenschuß in die Niederung hinein, der weithin fort rollte und in dessen Donner ein gräßliches Geschrei vom Flusse her sich mengte.

„Die Türken! die Türken! Zu den Waffen!" rief es durch einander, und die Schläfer sprangen erschrocken empor und suchten sich zu ermuntern, während Fridolin schon von Neuem das Geschütz lud, das Rohr mit dem Richtkeil tiefer senkte und die Kanone zum Feuern fertig machte. „He, Konstabler!" rief er, „an die Geschütze! ladet mit Trauben und Kartätschen und schießt auf die Türken!" Und ehe die verblüfften böhmischen Konstabler sich noch zur Thatkraft aufrassen konnten, donnerte schon der zweite Schuß über die Leitha hinüber und war wiederum von einem wildem Geschrei gefolgt. Und während nun die Sturmglocken in den umgebenden Dörfern zu läuten begannen, verzog sich wie durch Zauberschlag langsam der Nebel an dieser Stelle und zeigte eine flüchtende Schaar von morgenländischen Reitern, im wirren Durcheinander vom jenseitigen Ufer landeinwärts fliehend, während die wilden Wellen der Leitha verwundete Rosse und Reiter mit sich fortrissen und drüben herrenlose und blessirte Pferde am Ufer herumjagten und hinkten. Einzelne Reiter, die schon den Weg nach dem Dorfe Windpassing und gen Reinsperg her eingeschlagen hatten, warfen ihre Pferde herum und sprengten in den Fluß, um sich auf das andere Ufer zu retten. Wohlgezielte Büchsenkugeln der wackeren Scharfschützen pfiffen ihnen nach, ohne aber, der großen Entfernung wegen, irgend Schaden zu thun, und Fridolin war eben mit dem Laden des frischen Schusses beschäftigt, als der Hauptmann Wastlberger daher keuchte und mit wilden Verwünschungen Einstellung des Feuerns gebot.

„Komm, Brüderl! geh weg von Geschütz meiniges!" sagte der dunkelhäutige böhmische Büchsenmeister zu Fridolin und entwand ihm den Ausetzer. „Hast Du gelernt heren, daß du kannst laden Karthaune und schießen die Türken zu Schanden?" setzte er mit einem Blicke voll offenkundigen abergläubischen Grauens hinzu, und blickte abwechselnd bald den Arkebusier bald sein Werk auf dem jenseitigen Ufer an. „Heiliger Nepomuk, Du bist ein Sakra-Kerl! Kannst mehr als Brod essen. Mannschaft, Achtung! an Ort!" rief er seinen acht Konstablern zu, die ebenfalls mit schier abergläubischem Staunen diesen einzelnen Artilleristen betrachteten.

„Glaubst Du denn, ein Anderer könne euch Powidl-Fressern die Kunst nicht auch ablernen?" versetzte Fridolin mit einem geringschätzigen und doch selbstzufriedenen Lächeln und nahm seine Büchse wieder auf, die er an die Brustwehr gelehnt hatte, denn der dicke Hauptmann kam heran.

„Wie, Du Blitzschwab, Du hast also wirklich gefeuert?" rief er.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich hab's gewagt. Dort fliehen sie, die tartarischen Reiter, denn auf einen solch heißen Empfang waren sie nicht gefaßt!"

Wastlberger stand noch ganz verdutzt da und wußte nicht, was er sagen sollte; er sah die letzten Reiter davon jagen hinter der flüchtigen Truppe her, er sah die ledigen Pferde und die Verwundeten, die sich am Boden krümmten, und bewunderte vielleicht den stolzen, muthigen, besonnenen Burschen, welcher den gordischen Knoten zerhauen, der ihm solche Schwierigkeiten gemacht hatte; aber vor seinem soldatischen Bewußtsein hatte der Arkebusier doch Unrecht. „Kerl, welcher Teufel steht mit Dir im Bunde?" fuhr er fort; „ich wünschte meiner Treu, er führte Dich jetzt durch die Lüfte davon, dann müßt' ich nicht den besten Mann meiner Kompagnie in Eisen legen wegen Insubordination. Hast Du nicht bedacht, daß Dir das den Kopf kosten kann? sagt' ich Dir nicht vorhin, daß es der Befehl von dem Herrn Ob . ."

„Was liegt daran, ob es auch meinen Kopf kostet, Herr Hauptmann!" erwiderte Fridolin mit einem stolzen Blicke; „sei's drum, wenn es nur ein Soldatentod ist! Aber wenn der Handstreich gelungen

Digitized by Google

wäre, wie viele arme hilflose Menschen hätten da verbluten müssen?! — Herr Waibel, hier meine Büchse, ich bin Euer Arrestant! Ich hab's gewagt und will die Folgen auf meinem Kopf nehmen, wenn nur mein Zweck erreicht ist." Der dicke Hauptmann schaute drein, als käm' ihm zum ersten Mal in seinem Leben die strenge Dienstpflicht sauer an, und ohne sich um das Murren seiner Leute zu kümmern, winkte er dem Waibel, seine Schuldigkeit zu thun und dem Arkebusier die Handschellen anzulegen. Dann drehte er sich um und schikte einen Schützenzug auf die Streife längs der Leitha aus. —

„Armer Schwab!" flüsterte Andreesl dem Gefangenen zu, als dieser in tiefen Gedanken versunken auf einem Strohlager in der wärmenden Sonne lag und an seinem harten Brode nagte; „es ist eigentlich doch schade um Dein junges Leben."

„Bah, es wird den Kopf nit kosten, Käsberger!" sagte der Gefangene aufblickend; „es sitzen wohl im Kriegsrathe noch gescheidtere Leute, als der Offizier der den dummen Befehl gegeben. Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte, und was eigentlich mein Hauptmann hätte thun sollen, wenn er . . . na, stille davon! Und am Ende gönnen sie mir doch eine Kugel, anstatt mich mit des Seilers Tochter zu verheirathen."

„Du nimmst es leicht, Brüderl," sagte ein Anderer von den Schützen und reichte dem Gefangenen die Feldflasche, die er abgenestelt hatte, während die Profosenwache beiseite sah, um es nicht zu bemerken; „da trink, Brüderl, und sei guten Muths! Lassen sie Dich heute Nacht noch hier, dann ist's schon abgemacht, Du ranzionirst Dich!" setzte er leise hinzu.

„Ich desertiren? pfui doch!" sagte Fridolin mit einem stolzen Selbstgefühl; „lieber das hänfene Halsband! Was ich gethan, dafür brauch' ich mich nicht zu schämen! Ich that es für den guten Kaiser Leopoldum und für meine Menschenbrüder. Sprich' nichts derartiges mehr, Rainfurter, oder ich schäm' mich Deiner als Kamerad." Aber es ward dem Arrestanten auch keine Gelegenheit gegeben, sich seiner Strafe zu entziehen, denn kaum eine starke Stunde danach kam ein Offizier von Graf Daun's leichten Reitern mit einigen Zügen seiner Leute herangesprengt, um Namens des Obristlieutenants von Menabrea den Gefangenen abzuholen, über dessen Vergehen der Hauptmann schon nach Trautmannsdorf berichtet hatte. —

Zwei Tage später treffen wir den Gefangenen wieder auf der Landstraße zwischen Jägersdorf und Wien mit Handschellen gefesselt unter dem Geleit von zwei Kürassieren vom Regimente Johann von Werth die die Weisung hatten, ihn im militärischen Stock hause am rothen Thurmthor zur weiteren Prozessirung abzuliefern, denn unter den Offizieren zu Trautmannsdorf war die Ansicht über seine Schuld oder Unschuld getheilt gewesen. Die Landstraße war belebt von Fuhrwerken und Flüchtlingen zu Fuß und zu Pferd, welche von Süden her in Eile nach dem befestigten Wien flüchteten, denn die Kunde ging, daß tartarische Reiter Streifzügler von Kara Mustapha's gewaltigem Heer auch südwärts bei Langenkirch und Salenau über die Leitha gesetzt und das letztgenannte Dorf schon in Brand gesteckt und geplündert hätten und nur der andringenden Macht des zusammengeschaarten Landsturmes, den der besonnene Landvogt Aiblmann auf Anrathen des wackern Bischofs von Wiener-Neustadt, des Grafen Kollonitsch, aufgeboten hatte, wieder gewichen und über die Leitha zurückgezogen seyen. Wer nur irgend konnte, der flüchtete jetzt aus dem platten Lande hinter die Bastionen und Wälle des festen Wiens. Die beiden Kürassreiter hatten Jägersdorf kaum verlassen und waren der Spinnerin am Kreuze nicht mehr fern, als ein Regiment mit vielem Troß des Weges daher kam und die mit Fuhrwerk dicht besetzte Straße sperrte. Sie bogen also mit dem Gefangenen von der Straße ab, und ritten gerade die Höhe hinunter, und suchten einen Feldweg zu gewinnen, als sie mit einem andern Zuge zusammenstießen, welcher rascher als sie daher getrabt kam. Dem Zuge voran ritt ein stattlicher Herr in kirchlicher Tracht, ein funkelndes Prälatenkreuz auf der Brust; aber der Gaul, den der hochwürdige Herr ritt, war kein frommer Zelter, noch war des Reiters Haltung die demüthige eines geistlichen Hirten, sondern derselbe saß kühn und stolz zu Pferde wie ein echter Kriegsmann, und in den Halftern vor dem Sattel des feurigen spanischen Hengstes staken nicht Brevier und Kerze, sondern ein Paar lange Sattelpistolen, und unter dem breitrandigen Hut des Reiters blickte ein Paar schöner Augen kühn und mild zugleich in die Welt hinein. Auch bestand des Reiters Gefolge mehr aus weltlichen Herren und wehrhaften, gewaffneten Männern, als aus Geistlichen, denn selbst die beiden Kleriker, so dabei waren, hatten etwas kriegsmännisches.

„Hollah, Reiter, wen bringt Ihr da?" rief der geistliche Herr, welcher sein scharfes Auge schon von ferne forschend auf diesen Zug geheftet hatte, und parirte seinen Hengst dicht an die Kürassreiter

Digitized by Google

heran mit einer Faust, der das Schwert schier vertrauter schien, als die Inful.

„Nix deuts — seulement français ou wallon," rief der eine Reiter. Aber der geistliche Herr ward dadurch nicht beirrt, sondern gebot den Reitern zu halten und befragte sie in ihrer Zunge; sie konnten ihm aber keinen Bescheid über des Arrestanten Vergehen geben, und der Rapport war versiegelt.

„Mensch, was hast Du gethan? Deine Miene ist nicht die eines Verbrechers!" fragte der geistliche Reiter den Gefangenen, dessen Auge ruhig den forschenden Blick des vornehmen Herrn erwiderte. Fridolin gestand in gedrängter Kürze seine That mit dem Beisatze, daß er vor seinem Gewissen darob keine Scham empfinde, und ruhig seinem Schicksal entgegen gehe, zufrieden daß seine Schuld Unschuldiger Leben, Habe und Freiheit gerettet. „Und wer gab solch unsinniges Verbot?" fragte der geistliche Herr. Fridolin zuckte mit einem bedeutsamen Aufwerfen der Lippen die Achseln. „Ich verstehe Dich, mein Sohn! Du bist ein Braver und unter Deinem groben Soldatenkittel schlägt ein edleres Herz, als unter mancher Ordenskette," sagte der Reiter und bot dem Gefangenen die Hand, welche dieser mit Rührung küßte; „wie heißest Du, wackerer Bursche?"

„Fridolin, hochwürdiger Herr!" —

„Und wie weiter? Du wißt doch auch einen Geschlechtsnamen haben?"

„Bedarf ich dessen zum Sterben, Ehrwürdigster?" fragte der Gefangene; „und könnt' ich nicht mehr als einen Grund haben, denselben zu verschweigen?"

„Mensch, Du bist nicht wer Du sein willst, oder Du verdienst wenigstens ein besseres Loos," sagte der Reiter; „doch gleichviel! Wenn auch Dame Justitia blind ist, so soll sie doch Dich nicht blindlings ergreifen, dafür bürg' ich Dir mit meinem Worte — ich Leopold, Graf von Kollonitsch, Bischof von Neustadt. Verlaß Dich darauf, Du sollst mehr von mir hören. Und Ihr da, haltet ihn menschlich, Kameraden!" wandte er sich zu den Reitern, winkte Fridolin noch einmal mit der Hand und eilte davon, einer Sänfte nach, die ihm um einige hundert Schritte voran war.

Fridolin sah ihm verwundert nach, denn diese Begegnung war so unerwartet, wie tröstlich. „Wie nannte er sich?" fragte er einen der wallonischen Kürassiere, aber statt dessen antwortete ein älterer Mann aus der Zahl der Flüchtlinge, die erstaunt Zeugen dieses Auftritts gewesen waren, mit tiefer Rührung: „Sei gutes Muthes, mein Sohn: Deine Sache ist in der besten Hand! Kaum hat das Prälatenkreuz jemals ein edleres Herz gedeckt, als das des Grafen Kollonitsch, der einst selbst ein wackerer Kriegsmann gewesen und sich als Malteserritter früher auf Candia gegen die Ungläubigen mit großem Ruhm geschlagen und Heldenthaten gethan. Noch nie hat die gekränkte Unschuld oder das unverdiente Unrecht vergebens seine Hülfe gesucht!" Der Gefangene lächelte und hoffnungsfreudig folgte sein Auge dem davonreitenden Beschützer, und begrüßte mit tröstlichem Blicke die im Kranze ihrer Vorstädte und Basteien vor ihm auftauchende Kaiserstadt.

Je näher Fridolin mit seiner Bedeckung der Stadt rückte, desto dichter ward das Gedränge der Flüchtlinge, welche vom platten Lande her Zuflucht-suchend gen Wien strömten. Und als er nun gar durch die Vorstädte geführt ward, wo schon ein panischer Schrecken unter die Bewohner gefahren war, da konnt' ihm nicht entgehen, daß selbst von diesen bereits manche ihre beste Habe zusammenrafften und nach der Stadt eilten, hinter deren hohen Wällen und schützenden Basteien Zuflucht zu finden. Vor den Zunftstuben und Herbergen der Stadt aber standen die Leute dicht geschaart und begehrten oft vergebens Aufnahme, denn der Gäste waren mehr als des Raumes. In der Nähe des Stephansdomes traf Fridolin wieder mit dem geistlichen Herrn zusammen, der sich draußen bei der „Spinnerin am Kreuz" so wohlwollend um ihn bekümmert hatte. Der Bischof ritt nämlich neben einer schlanken Dame her, welche auf ihrem schweiß- und staubbedeckten Zelter gar stolz und schmuck anzusehen war, und ihr Thier mit einer Kraft und Sicherheit lenkte, welche man der kleinen schmalen Hand in dem zierlichen Handschuh von Gemsleder kaum zugetraut hätte. Doch war von dem Gesichte der Reiterin nichts zu sehen, als ein paar schöner dunkler Augen, welche aus den Löchern einer seidenen Halbmaske gar freundlich und hell und ohne Angst in die Welt hineinblickten. Hinter der schmucken Dame aber kam eine, von zwei Maulthieren getragene Sänfte, worin zwei ältliche Dienerinnen saßen, und etliche bewehrte Knechte auf leichten ungarischen Pferdchen, und der ganze Zug der Frauenzimmer nahm in der engen Gasse soviel Raums ein, daß die wallonischen Kürassreiter ihre Pferde an die Häuser drängen mußten, um jene vorüberzulassen, wobei denn der hochwürdige Bischof nicht verfehlen konnte, den gefangenen Fridolin nochmals zu bemerken, welchem er nun durch eine leichte Handbewegung und ein

Digitized by Google

Kopfnicken nochmals die tröstliche Versicherung geben zu wollen schien, daß er sein nicht vergessen werde. Diese Geberde war der verlarvten Reiterin nicht entgangen, und auch sie richtete ihr Auge forschend auf den jungen Gefangenen und schien eine Frage an den hochwürdigen Kirchenfürsten zu richten, deren Wortlaut Fridolin jedoch nicht mehr verstehen konnte. Als er aber nach einigen Schritten sich umwandte, um noch einmal nach der Reiterin zu schauen, da überlief es ihn wie heißer Odem, als er sah, daß auch die Reiterin ihren geschmeidigen Oberkörper im Sattel gewandt hatte und nach ihm zurückblickte. Allein er fuhr mit der gebräunten Hand rasch über die Stirne, als wollte er sich der Gedanken entschlagen, die sich so wenig für seine jetzige Lage ziemten. Denn bald darauf fielen die schweren Thüren des Gefangenenthurms am Rothen-Thurmthor klirrend hinter ihm ins Schloß, und er sah sich in einem dumpfigen Kerkergemach unter einem halben Dutzend verkommener Strolche, die ihren beschmutzten Uniformen nach zu verschiedenen Regimentern und Waffengattungen gehörten und den neuen Schicksalsgenossen mit verletzender frecher Neugier empfingen.

2.

Bischof Kollonitsch und seine junge Begleiterin waren in der Rauhensteingasse vor einem geräumigen Patrizierhause, zum „heiligen Sebastian" geschildet, angelangt und abgestiegen. Der hochwürdige Herr bot mit der Artigkeit eines höfisch-gebildeten Mannes der jungen Dame den Arm und führte sie ins Haus, dem erstaunten Hausmeister die Bitte zurufend, er möge ihn und seine Mündel, die Gräfin Agnes von Seibelstorf, bei der gnädigen Frau v. Khevenhüller melden.

Einige Minuten später standen der Bischof und seine jugendliche Begleiterin in einer niedrigen aber wohnlichen Empfangsstube einer blassen Matrone in Trauergewändern gegenüber, welche nach dem ersten Erstaunen die beiden Gäste herzlich willkommen hieß.

„Verzeiht, liebe Base, wenn ich Euch so unvermittelt in's Haus falle, das ohne Zweifel schon der Gäste genug beherbergt," hub der Bischof an und reichte der Matrone freundlich die Hand. „Meine kleine Mündel da, Agnes von Seibelstorf, hat unter dem ersten Eindruck des Türkenschreckens ihr Schlößchen bei Kreußbach verlassen, um sich hinter die schützenden Mauern der Kaiserstadt zu flüchten und ist im Gedräng derer mir aufgestoßen, die vor d goldenen Lambl vergebens Quartier begehrten. hab' ich denn mein Vormundsrecht in Anspr genommen, sie unter Euren Schutz zu stellen, li Base, und komme um für das liebe Kind und sei beiden Frauen ein Obdach auf wenige Nächte begehren."

„Mein Haus steht Euch und den Eurigen z Verfügung, hochwürdiger Herr!" entgegnete Fr v. Khevenhüller mit freundlicher Milde; „verfü über die stille Klause einer armen Wittwe!"

„Nicht also, liebe Base; nicht für mich, sonde nur für meine kleine Agnes da bitt' ich um ge liche Unterkunft, meine Liebe! Ein schutzlos Mädch wäre in dieser stürmischen Zeit in einer Herbe nicht gut geborgen."

„Sein Sie mir willkommen, liebwerthe Gräfin entgegnete die Frau vom Hause, und drückte ei Begrüßungskuß auf Agnesens klare reine Stir denn diese hatte mittlerweile ihr Hütchen und i Halblarve abgenommen und stand erglühend v von seltenem Liebreiz frischer Jugend umflossen fangen vor der alternden Matrone. „Mich dü wir sind ja alte Bekannte noch von Ihrem V her, der mit meinem seligen Gemahl einst in Ba die Quellen gebrauchte."

„In der That, gnädige Frau, ich entsinne noch dankbar all Ihres Wohlwollens. Und tausend Dank für das gastliche Obdach, das nur unter dem Fürwort und auf Verantwort meines theuren hochwürdigen Vormundes annel weil heute das Kloster der Servitinnen, wo ich Unterkommen erwarte, schon geschlossen, nachder Vesper vorüber ist. Auch gedenke ich nur eine höchstens zwei Nächte Ihre Gastfreundschaft zu brauchen, bis meine Aufnahme in dem Hau frommen Schwestern gesichert ist."

Frau v. Khevenhüller wollte dieß nicht g lassen und bedung sich Agnesens Gegenwar ihrem Hause für die ganze Dauer von deren enthalt in Wien aus; aber der hochwürdige meinte: „Recht so, liebe Base! behaltet und mir den kleinen Wildfang, so lange als Ihr hier geduldet bleibt. Für einen Zufluchtsor ich Euch beiden dann schon sorgen, denn Ihr selbst nicht lange hier geduldet werden! — J mich nur staunend an, ihr Frauen!" fuhr e und der Ernst seiner freundlichen edlen Züg rieth die innere Bewegung und gerechtfertigte „Wenn mich alten Kriegsmann mein Bißch

Digitized by Google

fahrung vom Kriegshandwerk nicht trügt, so gehen wir allhier in Wien schweren Tagen entgegen. Das kleine Heer unseres kaiserlichen Herrn ist nicht im Stande, der türkischen Uebermacht die Spitze im Feld zu bieten, und muß seine Stütze in der befestigten Stadt suchen, denn Kara Mustapha der Großwessir hat ja geschworen, nicht eher zu rasten noch zu ruhen, als bis er Wien bis zum letzten Stein geschleift und seine Rosse im Rheine getränkt habe, und wenn des Reiches Fürsten nicht bald mit großer Kriegsmacht anrücken, so steht zu gewärtigen, daß unser schönes fröhliches Wien harte Zeiten erleben wird, bevor der Entsatz aus dem Reiche anrückt. Wien aber muß gehalten werden — und sollten sich seine Vertheidiger unter den Trümmern begraben, — bis das übrige Reich gerüstet ist; sonst würde das schöne deutsche Land durch den Uebermuth und die Grausamkeit der Muselmänner in eine heulende Wildniß verwandelt. Darum würde Dir, mein Täubchen, das Haus der frommen Schwestern um kein Haarbreit mehr Sicherheit bieten, als das der hochedlen Frau Base hier, denn der Türke hat mehr denn Ein Heiligthum geschändet und die Himmelsbräute als Sklavinnen davon geführt, um sie der Wuth des Kriegsvolks preiszugeben, oder mit den jüngeren den Harem irgend eines Bassa zu bereichern. Allein soweit soll es mit Gottes gnädigem Willen nicht kommen, ihr lieben Frauensleute, denn wenn die Belagerung beginnt, so muß alles ausgewiesen werden, was nicht die Waffen führen kann, um Raum zu gewinnen und Proviant zu ersparen, und ich werde der Erste sein, welcher beantragt, die Frauenklöster zu leeren und zu Quartieren für das Kriegsvolk vom Landsturm einzurichten "

„Und Sie werden uns dann begleiten, liebwerther hochwürdiger Herr?" fragte Agnes halb bange.

„Mit nichten, mein Kind!" entgegnete Graf Kollonitsch; „ein Mann, der ein Menschenalter hindurch unter dem rothen Kreuze der Ritter St. Johannis wider die Ungläubigen gefochten hat und ihre Kriegsweise kennt, ist hier gewiß richtiger am Platze, als in irgend einem fernen Stifte. Darum hab' ich unserem allergnädigsten Kaiser und Herrn meinen Arm und Kopf angeboten und habe etliche der Chorherren und Dechanten meines Sprengels entboten, die gleich mir einst unterm Malteserkreuze gefochten, und so sind wir hier, um im Pfleghof des Hochstifts Neuburg unser Losament zu nehmen und je nach Erforderniß auf den Basteien oder in den Lazarethen dem Berufe des Ordens der Ritter St. Johannis obzuliegen."

„Um Alles, hochwürdiger Herr!" rief Agnese; „das wollten Sie wirklich? in Ihren Jahren? unter dem Donner der Karthaunen und dem Hagel der Kettenkugeln?" ....

„Das sind mir Bekannte, mein Lämmchen," entgegnete der Bischof mit ruhiger Würde; „es gilt unsern heiligen Glauben, unsre hohe Kirche, unsern Kaiser und das Vaterland. Kein schönerer Tod als der um diese höchsten Güter des Menschen; Diese grauen Locken hat schon manche Kugel verschont; es ist nur ihr Loos, wann endlich die rechte kommt. Denk' an die Greuel, welche den Heereszug der Muselmänner bezeichnen, und sprich selbst, ob da noch eine Hand rasten darf, welcher Schwert und Kreuz vertraut sind!"

„Sie haben recht, hochwürdiger Herr," versetzte Agnese und beugte ihr Haupt herab um seine Hand zu küssen, auf welche eine stille Thräne niederthaute. „Wer doch jetzt ein Jüngling wäre, um an Ihrer Seite zu fechten, Ihr theures Haupt zu beschützen!" flüsterte sie fast wehmüthig.

„Ja, mein Kind! wollte Gott, Du wärest ein Junge! würdest Deinem Namen sicher Ehre machen!" sprach der Bischof; „doch nun von etwas Anderm, liebwerthe Frauen! Wo ist Moritz, Euer Erstgeborener, liebe Base?"

„Er stehet im Felde unter Dupigny's Reiterregiment," entgegnete Frau v. Khevenhüller und suchte ihre innere Bewegung niederzukämpfen, daß sie nicht allzu frei zu Tage trete. „Seit zehn Tagen bin ich ohne Nachricht von ihm; der liebe Gott mag wissen, wo seine Kompagnie anjetzt steht. Gott und seine Heiligen mögen ihn behüten!"

„Amen!" sagte der Bischof; „seid jedoch ohne Furcht, liebwerthe Base; der Junge ist sicher noch bei heilem Leibe, denn wäre dem nicht so, die Kunde davon hättet Ihr längst. Schlimme Botschaften reisen am schnellsten. Und die beiden Anderen, Franz und Joseph?"

„Franz ist bei des Herzogs von Lothringen Reitergeschwader, Joseph bei des Herzogs von Wirtemberg Fußvolk," entgegnete die Wittwe mit einer stillen, wenn auch nicht schmerzlosen Resignation. „Selbst ein blutend Mutterherz muß schweigen, wenn der Glaube, der Kaiser und das Vaterland rufen, und so hab' ich denn die Kinder, die mir noch verblieben, mit meinem Segen ins Feld geschickt, als ein gut österreichisches Soldatenweib."

Digitized by Google

„Gott lohn's Euch, theure Base! Ihr habt brav gehandelt, wie jede Mutter und Edelfrau thun sollte. Es wird ja nicht zum Aeußersten kommen mit den wackeren Jungen, und wenn je — nun denn, dann war's des weisesten Vaters im Himmel unerforschliche Fügung!“ Mit einem Segenswunsch für die beiden Frauensleute und manch tröstlichem Worte schied der wackere Bischof, nachdem er den angebotenen Imbiß abgelehnt, obschon er dessen nach dem langen Ritte wohl bedurfte. Aber er wollte, wie er sagte, die alten Waffengefährten und Streiter der Kirche nicht warten lassen, die seiner harrten, und versprach in den nächsten Tagen wiederzukehren und die Sicherheit der beiden Frauen nicht außer Acht zu lassen. —

Die nächsten Tage brachten freilich dem Bischof der Sorgen und Geschäfte mancherlei, denn es galt ja, den zuziehenden Flüchtlingen vom platten Lande mit Trost und Hülfe zur Hand zu gehen und denjenigen, die mit Geld und Fuhrwerk versehen waren, zuzureden, daß sie weiter zögen, da vorauszusehen war, daß die in ihre Befestigungen eingeengte Stadt bald überfüllt werden würde, nähme sie sie alle auf. Es galt die Bürger und Einheimischen auf die kommenden Ereignisse vorzubereiten und ihnen Muth einzuflößen, und die Klostergeistlichen zu veranlassen, daß auch sie sich an der Vertheidigung der Stadt betheiligten, sey's mit ordnender, sey's mit bewehrter Hand. (Fortsetzung folgt.)

Der Feierabend der Neger.

(Das Bild hiezu S. 40.)

Wir wollen die Negersklaverei nicht vertheidigen, denn sie verstößt gegen Menschenrecht und Sittlichkeit; aber wir hören gewöhnlich nur allzuviel von ihren Greueln. Darum sey es uns vergönnt, auch einmal ein heiteres Bild aus dem Lebenskreise der armen Schwarzen zu geben. Es ist wohl manchem unserer Leser schon bekannt, daß die Neger eine große Vorliebe und Begabung für Musik haben, und daß Tanz und Musik in ihren Erholungen eine wesentliche Rolle spielen. Es gibt sogar nicht Wenige unter ihnen, welche zur Mandoline und Neger-Guitarre Liedchen und Musik aus dem Stegreif erfinden, und einen solchen schwarzen Virtuosen sehen wir hier im Bilde vor uns. Das Bildchen ist keine Erfindung, sondern auf einer Pflanzung in Süd-Carolina treu der Natur abgelauscht. Wir sehen uns mitten in ein Negerdorf herein versetzt, vor eines der kleinen Häuschen, welche die Sklaven mit ihren Familien bewohnen und die, beiläufig gesagt, häufig so geräumig und behaglich sind und so schön liegen, daß mancher arme Leineweber oder Bergmann oder Fabrikarbeiter bei uns diese nicht um glücklichen Sklaven um ihre Wohnungen, um ihr gesicherte Nahrung und kleinen Vortheile beneide würde, denn der Herr dieser Neger muß ihnen Kost Wohnung und Kleidung liefern und sie verpflege und behandeln lassen, wenn sie krank sind. Ei Neger ist überdem ein kostbares Besitzthum, den vor dem Ausbruch des Bürgerkriegs ward ein ge sunder kräftiger Feldarbeiter bisweilen mit 1000 bi 1200 Dollars bezahlt, und da er einen solche Werth an Kapital und Arbeitskraft repräsentir so ward er im Allgemeinen weder mit übermäßige Arbeit überbürdet noch an der Nahrung verkürz Auch sind diese Schwarzen leichtherzige Bursche un von einer unverwüstlichen Lustigkeit. Den Männer und Weibern auf unserm Bilde sieht man darum auch keine Noth an. Es ist Feierabend, und Pom pey hat die Guitarre geholt und singt ein Liedchen wobei es ihm nicht an Zuhörern fehlt. Da i z. B. Juno sein Weib, das so eben die Schlüsse mit dem Maisbrei vollends ausgelöffelt hat, un nun horchend auf der Thürschwelle sitzt, währen ihr kleiner wollhaariger Sprößling im Korbe z ihren Füßen spielt. Da ist ferner Nachbar Hecto der so eben vom Felde gekommen, und Dinah, da Kindermädchen, mit dem jungen Herrn, welche beid der komischen Musik und dem lustigen Liedchen au merksam lauschen. Da ist ferner Cäsar, ein hall wüchsiger Junge aus dem Nachbarhäuschen, der ve Spannung am Boden kauert, und Celestina mit de Kübel auf dem Kopf, die vom Schöpfbrunnen komm aber nicht vorübergehen kann, ohne ebenfalls e Bißchen zu horchen und zu plaudern. Wir haben hi also ein Stückchen häuslichen Lebens der Negersklav und sehen uns lebhaft und anschaulich in jene fer Zone versetzt, wo ein mit der unmenschlichsten G bitterung und Gestissenheit geführter Bürgerkri jetzt die fruchtbarsten Gelände verheert und öde le so daß namentlich die südlichen Staaten nach d noch kaum abzusehenden Beendigung des Krieg vieler Jahrzehnte bedürfen werden, um sich von d Folgen des Krieges zu erholen, wenn auch die „eig thümliche Institution“, wie ihre Bewohner die Sk verei nennen, nicht aufgehoben werden sollte, n ja die Leute in den Nordstaaten verlangen, obsch kaum abzusehen ist, wie der Süden später o Sklavenarbeit wird bestehen können.

Digitized by Google

Ein Sklavenmarkt in Afrika.

Digitized by Google

as Kloſter und der See auf dem großen St. Bernhard, vom Wege von Aoſta aus geſehen.

Digitized by Google

Das Hospiz und der See auf dem Großen St. Bernhard.

(Mit einem Holzschnitt auf S. 41.)

Aus dem sonnigen Süden, wo die Feldarbeit durch Negersklaven verrichten werden muß, weil die Weißen deren Anstrengungen erliegen müssen, führen wir unsere freundlichen Leser in eine Region ewigen Schnees und Eises in unseren Hochalpen. Der Weg von Martinach oder Martigny hinunter in's Welschland nach Aosta führt über den gewaltigen Bergstock des St. Bernhard. Tausende müssen zu jeder Jahreszeit diese Straßen passiren, und darum hat schon in früher Zeit (972) angeblich der heilige St. Bernhard hier ein Haus der Barmherzigkeit zur Aufnahme der Wanderer gegründet. Unser Bild gibt eine Ansicht von dem gegenwärtigen Kloster, welches im 16. Jahrhundert erbaut worden ist. Dieses Gebäude, das schon viele Hunderttausende von Wanderern aus allen Ländern und Ständen beherbergt hat, ist wohl eine der am höchsten liegenden menschlichen Wohnungen, denn sie steht in einer Höhe von 7609 Fuß über dem Spiegel des mittelländischen Meeres, in einem Engthale, wo kein Baum oder Strauch mehr grünt, wo düstere graue Felsen, den größten Theil des Jahres mit Schnee und Reif bedeckt, auf das schmucklose dreistöckige Gebäude des Klosters und den einsamen traurigen See herunterschauen, welcher den größten Theil der Sohle des Engthales einnimmt. Das Kloster ist von 12 Chorherren des Augustiner-Ordens und einer Anzahl dienender Brüder (sogenannter Maronniers) bewohnt. Diese dienenden Brüder und die jüngeren Chorherren müssen bei stürmischem Wetter mit den bekannten Bernhardiner-Hunden nach beiden Seiten des Passes vordringen, um den etwa verunglückten Wanderern zu Hülfe zu kommen. Ohne die echt christliche, rückhaltslose Selbstaufopferung dieser Mönche wäre der Paß über den großen St. Bernhard kaum einige Monate im Jahre zu passiren, denn wenige andere Alpenpässe werden so stark von Nebel, Schnee und Lawinensturz heimgesucht, wie dieser. Jeder ankommende Fremde wird im Hospiz von einem der Chorherren empfangen und in französischer Sprache bewillkommnet und in ein Zimmer geführt, denn das Kloster hat etwa 80 Betten zur Aufnahme von Fremden. Die Tafel ist eine gemeinschaftliche für die Gäste und die Chorherren, welch letztere sich durch ein feines verbindliches Benehmen, große Gesprächigkeit und gediegene Bildung auszeichnen. Die Kost ist nahrhaft, gut und reinlich; für Verpflegung wird dem Fremden nichts angerechnet, sondern derselbe legt beim Weggehen nach Belieben sein Scherflein in den Opferstock; außer den gewöhnlichen Mahlzeiten kann jeder Gast jederzeit Kaffee, Wein, Liqueur ꝛc. nach Belieben verlangen. Damen logiren nicht im Kloster selbst, sondern in der demselben gegenüberliegenden Dependenz St. Louis. Das Kloster verpflegt das Jahr hindurch durchschnittlich 18,000 Gäste, mit einem Aufwand von circa 80,000 Franken, welcher meist aus den Einkünften des Klosters bestritten wird. Die ganze Congregation der zu diesem Kloster und dem davon abhängenden auf dem Simplon gehörigen Geistlichen umfaßt ungefähr 40 Mitglieder. Selten hält einer dieser Geistlichen es länger als drei Jahre in dem Kloster auf dem Bernhardsberge aus, dessen unwirthliches Klima auch die kräftigste Gesundheit bald unterwühlt, denn die mittlere Temperatur dieser Höhe ist noch unter dem Gefrierpunkt, und kommt nach Alexander von Humboldt's Urtheil ungefähr demjenigen des Südkaps von Spitzbergen gleich. Im Sommer steigt das Thermometer nur selten über 12° Wärme; im Winter aber herrscht eine mittlere Kälte von $7^1/_2$° Reaumur. Der Schnee liegt hier oben neun ganze Monate anhaltend, und erreicht im Winter an den niedrigsten Stellen eine Höhe von 8—9, an den tiefsten dagegen eine Höhe bis zu 40 Fuß. Die Chorherren haben eine schöne reichhaltige Bibliothek, sowie Sammlungen von Naturalien und Alterthümern, welche nach und nach auf diesem Berge gefunden worden, und sammeln noch immer emsig, denn schon in uralten Zeiten standen auf diesem Berge Heiligthümer der Römer und der Veragrer, und der Berg hieß bei den ersteren: Berg des Jupiter, Mons Jovis, woher er bei den Savoyarden noch heutzutage Mont-Jour genannt wird. Diejenigen Chorherren, welche einige Jahre hier oben zugebracht haben, bekommen entweder Pfarrpfründen, oder kehren in das Stammkloster zurück. Ehre den edlen Mönchen, welche aus reiner Menschenliebe und frommer Hingebung in dieser grausigen Region der Todesstarre das Werk der Gastfreundschaft und werkthätigen Menschenliebe und das Amt der Seelsorge für die kleinen Gemeinden des Gebirgsstockes üben! Es ist eine Arbeit, wozu sich um Geld und gute Worte kein Miethling finden würde, und man muß ein Gast in diesen Räumen gewesen seyn, um ganz zu fühlen, zu welch hohem Danke die ganze Menschheit den

Digitized by Google

wenigen Brüdern verpflichtet ist, welche hier oben sich diesem göttlichen Liebeswerke widmen.

Und nun noch ein Wort über das Werk dieser Mönche selbst und über ihre Hunde. Letztere sind große, kräftige, braune Thiere, den Neufundländern ziemlich ähnlich, nur kurzhaarig. Die echte Race ist ausgestorben; die jetzigen sind nur halb echt. Ein Herr Gemeinderath Essig in Leonberg (Württemberg) schenkte vor ungefähr zehn Jahren den Mönchen ein Paar der von ihm gezogenen schönen Race sogenannter Leonberger Hunde, welches mit der damaligen Bernhardiner Race gekreuzt ward und hübsche Thiere lieferte, obschon die beiden Leonberger Hunde dem Klima erlagen. Was man von den Hunden des Klosters erzählt, daß sie ein Fäßchen am Halse tragen und den ganzen Berg abrevieren, um nach verschneiten Reisenden zu suchen, beruht großentheils auf Uebertreibung ihrer eigentlichen Dienste. Arme Leute passiren in Menge den Bernhardspaß selbst im Winter, wo der Schnee an manchen Stellen 30 Fuß hoch liegt und den Weg so verdeckt, daß die Mönche in der Nähe des Klosters selbst den Weg oft beinahe ebenso schwer finden wie die Fremden. Dann kommt die Reihe an die Hunde, ihren Dienst zu thun. Die Wanderer, welche nach der Paßhöhe hinaufsteigen, machen in einiger Entfernung unterhalb des Sattels Halt, auf dessen höchster Höhe das Kloster liegt, und finden etwas Schutz und Obdach in einem besonders hiefür eingerichteten Hause. Die Mönche haben diesen Zufluchtsort täglich mehrmals zu besuchen, wenn sie mit Grund annehmen dürfen, daß sie dort Leute antreffen, welche eine Unterkunft gesucht haben. Gewöhnlich schicken sie dann aber nur einen Diener mit einem Hunde vom Hospiz herunter, um die untergestandenen Reisenden abzuholen. Der Hund ist immer die Hauptsache; er schlägt den Schweif in die Höhe und läuft gemächlich nach dem Kloster zurück, und der Knecht und die Wanderer folgen ihm dann als ihrem Wegweiser in einer langen Linie. Auf diese Weise führt der Hund die Reisenden und rettet ihnen das Leben, denn es scheint, daß bei sehr starken Schneefällen nur der Hund allein den Heimweg finden kann. Die Chorherren selbst gehen in solchen Fällen nicht persönlich, sondern senden die dienenden Brüder. Der Hund aber leistet das wesentlichste. Zuweilen mag es vorkommen, daß der dienende Bruder, wenn er zu der Wartestelle herunterkommt, einen halberfrorenen Reisenden findet, welcher vergebens versucht hat, seinen Weg hinauf zur Paßhöhe ohne Führer auszumachen, allein die Leute kennen nachgerade die Satzungen und verfehlen nur selten, auf den wegzeigenden Hund zu warten, welcher, wenn das Wetter es irgend erlaubt, täglich mehrmals seine Runde über den schlimmsten Theil des Passes macht.

In der Morgue oder dem Todtenhause des Klosters liegen jedoch sehr oft Leichen ausgestellt zum Beweis, daß noch immer Unglücksfälle vorkommen und Wanderer erfrieren, an denen alle Wiederbelebungsversuche scheitern. Diese Morgue ist ein niedriges Gebäude dicht bei dem Hospiz, in zwei Stuben eingetheilt, in welche man durch ein eisernes Gitter hineinsehen kann. In dem einen Gemach sind die einzelnen Knochen, Schädel, Glieder oder Ueberreste derjenigen aufgehäuft, welche durch Lawinenstürze und andere Ursachen zerschmettert und getödtet worden sind; im andern Gemach bewahrt man die ganzen Leichen der Erfrorenen auf, welche nicht wiedererkannt und von ihren Angehörigen zurückverlangt worden sind. Diese werden an die Wand gelehnt, die einen holzgerade und scheitstarr, die anderen schmerzlich in sich zusammengekrümmt, als hätten sie den letzten Funken von Lebenswärme noch sich erhalten wollen, ehe sie starben. In dieser trockenen Luft geht das Fleisch nie in Fäulniß über, sondern verdorrt förmlich zur Mumie. Es war ein gespenstiges Schauspiel, als ich diesen Ort besuchte und in einer Ecke die Leiche einer armen Frau sah, welche noch voll Mutterzärtlichkeit vergebens bemüht schien, ein kleines Kind, das sie in den Armen hielt, mit den paar dürftigen Lumpen, welche sie selber auf dem Leibe hatte, vor dem Erfrieren zu schützen. Aber Mutter und Kind waren der erstarrenden Kälte mit einander erlegen, und man hatte sie beide eines Sommers, als der Schnee wegging, in dieser Stellung gefunden, und sie hieher gestellt, wo jene noch stand, ihr vertrocknetes Gesicht liebevoll und schmerzlich über ihr Kind gebeugt; niemand erkannte sie, niemand kannte ihren Namen und Heimath.

Die Mönche auf dem St. Bernhard sind meist jüngere Männer, denn für das reifere Alter sind Klima und Lebensweise hier zu rauh. Die Chorherren müssen auf 15 Jahre Profeß thun; sie treten meist im achtzehnten Jahre ein und bleiben so lange sie können; viele erliegen dem Klima hier oben, andere werden beim Erkranken in ein milderes Klima gebracht. Die Luft hier oben ist so scharf und trocken, daß die menschliche Lunge sie nicht lange aushält. Die Congregation hat ein Stammkloster in Mar-

Digitized by Google

tigny, wohin diejenigen gehen, welche auf dem St. Bernhard und Simplon es nicht länger aushalten können, und wo sie dann abwarten, bis sie zu Pfarrstellen verwendet werden. — Kein Fremder verläßt aber das Kloster, nachdem er dessen Gastlichkeit genossen hat, ohne nicht einen mindestens nach Gasthofspreisen berechneten Gegenwerth des Genossenen in den Opferstock der Kapelle zu legen, obschon niemand hiezu aufgefordert wird noch auch nur die leiseste Andeutung hiezu erhält. Allein wer sollte nicht gerne etwas mehr geben, als er in einem Gasthofe bezahlt haben würde, wenn er erwägt, daß das in die Almosenbüchse gelegte Scherflein nur zur Verpflegung der vielen Tausende armer Reisenden dient, welche alljährlich hier bewirthet werden, ohne den Mönchen mehr bieten zu können, als ein herzlich gemeintes „Lohn's Gott!"?

Der Weg zum Reichthum und Wohlergehen

ist weit leichter zu finden, als die Mehrzahl der Menschen sich wohl vorstellt, nämlich der Weg zu einem ehrenhaften, soliden, vernünftigen Wohlstand, dessen man sich wirklich ohne Gewissensbisse erfreuen kann, zum Wohlstand durch eigene redliche Arbeit, durch Sparsamkeit, Ordnungsliebe und Entsagung, — nicht durch Betrug, Wucher und gewagte schwindelhafte Spekulation. Der Mensch vermag alles, wenn er nur Ausdauer und einen festen Willen hat, und nie aus den Augen läßt, daß er auch Opfer bringen muß, um einen Zweck zu erreichen. Niemand kann ernten, er habe denn zuvor gesäet. Unsre Arbeit und Entsagung ist auch eine Saat, die uns bei Ausdauer und festem klarem Willen tausendfältig aufgeht. Darum, mein lieber Leser, laß uns hierüber ein paar ernste Worte im Vertrauen reden.

Wie bei Allem, so ist auch beim Wohlstand nur der erste Schritt schwer. Wer unabhängig, wohlhabend und zufrieden werden will, der muß bei Zeiten anfangen, seine Bedürfnisse zu beschränken, und ohne Neid und Nachahmungssucht auf Andere zu blicken. Je weniger ein Mensch Bedürfnisse hat, desto freier und unabhängiger ist er. Je weniger Bedürfnisse, desto mehr Ruhe; dem Genügsamen treten weit weniger Versuchungen nahe, als dem Genußsüchtigen, welcher alles begehren zu müssen meint, was er bei Anderen sieht. Zur rechten Freiheit des Einzelnen gehört vor Allem die Freiheit von Leidenschaften; wer sich zum Herrn derselben macht, wer die Begierde unterdrückt, daß nicht daraus der Wunsch die That gebäre, der ist allein weise. Genügsamkeit und Selbstbeherrschung sind die ersten Schritte zur Weisheit; auf sie soll der Mensch sein Augenmerk richten, sobald er ins Leben tritt, denn in ihnen liegt der Grund zur Schulung seiner selbst, zur Selbstvervollkommnung. Wenn du Frieden mit dir und den Menschen, Freiheit von Sorgen, Unabhängigkeit und zukünftiges Genüge haben willst, so lerne bei Zeiten die menschlichen Dinge eintheilen in nothwendige, nützliche und angenehme. Frage bei jedem Wunsch oder Begehren, die in dir aufsteigen, in welche von den drei Klassen seine Erfüllung schlagen wird. Sorge in allen Stücken zunächst für das Nothwendige, dann erst für das Nützliche und zuletzt mit weiser Beschränkung auch für das Angenehme, so wirst Du nie in den Fall kommen zu darben.

Zu dem Nothwendigen gehört nächst der Sorge für die Gegenwart auch diejenige für die Zukunft. Du sollst Dich nicht damit begnügen, in guten Tagen von der Hand in den Mund zu leben, wie man zu sagen pflegt, sondern Du sollst in den Tagen der Genüge auch sorgen für Zeiten, wo Du vielleicht darben mußt. Du sollst in guten Stunden nicht vergessen, daß das Leben auch dunkle Tage und schlimme Stunden enthält. Und was Du thun willst, das thu' immer bald; beiße der schweren Aufgabe durch rasches Zugreifen den Kopf ab; verschiebe den Anfang einer guten Sache nicht unnützer oder feiger Weise, sondern wirf Dich mit ganzer voller Kraft auf das, was Du als nothwendig oder nützlich zu thun erkannt hast. Wohlhabend zu werden, ist angenehm, nützlich, ja sogar nothwendig in einer Zeit wie die jetzige, wo man den Menschen nicht mehr blos nach seinem innern Gehalte, sondern auch nach seinem äußern Vermögen werthet, wo nicht mehr blos das Verdienst, sondern noch weit mehr der Verdienst eines Menschen geachtet wird. Wer wohlhabend werden will, der muß bei Zeiten beginnen, und den guten Freund aufsuchen, der ihm hiezu die Hand bieten kann.

Dieser gute Freund steht Dir und jedem Menschen näher als Du glaubst, und es genügt vielleicht schon, daß ich ihn Dir nenne und Dir zeige, wie Du ihn um seine Mitwirkung angehen kannst. Ein allzeit parater Freund dieser Art sind die Lebensversicherungs-Gesellschaften, die Renten-Anstalten, die Ersparnißbanken. Jeder rechtschaffene, denkende, strebsame Mensch sollte sich

Digitized by Google

bei diesen Instituten betheiligen, selbst wenn er in angenehmen wohlhabenden Verhältnissen lebt; er sollte es thun um des guten Beispiels willen. Ich kenne einen solchen hülfreichen Freund, der Dich für alle Lagen des Lebens, für alle Unglücksfälle, welche Dich in der Zukunft betreffen, in Schutz nehmen kann, der bereit ist Freud und Leid Deines Lebens mit Dir zu theilen. Dieser gute Freund heißt die **allgemeine Rentenanstalt in Stuttgart**, die ich Dir empfehle. Du bist arm, auf Deinen Erwerb angewiesen, aber Dein Selbstgefühl spornt Dich an, nicht immer ein Handarbeiter, ein Tagelöhner zu bleiben, dessen Arbeitslohn eben nur zur Fristung des einzelnen Lebens hinreicht. Du verschaffst Dir die Satzungen dieser Anstalt, und ersiehst daraus, daß dieselbe eine Unzahl Versicherungen für alle möglichen Fälle des Lebens eingeht, daß sie auch das kleinste Scherflein Deiner Ersparnisse als Depositum annimmt und Dir nutzbar verzinst. Wohlan denn, betrachte Dir erst diese Statuten und überlege dann, was Dir zunächst zu thun frommt. Jeder Mensch von berechtigtem Selbstgefühl mißt seinem eigenen Dasein, das er nützlich auszufüllen bemüht ist, einen Werth bei. Lebt er ja doch nicht für sich selbst allein, sondern auch für seine Eltern, die Mitwelt, die Nachkommen. Nun denn, je jünger Du bist, eine desto längere Zeit der Saat liegt vor Dir, desto werthvoller ist Dir Dein Leben, denn es ist desto reicher an Inhalt. Darum versichere zunächst Dein Leben mit irgend einer beliebigen Summe. Du hast Eltern, jüngere Geschwister, denen Du eine Stütze sein sollst und die durch Deinen Tod um eine solche kommen. Du schlägst den Werth Deines Lebens für die Deinigen etwa zu 2000 fl. an, und bist achtzehn Jahre alt; um nun Deinen Angehörigen für diesen Deinen Tod jene zweitausend Gulden zu versichern, hast Du der Rentenanstalt eine jährliche Prämie von nicht vollen dreißig Gulden zu entrichten, was Dir also von Deinem Tagesverdienste noch nicht ganz sechs Kreuzer abbricht. Diese Prämie kannst Du überdieß beliebig in ganz- oder halb- oder vierteljährlichen Raten bezahlen. Bist Du aber klug, so wirst Du lieber folgenden Weg einschlagen: Du wirst jeden Monat mindestens fünf Gulden auf Legschein in die Sparbank der Rentenanstalt legen, und von dieser Einlage, welche Du in günstigen Zeiten von Deinem Arbeitsverdienst oder sonstigen Einnahmen beliebig erhöhen kannst, wirst Du dann alle drei oder alle sechs Monate Deine Lebensversicherungs-Prämie umschreiben lassen. Gesetzt Du hast jeden Monat 5 fl. eingelegt, und das Jahr ist um, so hat dieß 60 fl. und etwa $2^1/_2$ fl. Zins gegeben. Hievon gehen die 30 fl. der geleisteten Prämie ab, bleiben mithin noch immer $32^1/_2$ fl. übrig, denen Du wiederum eine für Dein ganzes Leben nützliche Bestimmung geben kannst, indem Du sie entweder als den Grundstock zu einem Sparpfennig stehen lässest oder sie in verschiedentlicher Weise je nach Deinem eigenen Gutdünken auf steigende oder aufgeschobene Renten, zu einer Aussteuer- oder Kapital-Versicherung oder zu irgend einem der hunderterlei Zwecke anlegst, zu denen Dir die Statuten der Anstalt die Hand bieten. Ich will Dir dieß durch ein Beispiel näher erläutern. Gesetzt Du möchtest zu irgend einem Zwecke mit Zurücklegung des 30. Jahres in den Besitz eines bescheidenen Kapitales kommen, und es sollen doch die von Dir eingezahlten Prämien nicht verloren gehen, falls Du früher sterben würdest. Du verlangst also von dem Agenten der Rentenanstalt entweder die Belehrung über die Kapital-Versicherung und machst Dir Deine Berechnung selbst, oder Du nennst ihm Deinem Wunsch, eine solche Kapitalien-Versicherung mit sogenannter Rückvergütung einzugehen, und den Betrag, den Du etwa jährlich daran rücken kannst. Gesetzt also, Du stehest im 20. Jahre und habest jährlich noch etwa 35 fl. entbehrlich, so wird er Dir sagen, daß wenn Du am Schlusse jedes Jahres fünfmal 7 fl. 22 kr. oder 36 fl. 50 kr. einlegst, Du aus dieser Einlage mit Erreichung des 30. Jahres eine Summe von baaren 500 fl. ausbezahlt erhältst. Wolltest Du erst im 40. Jahre eine Kapitalsumme beziehen, so würdest Du bei jährlicher Prämie von 39—40 fl. sogar dreizehnhundert Gulden Kapital bekommen, ja bei einer Kapitalversicherung für das 50. Lebensjahr würden 40 fl. Prämie sogar eine Kapitalsumme von etwa 2600 fl. sichern, und so im Verhältniß weiter. Stürbest Du früher, so würde Deinen Erben oder Hinterbliebenen der ganze Betrag der eingezahlten Prämien, jedoch ohne Zinsen ersetzt werden. Würdest Du im 55. Jahre aus jährlichen 45 fl. — welche Du vom 20. Lebensjahre an eingezahlt hättest, die Summe von viertausend Gulden bekommen, so könntest Du Dir damit, falls Du ledig wärest, eine Leibrente kaufen, welche Dir von da an jährliche 280 fl. — ja beim Verzicht auf die Rückvergütung des nicht verzehrten Kapitals eine Rente von 324 fl. sichern würde.

Allein ein Mensch, welcher sich einmal an eine weise Selbstbeschränkung und Sparsamkeit gewöhnt

Digitized by Google

und einige Ersparnisse gemacht hat, welcher auf künstliche Bedürfnisse verzichtet und das Nothwendige und Nützliche vor das Angenehme setzt, der ist gewöhnlich auch ein gewandter und brauchbarer Arbeiter, der von Jahr zu Jahr sich in seinem Berufe wie in seinem geistigen Leben vervollkommnet, und daher auch mit Zeit und Weile größere Einnahmen hat, die ihm erlauben, mehr beiseite zu legen. Ein solcher wird nun wahrscheinlich entweder eine größere Kapitalversicherung eingehen, oder er wird sich steigende Renten kaufen, aus deren Ertrag er die sicher zu leistenden jährlichen fl. 36 bis fl. 40. bezahlen kann. Steigende Renten sind solche, welche aus einem Kapital bezahlt werden, welches der Einleger lebenslang und unaufkündbar bei jener Gesellschaft oder Anstalt stehen läßt, die ihm davon Zins und Zinseszins und eine Altersquote vergütet. Du legst z. B. im 20. Lebensjahr fl. 100. auf steigende Renten an, so erhältst Du davon im 31. Jahre jährliche fl. 3. 31 kr., im 41. Lebensjahre fl. 3. 43 kr., im 46. Lebensjahr fl. 7. 9 kr., im 56. Jahre fl. 8. 14 kr., im 76. Jahr fl. 15. 25 kr. als Rente. Das Kapital wird dann bei Deinem Tode Deinen Erben wieder zurückbezahlt. Wenn nun Einer durch Fleiß und Sparsamkeit einige hundert Gulden auf steigende Renten angelegt hat, so wird er je länger desto leichter in den Stand gesetzt, aus diesen Renten die Prämien seiner Kapitalversicherung zu bezahlen.

Allein die Kapital-Versicherung kann noch ganz anders benützt werden. Du hast im 30. Lebensjahre fünfhundert Gulden Kapital, die Du Dir durch Prämien gesichert hast, ausbezahlt bekommen, aber Du willst bis zum 40. Jahre ein Kapital von fl. 2000. haben. Gibst Du der Rentenanstalt das ganze Kapital von fl. 500. zu diesem Behufe, so erhältst Du statt dieser nach 10 Jahren etwa fl. 830.; mithin handelt es sich darum zu ermitteln, wie viel Prämie Du noch zehn Jahre lang bezahlen mußt, um die noch fehlenden fl 1170. — zu erschwingen. Aus der Tabelle nun wirst Du ersehen, daß dieß mittelst einer jährlich zu erlegenden Prämie von etwa fl. 86. geschieht, welche Du leicht Dir an Deinem Einkommen abbrechen kannst. Gesetzt nun, Du wolleſt mit diesen zweitausend Gulden Dir eine Liegenschaft erwerben, welche etwa fl. 8000. kostet, und hättest die Mittel dazu nicht, so kann Dir die gute Freundin Rentenanstalt oder jedes ähnliche Institut auch die Mittel verschaffen, und zwar in folgender Weise: Du gibst Deine zweitausend Gulden als Angeld, und bestimmst den Verkäufer, daß er darein willige, mit seinen Ansprüchen in die zweite Klasse der Hypothek zu treten, sobald Du ihm mindestens die Hälfte seiner Forderung abgeführt haben würdest, — eine Bedingung, welche er gewiß leicht eingehen wird. Nun verschaffst Du Dir eine amtliche Schätzungs-Urkunde, welche beweist, daß die erkaufte Liegenschaft mindestens zu achttausend Gulden gewerthet wird, reichst diese Urkunde bei der Renten-Anstalt oder irgend einem andern beliebigen Geld-Institute mit dem Bemerken ein, daß Du auf die darin genau taxirte Liegenschaft ein Schuldkapital von fl. 5000. aufnehmen möchtest, das Du in sogenannten Annuitäten abtragen möchtest, d. h. in Jahreszahlungen, worin Zins und Kapitalrate vermischt sind, so daß Du eigentlich anstatt eines Zinses von 4 oder 5 Procent einen solchen von 7—8 Procent bezahlst, und durch die 12- bis 15malige Abtragung dieser Annuitäten oder Jahresgelder in 12—15 Jahren diese Schuld tilgst. Den Rest des Kaufschillings bei dem Verkäufer hast Du freilich entweder in Raten abzutragen oder gegen Verzinsung stehen zu lassen; allein nichts hindert Dich, ihn später, wenn 5 bis 6 der ersten Annuitäten abgetragen sind, jederzeit ganz oder theilweise ebenfalls wieder in Annuitäten zu verwandeln. Da nun aus jeder Liegenschaft, sey sie Haus oder Grundstück, Wald oder Feld, ein jährlicher Ertrag, den man Interesse nennt, entspringt, so hat der Käufer einer solchen Liegenschaft eigentlich nur in den ersten Jahren einen etwas höhern Zins aus dem Anwesen zu bezahlen oder den Zins, welchen er in obigem Beispiel aus seinen eigenen zweitausend Gulden beziehen würde, zu den Interessen der Liegenschaft zu schlagen, um seine Annuität zu bezahlen. Diese Erwerbungsart von Grundstücken ist, wenn auch in Wirklichkeit nicht gerade die wohlfeilste, so doch jedenfalls für jeden Käufer die leichteste, denn ein sparsamer solider Mann kommt auf diesem Wege ganz unmerklich zu einem Besitzthum für sich und die Seinigen, welche selbst für den Fall seines Todes die noch abzutragenden Schulden auf diesem Wege leicht tilgen können. Ja wenn Du ein wirklich kluger und sparsamer Haushalter bist, welcher seine Hinterbleibenden für seinen Todesfall möglichst gegen äußere Zufälle und Schicksalsschläge schützen will, so wirst Du beim Kauf einer Liegenschaft auf solche Annuitäten lieber noch ein kleines weiteres Opfer bringen, und eine Versicherung auf Dein Leben im Betrage derjenigen Summe, welche Du noch auf die Liegenschaft schuldest, oder wenigstens eines Theiles desselben,

Digitized by Google

und auf diejenige Zeitdauer, welche Deine Annuitäten umfassen, eingehen. Setzen wir den Fall Du seyest zur Zeit des Ankaufs einer Liegenschaft 35 Jahre alt und habest hiezu 5000 fl. auf 15 Annuitäten aufgenommen, so wirst Du nun eine sogen. „beschränkte Lebens-Versicherung auf eine bestimmte kurze Zeit," auf zehn- oder fünfzehn Jahre, für die Summe von fl. 5000. eingehen, wofür Du bei zehnjähriger Versicherung jährlich etwa fl. 64. zu entrichten hättest. (Schluß folgt.)

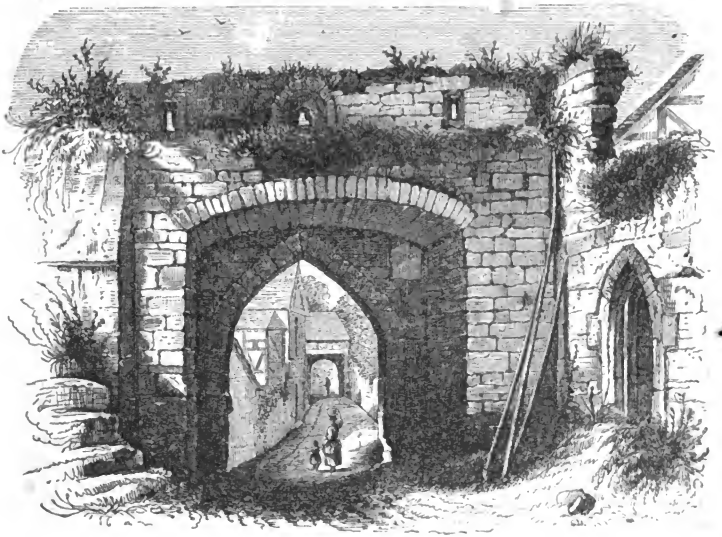
Deutsche Fahrten.

I. Der Odenwald.

(Das Bild hiezu Seite 48.)

Wer die Herrlichkeiten des deutschen Vaterlandes recht kennen lernen will, der muß seine bewaldeten Berge und Hügelketten zu Fuße durchstreifen, und damit er dieß leichter thun könne, wollen wir ihm einstweilen hier auf dem Papiere in Wort und Bild manche Wege dazu weisen. — Zu den schönsten und gesegnetsten Fleckchen deutscher Erde gehört die sog. Bergstraße zwischen Heidelberg und Darmstadt, die eigentlich nur der westliche Abhang des Odenwaldes ist, eines waldigen Gebirgszuges, welcher etwa zehn Meilen weit von der Bergstraße sich ostwärts zwischen dem Main und dem Neckar hinzieht, und an jedem dieser beiden Flüsse gleichsam seine Endpunkte in Miltenberg und Eberbach hat. Wer je das schöne Heidelberg mit seiner majestätischen Schloßruine besucht oder mit der Eisenbahn zwischen Heidelberg und Frankfurt reist und einen oder zwei Tage entbehren kann, der verfehle nicht, einen kleinen Ausflug in den Odenwald zu machen, sey es nun von der Station Zwingenberg an der Main-Neckarbahn oder von Heidelberg aus mittelst des Neckardampfboots oder der Odenwälder Eisenbahn über Mosbach oder Eberbach. Bleiben wir hier jedoch beispielsweise bei dem erstgenannten Orte Zwingenberg stehen, weil diese Route am schönsten und lohnendsten ist. — Zwingenberg ist ein malerisches altes befestigtes Städtchen am Fuße des Melibocus oder Malchen, eines reizenden Bergkegels von etwa 1630 Fuß Höhe, des höchsten an der Bergstraße, welcher die ganze Rheinebene zwischen Speyer und Bingen beherrscht und eine wundervolle Fernsicht bis zu den Vogesen und dem Donnersberg und über den Main hin bis zum Taunus und Vogelsberg darbietet. Auf der Spitze des Melibocus ist ein 50 Fuß hoher weißer Thurm, von Landgraf Ludwig IX. 1772 erbaut, welcher bei sonnigem klarem Wetter eine entzückende Rundschau gewährt. Vom Zwingenberg aus steigt man in einer Stunde auf einem nicht allzu steilen Wege, der bald durch dichtbelaubten Wald führt, auf den Gipfel, beschaut sich die Aussicht, steigt dann hinten auf gewundenem Pfad in ein tiefes Thal herab und gelangt nach einer Wanderung von 1½ Stunden durch den Wald nach dem Gipfel des Felsbergs, wo im Försterhaus eine gute Wirthschaft ist. Gerade unterhalb des Gipfels dieses Berges, am Abhange in der Richtung gegen Lindenfels hin, liegen gewaltige Massen kahler abgerundeter Syenitblöcke auf einem ziemlich beschränkten Raum umhergestreut, welcher das Ansehen einer von prächtigem Hochwald umgebenen Felseninsel hat, im Volksmunde das Felsenmeer heißt, und sich den Berghang hinab fast bis in's Thal unmerklich fortsetzt. Da aber der Anblick dieses Felsenmeeres von unten herauf entschieden imposanter und großartiger ist, so versäume man nicht, oben in der Nähe des Försterhauses zuerst den Altarstein oder Riesenaltar zu betrachten, einen beinahe regelrecht zugehauenen Syenitwürfel von 14 Fuß Umfang, den manche für das Fußgestell der sogenannten Riesensäule halten wollen, eines 32 Fuß langen, im Mittel 3 Fuß dicken Pfeilers aus Syenit, der ungefähr fünf Minuten davon entfernt in einer kleinen Schlucht am Wege liegt. Der ganze Felsberg besteht aus Syenit, und daraus schließt man, daß die Römer zu Kaiser Konstantins Zeiten einst dieses Gestein hier abgebaut und hier die Säulen zu Konstantins Palast in Trier gewonnen haben, wovon noch zwei im dortigen Dom vorhanden sind, deren Gestein allerdings in Farbe und Korn mit dem hier gebrochenen Syenit übereinstimmt. Das Felsenmeer umfaßt noch einige kleinere ähnliche Trümmerhalden in der Nachbarschaft. Wenn man am großen Felsenmeer mitten über das Chaos von Blöcken hinunter klettert, so hört man unter denselben deutlich das Rauschen und Gurgeln fließenden Wassers, dessen Vorhandenseyn man sich nur schwer erklären kann. Am Fuße des großen Felsenmeers versäume man nicht, Halt zu machen und einen Rückblick aufwärts zu werfen, ehe man einen der verschiedenen Wege einschlägt, welche nach den nächsten Dörfern führen. Diese Dörfer liegen meist in hübschen waldumhegten Engthälern, die von munteren Bächen durchrieselt werden, und der reiche Laubwald, welcher die Hügel und Berge bis zu ihren Spitzen hinauf bekleidet, macht besonders um

Digitized by Google



Eingang der alten Burg zu Lindenfels.

die Pfingstzeit einen wunderlieblichen Eindruck. Wir aber möchten dem Wanderer rathen, nun die Straße über die Höhe von Neunkirchen einzuschlagen, welche an einem andern langen Berge hin nach dem malerischen Städtchen Lindenfels führt, das der Wanderer schon lange zuvor zu Gesicht bekommt, ehe die Straße sanft ansteigend in vielfachen Windungen um tiefe Schluchten herum dieses Städtchen erreicht, welches einen kühnen Bergvorsprung krönt. So malerisch wie von ferne ist auch das uralte Städtchen mit seiner Burg im Innern. Ueberall stößt man auf alte halbzertrümmerte Thürme und Mauern und seltsame alte Häuser, bevor man zu den ausgedehnten Ruinen der Burg hinaufgelangt, deren Eingang unser obiger Holzschnitt darstellt. Die Burg Lindenfels ist der Stammsitz eines alten Adelsgeschlechts, das im 12. Jahrhundert sehr mächtig war, aber längst ausgestorben ist; sie ward im dreißigjährigen Krieg zerstört und ihre Ueberreste 1798 durch einen gewissen Amtsverwalter Mack auf den Abbruch versteigert, gleich dem altehrwürdigen hiesigen Lindenbaum, von welchem Burg und Städtchen den Namen hatte. Das heutige Lindenfels ist ein altväterisches enges Landstädtchen von etwa 800 Einwohnern und so eng, daß man kaum begreift, wie es nur so viel Einwohner fassen kann. Von Lindenfels aus kann der Wanderer entweder durch ein schluchtartiges Engthal den Weg über Fürth und das hübsche Dorf Schönberg mit einem gräflich Erbach'schen Schloß und Park nach Bensheim einschlagen, oder dem Thale der Weschnitz entlang nach Weinheim weiter pilgern, wo er wieder an die Bergstraße und auf die Eisenbahn gelangt. Er kann aber auch, wenn seine Zeit es erlaub, über Osteren und Steinbach nach Michelstadt und von da nach Erbach gehen, woselbst die Sammlung von Rüstungen, Waffen, Jagdtrophäen und Kuriositäten im Schlosse den Besuch lohnt, und von hier der Straße über Beerfelden bis Eberbach am Neckar folgen, wo er Dampfboot und Eisenbahn bis Heidelberg zu seiner Verfügung hat. Auf letzterer Fahrt wird er dann den Odenwald in seinem schönsten Theile kennen gelernt haben und diesen höchst lohnenden Ausflug, der lebenslange schöne Erinnerungen darbietet, sicher nie bereuen.

Digitized by Google

Das Glasmännchen.

Eine Weihnachts-Geschichte für Jung und Alt, in sechs Kapiteln.

(Fortsetzung.)

Tobias und Fritzchen entdecken den Brand in der Wohnstube.

2.

Jetzt hatte der tiefbekümmerte Schneider mit seinem halbgelähmten Knaben die Schwelle des Hinterhäuschens erreicht. Keuchend stellte Tobias den Knaben auf dem Treppenabsatze nieder und schüttelte den Schnee von sich, mit dem ihn der Wind von den Dächern herab überschüttet hatte, und schlug die Arme heftig über einander, das träge Blut in den froststarren Händen wieder rege zu machen. Fritzchen kletterte mittlerweile am Geländer die steile Treppe vollends hinauf. Da schlug auf einmal ein Angstruf von Kindern an sein Ohr, dem die schellende Stimme einer alten Frau und dann ein Zettergeschrei von mehreren jungen Stimmen folgte.

Digitized by Google

„Herrje, Vater!“ rief Fritzchen, „was ist das? die Großmutter schilt und die Kleinen heulen!“

Der Balgtreter horchte einen Augenblick und humpelte ebenfalls die Treppe vollends hinan. Er hörte etwas schwer, denn das Brausen und Brummen der Orgelpfeifen, denen er schon seit Jahren in nächster Nähe ihre weithallenden Töne abnöthigte, hatte sein Gehör etwas abgestumpft. Als er aber die harten Scheltworte der Alten hörte, ging ihm ein Stich durch's Herz und mit keuchender Eile stürzte er den langen Gang über den Speicher hin nach dem Stübchen. Als er die Thüre öffnete, drangen ihm Brandgeruch und erstickender Rauch entgegen und der Zugwind, der durch die Thüre drang, ließ auf einmal ein kleines bläuliches Flämmchen aus der Mitte der Stube züngeln. Die armen Kleinen schrieen herzzerreißend, die alte Großmutter schalt und pustete und tappte in der engen Stube herum wie besessen, bis sie endlich den Ausgang fand.

„Jesus Maria! was ist das? Es brennt, es brennt!“ rief Tobias und die Stimme versagte ihm.

„Es brennt in unserer Stube?“ fragte Fritzchen in Todesangst, denn er sah noch Nichts von der Flamme.

„Tobies, Tobies! ach gottlob, daß Ihr wieder da seid!“ rief die blinde Alte und rannte das schwache Männchen beinahe zu Boden; „hab' ich's nicht gesagt, es brennt, und der gottlose Bub hat's noch geleugnet? . . . O, Feuer! Feuer!“

„Feuer! Feuer!“ schrieen Fritzchen und die Kinder, und Tobias rief es mechanisch nach. — Und „Feuer! Feuer!“ schrieen die Küper drunten im vorderen Hofe, und sprangen nach ihren Bütten. Fritzchen hatte noch mehr Geistesgegenwart als sein Vater, denn während dieser, vom Schreck und dem Stoße der Alten halb betäubt, in die Stube taumelte, die ein schwarzer Qualm erfüllte, und die blinde Alte mit Zetergeschrei, Feuerjo und Hülferuf den Gang entlang tappte, hinkte Fritzchen, des Rauches nicht achtend, auf den Punkt zu, von welchem das Flämmchen höher und immer höher züngelte, und erkannte jetzt, daß es von dem Pappedache der Wachtstube ausging, an welcher der Vater für Frau Mohr's Leopold gearbeitet hatte, und die nun durch irgend ein Ungefähr in Brand gerathen war.

„Um's Himmel willen, Vater! holt Wasser herbei! Die armen Kinder liegen unter dem brennenden Ding und müssen ersticken, wenn wir nicht schnell helfen! Wasser! Wasser!“

„Wasser! Wasser!“ schrie die Alte vor der Thüre, und die Treppe herauf polterten bereits fremde Leute mit Lichtern und Tragebütten und Wassereimern.

Fritzchen aber ließ es nicht beim Hülferuf allein bewenden, sondern zog rasch das Umschlagetuch ab, in welches ihn der Vater gewickelt hatte, stopfte es in die Oeffnung des mit rother Oelfarbe bemalten Daches der pappenen Wachtstube, drückte mit seinen beiden Händen aus Leibeskräften darauf und rief den kleinen Kindern, die bereits husteten und nur noch dumpf schrieen, den Befehl zu, so schnell wie möglich aus dem kleinen Gebäude herauszukriechen. Als nun endlich die Leute kamen und die Lichter und Laternen den kleinen Raum der Stube erleuchteten, und als sie die Fenster aufstießen, damit der erstickende Rauch sich verziehe, da fand sich's, daß der Schaden nur ein ganz geringer war, weil zum großen Glück für das Haus und seine Familie der arme Schneider just in dem Augenblick nach Hause gekommen war, wo das Unglück weit größer hätte werden können.

Und ein großes Glück war es in der That, daß es nicht vollständig zum Brande gekommen war. Das Häuschen füllte, wie wir schon gesagt, den hintersten Winkel eines engen Hofes zwischen hohen Speichergebäuden, durch deren eines der Zutritt zu dieser ärmlichen Wohnung und etlichen ähnlichen Stübchen führte, die von gleich unbemittelten Leuten bewohnt wurden. Die Speicher aber waren von oben bis unten gefüllt mit manchérlei werthvollen Waaren. Auf dem einen Boden lag Malz und Frucht für den Löwenbräuer, auf dem andern Wolle und Roßhaar, und auf einem weiteren Farbhölzer und feine Gewürze und allerlei fremdländische Waaren und Spezereien für den Materialisten, der sein Comptoir im Seitengebäude hatte. Und in den Erdgeschossen der beiden Speicher hatten Küper und Tischler ihre Werkstätten voll Holz und Spänen, die dem Feuer so viele Nahrung geliefert haben würden, daß an ein Löschen gar nicht zu denken gewesen und bei dem heftigen Winde alle Gebäude der Nachbarschaft ein Raub der Flamme geworden wären!

„Was gibt's? wo brennt's?“ wie ging das Feuer an?“ so fragten Tischler und Küpergesellen und Mägde und Commis durch einander, wie sie so im hellen Haufen in die Stube drangen. Aber Meister Dalem vermochte ihnen nicht zu antworten; mit erdfahlen Zügen, am ganzen Leibe zitternd, war er in einen Stuhl zusammengesunken, und seine bebenden Hände umschlossen seine beiden jüngsten Kinder,

Digitized by Google

zwei schwächliche, ärmlich gekleidete Mädchen von fünf und drei Jahren, und seine gerötheten Augen weinten auf die weinenden Kinder hinab, die sich ängstlich und hustend an seine Knie klammerten. Da schien ihm plötzlich ein Gedanke des Schrecks durch den Sinn zu fahren, und er wankte zu dem Gebäude von Pappe hin und suchte darin und dahinter. „Wo ist Peppi und Anton?“ fragte er mit jähem Schreck, „sprich, Therese! wo sind sie?“

„Josephine ist bei der Frau Grimsl am Schrannenplatz!“ stammelte die kleine Therese, „und der Anton, der böse Anton, ist eben zur Stube hinausgeschlüpft, weil er die Schläge fürchtet. O Vater, lieber Vater! ich hab's gewiß nicht gethan, und das Agatherl auch nicht! O laß uns nicht schlagen von der Mutter!“

„Gott sei Dank, daß sie noch Alle da sind!“ stöhnte Dalem und seine Brust war um eine Centnerschwere erleichtert; „wenn Eins von Euch verbrannt oder erstickt wäre, ich wär' um den Verstand gekommen!“

„Na, Männeken, des scheint Ihr schon zu sind!“ sagte einer der Tischlergesellen, der Berliner; „wat zum Deibel sitzt Ihr denne hier, mit die Hände jefaltet, anstatt's det Lumpendinge dort mit eenen nassen Lappen zu löschen?“

„Nanu, deß wundert mir nicht,“ sagte der andre Tischlergeselle, ein Bruder Potsdamer, „deß der jroße Zeiß-Bock zu eene Salzsäule jeworden is, wie Madame Lothen selije. Wat würdest Du wohl machen, Jottfried, wenn Dich so'n Palast anbrennte?“

„Nischt, Brüderken! ik würde sagen: fahre hin, Du Flattersinn! und Friede den Hütten, Krieg den Palästen!“ Dabei schlug der Beugel mit der geballten Faust das leichte Dach des Häuschens krachend ein. Aber . . . . .

„Bube!“ donnerte es ihm im selben Augenblick in die Ohren, und ein starker Arm schleuderte ihn rückwärts an die Wand. „Schamlose Bursche!“ rief der Kaufmann Wurmholz den beiden Gesellen zu; „schämt Ihr Euch nicht, den armen Mann hier noch in seinem Schreck zu verhöhnen? . . . Ihr Tagediebe und Fechtbrüder, die Ihr nicht werth seid, diesem alten Manne das Wasser zu reichen, begreift freilich nicht, was es heißt, Vater zu sein und in Sorge um seine Kinder! Sonst wäre Euch der rohet Spott auf der Zunge verstummt, und Ihr hättet nicht Hand an ein Spielzeug gelegt, womit der Arme vielleicht seine Kinder heute Abend erfreuen wollte, an das Einzige, das er ihnen vielleicht geben konnte, und zu dessen Anfertigung er sich möglicherweise die Zeit am Schlafe oder seinem Berufe abbrach? . . .“

Die beiden Märker lächelten höhnisch und der Berliner, welcher die leibhaftige Frechheit war, wollte eben noch ein paar Witze reißen, als der Kaufherr den übrigen Anwesenden einen Wink gab, diese beiden zu entfernen. Im Nu waren sie auch von etlichen derben Fäusten zur Stube hinausgeschleudert und an die Luft gesetzt. Darauf bat Herr Wurmholz die Anwesenden, sich zu entfernen, weil ihre Anwesenheit den Schneider erschrecke, und sich nun genugsam herausgestellt habe, daß der ganze Feuerlärm nur durch einen Irrthum der blinden Alten entstanden sei. „Aber ich bitt' Euch, liebe Leute,“ sagte er, „haltet hübsch reinen Mund, damit der Meister da nicht noch neben seinem Schaden in Unannehmlichkeiten mit der Polizei verwickelt werde!“

„Ei, schon gut!“ sagten die Leute; „wir brauchen keine Polizeispitzel im Haus; soll kein Wörtchen davon laut werden!“ dann gingen sie. Nur Herr Wurmholz und sein Böttcher, ein Mann in reiferen Jahren, blieben zurück.

„Faßt Euch doch, lieber Mann!“ sagte der Kaufherr; „der Schreck steckt Euch ja noch in allen Gliedern und hat Euch gleichsam gelähmt. Und doch ist der Schade noch verhältnißmäßig klein im Vergleich zu Dem, was hätte entstehen können, und wir müssen Gott danken, daß es noch so ablief!“

„Ja, Gott danken müssen wir, das ist wahr!“ sagte Tobias, hob seine beiden jüngsten Kinder auf seine Kniee und herzte und liebkoste sie. „Der Schade hätte größer sein können und unersetzlich, wenn ich Eines von Euch armen Würmchen hier verloren hätte!“

„Aber was treibt Ihr denn, Mann, daß das Feuer in Eurer Stube auskam?“ fragte Herr Wurmholz. „Sollte der Ofen?“ . . .

Der Böttcher legte die Hand daran und schüttelte den Kopf; „Der Ofen hat seit heute Mittag kein Feuer mehr gesehen, Herr, denn er ist eiskalt,“ flüsterte er Herrn Wurmholz ins's Ohr. „Ich kann mir schon denken, wie das Alles zusammenhängt: aber Sie werden aus dem Schneiderlein Nichts herausbringen. Der arme Mann ist so gedrückt, daß er ordentlich zusammenschrickt, wenn jemand Vornehmeres mit ihm spricht! Wenn Sie's erlauben, will ich den Mann ausfragen, denn mir wird er schon eher Rede stehen!“

Der Kaufherr nickte und wandte sich zu Tobias.

Digitized by Google

„Es thut mir leid für Eure Kinder, lieber Mann, daß sie heute ihre Weihnachtsfreude entbehren müssen," sagte er; „wenn aber ich im Stande sein sollte, irgend etwas für Euch und die Kinder zu thun, so rechnet darauf, daß es gerne geschehen soll, und einstweilen nehmt dieß hier als ein kleines Schmerzensgeld für den gehabten Schreck!"

„Der liebe Gott vergelte es Ihnen tausendfältig!" stammelte der Schneider, als ihm der Kaufmann einen blanken Gulden aufdrang; dieser aber entzog sich schnell seinem Dank und verließ die Stube. — „Der gute, der wackere Herr!" sagte Tobias; „da bin ich Schuld, daß dem Herrn beinahe das Haus über dem Kopfe wegbrennt, und dennoch meint er es so gut mit mir, und beschenkt mich leichtsinnigen Unheilstifter noch!"

„Du ein Unheilstifter, Gevatter?" sagte der Böttcher. „Bah! Du bist nicht klug! Hab' ich Dich denn nicht eben mit dem Fritzchen in's Haus hereingehen sehen, als das Zetergeschrei der Alten schon losging? Du bist ja gar nicht daheim gewesen?"

„Eben darum ist das Unglück geschehen," versetzte Tobias; „denn wäre ich zu Hause gewesen, so wäre es nicht zum Brand gekommen. Bei mir geht man fein vorsichtig mit Feuer und Licht um..."

„Ja, und sparsam! ich merk's," sagte der Böttcher. „An Deinen Ofen könnte man anfrieren, und die Lampe habt Ihr auch noch nicht angezündet, obwohl's schon seit zwei Stunden ist Nacht!"

„Die Lampe liegt umgestürzt in dem Häuschen da und hat wahrscheinlich den ganzen Brand angesteckt!" sagte Fritz, der aus dem Pappehäuschen herauskroch. „Habt ihr das gethan, Kinder?"

Das Verhör der Kleinen und der blinden Großmutter ergab, daß die armen Kinder vor Frostschauer in der ungeheizten Stube in das kleine niedrige Häuschen von Pappe zusammengekrochen waren und sich mit ihren armseligen Bettstückchen zugedeckt hatten, während die minder empfindliche Großmutter rüstig fortspann. Später hatte Anton, der immer ein muthwilliger, aufgeweckter Junge gewesen, die Lampe angezündet und in die kleine Wachtstube hereingestellt, weil die Großmutter zu ihrem Geschäfte ja doch Nichts zu sehen brauche, und die Flamme der Lampe auf dem kleinen Tischlein hatte die Pappe und die leichten Sparren des Daches in Brand gesteckt, und wenig hätte gefehlt, so wären auch die Kissen und Teppiche angebrannt, womit sich die Kinder zugedeckt hatten, wovon sie dann unfehlbar umgekommen wären, sey es nun durch Rauch oder Flamme.

„Ei, ei!" sagte der Böttcher; „aber Gevatter! wie mochtest Du auch die Kinder bei der strengen Kälte im ungeheizten Zimmer lassen? Sieh' nur, wie den Närrchen die Hände und Gesichter so blau aufgedunsen sind!"

Der Schneider zuckte die Achseln, „Kein Wunder!" sagte er; „außer einem Kaffee heute Morgen haben die armen Geschöpfe heute noch nichts gegessen — wir haben keinen Span Holz mehr im Hause gehabt, um nur eine Suppe zu kochen. Aber nun muß der Anton gleich fort und soll einen Centner Holz holen, da der gute Herr Wurmholz mir einen Gulden gegeben hat!"

„Wie, Gevatter? kein Holz im Hause, und Du hast nicht einmal an mich gedacht?" sagte der Böttcher vorwurfsvoll. „Ich habe Holz genug von meinen Kisten und Fässern und Reifen, und habe keine Kinder und hätte lieber selbst gefroren, als die armen Würmchen..... Na, Du bist noch immer der alte blöde Kerl, furchtsam auf der einen und hochmüthig auf der andern Seite! Du bist gar nicht werth, daß Du gute Freunde hast, Du . . . Du Talk, Du! . ."

„Hm, nimm's nicht übel, Niklas!" sagte der Schneider gerührt und verlegen; „ich hätte ja heute Abend noch Geld bekommen. Das Spielzeug da gehört der Frau Mohr für ihren Sohn; um zehn Uhr hätte ich es abliefern sollen, und dann sechs Gulden dafür bekommen; aber nun ist mir wieder eine Hoffnung zu Wasser geworden — ich werd's nicht mehr fertig kriegen!"

Der Böttcher wollte nun Alles wissen, was seinen alten Freund angieng. Da erfuhr er denn Vielerlei aus den häuslichen Verhältnissen des Armen, was ihm das Herz in der Brust schmerzen machte; seit Monden war dem Tobias kein Todesfall mehr zum Anfagen übergeben worden, weil seine Kleidung so gar abgetragen und ärmlich war; die Krankheit seiner Frau und seiner Schwiegermutter hatten ihn gezwungen den übrigen Verdienst aufzugeben und die Erkrankten zu pflegen, und daneben auf Kredit zu leben. Der geringe Verdienst Lenchens, der ältesten Tochter, welche gegen ein Taggeld von zwölf Kreuzern bei einer Kleidermacherin arbeitete, und der karge Gehalt des Vaters als Bälgetreter an der Peterskirche waren die einzigen Quellen des Unterhalts für die zahlreiche Familie, die ohne Vorräthe und Geld der Strenge eines ungewöhnlich harten Winters entgegensah. Das wenige Geld, was er heute Abend von der reichen Brauerswittwe hätte

Digitized by Google

einnehmen sollen, war die einzige Hoffnung des Vielgeprüften; und die gute Crescenz war trotz ihres noch immer schwächlichen Körpers heute ebenfalls ausgegangen, um in einem vornehmen Hause die Wohnung scheuern zu helfen für die Festtage, und so auch ihren Antheil zum Unterhalt beizutragen. Frau Grimsl, die Obsthökerin, die oben im Dachstübchen wohnte, hatte das kluge artige Sepherl oder Josephinchen, die zweite Tochter des Schneiders, heute mitgenommen, daß sie sie in ihrem Obstkram unterstütze, der diesen Abend besonders großen Zulauf versprach, und den Vater hatte sein Beruf in die Kirche zur Vesper gerufen. Und so war's gekommen, daß die kleineren Kinder ohne genügende Aufsicht geblieben waren.

Der Böttcher war ungewöhnlich still und nachdenklich geworden, als Tobias geendet hatte. Da schlug die Thurmuhr die siebente Abendstunde. — „Sieben Uhr!" murmelte Dalem vor sich hin, „und um zehn muß ich wieder zur Kirche in die Christmette! Wie soll ich da noch fertig werden? Das Feuer und der Schlag des Tischlers haben mir die Arbeit von einer ganzen Woche zertrümmert, und wenn ich die Frau Mohr im Stiche lasse, so . . . so ist sie im Stande und jagt uns aus dem Hause, wie sie gedroht hat!"

„Das thut sie gewiß nicht, liebes Väterchen!" sagte Fritz tröstend. „Gesagt hat sie es wohl, aber ihr Herz hat dabei nichts gedacht! Die Madame ist ja auch eine Christin, und wenn sie erfährt, wie es uns ergangen, so gibt sie sich gewiß zufrieden, wenn Ihr auch erst morgen früh vor Tag das Wachthäuschen abliefert! Ich will gleich nach vorn gehen und will ihr Alles erzählen und will sie so schön bitten, daß sie mir armem Kind es gewiß nicht abschlägt! . . ."

„Ach guter Fritz, Du hast ja gehört, was sie gesagt hat und wie erzürnt sie war, daß ich Dir all' die schönen Sachen gezeigt habe," versetzte Tobias. „Sie wird's nicht thun, denn wenn die reichen Leute sich etwas in den Kopf gesetzt haben, so bringt es kein . . ."

„Versündigt Euch nicht, lieber Vater!" sagte Fritz. „Wenn mir die gute Kathi bitten hilft, warum sollte denn die Madame nicht nachgeben? Und dann komm' ich gleich wieder, Vater, und bringe Euch die gute Nachricht, und wir arbeiten die ganze Nacht zusammen, und morgen früh kann das Christkind dem lieben Leopold dennoch sein Wachthäuschen einbescheeren!"

„Du sprichst, wie Du's verstehst, Kind!" sagte Dalem. „'s ist aus, wir werden nicht fertig! Auch hab' ich keine Pappendeckel mehr, keinen Span Holz, kein Töpfchen Farbe, kein Leinöl, keinen Leim . . . Und wie sollte ich das kriegen? Wie soll Alles noch trocknen?"

„Na, jetzt mach's kurz, Tobias!" sagte der Böttcher unwillig; „pfui doch, läßt Dich in Deinem Kleinmuth von einem Kinde beschämen! Gib mir die Hand, Fritz, bist ein wackerer Bub; und ich verspreche Dir, das Wachthaus soll fertig und die Frau Mohr befriedigt werden. Aber bleib' nur hübsch da, und löffle das Oel auf dem Boden drin auf, und zünde die Lampe an! Zu Frau Mohr brauchst Du nicht zu gehen; dazu ist's noch Zeit, wann wir sehen, daß wir nicht fertig werden!" Damit nahm er den Zollstab aus der Tasche und maß an dem Häuschen in die Höhe und in die Breite und Tiefe, nickte dann mit gutmüthiger Schlauheit vor sich hin und ging mit seiner Laterne.

Fritzchen näherte sich dem Vater und suchte ihn mit tröstlichen Worten aufzurichten; aber lange verfehlten sie ihren Erfolg. Hunger, Sorgen und Mangel lasten schwer auf einem schwächlichen Menschen und Tobias Dalem war an Leib und Geist kein Held — nur am Glauben war er stark, und das wußte Fritzchen. „Ihr müßt nicht verzagen, liebes Väterchen," sagte er endlich; „habt mir ja schon so oft gesagt, daß der liebe Gott Euch häufig aus noch größeren Fährnissen gerettet hat, und darum wird er auch heute helfen. Ach, mir ist so leicht um's Herz, wenn ich denke, daß der liebe Gott gar sichtbarlich seine Hand mit im Spiele gehabt, wie er uns die reiche Madame in den Weg schickte. Denn sagt selber, Vater, was wäre aus den armen Kindern geworden, wenn wir noch ein paar Straßen weiter gegangen wären und uns die Madame nicht mit Zanken nach Hause geschickt hätte? Da wär das Feuer wohl gar ausgebrochen, und wir hätte noch weniger gehabt als jetzt, und wüßten nicht wohin unser Haupt zu legen, und die armen Kinder wären todt, und wir hätten gar keinen Freund mehr gehabt, weil um unsertwegen noch viele viel Leute um Hab' und Gut gekommen wären. Ich mich schaudert's eiskalt, wenn ich dran denke, wie die Großmutter und die zwei kleinen Mädchen hätten verbrennen können, und wie man Euch vielleicht dann noch in's Gefängniß gesperrt hätte, und wie die Frau Mutter und Leuchen und Sepherl hereingekommen wären, und hätten kein Bett mehr g

Digitized by Google

habt, und kein Brüderchen und Schwesterchen mehr. Na, Vater, sagt's selber, müssen wir dem lieben Gott nicht recht von Herzen danken?"

Dem Schneider rannten die Thränen über die Wangen, als er den Knaben diese Reflexionen äußern hörte, und die Großmutter hinterm Ofen hatte die Hände gefaltet und weinte ebenfalls. „Der Niklas hat Recht," sagte Dalem endlich; „Du hast mich in meinem Kleinmuth beschämt! Nun aber bin ich wieder aufgerichtet, und will doppelt fleißig seyn!" Er machte sich gleich allerhand im Stübchen zu schaffen, allein der arme Kopf wußte nicht, was die Hände thaten. Fritz aber nahm die beiden Kinder, die an die Großmutter herangekrochen waren, und trug sie in der Mutter Bette, gab jedem von ihnen einen Pfefferkuchen aus Kathi's Päckchen, und verhieß ihnen viele schöne Sachen, wenn sie nun ruhig bleiben wollten, bis die Mutter heimkehre, und erzählte ihnen, was er gesehen habe, und von all den vielen herrlichen Sachen, die das Christkind guten Kindern bescheere. Und es dauerte nicht lange, so waren die Kleinen eingeschlafen, und hatten im warmen Bette den Hunger vergessen.

„Wo nur der Anton bleiben mag!" sagte der Vater. „Ich hätte ihn gerne zum Posamentier geschickt, daß er mir die Silberschnüre und Borten zu der Husarenuniform hole. Nun muß ich wohl selber gehen!"

„Der Anton fürchtet Schläge, weil er an dem ganzen Lärmen schuldig war," sagte Fritz; „aber nicht wahr, Vater, Ihr schlagt ihn nicht? der böse Bub' hat gewiß an der Angst genug!"

Tobias versprach's und ging, und Fritz räumte die Stube auf; da hörte er's auf einmal im großen thönernen Ofen knarren und knistern, und er wähnte, ein rechtes Feuerchen drinnen aufbrennen zu hören. Und richtig! wie er hinauskam, flammte und lohte es drinnen von Spänen und Brettchen und ein Arm voll Scheiter und Klötze lag in der Küche, und ein großer Topf stand seitwärts in der Ecke; der Naseweis trieb ihn, hineiu zu sehen, und siehe da! er war übervoll mit Kartoffeln.

„Großmutter, habt Ihr das Feuer angemacht?" rief er die halbtaube Alte an, die das Knistern und Sprühen nicht vernommen hatte.

„Feuer!... wo Feuer?" fragte sie; „kann ich mit Nichts feuern? Ja, wär's möglich, ich wollte gerne meine alten Knochen drau geben, daß die Deinigen wieder gerade wären, und daß ihr immer warm hättet! Bin Euch doch nur zur Last!"

„O seyd doch still, liebe Großmutter! wie mögt Ihr nur so sündlich reden! — Na, dann hat's gewiß der Niklas gethan!"

„Ja der hat's gethan, Fritz!" sagte der Böttcher, der eben mit einem Korb voll Handwerksgeräthe, Hobel, Leimpfanne, Schraubzwingen, Meisel, Sägen und dergleichen hereintrat; hinter ihm Anton, der einen großen Korb voll Holz in die Küche trug. „Ich arbeite mich zwar warm, aber die Stube muß auch warm seyn, wenn die Farben trocknen sollen!" sagte er. „Das armselige pappene Ding da wollen wir jetzt nur herausschaffen, denn das könnten wir nicht in Einer Nacht zusammenflicken. Ich hab' aber eine große gute Kiste aus leichtem Pappelholz, da schneiden wir Thür' und Fenster aus, leimen diese Fensterchen ein, setzen das Dach da hinauf und wenn bis um 11 Uhr nicht die flotteste Wachtstube da steht, wie sie mein Gevatter nie zu Staude gebracht hätte, so sollt ihr mich Alles heißen. Jetzt lös' mir nur 'mal die Fenster aus und ich nehme das Dach ab, während mir der Anton Werkholz herauf schafft!"

In wenigen Minuten war Tobias' mühseliges Werk zerstört, und lag in großen Streifen am Boden. Der gute Schneider hatte zu wenig Idee von Holzverbindungen, als daß das leichte Machwerk dem Muthwillen wilder Knaben lange widerstanden hätte, was der Böttcher mit gutmüthigem Spotte bemerkte. Und als die Stube geräumt war, ging dieser auf den Speicher nebenan und brachte mit dem Knechte eine hübsche leichte Kiste, sechs Fuß hoch, vier Fuß tief und sieben Fuß lang hereiu, deren verzahntes Gefüge allerdings mehr Dauer verrieth, als das vorige Machwerk. Mittlerweile hatte auch Anton Latten, Brettchen und Stäbe herbeigeschleppt, der Böttcher sich sein Pfeifchen gestopft und mit Meßstab und Winkeleisen Linien und Winkel auf die Kiste gezogen, die die Umrisse von Thür' und Fenster bedeuteten.

„Seht, Knaben," sagte er, „das wird erst eine rechte Wachtstube; dazu gehören immer zwei Stuben, die eine für die Mannschaft, die andere für den Offizier, und dazu paßt meine Kiste recht gut, denn sie hat schon eine Zwischenwand auf zwei Drittel ihrer Tiefe. Jetzt bohrt ihr mir hier in den Winkeln Löcher ein, wo ich die rothen Punkte gemacht habe; darnach säg' ich mit der Lochsäge die Fenster und Thüren heraus, und mache die Winkel für's Dachgebälke, und mittlerweile kann Tobias das Andere anstreichen und tapezieren!"

Den beiden Knaben machte es große Freude, hier

Digitized by Google

mit Hand anlegen zu können, und bald schnarrten die Sägen von Groß und Klein, und Niklas lächelte selbstgefällig in sich hinein, als er den ersten Winkel zum flachen Dach der Wachtstube aufsetzte, und vorsichtig maß, ob man das Gebäude dann auch noch aus der Stube schaffen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Die Parsi in Ostindien.

(Mit zwei Abbildungen S. 56 und 57.)

In dem bunten Völkergemisch des fernen Morgenlandes nimmt der Parsi unbedingt die bedeutendste Stellung ein, denn er ist derjenige Orientale, welcher für die europäische Civilisation am empfänglichsten ist, weil er ihre Vortheile am besten zu würdigen versteht. Er steht unter allen Völkerschaften Indiens allein an geistiger Bildsamkeit dem Europäer gleich, dem er auch der Race nach näher verwandt ist, als alle die anderen Stämme. Die Parsi sind keine Muhamedaner, sondern folgen der Lehre Zoroasters, d. h. beten die Sonne und das Feuer an, unter denen sie sich die Urkraft vorstellen, welche die ganze Schöpfung belebt und reinigt. Sie stammen aus dem Norden von Asien und sind bei der ersten Verbreitung des Islam oder der muhamedanischen Religion aus Persien vertrieben worden, weil sie ihrem Feuerdienst nicht entsagen und nicht die neue Lehre des Propheten annehmen wollten. Sie flüchteten zunächst in die Gebirge von Khorassan, wo sie ein Jahrhundert lang blieben, dann als man sie auch von dort vertrieb, nach der kleinen Insel Ormus am Eingange des persischen Meerbusens, und von da nach Indien, wo sie zu Anfang des achten Jahrhunderts unserer christlichen Zeitrechnung ankamen und eine Freistatt fanden. Fleißig, friedfertig und nüchtern, legten sie sich in Indien auf Handwerke und Handel, lebten still und gehorsam unter den indischen Radschahs als Geduldete, und blieben so bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, wo sie aus ihren ersten Sitzen wieder vertrieben wurden und sich in Surat ansiedelten, welches noch heutzutage der Mittelpunkt ihrer Lehre und gleichsam ihre heilige Stadt ist. Fleiß, Nüchternheit, Sparsamkeit und Umsicht machte sie allmählig wohlhabend, und als die Europäer Kolonieen in Indien gründeten und Handelsbeziehungen dort anknüpften, dienten ihnen die Parsi als Vermittler und Mäckler und sind es noch bis auf den heutigen Tag geblieben.

Gegenwärtig leben mindestens noch 140,000 Parsi in Ostindien, vorzugsweise in den größeren Handelsstädten, namentlich Surat, Bombay u. s. w., alle sehr angesehen und im Besitz des Vertrauens von Europäern, Moslems und Hinduhs. Sie bleiben ein unvermischter Stamm, der weder mit Christen noch mit Muhamedanern und Hinduhs Heirathen eingeht, und haben, wenn man so sagen darf, ihre eigene Bildung, denn sie besitzen jetzt eine Universität, eine Menge Schulen, Buchdruckereien, Bücher, Zeitungen u. s. w. Die reichsten Kaufleute, die intelligentesten Handwerker und Pflanzer Indiens gehören ihrem Volke an, und obschon auch ihr Glaube in zwei Sekten gespalten ist, so befehden diese sich doch nicht nach Art der Christen, sondern achten das gemeinsame Band der Religionslehre und des Volksthums, obschon jede Sekte ihre Feste zu einer andern Zeit feiert.

Die Parsi sind keine Heiden, denn sie glauben nur an Einen Gott als das höchste Wesen. Ihre Religion hat denselben Grundgedanken höchster Sittlichkeit wie die christliche, und gründet auf der Nächstenliebe und auf sittlicher Reinheit, Verabscheuung des Bösen und Selbstvervollkommnung in der Tugend. Leider ist das Priesterthum bei ihnen eine geschlossene erbliche Kaste und somit geringer Verbesserung fähig; allein die Parsi müßten nicht das bildungsfähige Volk sein, das sie sind, wenn sie nicht nach religiöser Freiheit trachteten und auch hiefür unter ihren Reichen und Gebildeten großen Anklang fänden.

Der Parsi hat nur Eine Frau, welche nicht die Magd, sondern die Lebensgefährtin des Mannes ist und darum hat er auch ein Familienleben, was die übrigen Orientalen nicht kennen. Die Parsi halten streng auf eheliche Treue, und Diebstahl oder sonstige Verbrechen sind unter ihnen sehr selten, obschon in Bombay allein ihrer mehr als hunderttausend leben. Ihre Lebensweise ist ein Gemisch von Indischem und Europäischem, neigt sich jedoch dem letztern ganz entschieden mehr zu. Namentlich nehmen sie von den Briten bereitwillig alle Behaglichkeiten häuslicher Einrichtung und geselligen Zusammenlebens an, wie denn Geselligkeit und Gastfreundschaft Hauptgrundzüge ihres Charakters sind. Die schönen Künste der Europäer leuchten ihnen ganz besonders ein, zumal Musik, Baukunst, Malerei und Bildnerei. Ihre Häuser nehmen mehr und mehr einen europäischen Zuschnitt an, so weit es ihre Glaubenssatzungen erlauben. Ihre Gärten, Landsitze und Landhäuser

Digitized by Google

Eine Parſifrau aus dem Mittelſtand mit Kind.

ſind die ſchönſten auf der Inſel Bombay. Ihre Empfangszimmer ſind mit eleganten Möbeln nach europäiſchem Geſchmack geſchmückt, werthvolle Bilder und Pianofortes ſind keine Seltenheiten bei ihnen.

Als Menſchenſchlag betrachtet kommen ſie an Körperſchönheit den Europäern am nächſten. Ihr

Digitized by Google

Ein Parſi-Kaufmann in Bombay.

Teint iſt wenig dunkler als der der Spanier oder Sicilianer. Der Schnitt und Ausdruck ihres Geſichts iſt meiſt mild, ernſt und ſinnig. Von Geſtalt ſind ſie ſchlank und feingliederig; der Wuchs der Frauen iſt anmuthig und geſchmeidig, die Hautfarbe auffallend weiß. Die Frauentracht zeigt unſer umſtehendes Bild recht genau; ſie beſteht in dem Kopftuch von weißer Leinwand (Matabhana), dem Schleier, Hemd, Gürtelſchnur, Beinkleidern und einem Oberkleid, meiſt von hellfarbiger Seide und

Digitized by Google

einer seidenen Jacke mit kurzen Aermeln darunter. Die Parsifrauen, arm wie reich, putzen sich gern mit Geschmeide; bei ihrem Schmuck dürfen der goldene Nasenring, das Halsband und die Spangen um das Handgelenk und Fußknöchel nicht fehlen.

Der Parsi trägt zu Hause einen langen Rock mit einem Musselingürtel, Beinkleider von Baumwollstoff, pantoffelartige Schuhe und eine seidene Mütze. Beim Ausgehen zieht er darüber die Angrakha and. h. eine Art langen weiten Sackpaletots ohne Gürtel, woran die Aermel doppelt so lang sind als der Arm, über dem Handgelenke jedoch aufgestülpt werden; den Kopf bedeckt er dann mit einer Art Turban von dunkler Farbe, der über seiner Mütze oder einem schwarzen Käppchen getragen wird. Die Vornehmen und Reichen tragen lange Strümpfe, seidene Beinkleider und Schuhe oder Stiefeln von europäischem Schnitt. Bei festlichen Gelegenheiten trägt der Parsi über seiner Kleidung noch einen weißen Umwurf, Dschama, und eine ellenbreite Schärpe, Pitschori, über den Gürtel — letztere vorzugsweise nur bei Hochzeiten und Leichenfeierlichkeiten oder wenn er einem vornehmen Europäer seine Aufwartung macht. Die Priester bedienen sich der gleichen Tracht, haben aber einen weißen Turban.

In den Sitten der Parsi offenbart sich noch vieles Morgenländische. So müssen z. B. alle Kinder das Licht der Welt zu ebener Erde erblicken und die Mutter vierzig Tag lang das Zimmer hüten, worin sie entbunden ward; dann erst darf sie wieder in der Familie erscheinen. Höchstens fünf Tage nach der Geburt muß ein Parsipriester oder auch ein Bramin dem Kinde das Horoskop stellen, was unter verschiedenen Faren und Ceremonieen geschieht, woran die Männer nicht mehr, wohl aber die Frauen noch zuversichtlich glauben. Das Kind trägt bis zum vollendeten sechsten Jahr einen langen Kittel und eine kleine Mütze, wie man es auf unserem Bilde sieht. An Festtagen aber werden die Kinder sehr herausgeputzt und starren von Gold und Seide. Ist das Kind sechs Jahre und drei Monate alt, geworden, so wird es gewaschen und vor den Oberpriester geführt, der ihm den Kinderkittel auszieht und es einsegnet, worauf es ein kürzeres Gewand von Leinwand oder Seide und eine Gürtelschnur, beide von symbolischer Bedeutung, bekommt, was unter religiösen Sprüchen und feierlichem Gesang und Ceremoniell geschieht.

Der Parsi hält täglich drei Mahlzeiten und spricht vor jeglicher sein Dankgebet. Mann und Frau speisen meist besonders. Die Parsifrauen kommen noch nicht öffentlich in Gesellschaft — abermals ein orientalischer Zug. Aber in ihrem Hauswesen haben sie alle mögliche Freiheit, häufig sogar großen Einfluß, und verkehren unbeschränkt mit allen Familien-Angehörigen. Da die Söhne selbst nach ihrer Verheirathung noch im Vaterhause bleiben, das auf diese Weise oft fünf Generationen beherbergt, so ist der Hausstand meist sehr groß. Ein Uebelstand und Unfug ist der Brauch der Parsi, ihre Kinder schon in frühester Jugend zu verheirathen, z. B. einen dreijährigen Knaben mit einem zweijährigen Mädchen; und wie der Hindu aus religiösem Brauche seine Tochter verheirathen soll, ehe sie das neunte Jahr zurückgelegt hat, so sucht es der Parsi ihm hierin mindestens gleichzuthun. Neuerdings aber kommen die Heirathen zwischen Erwachsenen mehr in Aufnahme, weil man diese Sitte für vernünftiger hält und sich derselben nicht mehr schämt. — Das Freiwerben besorgen gewöhnlich die Priester, nachdem sie über alle Familien-Verhältnisse umfassende Erkundigungen eingezogen und die Horoskope der beiden Ehestands-Kandidaten durch einen Astrologen haben untersuchen lassen. Die Aeußerung des Sterndeuters über das künftige Glück oder Unglück des Paares wird gewissenhaft berücksichtigt. Bei günstigem Bescheid bezeichnet derselbe einen „glücklichen" Tag für die Verlobung, welche durch keinerlei Feste, sondern nur durch gegenseitige Geschenke gefeiert wird. Auch der Hochzeitstag wird durch den Sterndeuter bestimmt. Als Vorspiel zu derselben beschenken sich die beiderseitigen Verwandten unter einander mit Gold und Juwelen; der Schwiegervater muß die Braut mit Geschmeide beschenken. An der Hochzeit in reichen Familien nehmen oft 500—1000 Gäste Theil. Der Bräutigam begibt sich gegen Sonnenuntergang unter großem Geleite und Pomp nach der Wohnung des Vaters der Braut; dem Hochzeitszug voran zieht europäische oder einheimische Musik, dann der Bräutigam begleitet von vier Priestern, hierauf die Männer und dann erst die Frauen. Im Hause der Braut setzt sich das Brautpaar in einer Halle oder Saal zu ebener Erde auf reich geschmückte Stühle; ihm gegenüber stehen die Priester und sprechen den Ehesegen in zweierlei Sprachen; endlich wäscht man die Zehen des Bräutigams mit Milch und reibt ihm das Gesicht mit der seidenen Jacke seiner Braut, vertheilt Blumensträußer an die Gäste und besprengt sie mit Rosenwasser. Bei dem Hochzeitsmahle werden erst

Digitized by Google

die Frauen und nach diesen die Männer abgespeist. Aus Rücksicht für die Hunde, welche bekanntlich kein Fleisch von warmblütigen Thieren essen dürfen, trägt man nur Gemüse, Obst, Fische und süßes Backwerk auf; beim Herumreichen des Weins werden Trinksprüche und Tischreden ausgebracht. —

Das junge Paar ist nun vermählt, bleibt aber wenn sie noch Kinder sind, bis zu einem bestimmten Alter getrennt, jedes in dem Hause seiner Eltern, wo dann gewöhnlich die junge Frau ihrem Gatten in dessen elterliches Haus folgt, bis dem Paare ein eigener Hausstand gegründet wird. Die Wittwe darf bei den Parsi wieder heirathen; allein wohlhabende Wittwen mit Kindern verheirathen sich nur höchst selten wieder. Ein zweites Weib darf der Parsi nur dann nehmen, wenn seine erste Frau unfruchtbar ist oder ihm untreu war; und selbst dann bedarf er hiezu der besonderen Erlaubniß der Oberpriester. Wenn ein Parsi schwer krank ist und der Arzt ihn für rettungslos erklärt, so wäscht man den Sterbenden, legt ihm reine Kleider an und beruft einen Priester um tröstliche Sprüche aus dem Zendavesta abzulesen und Gebete zu sprechen, an denen der Sterbende selbst theilnimmt, wenn er noch bei Bewußtsein ist. Nach dem Tod wird die Leiche in ein reines Gewand gehüllt und auf einen länglicht-runden Stein gelegt; die Frauen der Familie setzen sich darum her auf Teppiche, die Männer nehmen draußen unter der Verandah Platz. Wer in der Nacht gestorben, wird am Morgen, — wer unter Tags starb, am Abend aus dem Sterbehause fortgetragen auf einer eisernen Bahre, welche die Todtenbestatter bringen, nachdem die Priester etwa eine Stunde lang Gebete gesprochen. Dann trägt man die Leiche hinaus zum „Thurme des Schweigens", der stets auf einer Anhöhe an einer abgelegenen stillen Stelle liegt. Die weiblichen Verwandten erheben die Todtenklage, indem sie der Leiche das Geleite geben; die Männer gehen schweigend mit. Vor dem Thurme des Schweigens setzt man die Bahre nieder und enthüllt auf eine Weile das Gesicht der Leiche, damit alle Anwesenden es noch einmal betrachten können. Dann bringen die Träger die Leiche in den Thurm, und geben sie daselbst den Vögeln unter dem Himmel, den Raben und Geiern preis, die sie verzehren. Die abgenagten Knochen fallen dann durch einen eisernen Rost in eine Grube hinunter, wo sie später gesammelt und in ein Gewölbe getragen werden. Nach der Rückkehr vom Leichenzuge waschen sich alle Theilnehmer desselben Gesicht und Hände, und beten um Gnade für den Abgeschiedenen. Am vierten Tage gehen alle Angehörigen noch einmal in den Feuertempel und beten für den Todten. Die Frauen bleiben 3—30 Tage in Trauer. — Ein ander Mal mehr von diesem merkwürdigen Volke! —

Der entwichene Kassier.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Polizei-Beamten.

(Fortsetzung.)

Leider hatte der Bankier Duprez bald die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß die Ahnung, welche ihm jene Anklage gegen seinen Diener auf die Lippen getrieben, nur allzu begründet sei, denn als Inspektor Krauße Haussuchung in des Kassiers Wohnung hielt, während der Polizei-Direktor und ich ein Protokoll aufnahmen, stellte sich heraus, daß der Entwichene eine kleine Reisetasche mit Wäsche, einige seiner besten Kleider, und einen schönen Revolver, der sonst an seinem Bette hing, mitgenommen hatte. Dieß ließ über die Thatsache seiner Flucht kaum einen Zweifel mehr übrig. Gegen Mittag war unsere Untersuchung beendigt, und das Ergebniß war, daß Rodeillot ungefähr 30,000 Thaler in verschiedenen Sorten Papiergeld und mindestens das Doppelte in Staatsschuldbriefen, Eisenbahn- und anderen Aktien, Lotterieloosen und ähnlichen Effekten mitgenommen hatte, und daß er noch mehr von den letzteren mitgenommen haben würde, wenn es ihm gelungen wäre, einige der festeren eisernen Kassetten zu sprengen, worin die Depositа einiger reicheren Kapitalisten verschlossen waren. Wie groß der Betrag der entwendeten Effekten und der Wechsel überhaupt war, konnte noch nicht genau ermittelt werden, denn die Verzeichnisse der letzteren waren beseitigt oder zerstört. Herr Duprez hatte die Ueberzeugung, daß er zwar nicht ruinirt, aber doch nahezu ein Bettler war, wenn es ihm nicht gelang, den elenden Dieb wieder herbeizuschaffen.

„Es ist nicht der materielle Verlust, der mich so sehr schmerzt, als vielmehr die unbeschreiblich bittere Erfahrung, mich auf solche Weise in einem Menschen getäuscht zu haben, dem ich so viele Liebe und Vertrauen erwiesen, an dessen Familie ich von jeher wie der wärmste, väterlichste Freund gehandelt habe," sagte Duprez zum Polizeidirektor, als wir mit unserer Aufnahme fertig waren, und in der

Stimme des ernsten und gereiften Mannes lagen dabei Thränen, wenn sie auch nicht in das fieberglühende Auge drangen. „Daß er mir die Früchte jahrelangen Arbeitens geraubt hat, wollte ich noch ertragen; aber daß er mir damit meinen guten Namen gestohlen, indem er durch seinen Diebstahl an dem Eigenthum meiner Klienten mich als einen thörichten, gleichgültigen, fahrlässigen Menschen hinstellt, dieß kann ich ihm nie vergeben. Ich bitte Sie, Herr Direktor, sparen Sie keine Mühe, keine Kosten, um den Verbrecher, oder wenigstens denjenigen Theil seines Raubs, welcher nicht mein Eigenthum ist, herbeizuschaffen. Ich werde nicht nur alle Kosten tragen, sondern auch demjenigen, der mir zu Herbeischaffung der gestohlenen Effekten verhilft, eine Entschädigung von fünftausend Thalern bezahlen, was Sie gefälligst öffentlich ankündigen wollen, wenn Sie es für nöthig halten."

„Seyn Sie überzeugt, bester Herr Duprez, daß von unserer Seite alles Menschenmögliche geschehen wird, um den flüchtigen Verbrecher wieder beizubringen," versetzte unser Chef; „es ist Ehrensache für uns. Krauße ist bereits abgereist, mit den ausgedehntesten Vollmachten der Ministerien versehen, und der Telegraph schickt schon den ganzen Morgen hindurch Nachricht über Nachricht nach den bedeutenderen Seehäfen. Aber leider hat der Flüchtling mindestens dreißig Stunden Vorsprung." Wir gingen, und als wir auf der Straße waren, sagte der Direktor: „Ich fürchte sehr, wir bekommen den Kerl nicht mehr. Das ganze Verbrechen ist unzweifelhaft lange vorbedacht und mit Umsicht angelegt, und die bedeutenden Mittel, welche der Bursche mitgenommen, sichern ihm schon an sich das Entkommen. Wir haben es hier mit einem mehr als gefährlichen und verschlagenen Gauner zu thun."

„Allerdings, Herr Direktor," wagte ich zu entgegnen; „aber dennoch möchte ich beinahe zuversichtlich hoffen, daß wir ihn wieder bekommen. Gerade das Bewußtseyn der bedingten Sicherheit, welche ihm der Besitz so großer Mittel gibt, kann mit Zeit und Weile den Burschen unvorsichtig und frech machen, und mein Bißchen geschäftlicher Erfahrung lehrt mich, daß die schlauesten und verschmitztesten Gauner immer in ihren Plänen eine Lücke lassen, welche für sie am Ende verhängnißvoll wird."

Der Direktor lächelte jedoch ungläubig. „Das mag im Allgemeinen wahr seyn," meinte er; „aber im vorliegenden Falle haben wir es mit einem Manne zu thun, welcher an Weltgewandtheit, Sprachkenntnissen und Wissen der Mehrzahl der gewöhnlichen Verbrecher überlegen ist, und der seine Flucht mit weit größeren Chancen angetreten hat als die meisten anderen gemeinen Diebe. Dennoch ist mir lieb zu hören, daß Sie solches Vertrauen hegen, denn ich habe Sie ausersehen, nach Paris und London zu gehen, um dort nach dem Herrn Reveillot zu fahnden und die dortige Polizei au courant zu setzen. Rüsten Sie sich, heute Nacht oder morgen früh abzureisen, sobald ich mit dem Justizminister über die Sache gesprochen habe. Sie haben ja den Reveillot doch gekannt?"

„Ich habe ihn häufig gesehen und werde ihn leicht wieder erkennen, Herr Direktor; und was die Reise anbelangt, so bin ich binnen einer Stunde parat."

2.

Der Nachmittag verging unter Autographiren und Telegraphiren, und erst gegen fünf Uhr ging mein Chef zum Minister. Die ganze Stadt war voll Unruhe; die abenteuerlichsten Gerüchte circulirten und übertrieben die entwendeten Summen in's Fabelhafte. Als ich um halb 7 Uhr in's Theater ging, bestürmte man mich von allen Seiten mit Fragen, denen ich vorerst noch ein gewisses Geheimniß entgegensetzen mußte. Ich begnügte mich daher mit einigen allgemeinen Bemerkungen und mit der zuversichtlichen Versicherung, daß wir des Verbrechers in Kürze habhaft werden würden, merkte mir aber genau alle einzelnen Varianten des allgemeinen Gerüchts, alle Muthmaßungen über die Motive, die man dem Entwichenen unterschob, und alle Bemerkungen, die man über seinen Lebenswandel machte, denn in solchen Details und gelegentlichen Bemerkungen liegt oft mancher dankenswerthe Wink für den Polizeimann. Merkwürdigerweise gab man an jenem Abend gerade die „Valentine" von Freytag, ein Stück, dessen Angelpunkt bekanntlich ein angeblicher Diebstahl ist, zu dem sich ein Mann von Stande bekennt, um die Ehre einer beinahe zweideutigen Frau zu retten. Das unnatürliche, unwahre, innerlich ganz unsittliche und unwahrscheinliche Stück ward auffallend gut gegeben, und fesselte sowohl das Publikum, als mich. Ich konnte mich nicht erwehren, demselben mit Interesse zu folgen. Gerade als die Scene vorüber war, wo Saalfeld verhaftet wird, rief mich der Billeteur des Parquets von meinem Dienstplatze ab, und meldete mir, daß mich jemand zu sprechen wünsche. Ich glaubte, mein Chef lasse mich abrufen, und eilte hinaus.

Digitized by Google

Allein draußen auf dem Corridor stand ein Lakai mit einem Billet in der Hand, das er mir überreichte. „Von Seiner Excellenz?“ fragte ich, denn ich wähnte einen Augenblick, er komme vom Justizminister. — „Mit nichten, Herr Kommissär, es ist von Fräulein Duprez,“ sagte er; „der Wagen wartet unten.“ Hastig erbrach ich das Billet, das wenige Zeilen enthielt.

„Sehr geehrter Herr!“ lauteten ungefähr die Worte; „Sie würden mich zu ungemeinem Danke verpflichten, wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, mir vor Ihrer Abreise noch eine Viertelstunde unter vier Augen zu schenken. Sie werden mir diese angelegentliche Bitte nicht misdeuten, wenn ich Ihnen sage, daß mein theurer Vater von dem furchtbaren Schlage, der ihn betroffen hat, allzu sehr darniedergebeugt ist, um Ihnen Mittheilungen machen zu können, von denen vielleicht ein großer Theil Ihres Erfolges abhängt. Rechnen Sie auf meine aufrichtigste lebenswierige Dankbarkeit, wenn Sie mir noch eine kurze Unterredung gestatten, bevor Sie abreisen.

Hochachtungsvollst

Adele Duprez.“

Ich ließ nun einen der Polizeisergeanten von der Theaterwache rufen, um ihm das Ziel meines Ausgangs mitzutheilen, damit man mich finden könne, falls etwa der Polizeidirektor nach mir schicke. Dann stieg ich in den ebenso eleganten als behaglichen Stadtwagen des Bankiers, ein Meisterstück von Wagenbau, und ließ mich nach dem Neumarkte bringen. Allein es waren seltsame Gedanken, die während der kurzen Fahrt durch mein Gehirn flutheten. Wie oft hatte in den letzten Wochen dieser Wagen mit dem schönen Gespann und dem vielbeneideten Inhalt, seiner hübschen jungen Herrin, meine Aufmerksamkeit angezogen, wenn er auf meinen Rundgängen durch die Stadt an mir vorüberfuhr! Wie wenig hatte ich mir träumen lassen, daß ich, der arme niedrige Beamte, jemals in diesem Wagen fahren, geschweige denn in die Nähe des reizenden Mädchens kommen sollte, das ich so oft hinter seinen Scheiben von Spiegelglas gesehen hatte! Und welche Wandlungen hatten wenige Stunden in dieser Familie hervorgebracht, die noch kaum erst eine der angesehensten und beneidetsten der Stadt gewesen war!

Der verdüsternde Eindruck dieser Gedanken beherrschte mich noch, als der Wagen hielt und ich das Haus des Bankiers betrat. Es war eine der schönen stattlichen Neubauten, welche der geniale Baurath H. in solcher Menge in unserer Stadt geschaffen hatte — in allen Theilen weit, geräumig, luftig, elegant und behaglich! Heute brannte nur eine einzige Gasflamme auf der Ruhebank der breiten Steintreppe, die ich sonst immer am Abend beinahe zur Tageshelle erleuchtet gesehen hatte, wenn ich auf meinen Stadtwanderungen am Hause vorübergegangen war. Alles war öde und still, beinahe gespenstig unheimlich. Im zweiten Stockwerk öffnete der Lakai eine Glasthüre, und wies mich in ein Vorzimmer um mich zu melden. In der nächsten Minute aber erschien Fräulein Adele Duprez selbst unter der Thüre und bat mich einzutreten. Ich trat in einen kleinen eleganten Salon, wo noch zwei Personen waren: eine ältere Dame und ein junger Maler Namens Eye, den ich vom Sehen kannte.

„Ich danke Ihnen herzlich für die Bereitwilligkeit, womit Sie meine Bitte erfüllt haben, mein Herr,“ hub Fräulein Duprez an, nachdem sie mir einen Platz auf dem Sopha angeboten, und in ihrer Stimme lag eine ergreifende Wehmuth, obschon ihre blassen, feinen, regelmäßigen Züge gefaßt erschienen. Das arme Kind war höchstens neunzehn Jahre alt, und doch hatte ihr die Pietät den Muth gegeben, um ihres Vaters willen dem schweren Schicksalsschlage eine entschlossene Ergebung entgegenzusetzen, welche über ihre Jahre ging. Ich sah das Fräulein zum ersten Mal in der Nähe, und fand trotz der Bläße und mühsam bewältigten fieberhaften Unruhe, welche die Folge der jüngsten heftigen Gemüthsbewegungen war, daß das Gerücht von ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit nicht gelogen habe. Ihre feine Gestalt war unter Mittelgröße und zart, aber voll Ebenmaß, und in dem einfachen Hauskleide von dunklem Wollenstoff wollte sie mir sogar liebreizender erscheinen, als in den reichen Toiletten, worin ich sie früher gesehen hatte. Die Züge waren zart und regelmäßig, ohne gerade edel zu seyn; aber ein wundersam schönes, großes sprechendes Auge voll Feuer und Leben, ein Gepräge von Intelligenz auf der weißen hohen Stirne vergeistigten dieses Antlitz auf ergreifende Weise.

„Ich habe mich entschlossen, mein Herr, Sie in Gegenwart dieser beiden Personen zu empfangen, welche die erprobten Freunde unseres Hauses sind — Frau Willmaar, meine frühere Erzieherin, und Herr Maler Leopold Eye, mein Lehrer — um allen Mißdeutungen zu begegnen. Aber ich werde vor diesen Zeugen unumwunden sprechen, wenn Sie nicht

aus irgend welchen Gründen meine Mittheilungen allein vernehmen müssen! . . ."

„Reden Sie unbedingt, mein Fräulein! mein Hierseyn ist ja nur eine Privat-Audienz bei Ihnen," fiel ich ihr in's Wort; „allein was Sie mir auch anvertrauen mögen, rechnen Sie ebenso sehr auf meine Diskretion wie auf diejenige Ihrer Freunde, und seyen Sie meines ganzen Diensteifers versichert!"

„Ich danke Ihnen, mein Herr," erwiderte sie mit einer ergreifenden Innigkeit, und zwei Thränen quollen vielleicht wider Willen aus ihren dunklen Augen. „Erfahren Sie denn zunächst, daß mein armer Vater vor Schmerz der Verzweiflung nahe ist," fuhr sie mit einer Bewegung fort, unter welcher ihre Stimme erbebte. „Der treffliche Mann, dessen makellose Ehre und erprobte Rechtschaffenheit sein höchstes Gut war, hat heute von einigen seiner Klienten Dinge hören müssen, welche ihn an seinem innersten Lebensnerv verletzten. Männer von denen vermöge ihres Standes Zartgefühl und Billigkeit zu erwarten gewesen wäre, haben sich nicht entblödet, Andeutungen fallen zu lassen, welche kaum weniger enthielten als den Argwohn, daß mein Vater der Mitschuldige des flüchtigen Diebes sey. Man hat meinem Vater mit Criminalprozessen gedroht, obschon er entschlossen ist, mit seinem ganzen Vermögen für jeden Verlust einzustehen, und sollte er als Bettler von dannen gehen. Doch hievon wollte ich eigentlich nicht zu Ihnen reden. Sie werden dieß Alles ja vielleicht noch durch das Gericht erfahren. Was ich Ihnen mittheilen wollte, sind einige Thatsachen, welche vielleicht auf die Motive des Verbrechers einiges Licht werfen. — Reveillot hat vor Jahr und Tag um meine Hand geworben, und ich habe sie ihm versagt," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, als ob dieses Geständniß sie einige Mühe kostete. „Ich hatte, glauben Sie mir es, sehr triftige Gründe dazu, obschon ich Ihnen dieselben nicht mittheilen kann. Es war gewiß nicht Stolz und Hochmuth, sondern Sache des Gefühls, der Ueberzeugung. Ich habe die Gründe meiner Weigerung damals jenem Menschen schonend angedeutet, und zwar mündlich, unter vier Augen; aber ich werde lebenslang den Blick nicht vergessen, den er mir dabei zuwarf — ein Blick dessen Bedeutung mir heute vollends entsetzlich klar geworden ist. Von jenem Augenblick an war er mein Todfeind, wie ich wohl ahnte, obschon Papa in seiner Güte, seinem Wohlwollen, seinem blinden Vertrauen für Reveillot es nicht glauben wollte. Was er gethan hat, geschah vielleicht weniger aus Habsucht, als um an mir Rache zu nehmen, — die tückischste, teuflisch boshafteste Rache, weil sie geschärft ist durch den unbeschreiblichen Schmerz der Selbstvorwürfe, die ich mir beim Anblick meines Vaters machen muß, welchen ich darunter leiden sehe . . . Ich bin versucht zu glauben, daß er mich verderben wollte, weil ich ihn ausgeschlagen und weil er wähnte, ich habe mich in die Geheimnisse seines Privatlebens eingedrängt. Ich bin überzeugt, er wird die Werthpapiere, welche er aus dem Depositum meines Vaters entfremdet hat, eher vernichten, wenn ihm Entdeckung droht oder er sie nicht verwerthen kann, als daß er sie herausgäbe; denn er weiß, daß er hierdurch meinen Vater, dem die Pflicht des Ersatzes obliegt, am sichersten ruinirt. Er will damit meinen schroffen Trotz bestrafen, mein Selbstgefühl demüthigen. Er kennt mich aber darum doch nicht," fuhr sie mit mühsam verhaltener Energie fort; „ich werde dem gewohnten Luxus und Wohlleben gern entsagen und weiß mein Brod nöthigenfalls selbst zu verdienen, wenn nur an der Ehre meines Vaters kein Makel bleibt. Dieß ist es, was ich Ihnen sagen wollte, damit Sie im Stande sind, jene Papiere vor Zerstörung zu sichern, falls Ihre Verfolgung Sie auf die Spur des Flüchtigen führen wird. Im Uebrigen mögen Sie selbst den Preis bestimmen, welchen Sie beanspruchen, wenn Sie den Verbrecher entdecken und ihm seinen Raub abjagen. Das wenige Vermögen und die sämmtlichen Werthgegenstände, die ich habe, seyen Ihnen mit tausend Freuden überantwortet."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gruppe Rennthiere.

(Das Bild hiezu S. 64.)

Unser Bild zeigt diesmal eine Gruppe von Thieren, welche wir nur selten lebend zu Gesicht bekommen, und die selbst in zoologischen Gärten ziemlich selten sind, ja die man noch seltener in treuen gelungenen Abbildungen zu finden vermag. Und doch ist das Rennthier für den menschlichen Haushalt eines der wichtigsten Thiere und ersetzt den Bewohnern des hohen Nordens der alten Welt alle anderen Haussthiere aus dem Geschlechte der Wiederkäuer. Ebenso verschieden und unthatsächlich wie die meisten Abbildungen vom Rennthier sind auch im Allgemeinen die Nachrichten über seine Lebensweise und seinen Nutzen in den gewöhnlichen Naturgeschichten; und

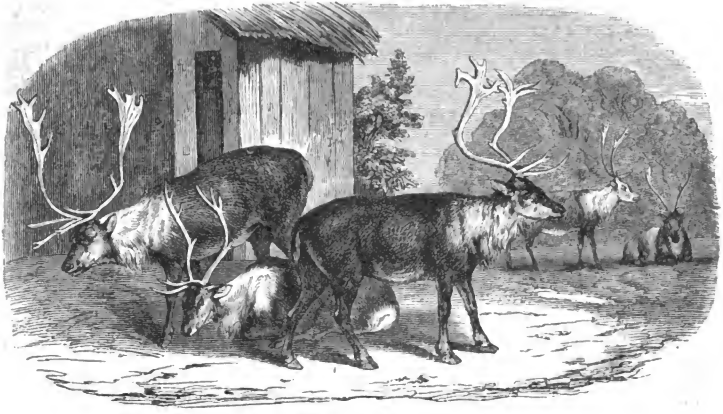
Digitized by Google

dieß mag entschuldigen, wenn wir hier ein kleines Lebensbild in Worten von dem Thiere geben, auf die Gefahr hin, manchem unserer Leser etwas schon Bekanntes zu wiederholen.

Das Renn oder Rennthier heißt bei den Naturforschern Cervus Tarandus, und zählt zur Familie des Rothwilds oder der Hirsche. Es hat die Größe unsers Edelhirsches, aber weit kürzere und stämmigere Beine. Das Geweih ist Männchen und Weibchen gemein und bei alten Thieren sehr verästet; auch ähnelt es mehr den Schaufeln des Damwilds als den Stangen des Rothhirsches. Die Farbe des Pelzes ist braun oder schwärzlich, mit Grau und Weiß, im Sommer etwas heller, im Winter von trüberer Färbung; die Decke oder Haut hat das mit derjenigen der Gemse gemein, daß sie beinahe überall gleich dick ist. Die Haare sind beim erwachsenen Renn sehr brüchig, deßhalb verwendet man solche Häute weniger als die von jungen Thieren zu Decken, Kleidern u. dergl. Die Heimath des Renns ist der ganze Norden der alten Welt, in Sibirien vom 54., in Europa ungefähr vom 61. Grade nördlichen Breite an. Unter den Bewohnern des hohen Nordens von Europa und Asien wird es als Hausthier heerdenweise gehalten und bildet den einzigen Reichthum der einzelnen Familien; ja manche Völkerschaften sind für ihren Unterhalt beinahe ausschließlich auf das Rennthier angewiesen. Seine Nahrung bilden im Sommer alle Gewächse der kalten Zone, selbst Pilze; im Winter lebt es vorzugsweise von Flechten, namentlich der sogen. Rennthierflechte, Cladonia rangiferina, die es unter dem Schnee hervorsucht. Es kommt auch in der alten Welt noch rudel- und heerdenweise in wildem Zustande vor, wie in Nordamerika, aber in beiden Welttheilen nur als ein Thier der rauhen kalten Hochebenen, wo beinahe kein Baum mehr wächst; dagegen selten oder nur versprengt in den Niederungen. Das wilde Rennthier ist meist von grauer Färbung. Beim wilden und zahmen Renn ist die Stimme nur eine Art Grunzen. Das Weibchen setzt im März ein bis zwei Kälber, selten mehr, die noch gegen Ende des ersten Jahres kleine Spieße, als Anlagen des künftigen Geweihs, zeigen, im zweiten Jahre Gabler werden, im dritten Jahre schon die Augensprießel und die ersten „Platten" des vielverzweigten Geweihs bekommen, das sich dann rasch vergrößert. Die Böcke werfen das Geweih im Dezember, die Gaisen im Mai ab, worauf ihnen nach wenigen Wochen die Kolben des neuen sprossen, das sich während des kurzen Sommers überraschend schnell entwickelt. Sobald das Geweih, das anfangs mit wollartigem Bast bedeckt ist, sich ganz ausgebildet hat und gefegt ist, so tritt die Brunstzeit ein, welche 6—8 Wochen früher fällt, als bei unserm Edelhirsche. Die Größe des wilden Rennthiers ist je nach Klima und Stand sehr verschieden, doch mag als Grundsatz gelten: je weiter gegen Norden und je höher zugleich über der Meeresfläche, desto größer und feister ist das Renn. Im wilden Zustande ist es außerordentlich scheu und vorsichtig, und in seiner baumlosen Vergeinsamkeit nur sehr schwer zu beschleichen und zu schießen, liefert aber ein ganz vortreffliches Wildpret, das zu Winters-Anfang, wann das Thier nicht mehr von Bremsen, Stechmücken, Zecken und anderem Ungeziefer belästigt wird, 3—4 Finger hoch weißes Fett (Talg) hat. Das wilde Renn, in Nordamerika Caribou genannt, dient den Tschippewähs und anderen Indianerstämmen den größten Theil des Jahres hindurch beinahe zur ausschließlichen Nahrung und ist ein Zugthier, das mit den Jahreszeiten seine Standorte wechselt, und im Winter bisweilen über gefrorene Seeen und Meeresarme auf öde felsige Inseln und Küstenklippen zieht, um sich dort seine Nahrung zu suchen.

Das zahme Renn lebt Jahr aus Jahr ein im Freien und bedarf kaum der Hut, denn die Heerde folgt einer Leitkuh. Es dient häufig zum Ziehen der Schlitten und Schleifen, seltener als Reit- und Saumthier, denn man darf ihm keine starke Last auflegen, und es läuft beladen nur langsam. Zur Arbeit überhaupt bedient man sich nur der Männchen. Die Weibchen werden gemolken, indem man sie mit dem Geweih an einen Pfahl bindet. Sie geben nur wenig aber eine sehr fette Milch, aus welcher keine Butter, wohl aber Käse gewonnen werden kann, der den Hauptmundvorrath der Lappländer bildet; übrigens kann das Weibchen kaum fünf Monate lang gemolken werden. Jedes Thier der Heerde hat seinen besondern Namen, auf welchen es sanft und gehorsam folgt. Wölfe, Bären und Fjellfräße stellen den zahmen und wilden Heerden beharrlich nach, werden aber unter gewöhnlichen Umständen von der Masse abgewiesen, die sich hartnäckig vertheidigt. Daher fallen gewöhnlich nur Nachzügler der Heerde, Kälber und schwächere Thiere dem lauernden Raubzeuge zur Beute. Die Thiere der Heerden sind so zahm, daß sie sich auch von Fremden berühren lassen. Nach dem Tode des

Digitized by Google



Eine Gruppe Rennthiere.

Renns werden alle Theile von ihm sorglich benützt, wie in allen Naturgeschichten zu lesen. Der Lapländer der für seinen Unterhalt hauptsächlich auf das Renn angewiesen ist, namentlich der nomadische Lappe, welcher um der ergiebigen Waide seiner Heerde willen jährlich mehrmals seinen Wohnsitz zu verlegen gezwungen ist, schlachtet die Thiere seiner Heerde nur im Winter, wo sie am schmackhaftesten und feistesten sind und das gefrorene Fleisch sich viele Monate lang aufbewahren läßt ohne zu verderben. Die Rennthiere schwimmen vortrefflich, und der Lappe bindet, wenn er mit der Heerde über einen Fluß oder Meeresarm setzen will, nur die Leitkuh mit dem Geweih an sein Boot an, worauf derselben alle anderen Thiere der Heerde nachschwimmen, was durch die knorrigen verästeten Geweihe, die von weitem entlaubtem Buschholze gleichen, einen eigenthümlichen Anblick darbieten soll. In Sibirien und Nordamerika jagt man die wilden Rennthiere vorzugsweise auf dem Zuge, wenn die Rudel oder Heerden über einen Fluß oder See setzen; die Jäger fahren dann mit den leichten Kähnen dicht an sie heran und erlegen sie mittelst eines leichten kurzen Speers, wie unsere Hirschlanzen der Vorzeit; aber diese Art von Jagd ist nicht ohne Gefahr, zumal wenn die Heerden künstlich zum Wasser getrieben worden sind, wo sie sich dann muthig wehren. Das Fell ist zur Winterszeit durch sein dichtes Wollhaar ebenfalls am werthvollsten.

Gemeinnützige Winke für Hausfrauen.

Liebe dein eigenes Haus mehr, als das deiner Nachbarin; gefalle dir am besten zu Hause; liebe deinen Gatten, so wird er dich wieder lieben. — Laß nie über einen Zank oder Mißverständniß die Sonne untergehen. — Halte keine Dienstboten, welche Anhang haben. — Dulde bei deinen Dienstleuten keine Nebeneinkünfte, sonst wirst du sie untreu und zu Dieben machen. — Bekümmere dich eifrig um Küche und Speisekammer, und mache täglich selber den Küchenzettel. — Wäge alle Einkäufe, welche deine Dienstleute gemacht haben, und alle Lieferungen für Hauswesen und Küche sogleich nach, und dulde nie, daß man dich auch nur um eine Kleinigkeit übervortheile. — Kaufe nie ein Buch, wenn du es nicht mit Ernst und Eifer lesen willst. — Sey nie ohne ein Testament oder irgend eine andere Willens-Verordnung, erneuere dieselbe alle zwei Jahre oder so oft du Liegenschaften gekauft hast, damit dein Testament immer darüber verfüge und sie nicht gegen deinen Willen an natürliche Erben kommen.

Verantwortlicher Redacteur: Olfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck von Müller & Vollnagel in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Türken vor Wien, 1683.

Geſchichtliche Erzählung von **Otfrid Mylius.**

(Fortſetzung.)

Graf Rüdiger von Starhemberg.

3.

So war es gekommen, daß Herr Leopold von Kollonitſch, der hochwürdige Biſchof von Neuſtadt, in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts in Wien der Geſchäfte ſo viele vorfand, daß er des gefangenen Arkebuſiers vergaß, welchem er ſein Fürwort verſprochen hatte. Fridolin lag daher unbeachtet und verkannt im Stockhauſe, und hatte Mühe, ſich die erbärmlichen Burſche vom Leibe zu halten, mit denen er hier zuſammengewürfelt worden war. Meiſt ſtellte er ſich ſchlafend, um nicht an ihrem wüſten Treiben Antheil nehmen zu dürfen, das ſich ſelbſt in Kerker und Eiſen nicht verleugnete. Trat ihm aber Einer zu nahe, ſo erwachte in dem jungen Soldaten der ganze wilde Muth und eine Art Stolz, der zu ſeiner Lage ſchlecht zu paſſen ſchien, und ſeine ſehnige Fauſt, ſein blitzendes Auge hielten die Spöttereien und Neckereien der rohen Schickſalsgenoſſen bald von ihm ab. Trotzdem aber konnte Fridolin ſich nicht verhehlen, daß ſeine Angelegenheiten eine leidige Wendung nahmen. Wie mild und ſchonend auch der Bericht des Hauptmanns Waſtlberger lautete, ſo war die Thatſache doch nicht in Abrede zu ziehen, daß Fridolin den gegebenen Befehlen zuwider das grobe Geſchütz gelöst hatte, was er auch gar nicht leugnete. Die beiden Schreiber,

welche die Untersuchung führten, waren beschränkte Leute, wie diejenigen ihrer Vorgesetzten, welchen es eigentlich obgelegen hätte, den Gefangenen zu verhören. Allein diese älteren Offiziere und höheren Beamten hatten jetzt für die Sicherheit ihrer Familien und für die Beschaffung der Mundvorräthe zu sorgen, mit denen sich jeder Hausvater versehen mußte, wenn er nicht riskiren wollte, aus der Stadt gewiesen zu werden, die man einigermaßen leeren mußte, um für die Vertheidiger Raum zu gewinnen, denn das damalige Wien war eine enggebaute Stadt; die Schreiber aber hatten meist nur wilde rohe Soldaten zu verhören, welche wegen Diebstahl, Plünderung und sonstiger gemeiner Verbrecher in Haft saßen, und mit denen nicht viel Federlesens gemacht ward, da man überzeugt war, daß die Welt wenig an ihnen verlor, wenn sie am dreibeinigen Galgen mit der Seilerstochter Hochzeit machten. Da ward denn der arme Fridolin mit jenen Marodeurs und Verbrechern über denselben Kamm geschoren, und die trägen groben Schreiber gaben sich nicht einmal die Mühe, Fridolins Verwahrungen, daß er es ja mit seinem Ungehorsam nur gut gemeint habe, in's Protokoll aufzunehmen. Eines Tages nun hatte er darob mit den Verhörenden Streit bekommen und sich geweigert, seinen Namen unter das Protokoll zu setzen, weil dasselbe nicht das enthalte, was er ausgesagt, sondern nur das was der Schreiber eigenmächtig hineingesetzt hatte. Und auf die Vorwürfe, welche ihm Fridolin darob gemacht, erwiderte das Schreiberlein: „Gib Dich zufrieden, Kerl, oder ich lasse Dir eine Portion Haslinger anmessen! Was meinst Du denn, Du sauberes Früchtl Du, man werde Dir halt eine besondere Suppe kochen? Du wirst gehenkt wie die Anderen, oder mußt im glücklichsten Fall Spitzruthen laufen, und davon beißt kein Maus einen Faden ab. Jetzt fahr' ab, oder Du sollst vorher noch Dein Müthchen kühlen. Ob dieß da in dem Protokoll steht oder jenes, ist gleichgültig; — gelesen wird's ja doch nicht, denn der Herr Obrist-Wachtmeister von Söffshuber macht halt das Urtheil, und die Kriegsräthe bestätigen es, und hernach mußt Du halt eben Spitzruthen laufen oder wirst dem Galgenpater übergeben, daß er Dich für Deine Himmelfahrt zustutzt. So, jetzt weißt Du Dein Schicksal, und kannst Dich abschieben!" Und auf einen Wink des Schreibers stieß ihn der Stockknecht zur Thüre hinaus.

Der düster gewölbte Hausflur, worin sich Fridolin nun sah, bot ein unheimliches Bild dar. Die Thüren nach der Treppe zu waren mit schweren Eisengittern verwahrt, und durch die engen, stark vergitterten Fenster drang nur ein spärliches Licht, eben hinreichend, die verschiedenen Gestalten erkennen zu lassen, welche diesen Ort des Schreckens bevölkerten. Eine Abtheilung mährischer Grenadiere bildete die Bewachung, hatte alle Thüren, die zu den Stuben der Schreiber führten, und den Zugang zu der steinernen Wendeltreppe besetzt, und hielt ein wachsames Auge auf die Gefangenen, von denen immer neue eingebracht wurden: wilde Gestalten, zum Theil in ungarischer oder türkischer Reitertracht, die in den letzten Gefechten gefangen genommen und als Ueberläufer von kaiserlichen Regimentern erkannt werden waren und jetzt nach sehr kurzem summarischem Prozeß mit dem Strang abgethan werden sollten; oder freches Gesindel, das im Soldatenrock die gemeinsten Verbrechen begangen hatte. Mit einem unverhohlenen Widerwillen und sittlichen Abscheu wandte sich Fridolin von denselben ab, und suchte an eines der Fenster zu gelangen, um einen Blick in den hellen Sonnenschein hinauszuwerfen, welcher draußen den Sommertag so wonnig verklärte. Der Stockknecht hatte ihm barsch zugerannt, er soll hier warten, bis die Reihe an ihn komme, wieder abgeführt zu werden, da er noch ein paar andere Kerle zu erwarten habe.

Wenn irgend ein innerer Kampf oder jäher Schmerz das Gleichgewicht unsers Gemüths stört, so flüchten wir ja hin an den Busen der Natur, deren geregelten Kreislauf nichts zu stören vermag und die in der Unerschütterlichkeit ihrer Ordnung unsern trüben Blick emporlenkt zu jener allmächtigen Hand dessen, welche die Schicksale der Weltenkörper wie der Menschenkinder nach seiner unerforschlichen Weisheit angeordnet hat.

Und so kam es denn nun, daß unser junger Arkebusier so an dem kleinen Fensterchen stund und hinausblickte auf den grünen Wall, wo die Schwalben frei umher flogen und die Sperlinge lustig zwitscherten, die Sonnenstrahlen im bethauten Grase glänzten; da ward ihm gar beklommen zu Muthe und zu der Bitterkeit in seinem Herzen gesellte sich noch der Schmerz der verlorenen Freiheit, die Ahnung eines nahen schimpflichen Todes. Die feuchte Kälte in diesem niedrigen schmalen Gewölbe war wie ein Vorschmack des Grabes, und das frische Grün, der warme goldene Sonnenschein und heitere Vogelgesang draußen gemahnte den Gefangenen so

Digitized by Google

schmerzlich an das frohe Leben, dem er so frühe und um einer solch unschuldigen Handlung willen entsagen sollte.

Thränen der ohnmächtigen Wuth und Entrüstung traten in Fridolins Augen, seine Zähne knirschten und die geballten Fäuste rissen in ohnmächtigem Groll an den Ketten, womit er gefesselt war, und ihr Klirren mehrte noch seines Herzens Bitterkeit. Seine Lippen murmelten leise Verwünschungen über die kurzsichtige Thorheit seiner Richter, und er war nahe daran sich in eine verzweiflungsvolle Raserei hineinzusteigern, als sich mit Einem Male eine Hand schüchtern und mild auf seine Schulter legte. Halberschrocken drehte Fridolin sich um und schaute in das bleiche sanfte Gesicht eines Pater Kapuziners, der zu ihm getreten war. Das Gesicht war noch ziemlich jung, und aus den großen klugen Augen sprach etwas wie weiches inniges Mitgefühl.

„Gelobt sey Jesus Christ!“ sprach der Mönch mit tiefer aber wohlklingender Stimme.

„In Ewigkeit, Amen,“ entgegnete Fridolin mechanisch und blickte ihn durch seine Thränen des Ingrimms zerstreut an.

„Was ist Dir, mein Sohn? wie kommst Du hieher in diese Höhle des Jammers, und was ist Dein Vergehen?“ fragte der Kapuziner mit eindringlicher Theilnahme.

„Mein Unglück, ehrwürdiger Vater, ist daß ich Soldat geworden bin,“ versetzte Fridolin rauh. „Es lockte mich der Gedanke, meinen Arm dem Kaiser zu leihen wider den Erbfeind des Reiches und der Christenheit. Ich gedachte meine Schuldigkeit zu thun und Heldenthaten zu vollbringen, und ich habe statt des Heldenthums nur ein Hundeleben gefunden... Laßt mich, Herr! wartet bis sie mich zum Galgen führen, dann ist mir Euer Zuspruch vielleicht willkommen. Vorerst könnt Ihr mir ja doch nicht helfen!“

„Nicht also, mein Sohn,“ sagte der Mönch ruhig und sanft und sein mildes Auge ruhte mit theilnehmender Innigkeit auf der kräftigen Gestalt des jungen Arkebusiers; „Du siehst nicht aus wie ein gemeiner Verbrecher, der in Sünden verstockt und in Schande ergraut ist. Stoße die Hand nicht von Dir, welche Dir Dein Heiland und Erlöser durch mich darbietet. Geschehene Dinge vermag ich so wenig ungeschehen zu machen, als die Reue das vermag; allein die aufrichtige Reue und Buße vermag den Stachel Dir aus dem Busen zu nehmen, welchen Deine That darin zurückgelassen hat, und die Religion der Liebe kann Dir einen Balsam auf die Wunde legen.“

„Laß mich, Mönch, Deine Voraussetzungen treffen bei mir nicht zu,“ antwortete Fridolin unwillig; „ich habe nichts gethan, was ich zu bereuen oder darob zu erröthen hätte. Was ich gethan, hätte jeder verständige Mann an meiner Stelle gethan und dennoch bin ich hier in dieser Höhle des Elends, um von den erbärmlichen Wichten von Schreibern mit Gewalt zu einem Verbrecher gestempelt zu werden.“

„Mein Sohn, sey getrost; wenn Dein Gewissen Dich freispricht, wenn Deine That vor Gott kein Vergehen ist, so wird Dir auch von Menschen Gerechtigkeit werden,“ sagte der Mönch.

„Gerechtigkeit von diesen Tröpfen und Dummköpfen von Schreibern?“ rief Fridolin mit überwallendem Unmuthe. „Gerechtigkeit einem Soldaten? Mönch, Du kennst die Welt nicht, darin wir leben. Was ist ein Soldat? Ein Nichts, eine Ziffer, ein Wegwurf, ein Sklave an dem jeder seine Schuhe abreibt, ein Kerl der eben gut genug ist für Kanonenfutter! Geh' hinein, Mönch, und lies das erbärmliche lügenhafte Protokoll, das der Wicht von Schreiber aufgenommen hat, um mich schuldig zu machen, daß ich wenigstens der Spitzruthen, wo nicht des Stranges würdig erfunden werde! Ha, Gerechtigkeit in einem Stockhausel Gerechtigkeit für einen Soldaten! Eher wäre sie noch bei dem Großtürken zu finden, als bei diesen elenden Schreibern, diesen Henkersknechten!“

„Still, Kerl! nicht räsonnirt!“ rief der Stockknecht und stieß Fridolin mit der Faust in's Genick, daß er wider die Wand flog. „Du saubers Früchtl Du! willst Dich noch gar anklassen, daß man Dich nicht in Sammet und Seide steckt?...“

„Schurke, die Hand hinweg von mir, oder bei Gott, ich erwürge Dich!“ rief Fridolin und schleuderte den Stockknecht mit einem wuchtigen Stoße von sich. Aber im nächsten Augenblick fielen etliche der stämmigen Grenadiere über ihn her und hätten ihn mit den Kolben ihrer Musketen niedergeschlagen, wenn sich der Mönch nicht abwehrend dazwischen gelegt und den Gefangenen geschützt hätte.

„Sey ruhig, mein Sohn; der blinde Groll der Leidenschaft kann Dein Loos nicht verbessern,“ sagte er. „Ergib Dich in Geduld in das Unabwendbare, denn über eine kleine Weile wird Dein gutes Recht doch zu Tage kommen. Geduld und Demuth fördern Dich mehr als dieser wilde Trotz. Ich werde mich Deiner treulich annehmen!“

„Ihr?“ fragte Fridolin beinahe spöttisch. „Dasselbe versprach mir vor etlichen Tagen auch der hochwürdige Bischof von Kollonitsch, und doch bin ich noch hier, ein Spielball der Willkür!“

Der Stockknecht kam zurück mit zwei rohen Knechten, denen er Fridolin zeigte: „Packts den Lump den elenden!“ rief er; „werfts den Kerl in das unterste Loch, wohin kein Sonnenstrahl nit mehr scheint, und laßt's ihn hungern, daß er das nasse Bettstroh frißt. Warte, Du sakrischer Gauner, den Stoß will ich Dir schon vergelten!“ und unter einem Schwall von Schimpfworten und Faustschlägen, denen der Mönch nicht Einhalt thun konnte, ward Fridolin von den beiden Knechten fortgeschleppt.

Als er sich von der Betäubung erholt, in welche ihn die Faustschläge versetzt hatten, sah er sich in einem kalten nassen finstern Loche, das kaum acht Fuß in's Gevierte hatte. Hoch oben in kaum berechenbarer Ferne dämmerte am Ende eines langen, engen, gemauerten Schachs ein Lichtkegel, der durch eine unsichtbare Oeffnung eindrang. Eine schmutzige hölzerne Pritsche voll moderigen Strohs war alles, was er hier vorfand, und die Wände waren auf Manneshöhe mit morschen Brettern verschalt, als wollte man dem Gefangenen hiedurch die Möglichkeit benehmen, sich an den pilzbewachsenen, feuchtglänzenden Quadern den Kopf zu zerschellen. Welche Gedanken dem armen Gefangenen durch den Sinn gezogen, — wer beschriebe dieß? Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beschäftigten ihn in aufregender Weise, und versetzten ihn in ein fieberisches Delirium; Gebet und Verwünschungen strömten ihm abwechselnd von den Lippen, denn die Verzweiflung hatte in dieser Umgebung sein Herz mit ihren eisigen Krallen umfaßt, und sein Toben und Wimmern erstarb erst, als die Kräfte des Körpers ihm schwanden und die erschöpfte Natur den heilsamen Mantel des Schlafes über den Armen warf, vor dessen Geist nur der Eine, alles überwältigende Gedanke stand: sterben zu müssen durch eine That, die vielleicht Hunderten Leben und Freiheit gerettet hatte.

Wie lange er so gelegen, wußte Fridolin nicht zu dem essen, denn nur undeutliche ferne, dumpfe Laute drangen herunter in diese Tiefe. Er war mehrmals erwacht, bald vom Hunger geweckt, bald von düsteren Traumbildern jäh emporgeschreckt, aber jener ferne Lichtschein in der Höhe war verschwunden und die undurchdringliche Finsterniß, die ihn umgab, ließ ihn schnell wieder im Schlafe ein tröstliches Vergessen der Gegenwart suchen.

Endlich schreckten ihn Laute aus dem unruhig und leicht gewordenen Schlummer. Menschentritte, Menschenstimmen drangen durch die Gitter seiner Kerkerthüre, Lichtschein fiel in die schwarze Dunkelheit, Riegel und Schlösser rasselten, und unter der geöffneten Pforte erschienen zwei Männergestalten mit einer Laterne. Als Fridolins Auge sich an das Licht gewöhnt hatte, erkannte er einen der Gefangenwärter und den jungen Mönch.

„Friede sey mit Dir, mein Sohn!“ sprach der Kapuziner; „Du siehst, ich habe mein Wort gehalten und mich Deiner angenommen. Du sollst uns folgen.“

„Folgen?“ rief Fridolin und wähnte kaum seinen Ohren trauen zu dürfen; „bin ich frei?“

„Noch nicht, aber Du sollst in einen mildern Kerker gebracht und Dein Vergehen von anderen Richtern untersucht, Deine Ketten sollen Dir abgenommen werden,“ entgegnete der Mönch. „Steh' auf und folge uns!“

„Herr! ehrwürdiger Vater, Ihr seyd mir wie ein Engel! Gott lohn's Euch!“ rief Fridolin und wollte von dem nassen Stroh der Pritsche aufspringen, sank aber mit einem lauten wilden Schmerzschrei zurück, denn seine Glieder waren wie gelähmt und jede Bewegung verursachte ihm furchtbare Schmerzen.

„Armer Bursche, Du bist ernstlich krank,“ sprach der Pater, sich über ihn beugend, und befühlte seinen Puls an Schläfen und Handgelenken. Dieser Kerker hier ist ein Grab. Kommt, Mann, helft mir den Gefangenen tragen, damit er aus dieser Eiseskälte hinauskomme. Es war eine teuflische Grausamkeit, Dich hier herunter zu bringen, aber der Stockknecht soll dafür gerügt werden!“

Fridolin vermochte kaum zu gehen; jeder Schritt die enge, kalte, finstere Wendeltreppe hinan verursachte ihm Schmerzen, daß er sein Stöhnen nicht unterdrücken konnte, und zuweilen laut aufschrie. Aber endlich war der Hof erreicht, welchen die Morgensonne eines klaren heißen Julitages mit goldenem Licht und milder Wärme erfüllte, und Fridolins Auge feuchtete sich bei dem Anblick des blauen Himmels und des frischen Grüns der Reben, die sich an dem grauen Gemäuer emporrankten. „Leg' Dich auf diese Bank, mein Sohn, gerade in die Sonne,“ sagte der Mönch zu dem Frostschauernden; „das wird dir wohlthun; und Ihr, Mann, nehmt ihm die Ketten ab; der Auditeur hat es befohlen!“ Fridolin's Dank fand keine Worte, aber er machte sich in beredten Blicken gel-

Digitized by Google

tend, die er zu dem Mönch emporschickte; als aber seine Hände frei von Ketten waren, zog er die Rechte des Kapuziners an seine bebenden Lippen, und sagte: „Vergebt mir die rauhen Worte von neulich, ehrwürdiger Vater!“

„Sey ruhig, mein Sohn, Du hast die Aufwallung von gestern schwer gebüßt! Dich hungert wohl sehr? Da nimm einstweilen dieß hier!“ und der Mönch nahm aus der Tasche, die oben an seinem linken Aermel angebracht war, ein kleines Feldfläschchen mit feurigem dunklem Ungarwein und setzte es an Fridolins Lippen: „trink, mein Sohn, und Gott gesegne Dir's!“ Der feurige Wein durchströmte Fridolin's Adern mit neuer Wärme und Spannkraft, und mit dankbaren Blicken gab er die Feldflasche zurück. — „Ich bin Deinetwegen beim Oberstwachtmeister v. Söfflhuber gewesen, mein Sohn,“ fuhr der Mönch fort; „und habe mich nach dem Stand Deiner Sache erkundigt. Aber Deine Aussichten sind schlecht, denn Du hast nun einmal den Befehl Deiner Obern mißachtet.“ — Fridolin zuckte ungeduldig die Achseln. — „Mochte jene Weisung begründet seyn oder unsinnig, mein Sohn, Du warst als Soldat ihr strengen Gehorsam schuldig, und Dein Ungehorsam, ob auch ein heilsamer, ist vor dem strengen Militärgesetze strafbar. Man ist gerade jetzt strenger als je, weil die Gefahr im Wachsen ist; und doch bedaure ich Dich aufrichtig, Fridolin, und möchte Dir helfen. Hast Du denn gar Niemand, der sich um Gnade für Dich verwenden könnte?“

Fridolin schüttelte wehmüthig den Kopf. „Wer erbarmte sich eines armen Soldaten?“ fragte er bitter; „habt Ihr nicht gestern gesehen, wie der roheste elendeste Knecht mit einem wehrlosen Gefangenen umgehen darf? Laßt mich sterben! einmal muß es ja doch kommen, aber freilich nicht durch den Strang! Auf einen ehrlichen Soldatentod im Felde war ich immer gefaßt!“

„Deine Strafe wird milder seyn — nur Spitzruthen laufen, Fridolin! . . .“

„Pfui, lieber den Tod von einem Türkensäbel oder Tatarenpfeil, wenn auch mein Kopf an der Pforte des Palastes des Großtürken aufgespießt würde,“ sagte Fridolin mit einem leisen Schauder. „Ich wäre dann wenigstens nicht gebrandmarkt auf Lebenszeit. Ich werde es nicht überdauern, ich werde in ihre Spieße rennen, um diese Schmach nicht zu überleben!“ und er seufzte tief.

„Welcher freche Gedanke, mein Sohn!“ sprach der Mönch vorwurfsvoll; „hast Du keinen Vater, keine Mutter mehr, welche Dein Verlust betrüben würde? Ist denn irdische Schmach so unerträglich, wenn unser göttlicher Heiland, der von keiner Sünde wußte, gegeißelt und gekreuzigt ward wie ein Missethäter? Ist zeitliche Schmach nicht tausendfältig besser als ewiges Verderben? soll Deine Mutter dereinst im Himmel vergeblich die Hände nach Dir ausstrecken, weil eine rasche unbesonnene That Dich Dein ewiges Seelenheil verscherzen ließ? Hast Du Deine Mutter niemals geliebt?“

„Meine arme, arme Mutter!“ flüsterte der Gefangene, und eine Thräne rann über seine Wange.

Der Mönch hatte sich auf die Bank zu dem Gefangenen gesetzt und seine Hand ergriffen. „Du hast eine schöne kleine Hand, die noch nie rauhe Arbeit gethan hat, mein Sohn,“ sprach er; „Du bist nicht geboren zu einem gemeinen Soldaten. Ich will nicht in Dein Geheimniß dringen, aber um der Mutter willen, die Dich geboren hat, möchte ich Dich retten, denn mir ahnt, daß Dein Kopf und Dein Arm dem Kaiser und der Menschheit noch bessere Dienste leisten könnten. Darum noch einmal, mein Sohn, weißt Du niemanden der sich für Dich um Gnade verwenden könnte?“

Fridolin schüttelte wehmüthig den Kopf. „Ich bin aus Schwaben, 'gewöhnlicher Leute Kind,“ erwiderte er; „niemand kennt mich, und ich kenne niemanden hier. Der Einzige, der mir wohlzuwollen schien außer meinem Hauptmann, der hochwürdigste Bischof Kollonitsch, hat mich vergessen; seine Zusage war eitel Wind!“

„Sprich nicht so leichtfertig über diesen Fürsten der Kirche ab, Fridolin!“ sagte der Mönch tadelnd; „ein edlerer und besserer Mann lebt kaum. Und wenn er seitdem Deiner vergessen hätte, wär' er nicht entschuldigt, mein Sohn, wenn Du bedenkst, welche Sorgen der Hochwürdigste auf sich genommen hat? Hast Du Dich ihm schon in's Gedächtniß zurückgerufen?“

„Ich? wie könnt' ich das? wie könnt' ich an ihn schreiben? und wer sollte meinen Brief bestellen?“

„Ich, mein Sohn, ich werde dafür sorgen, werde selbst zu ihm gehen und ihm Deinen Brief bringen. Hier ist Papier und ein Röthelstift,“ fuhr er fort und nahm beides aus der Tasche in seinem andern Aermel; „schreib in Kürze und ich verspreche Dir, nicht zu ruhen, bis ich mit dem Zettel zu dem hochwürdigsten Herrn gedrungen bin! So schreib denn, während ich Dir für Speise sorge!“

Digitized by Google

Fridolin küßte dankbar des Mönches rettende Hand, warf sich mit Mühen und Schmerzen herum, daß er seinen rechten Arm frei bekam, und schrieb mit bebender Hand auf den Zettel in lateinischer Sprache: „Hochwürdigster gnädigster Herr, der Gefangene von der Spinnerin am Kreuz liegt halb gelähmt im Stockhause und soll durch die Spitzruthen gejagt werden, um sein Vergehen wider die Disciplin zu sühnen. Möchte es Eurer Hochwürden genehm und möglich seyn, ihm diese Schande zu ersparen und diese Strafe in eine ehrliche Büchsenkugel zu verwandeln, so wird den Namen des hochwürdigsten Bischofs Grafen Kollonitsch noch im Tode segnen der dankbare Soldat Fridelin."

Als der Mönch mit einer Schüssel voll warmer Speise zurückkam und den Zettel nahm, blickte er verwundert bald den Zettel bald dessen Schreiber an. „Das ist ein klassisches Latein, mein Sohn," sprach er erstaunt; „kam dieß aus Dir selbst?"

„Fragt nicht, ehrwürdiger Vater! ich schrieb das Ding lateinisch, damit es Euch keine Ungelegenheiten mache bei diesem dummen gemeinen Volk der Stockknechte," sagte Fridolin.

„Nun denn, der Zettel soll treulich bestellt werden, mein Freund, denn Du bist nicht wer Du seyn willst, Mann; doch einerlei, vertrau auf den Pater Sulpitius!" Und mit einem warmen theilnehmenden Händedruck schied der Mönch von dem Gefangenen, nachdem er ihn noch einem der Kerkerwärter ganz besonders auf die Seele gebunden hatte.

Fridolin blieb im warmen Sonnenschein liegen, der seinen gelähmten schmerzenden Gliedern gut that, bis die Sonne den engen Hof verlassen hatte; dann ließ er sich von dem Wärter in seine neue Zelle führen. Er war ruhiger geworden und die Zusage des Paters hatte die Hoffnung in seiner Brust wieder belebt, und freundlichere Gedanken füllten seine Seele.

Mittlerweile eilte der Kapuziner raschen Schrittes nach dem Pfleghof des Klosters Neuburg, um den Bischof Kollonitsch aufzusuchen; allein er erfuhr daselbst, daß der hochwürdige Herr nach der Hofburg gegangen sei, um an einem Kriegsrathe theilzunehmen, welchen der Kaiser hielt. „Wohlan," sagte der Mönch, „so gehe ich ebenfalls dorthin; mein Gewand öffnet mir alle Pforten. Ich kann den Zettel nicht in andere Händen geben, denn es hängt ein Menschenlebe ndaran!" und er verabschiedete si ch von den Chorherren, die ihn im Kloster Neuburger Hofe empfangen hatten, und lenkte seine Schritte nach der Hofburg.

Dort stand um diese Zeit der Kaiser Leopold selbst in einer Fensternische mit ernster gedankenschwerer Miene, und schaute über den Wall und die Vorstädte hinaus in die Ferne, als ob er fürchte, daß dort gen Südwesten hin jeden Augenblick geröthete Rauchsäulen am Horizonte vor seinem besorgten Blicke aufsteigen würden, um das Herannahen der Muselmänner mit feuriger und blutiger Schrift zu bezeichnen. Hinter dem Kaiser auf einem Tische, woran der Hofkanzler Benedict Geiger mit zwei Sekretären stand, lagen frisch erbrochene Depeschen, deren Inhalt den Kaiser so ernst und nachdenklich gestimmt zu haben schienen. In diesem Augenblick meldete ein Kämmerer den Bischof von Neustadt Grafen Kollonitsch, und auf eine Handbewegung des Kaisers trat dieser ein.

„Seyn Sie mir willkommen, mein hochwürdigster Herr!" sprach Leopoldus und ging dem Bischof entgegen; „Sie haben meinen Brief erhalten?"

„Ja, Eure Majestät, und Hochdieselben mögen über mich verfügen," erwiderte Kollonitsch. „Was nur mein Kopf und Arm noch vermag, das steht bis zum letzten Athemzuge zu meines erlauchten kaiserlichen Herrn Diensten."

„Ich wußte es, mein lieber Graf, und ich fühle, daß ich mir keinen würdigern und erfahrenern Rath zur Seite stellen konnte, als Sie, hochwürdigster Herr, und darum erwiderte ich die Anerbietung Ihrer Dienste durch sothane Bestallung zu Unserem Geheimen Rathe, als welcher Sie sogleich dem großen Kriegsrathe anwohnen sollen."

„Meine Thaten sollen Eurer Majestät Vertrauen zu rechtfertigen suchen," sprach der Bischof und küßte die kaiserliche Hand, die ihm sein Bestallungsschreiben überreichte. „Und darf ich mir die Frage erlauben, ob Euer Majestät geruht haben, meine unterthänigsten unmaßgeblichen Vorschläge in Erwägung zu ziehen?"

„Gewiß habe ich das, lieber Graf, und bin geneigt, Ihnen beizupflichten, um so mehr, als Ihre Vorschläge mit denen meines treuen Kanzlers und derer Erzherzöge übereinstimmen. Alle rathen mir, wie Sie, unser liebes Wien zu verlassen und mich mit dem Hofe aus dem Bereich der Kriegsgefahr zu begeben. Von den Anderen begreife ich das, denn gar Manche wollen vielleicht damit die eigene Haut salviren; aber daß Sie mir dazu rathen, Sie, Graf, als ein alter erfahrener Kriegsmann,

Digitized by Google

daß auch Sie mich bestimmen wollen, gegen meinen Willen von hier wegzugehen, das befremdet mich."

„Ich rathe hiezu aus Erfahrung, Majestät," entgegnete Kollonitsch mit der ruhigen Bestimmtheit der Ueberzeugung. „Lassen Euer Liebden mich offen reden, soldatisch kurz und ehrlich. Wären Euer Majestät selber Soldat und ein großer Kriegsherr, dergleichen in einem Jahrhundert kaum Einer auf Erden erscheint, so würde ich Eure Liebden fußfällig bitten, hier zu bleiben und selber die Vertheidigung der Stadt zu übernehmen, an welcher, wie an einem letzten Bollwerke, des Feindes Kraft scheitern oder siegreich sich erproben muß. Allein Euer Majestät ist sich wohl bewußt, daß Hochdieselben von je her mehr die Künste des Friedens gepflegt haben, als das harte Waffenhandwerk. Es muß eine andere starke Hand seyn, in welche die Vertheidigung der Stadt gelegt werden soll, die Vertheidigung bis auf den letzten Blutstropfen. Geben Eure Liebden dem Heere draußen einen eigenen Führer, und der Besatzung der Stadt ebenfalls einen eigenen; Sie aber, das sichtbare Haupt des Reiches, müssen außer dem Bereich der Gefahr bleiben und das Reich und die Kaiserkrone vertreten und aufrecht erhalten als das Haupt der vielen zerstreuten Glieder, um diese zu sammeln und aufzubieten zur äußersten Anstrengung gegen den Erbfeind..."

„Das ist auch Eure Ansicht gewesen, lieber Kanzler Geiger," sagte Leopold, dem aufmerksam zuhörenden Manne am Tisch zunickend.

„Es wird die Ansicht aller seyn, welche es ehrlich mit Kaiser und Reich meinen, Majestät," entgegnete Benedikt Geiger aufstehend. „Wer von dem Ernst der Lage recht durchdrungen ist, der wird mit uns fühlen, daß unsre feste Stadt Wien der Eckstein werden muß, daran des Türken Macht zerschellen soll, und darum pflichte ich in Allem den Vorschlägen des hochwürdigsten Herrn Bischofs bei."

„Wir wollen darüber unsern geheimen und Hofkriegsrath hören," erwiderte Kaiser Leopold gedankenvoll. „Es ist etwas Wahres daran, daß die Verbindung zwischen dem Kaiser und dem Reich nicht unterbrochen werden darf durch den Krieg und eine Belagerung, sowie daß ich als der Kriegführung unerfahren und von meinem ganzen Hofe umgeben vielleicht nur ein Hinderniß für die Vertheidigung der Stadt wäre, obschon anderseits die Theilnahme aller Reichsfürsten und des gesammten deutschen Volks auf unserer Seite wäre, wenn ich die Gefahren der Bürger meiner guten Stadt theilte."

„Vergeben mir Eure Majestät, wenn ich hier zu widersprechen mich unterfange," sprach Kollonitsch. „Ein solches Unternehmen würde den Reichsfürsten daß als nutzlose Tollkühnheit erscheinen und ihre Rüstungen nicht beschleunigen. Vorerst haben wir wenig vom Reiche zu erwarten. Bis die dreihundert Herren und freien Städte ihre Kriegsmacht auf die Beine bringen, könnten wir verloren seyn. Mit nichten; der geschlossenen einheitlichen Macht des Großwessirs Kara Mustapha gegenüber müssen auch wir einheitlich seyn. Man muß die Türken aufhalten, bis die Reichsfürsten ein Heer in's Feld stellen können; die Gefahr, die dem Reiche drohen wird, wenn Wien fällt, muß allen klar seyn, und sie aus ihrem Schlendrian erwecken, darum mögen Eure Liebden einen Generalissimus des Heeres ernennen, das wir bis jetzt haben und das, wenn auch klein, doch immerhin bei gutem Geist und geschickter Führung mächtig genug ist, den Feind aufzuhalten, wenn es sich an die befestigte Stadt und ihre starke Besatzung anlehnt. Setzen Euer Liebden an die Spitze der Armee im Felde ein ebenso tüchtiges Haupt, wie an die Spitze der Wiener Besatzung, und decken Eure Liebden uns mit den eintreffenden Heeren der Reichsstände den Rücken, so kann mit Gottes Hülfe noch alles gut gehen. Euer Liebden haben ja von jeher die schwere Kunst verstanden, für jeden Posten den richtigen Mann zu finden!"

„Sie haben gut reden, lieber Graf," entgegnete der Kaiser mit schwerer Sorge; „wie gut und zweckmäßig Ihr Rath seyn mag, so ist es doch allzuschwer, diese beiden Heerführer zu finden. Zum Befehlshaber und Gouverneur von Wien wüßt' ich schon den rechten Mann. Sie selbst, Herr Graf..."

„Mit nichten, Majestät! nicht mich. Wäre ich noch jünger und trüge ich nicht dieß Gewand der Diener Gottes und des Friedens, so würde mich Eure Majestät Vertrauen ehren. So aber will ich wohl an der Vertheidigung der Stadt mich betheiligen mit Leib und Leben, nicht aber einem Fähigern und Würdigern den Platz vornweg nehmen."

„Und wer wäre dieser Würdigere, Herr Bischof?" fragte Leopold begierig.

„Wer anders als der Held von Mähren, der wackere Graf Rüdiger von Starhemberg, der gelehrige Schüler des großen Montecuculi, der schon

Digitized by Google

Ferdinand von Schill's Tod. (Text hiezu S. 76.)

Digitized by Google

Anatolische Trachten und Physiognomien. (Text hiezu S. 78.)

vor zwei Jahren mit solcher Thatkraft das Kronland Mähren gegen Emerich Tekely vertheidigte."

„An ihn dacht' ich schon als Befehlshaber der Armee im Felde," entgegnete Leopold; „aber nehm' ich Starhemberg zum Kommandanten von Wien, in wessen Hände leg' ich den Kommandostab der Armee?"

„Am sichersten und zuversichtlichsten in die Hände von Eurer Majestät erlauchtem Schwager, in die Hände des durchlauchtigsten Herzogs Karl V. von Lothringen," entgegnete der Bischof mit Wärme. „Von dem tückischen Frankreich seines Herzogthums entsetzt, wird der hohe Fürst hier Gelegenheit fin-

Digitized by Google

den, an den Ufern der Donau es wieder zu erobern, und in wessen Hand könnten Eure Liebden den Kommandostab geruhiger legen, als in diejenigen Ihres eigenen Verwandten?"

Der Kaiser schwieg eine Weile gedankenvoll, dann trat er auf Kollenitsch zu und drückte ihm die Hand. „Sie haben mich durch Ihren Rath hoch verpflichtet, hochwürdigster Herr!" sprach er gerührt; „gehen wir in den Rath und hören wir auch die anderen Herren über eine Wahl, die allen meinen Wünschen und Neigungen entspricht!"

Der große Kriegsrath war schon versammelt, als der Kaiser, gefolgt von dem Bischof und Kanzler, eintrat. Der feste Zug um den zusammengekniffenen Mund des Monarchen verkündete, daß sein Entschluß schon gefaßt war. Der Kanzler theilte der Versammlung die Nachrichten vom Heere mit, worunter eine Schreckensbotschaft von dem Gefecht bei Petronell, welche das Gerücht bereits zu einer gänzlichen Niederlage der ganzen Armee gestempelt hatte.

„Das ist Uebertreibung!" sagte Graf Kollenitsch rasch aufstehend, als der Kanzler geendet hatte. „Ein Heer wie das unsere, unter solch erprobten Führern, wird nicht in einem einzigen Gefechte aufgerieben. Aber verhehlen dürfen wir uns nicht, daß es dem Heer an einer einheitlichen starken Führung fehlt und daß die einzelnen Befehlshaber der Regimenter planlos und ohne Zusammenhang operiren. Dieß muß anders werden. Ein starker klar bewußter Wille muß das Heer im Felde leiten und dem Oberbefehl das Gutdünken der einzelnen Kommandirenden unterordnen. Der Mangel am Zusammenhang hat die Vertheidigung der Grenze schier unmöglich gemacht, und den Verlust der Insel Schütt und der festen Punkte an der Leitha verschuldet. Ich will keinen Namen nennen, aber es sind Befehle ergangen von einzelnen Offizieren, die an Kopflosigkeit alles Glaubliche übertreffen . . ."

In diesem Augenblick ward der Bischof durch einen Diener unterbrochen, der ihm einen Zettel übergab und einige Worte zuflüsterte; aber ein beifälliges Gemurmel im ganzen Kreise bekundete, daß diese Ueberzeugung allgemein verbreitet war. Der Bischof hatte kaum den Zettel gelesen, so wandte er sich mit einer entschuldigenden Verbeugung gegen die Versammlung und verließ den Saal. Als er wieder zurückkehrte, blitzte sein Auge beinahe zornig.

„Ich habe vorhin eine Anklage erhoben," fuhr er fort und erbat sich mit einer Geberde das Wort; ich bin Ihnen schuldig, meine Herren, diese durch Thatsachen zu begründen. Ein gedankenloser Offizier hat vor einigen Tagen die unbegreifliche Verfügung getroffen, daß von den an der Leitha aufgeworfenen Schanzen kein Kanonenschuß abgefeuert werden sollte ohne ausdrücklichen Befehl des abwesenden Regiments-Kommandeurs. Ein Streifkorps von tatarischen Reitern setzt eines Morgens mit Tagesgrauen unterhalb Eisenstadt über die Leitha und bedroht die nächsten Dörfer mit Feuer und Schwert. Die Feinde haben eine Furt gefunden und setzen schon durch die Leitha. Eine halbe Viertelstunde Verzug und zwei Dörfer können in Flammen aufgehen. Da läßt ein einziger Arkebusier eine Karthaune in einer der Schanzen, richtet das Geschütz auf die Mitte der Furt, zerschmettert die Vorhut der watenden und schwimmenden Türken mit einem Traubenschusse und treibt die streifende Bande zurück. Der Allarm ist gegeben, die Sturmglocken ertönen, der Angriff ist abgeschlagen, und der junge Soldat . . . ."

„Wie heißt er? er ward mir noch nicht zur Beförderung empfohlen," sagte der Kaiser lebhaft, denn die Schilderung des Bischofs hatte die Zuhörer mächtig ergriffen.

„Er liegt im Stockhause am Rothenthurmthor, seines Urtheils gewärtig, das auf Spitzruthen lauten wird," entgegnete Kollenitsch mit tiefer Stimme. „Der unsinnige Befehl, gegen den er sich verfehlte, läßt einen besonnenen tapfern Mann schuldig finden, dessen Kopf und Faust in solchen Zeiten ein Kapital werth ist."

„Unmöglich, Graf!" rief der Kaiser.

„Aber wahr, Majestät!" entgegnete der Bischof mit einer tiefen Verbeugung; „hier ist der Zettel den mir der Gefangene schreibt und so eben durch einen der Kapuziner sendet, welche die zum Tode Verurtheilten im Stockhause für den letzten Gang ihres Lebens vorbereiten. Der Mönch hat mir mit ergreifenden Farben geschildert, welche Willkür und Mißwirthschaft unter dem Namen der Rechtspflege dort von unverständigen Schreibern geführt wird, da die Offizlere und Beamten, denen es obläge, Recht und Gesetz in Eu'er kaiserlichen Majestät Namen zu verwalten, ihre Pflicht zu versäumen scheinen und ihren Auftrag in den Händen von frechen faulen Burschen lassen, die alles über Einen Kamm scheeren und auch den Unschuldigen schuldig finden, blos um sich durch ein summarisches Verfahren die Arbeit zu verringern. Man treibt dort, wie es scheint, ein Spiel mit Gerechtigkeit und

Digitized by Google

Gesetz, und mißbraucht dafür Eurer Majestät Namen und Ansehen."

Die Räthe waren ganz erstaunt über die Kühnheit, womit der hochwürdige Herr diese Mißstände bloslegte, und der Kaiser selbst hörte gespannt und mit sichtlicher Entrüstung dem Bischof zu. „Ich weiß es, meine Herren, ich werde häufig schlecht bedient, und kann mein Auge nicht überall haben," entgegnete Herr Leopoldus; „aber bei meinem kaiserlichen Worte, es wird genügen, mir einen Mißbrauch anzuzeigen, damit ich ihn sogleicht abstelle. Reden Sie weiter, hochwürdiger Herr!" wandte er sich dann an den Bischof; „mich dünkt, Sie sind noch nicht am Ende.

„Mit nichten, kaiserliche Majestät; ich habe noch mehr zu sagen, wenn das freie Wort eines redlichmeinenden Mannes meinem allergnädigsten Herrn nicht mißfällt," fuhr Herr v. Kollonitsch offen fort. „So wie ich Eure kaiserliche Majestät von jeher kannte, hab' ich nichts Andres erwartet, als Gnade für den Arkebusier Fridolin, der mit kühnem Muth und mit klarem Bewußtseyn den eigenen Kopf daran gesetzt, um durch eine rasche That dem Ueberfall des Feindes vorzubeugen, denn soviel eigenen Willen und Urtheil verlange ich von jedem einzelnen Soldaten im Felde; und ich danke für diese Gnade gegen Fridolin unterthänigst meinem kaiserlichen Herrn. Aber wenn mir vergönnt ist, meine Meinung offen auszusprechen und einen weitern Rath zu geben, so möcht' ich unterthänigst unmaßgeblich vorschlagen, daß Eure kaiserliche Majestät einen Generalpardon erließen und die minder schweren Vergehen huldreichst pardonnirten, denn wir haben in diesen Tagen der steigenden und immer näher rückenden Gefahr offenbar mehr zu thun, als die Galgen zu füllen und die kostbaren Proviantvorräthe an unnütze Zehrer zu verschwenden. Wir sind in voller Kriegeszeit, und die Befehlshaber der einzelnen Regimenter, welche ohnedem das Recht über Leben und Tod und das Recht der Begnadigung haben, werden mit dem Standrecht besser Ordnung halten, als eine Handvoll fauler Schreiber im Stockhause."

Die militärischen Mitglieder des Rathes zollten dem Vorschlage des Bischofs lauten Beifall, und der Kaiser selbst nickte genehmigend. „Wohlan denn, meine Herren! sey's darum mit dem Generalpardon! Und Ihr, mein lieber Kanzler, mögt beides sogleich erlassen: den Pardon für des hochwürdigen Herrn Bischofs Schützling, und den Generalpardon. — Wollt Ihr das Wort, mein lieber Obrist von Maradas? Gut denn, redet!"

Ein ergrauter Offizier stand auf, eine echte Kriegergestalt, ein Nachkomme jener wilden spanischen Conquistadoren, welche Amerika für die Krone Spanien hatten erobern helfen; sein dunkles Auge blitzte noch lebhaft und muthig unter den dichten Brauen hervor, und er richtete seine etwas gebeugte Gestalt stramm empor, als er anhub: „Mit kaiserlicher Majestät Erlaubniß erkühne ich mich, als ein alter Degen und erfahrener Soldat, des hochwürdigsten Herrn Bischofs Antrag zu unterstützen. In einer belagerten Stadt, wie unser gutes Wien demnächst sein wird, ist kein Platz mehr für faule Federfuchser, und einige Kompagnieen Konstabler sind nothwendigere und würdigere Insassen für das Stockhaus am Rothenthurmthor, als eine Handvoll anmaßender und fauler Schreiber und ein Häuflein wilder Soldaten, die aus Noth oder Uebermuth oder Müssiggang vor dem Gesetze schuldig geworden. Man stecke diese wilden Bursche unter ein Freicorps und stelle sie den Janitscharen gegenüber; da mag der liebe Gott im Himmel über sie richten! Es ist oft nicht der schlechteste Soldat, welcher in Excesse verfällt; thut er's aber, so sollen ihn seine Kameraden richten, und nicht die Schreiber, die den Henker nichts wissen von dem, was das rauhe Kriegshandwerk ist. Ich habe meines kaiserlichen Herrn Feldbinde 46 Jahre lang getragen und manchen Feldzug mitgemacht, aber es ist in meinem Regiment kein Frevel ungeahndet geblieben und jede Strafe ohne die Schreiberwirthschaft erkannt worden."

„Dieser Schreiberprozeß mag für Friedenszeiten, doch nicht für kriegsläufige Zustände passen," hub nun auch der Graf Bignoncourt an, einer der Geheimeräthe, der vordem auch unter der Fahne des heiligen Johannes des Täufers als Malteserritter in der Levante und auf Malta gefochten; „möge es Eurer Majestät gefallen, den Regimentern tüchtige Kommandanten und den Heerführern unbeschränkte Vollmachten zu geben, damit jeder nach bestem Wissen und Gewissen handeln und den Augenblick ausbeuten kann, denn nie sind Oesterreichs tapfere Heere geschlagen worden, wenn sie gute Führer hatten, die unabhängig vom Hofkriegsrathe auf eigene Faust handelten! Vor dem Feinde im Feld ist die Sachlage jeden Augenblick eine andre und kann nur dem fähigen Heerführer im richtigen Lichte erscheinen, — nicht aber dem Hofkriegsrath, der hier in der Hofburg aus der Ferne und auf mangelhafte Berichte

Digitized by Google

urtheilt. Beweis dafür der sieghafte Kampf, den vor zwei Jahren der Befreier Mährens, der edle Graf Rüdinger von Starhemberg geschlagen."

„Gemach, gemach, ihr Herren! nur eines nach dem andern," sagte der Kaiser gutmüthig. „Es soll ein jeder billige Wunsch geachtet und berücksichtigt werden. Ihnen, hochwürdigster Herr, übergebe ich hier den Pardon für den Arkebusier, den ich Ihrer Fürsorge und Gunst empfehte Ihr, Herr Obrist von Maradas, sollt mit unsrer Vollmacht das Stockhaus am Rothenthurmthor von den verhaßten Schreibern säubern und zum Einlager von Konstablern einrichten, und mit den Gefangenen im Stockhause nach bestem Ermessen verfahren; und Euch, mein lieber Graf Vignoncourt, habe ich ausersehen, unserm theuren Schwager, dem Herrn Herzog Karl von Lothringen Liebden, den Kommandostab und dem tapfern Grafen Rüdiger von Starhemberg die Bestallung zum Kommandanten unsrer guten Stadt Wien zu überbringen, wenn unsre Sitzung zu Ende ist. Seid Ihr's zufrieden, meine Herren?"

Ein lauter stürmischer Beifall folgte, denn Muth und Hoffnung regten sich wieder in Aller Herzen, und der Bischof hatte kaum das Papier, welches Fridolin begnadigte, aus des Kanzler Geigers Hand empfangen, so eilte er damit hinaus, es in die Hände des Mönchs zu legen mit der Bitte, damit den Gefangenen zu befreien und in den Kloster-Neuburger Pfleghof zu bringen, wo derselbe ihn erwarten sollte. Dann kehrte Graf Kollenitsch wieder in den Kriegsrath zurück, von dessen wichtigen Beschlüssen unsere geehrten Leser bald weiteres erfahren werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ferdinand von Schill's Tod.

Noch selten hat mich eine tiefere Rührung bewegt, als an einem trüben Septembertage des Jahres 1863, wo ich vor den Thoren Braunschweigs jenem Denkmal nahte, welches dem braven Ferdinand von Schill und den vierzehn Waffengefährten, die am 31. Mai 1809 in Stralsund gefangen und im Juli jenes Jahres in Braunschweig erschossen worden, von dem Herzog von Braunschweig 1840 errichtet worden ist, und unter welchem Schill's Haupt ruht. Neben dem Denkmal steht nämlich eine kleine Kapelle mit zahlreichen Schill'schen Reliquien, worunter insbesondere die schöne Büste, welche Stiglmayer nach der Todtenmaske in Erz gegossen hat, — ein Geschenk des Königs Ludwig I. von Bayern; ferner Schill's Säbel, Cartouche, Pistolen, Weste, Husarenjacke, Geldbörse und eine Brieftasche, welche die Königin Louise dem tapferen Soldaten selbst verehrt und mit den eigenhändigen Worten eingeweiht hat: „Für den braven Herrn v. Schill. Königsberg, 21. Mai 1808. Louise." Endlich noch ein kleines Miniaturbild Schill's, angeblich von seiner eigenen Schwester gemalt.

Es ist ein Eindruck voll tief erschütternder Wehmuth, wenn man diese Stätte betritt, welche dem Andenken eines der wackersten Deutschen geweiht ist, den die Ungeduld und Entrüstung über den schmachvollen Druck der Fremdherrschaft und die träge Gelassenheit seines eigenen Volks hinaustrieb in das Feld, um entweder die Masse mit fortzureißen oder an diesem werkthätigen Weckrufe unterzugehen. Wäre Schill damals in Süddeutschland mit seiner Schilderhebung aufgetreten, wo das Blut der Menge reger wallt, er hätte ohne Zweifel das Volk in größerer Masse mit sich fortgerissen, als unter unseren etwas schwerfälligeren und phlegmatischen Brüdern in Niederdeutschland, in welchen die Begeisterung langsamer erglüht, die aber dafür vielleicht auch desto länger glühen! — Jedenfalls aber ist Schill eine der heldenhaftesten Erscheinungen unsers Jahrhunderts, und verdient es vollkommen, daß wir seiner hier ausführlich gedenken, denn er ragt aus jener Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands wie ein Fels aus dem Sande und Sumpfe.

Ferdinand von Schill war 1773 zu Sothof in Oberschlesien geboren und jung in ein preußisches Husarenregiment getreten, mit welchem er 1806 die Schlacht von Auerstädt mitmachte und dabei eine gefährliche Wunde am Kopfe erhielt. Er entkam auf eine beinahe wunderbare Weise den französischen Streifkolonnen und schleppte sich bis nach Kolberg, wo er erst die nöthige ärztliche Pflege fand. Nach seiner Genesung bot er dem Kommandanten von Kolberg, Oberst Loncadon, seine Dienste an, und ward von demselben an die Spitze einer Abtheilung versprengter Reiter von einzelnen Regimentern und anderer Freiwilligen gestellt, mit welchen Schill erfolgreiche Recognoscirungen in der Umgebung der Festung unternahm und mehrfach feindliche Abtheilungen und Transporte aufhob. Dieß gab ihm die Idee ein, ein Freicorps unter

Digitized by Google

seinem unmittelbaren Befehl zu errichten und mit diesem in Pommern auf eigene Faust den kleinen Krieg zu führen. Der König von Preußen ertheilte hiezu seine Ermächtigung, und in wenigen Monaten stellte Schill vier Schwadronen Husaren, eine Compagnie berittener Jäger, einige leichte Infanterie und vier Stücke leichten Geschützes, zusammen nahezu tausend Mann, leidlich ausgerüstet und geübt, aber voll Opfermuths und Begeisterung, ins Feld. Schill's Absicht, mit diesem Corps und Woltin als Stützpunkt im Rücken der französischen Armee zu operiren, gelang jedoch nicht vollkommen. Zwei verlorene Gefechte bei Stargard und Naugardt und der Anzug eines starken Corps, welches Kolberg belagern sollte, zwangen ihn sich wieder unter die Kanonen dieser Feste zurückzuziehen, worauf er mit seinem Corps in der Maikuhle, einem befestigten Hölzchen am linken Ufer der Persante, ein Lager bezog, und diesen Schlüssel Kolbergs vier Monate lang mit der aufopferndsten Tapferkeit vertheidigte, so daß er hiedurch unberechenbar viel zur Rettung von Kolberg beitrug. Nach dem Frieden von Tilsit ward Schill nach Berlin berufen, zum Major ernannt, der Königin Louise vorgestellt und seine Truppe als Leibhusarenregiment nach Berlin beordert. Schill hatte eine schwärmerische glühende Begeisterung für die Königin Luise erfaßt, und das Leid, welches diese edle seltene Frau im jüngsten Kriege ertragen hatte, steigerte in ihm noch den dumpfen Groll gegen die französischen Zwingherren, welche sein Vaterland knechteten. In Schill's Adern rann noch ein gut Theil polnisches Blut, und dieß erklärt theilweise seine rastlose nimmersatte Thatkraft. Obschon in Berlin von den Frauen halb vergöttert, verfolgte er doch mit Ungeduld und glühendem Verlangen nach Thaten die Schritte, welche seinem armen Vaterlande noch schwerere Fesseln auferlegen sollten, sowie die Versuche, die in verschiedenen Theilen Deutschlands gemacht wurden, das verhaßte Joch der Franzosen abzuwerfen. Dörnberg hatte in Hessen eine Schilderhebung unternommen, im Hannöverschen drohte ein Bauernaufstand, in anderen Gegenden war man ebenfalls bereit zu den Waffen zu greifen; da hielt Schill es für seine Pflicht, auch in Preußen die Fahne des Aufstands gegen Napoleons Gewaltherrschaft zu erheben, und einen allgemeinen Volkskrieg zu beginnen, wie er vier Jahre später unternommen ward. Es scheint ziemlich sicher, daß die Königin Louise um sein Vorhaben wußte und es billigte, wenn auch König Friedrich Wilhelm III., der ohnedem schwer zu einem Entschluß zu bewegen war, noch nicht in den Anschlag eingeweiht war. Am 28. April 1809 rückte er Morgens mit seinem Regiment aus Berlin, angeblich um ein Feldmanöver abzuhalten, zog aber in Eilmärschen der Elbe zu. Alle Officiere waren in den Plan eingeweiht und billigten ihn, und eine weitere Anzahl preußischer Offiziere aller Waffen und eine Kompagnie Fußjäger folgten ihm. Allein schon vor Wittenberg stieß das kleine Corps auf einigen Widerstand und Schill mußte sich bald überzeugen, daß er in Sachsen keine Unterstützung finden würde. Er setzte auf das linke Ufer der Elbe über, zog eine Zeit lang in den Anhalt'schen Ländern umher und drang bis in die Gegend von Halle vor. Allein mittlerweile erfuhr er, daß die österreichische Armee die Schlacht von Regensburg verloren habe, und er sich nicht mehr an die österreichische Armee anschließen könne. Da ward einmüthig beschlossen, die Elbe hinabzuziehen, und zwar zunächst auf Köthen. Bei Dodendorf unweit Magdeburg kam es zum Gefecht mit einer überlegenen Anzahl französischer Truppen von der Magdeburger Garnison; der Sieg blieb unentschieden, aber Schill hatte mehre seiner besten Offiziere verloren. Er wandte sich durch die Altmark nach Mecklenburg, besetzte das befestigte Dömitz, das er aber nach einigen Tagen wieder verließ, marschirte auf Rostock und Wismar in der Hoffnung, von den Engländern unterstützt zu werden, sah sich aber auch hierin getäuscht und von Tag zu Tage in eine mißlichere Lage gebracht. Holländische und dänische Truppen unter französischen Fahnen bedrängten ihn immer mehr, und so schlug er sich durch bis Stralsund, hinter dessen Festungswerken, die er in der Eile wiederherstellen lassen wollte, er Schutz zu finden hoffte. Aber schon am 31. Mai erschienen die vereinigten dänischen und holländischen Truppen in einer Stärke von 10,000 Mann vor die Stadt, drangen unter einer heftigen Kanonade trotz der tapfersten Gegenwehr der Preußen in dieselbe ein, und begannen einen blutigen Straßenkampf. Schill focht wie ein Löwe; aus mehreren Wunden blutend, hatte er noch den holländischen General Cateret selbst vom Pferde gehauen; da sank er, von mehreren Flintenschüssen getroffen, in der Fährstraße vom Pferde und fand den Heldentod auf dem Pflaster vor dem Hause Lit. A. Nr. 67, wo noch heute ein Stein im Trottoir mit einer Inschrift die Stelle

Digitized by Google

bezeichnet, worauf er fiel. Schmachvoller Weise ward sein Haupt auf Befehl des holländischen Generals Gratien vom Rumpfe getrennt und nach Leyden gebracht, wo man es in Spiritus aufbewahrte, bis es 1837 nach Braunschweig gebracht und dort beigesetzt ward, wie wir oben erzählt. Schill's Rumpf aber liegt auf dem Knieper Kirchhof in einer Ecke beigesetzt, wo nicht einmal ein Denkmal die Stätte bezeichnet, unter welcher die Gebeine eines von Preußens besten Söhnen ruhen. Von Schills Corps schlugen sich ungefähr 200 Reiter und einige Jäger durch und erzwangen sich vom Feinde den freien Abzug nach Preußen, wo die Soldaten in ihre Heimath entlassen, die Offiziere aber vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Kassation und Festungsstrafe verurtheilt wurden. Ein anderer Theil des Corps entkam zu Wasser von Rügen aus nach Swinemünde. Weitaus die Mehrzahl aber blieb in dem Straßenkampfe zu Stralsund oder wurde gefangen genommen. Zwölf der gefangenen Offiziere ließ Napoleon in Wesel, vierzehn Soldaten und Unteroffiziere in Braunschweig erschießen; die übrigen Gefangenen kamen als brigands, als Räuber, auf die französischen Galeeren.

Schill's einziger Fehler war sein lebhaftes Vaterlandsgefühl, das ihn vorzeitig zum Losschlagen trieb. Sein Fehler war eine übertobte Tugend. Die edle Königin Louise hat ihn aufrichtig beweint, und Preußen darf ihn trotz seiner Insubordination zu seinen größten Helden zählen. Sey ihm die Erde leicht, dem Tapfern, dessen Herz nicht an zahmer Geduld brechen wollte!

Anatolische Trachten und Physiognomien.

(Das Bild hiezu S. 73.)

Das Interessanteste für den Menschen bleibt doch immer der Mensch; darum werden wir immer von Zeit zu Zeit Ansichten aus dem Menschenleben fernerer Zonen unseren Lesern vorführen. Dießmal bringen wir ein Bild aus der türkischen Provinz Anatolien, welche den größten Theil des heutigen Kleinasiens umfaßt, und einst der Schauplatz einer hohen Kultur war, wo stolze Städte der alten Griechen mit prachtvollen Tempeln sich erhoben, deren Trümmer noch heutzutage sichtbar sind, wo dieses reiche fruchtbare Land unter der Mißwirthschaft der Türken verkommen und verarmt ist wie kein anderes. Wenige Länder der Erde sind von der Natur so begünstigt, wie dieses prächtige Kleinasien mit seinem herrlichen Klima und fruchtbaren Boden; aber die Armuth und Trägheit der Bewohner und der Druck und die Erpressung, welche die erbärmlichste aller Regierungen, die türkische, auf dieselben ausüben, verhindern fortwährend, daß das Land einer gedeihlicheren Entwicklung seiner reichen Hilfsquellen entgegen gehen kann. Da haben wir in der linken Ecke unseres Bildes zunächst den stumpfen Bauer mit dem Stocke, dann in dem sitzenden Manne einen türkischen Kawassen oder Gendarmen, neben ihm ein griechisches Mädchen und eine türkische Frau mit dem verschleierten Gesicht, in der rechten Ecke eine schwarze Sklavin, dahinter eine Bäurin mit dem Wasserkruge von antiker griechischer Form, und daneben einen Bürger und einen türkischen Beamten mit den Pistolen und dem Handschar im Gürtel, denn in jenen Ländern, wo einst zur Zeit der altgriechischen Kultur eine Wiege der Kunst und der Gesittung war, ist heutzutage unter dem faulen müssigen Türkenvolke Straßenraub und Diebstahl an der Tagesordnung. — Was könnte aus jenen Ländern werden, wenn man die Türken verjagen und jene mit dem Ueberschuß der dichten Bevölkerung des civilisirten Europa besiedeln wollte?

Der Mann mit der eisernen Maske.

(Das Bild hiezu S. 80.)

Die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske hat schon seit nahezu hundert Jahren die meisten Schriftsteller beschäftigt, welche über die Geschichte des 17. Jahrhunderts schrieben. Die Marquise de Crégny behauptet in ihren Denkwürdigkeiten, Voltaire habe diese Geschichte erfunden und in Umlauf gesetzt, um sich dadurch wichtig zu machen und den Anschein zu geben, als wenn ihm ganz besondere Quellen zu Gebot gestanden hätten, und in der That, wer Voltaire's Charakter und Lebensgeschichte kennt und wer da weiß, zu welchen Mitteln er in jüngeren Jahren seine Zuflucht nahm, um von sich reden zu machen und seinen krankhaften Ehrgeiz zu befriedigen, dem erscheint eine derartige Behauptung beinahe glaubhaft. Allein trotz der vielen Widersprüche, welche in den Nachrichten über jene geheimnißvolle Person auf uns gekommen sind, darf man doch unmöglich zweifeln, daß wirklich ein Gefangener, dessen Gesicht immer bei seinem Erscheinen außerhalb seines Gefängnisses mit einer Maske bedeckt war, längere Zeit in verschiedenen französischen Staatsgefängnissen verwahrt wurde.

Digitized by Google

Die Herkunft und Identität dieses Gefangenen wurden mittelst Vorsichtsmaßregeln geheim zu halten gesucht, welche in den Annalen der Tyrannei kaum ihres gleichen haben dürften, und doch ward der Gefangene allem Anschein nach mit einem Grade von Respekt und persönlicher Nachsicht behandelt, wie er gewöhnlich nur einer Person von sehr hohem Stande zu Theil zu werden pflegt. Die unmittelbare Aufsicht über diesen Gefangenen während seines Aufenthalts in den verschiedenen Staatsgefängnissen war einem Herrn von St. Mars übertragen, der aus der Champagne gebürtig, Herr von zwei schönen Gütern: Dinon und Palteau in Burgund, Offizier in der königl. Leibwache und am Hofe Ludwigs XIV. sehr angesehen war, und nach einander die Stelle eines Gouverneurs der Staatsgefängnisse Pignerol, Schloß If auf der Insel St. Marguerite und der Bastille bekleidete. Wir lassen uns hier nicht auf die vielerlei Lesarten und Erklärungsversuche ein, welche in den verschiedenen französischen Schriftstellern, sowie in deutschen, englischen und spanischen Geschichtswerken über den Mann mit der eisernen Maske zu finden sind, sondern geben nur die durch genaue Forschungen ermittelten Thatsachen über dieses Opfer der Willkür, und zwei von den Erklärungsversuchen dieser geschichtlichen Thatsache, welche am meisten Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheinen.

Kurz nach dem Tode des allmächtigen Ministers Kardinals von Mazarin, etwa um's Jahr 1662, ward ein Gefangener, dessen Gesicht hinter einer Maske versteckt war, auf die geheimnißvollste Weise durch Herrn v. Sainte-Mars nach dem Schlosse Pignerol in Piemont gebracht, einer Bergveste, welche die Franzosen erbaut und im Jahr 1696 wieder zerstört hatten. Der Gefangene schien jung zu seyn, und war von hoher schöner Gestalt und edlem Anstande. Die Maske, die er trug, war jedoch nicht von Eisenblech, wie man gewöhnlich annahm, sondern von schwarzem Sammet und mit Fischbein gesteift, von einer stählernen Rahme eingefaßt und am untern Theil mit stählernen Federn versehen, welche ihrem Träger erlaubten, darin ohne Anstrengung zu athmen, zu essen, zu trinken und zu schlafen, ohne sie abzulegen. Die Maske soll das ganze Gesicht bedeckt haben und hinter dem Kopf mit einem Vorlegschloß befestigt gewesen seyn, dessen Schlüssel der Gouverneur verwahrte. Dieser Beamte soll vom König unmittelbar die bestimmte Weisung gehabt haben, den verlarvten Gefangenen sogleich niederzustoßen, wenn er es wagen würde, sein Gesicht zu zeigen oder irgend jemand mitzutheilen, wer er sey. Ungefähr um das Jahr 1698 wurde derselbe Gefangene nach dem festen Schlosse If auf der kleinen Insel Sainte Marguerite bei Marseille gebracht, wo er ein Gemach mit einem gegen Norden mündenden Fenster einnahm, welches durch eine vier Fuß dicke Wand gebrochen und durch drei starke eiserne Gitter versperrt war. An den beiden nach dem Meere hingekehrten Enden des Schlosses waren immer Schildwachen aufgestellt mit der Weisung, auf jedes Fahrzeug zu schießen, welches auf eine gewisse Entfernung herankommen würde.

Im Jahr 1698 ward Herr v. St. Mars zum Gouverneur der Bastille, jenes gefürchteten Staatsgefängnisses in Paris, ernannt, und nahm, als er das Chateau d'If und die Insel St. Marguerite verließ, den verlarvten Gefangenen in einer Sänfte mit sich nach Paris. Herr v. Jonca, der damalige Lieutenant der Bastille, erzählt: der neue Gouverneur sey mit seinem verlarvten Pflegling am Donnerstag dem 18. September 1698 um drei Uhr Nachmittags in der gefürchteten Frohnveste angekommen. Der verlarvte Gefangene ward nach seiner Ankunft in jenem Thurme der Bastille untergebracht, welcher la Tour de la Basinière hieß, blieb daselbst bis 9 Uhr Abends und ward dann von Herrn von Jonca in ein Gemach im dritten Stockwerk des Thurmes de la Berthaudière gebracht, wo er bis zu seinem Tode verblieb. Dieses Gemach war das gesündeste und beste in der ganzen Bastille, war auf Befehl des Gouverneurs für diesen neuen Bewohner eigens hergerichtet und mit Allem versehen worden, was nur zu seinem Gebrauche erforderlich schien. Der verlarvte Gefangene war, als ihm dieses Zimmer zu seinem Aufenthalt angewiesen wurde, von einer Art Cavalier oder Gesellschafter begleitet, nämlich einem Herrn von Rosargues, welcher früher Major in einem Reiterregiment gewesen, dann zum Gesellschafter und Kämmerer des räthselhaften Gefangenen ernannt worden und bis zu seinem Tode bei ihm geblieben seyn soll. Da dieser Herr v. Rosargues mit dem Gouverneur und seinem geheimnißvollen Gefangenen von St. Marguerite gekommen war, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er den letztern schon früher in gleicher Eigenschaft bedient oder begleitet hatte. Nur sehr wenige von den übrigen Beamten oder Dienern der Bastille durften in die Nähe des Gefangenen

Digitized by Google

Der Mann mit der eisernen Maske in der Bastille.

kommen; mit ihm zu sprechen aber war Allen streng untersagt. Zuweilen wenn der Gefangene krank war, besuchte ihn der Arzt der Bastille und ebenso einmal der Wundarzt derselben, Nélaton, welcher ihm am Arme zur Ader lassen mußte. Diese beiden durften ihm den Puls befühlen, seine Zunge und andere Theile seines Körpers untersuchen und einige Erkundigungen hinsichtlich seiner Gesundheit an ihn richten, aber weder sein Gesicht sehen noch mit ihm sprechen. Nélaton schilderte den verlarvten Patienten als einen Mann von dunkler Hautfarbe, mit einer so sanften und rührenden Stimme, daß man sie nicht ohne Rührung hören konnte, der jedoch über seine Lage sich gar nicht beklagte, von ernstem würdevollem Benehmen und dem Gebahren einer Person vom Stande. Diese Schilderung stimmt mit derjenigen überein, welche Voltaire von dem Schwiegersohn des Arztes der Bastille erhalten haben will.

So streng auch die Abschließung dieses Arrestanten von der Außenwelt war, so wurde er doch gleichförmig von Allen, die in seine Nähe kamen, mit der äußersten Hochachtung behandelt. Auch soll er schon im Schloß If auf St. Marguerite von dem Herzog von Louvois, dem einflußreichen Kriegsminister und Vertrauten des Königs Ludwig XIV. besucht worden seyn, und man nimmt an, Louvois habe es seiner innigen Vertraulichkeit mit dem Könige wahrscheinlich zu verdanken gehabt, daß er in die Kunde der später so vielfach bestrittenen Herkunft des Gefangenen eingeweiht gewesen sey. Weniger glaubwürdig ist dagegen die Versicherung, daß Louvois, dessen Hochmuth sprichwörtlich geworden war, während seines ganzen Besuchs bei dem Manne mit der Larve unbedeckten Hauptes vor demselben stehen geblieben sey und ihn mit „mein Prinz“ angeredet habe; denn Louvois hat ohne Zweifel zu der Unterredung, die er mit dem Gefangenen hatte, keine Zeugen zugezogen noch die Möglichkeit des Belauschtwerdens zugelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Glasmännchen.

Eine Weihnachts-Geſchichte für Jung und Alt, in ſechs Kapiteln.

(Fortſetzung.)

Herr Wurmholz und Angelica beim Thee.

3.

Im großen ſchönen Vorderhauſe gegen die Allee hin waren die Hausfrauen inzwiſchen in allen vier Stockwerken geſchäftig, den Ihrigen die Weihnachtsfreuden zu bereiten. Im Erdgeſchoſſe aber hätt' ich am liebſten ſein mögen, denn eine ſo herzige Frau wie die des Kaufmanns Wurmholz war gar nicht wieder zu ſchauen in der ganzen Stadt. Sie wa ſo hübſch, ohne ſchön zu ſeyn, ſo freundlich un anſtellig, ſo fröhlich, flink und geſchäftig, ſo leu ſelig und herzgewinnend, daß es keine Sünde g weſen wäre, wenn Herr Wurmholz ſie ſein Engc chen genannt haben würde, hätte ſie auch nid Angelica — Engeltraut — geheißen. Angelica wa

Digitized by Google

nicht klein, nicht groß, nicht dick, nicht mager, nicht schön und nicht häßlich, und doch mußte man ihr von Herzen gut seyn, nicht nur wenn man um sie war, — nein! auch wenn man sie nur zum ersten Mal sah. So viel reine Menschenliebe und herzliche Gutmüthigkeit sah man kaum wieder in einem Gesichtchen vereinigt; so freundlich waren die großen dunkelbraunen Augen und der schelmische feingeschnittene Mund, der immer lächelte und die schönsten weißen Zähne zeigte.

Angelica rüstete heute zum zweiten Male den Ihrigen die Christbescheerung zu, denn sie war noch eine junge Frau, allein wenn es ihr sonst schon eine namenlose Freude bereitete, Andere zu beschenken und glücklich zu machen, so schienen diese Gefühle heute doppelt innig und vorherrschend bei ihr zu seyn. In ihrem großen schönen Prunkzimmer stand ein langer Tisch mit einem blendend feinen Tafeltuche überdeckt, darauf reihten sich in langer Folge große Platten und Teller von Porzellan, in welche sie aus Schubladen und Körben Backwerk und Obst u. s. w. austheilte. Und es war wunderhübsch anzusehen, wie das junge Frauchen so geschäftig um den Tisch hüpfte, und mit gewissenhaftem Vorbedacht die Teller füllte und dann die einzelnen unter einander verglich, ob auch alle recht nach Verdienst und Würden bedacht seyen. Und wie sie dann auf dem einen noch zulegte, die Gabe vermehrend, und dann auf dem anderen auch noch weitere Spenden aufthürmte, damit nicht der Eine vor dem Anderen bevorzugt erscheinen möge, und wie sie dann wieder dastund, das niedliche runde Kinn mit dem schelmischen Grübchen in die kleine runde Hand gestützt, und deren Arm mit der anderen Hand am Ellbogen unterstützend, als koste es ihr gewaltige Mühe und Ueberwindung, auch einen Unterschied herzustellen zwischen Buchhalter und Lehrling, zwischen Kassier und Commis, zwischen Magazinier und Hausknecht, und Köchin und Laufmädchen! Und wie sie dann nach kurzem Sinnen in ein fröhliches schallendes Lachen ausbrach und hinweghüpfte, und nach einer Weile doch wieder kam, die Hände faltete, ihr Antlitz zu einem unaussprechlich glücklichen träumerischen Lächeln verzog und eine stille Thräne langsam ihr über die frischen Wangen perlte!

Endlich hatte sie die lange Reihe der Teller und Platten versorgt und reich beladen; noch einmal musterte sie alle und nickte dann zufrieden. Nun holte sie aus dem Nebenzimmer noch mancherlei herbei, was sie zu den Gaben legte. Zu dem Einen eine schöne seidene Halsbinde, zum Anderen einen Westenstoff, oder Handschuhe, oder eine Geldbörse, oder ein Cigarrenetui oder niedliche Kleinigkeiten von Achat und von Muscheln und Elfenbein; — zu wieder anderen Tellern Stücke Kattun, oder Umschlagtücher, oder andere Artikel von Weiberputz, bis an jedem Teller noch eine Zugabe lag. Nur oben, ganz oben am Tische war noch ein freier Raum übrig geblieben. Dort stellte sie nun drei große tiefe Präsentirteller auf vom feinsten englischen Steingut, und was sie auf diese lud, das ward noch mit volleren Händen gespendet, ungezählt und vom Leckersten und Besten, was sie hatte, denn diese Gefäße sollten ja die Bescheerung für diejenigen drei Personen enthalten, die ihr so ganz und vor allen Anderen in der Welt unsäglich theuer und namenlos werth waren! Diese drei Personen waren ihr Gatte Ludwig, ihre Tante Madame Mohr, und Leopold, deren Söhnchen! Und alle drei erwiderten diese Liebe Angelica's mindestens ebenso herzlich, und hätten gewähnt, die Welt wäre nicht halb so schön, wenn sie kein Engeltrautchen trüge.

Jetzt waren auch diese Gefäße gefüllt mit den zahlreichen Gaben ihrer Liebe. Nun eilte sie, die hohen Wachskerzen in ihren silbernen Leuchtern in symmetrischer Reihe auf der Tafel zu vertheilen, stellte in die Mitte den schön verzierten Weihnachtsbaum vom frischgrünen Gipfel einer jungen Tanne, zündete die hohe Lampe vor dem großen Wandspiegel an, und umging noch einmal, mit wahrhaft ängstlicher Gewissenhaftigkeit, das Zimmer. — „Lieber Gott!“ flüsterte sie halblaut und stützte das Kinn auf die gefalteten Händchen, „wie froh, wie glücklich bin ich, und wie selig werde ich erst in künftiger Weihnacht seyn — wenn ich sie noch erlebe! ... Nun, und warum sollt' ich nicht? Thörichte Gedanken!“ fuhr sie auf und hüpfte dann aus dem Zimmer durch die Wohnstube in das Schlafgemach, in welchem sie vor einer Thüre stehen blieb und lauschte.

Drinnen ging jemand mit starken Schritten auf und nieder. „Darf ich, Ludwig?“ fragte sie pochend und öffnete die Thüre nur wenig. Ihr Gatte aber warf ein Tuch über einen Theil seines Schreibtisches, und rief: „Nur herein, mein Engelchen! Du bringst mir ja immer den Himmel, wenn Du kommst!“

„Ich bin jetzt fertig mit dem Austheilen, lieber Ludwig!“ sagte sie; „und wenn Du nun noch das Geld auf die Teller legen willst, so mögen die Leute

Digitized by Google

alle kommen, während ich die Lichter anzünde! ... Aber was ist Dir denn, lieber Ludwig! siehst Du doch so ernst und feierlich und gerührt drein! Ist Dir etwas Unangenehmes zugestoßen, liebes Männchen?"

„Gewiß nicht, mein Engelchen!" versetzte er und drückte sie an seine Brust, während er ihr den Mund mit seinen Küssen verschloß. „Feierlich bin ich immer an solchen Tagen gestimmt, denn ich blicke dann unwillkürlich zurück in meine Jugend!"

„In Deine arme, arme Jugend!" sagte Angelica, „in die Zeit, nicht wahr, wo Du noch im Waisenhause warst? ... Ach, es muß etwas Bitteres und Arges seyn um die Armuth? Wie dank' ich dem lieben Gott, daß er mich noch nie auf diese Probe gesetzt hat!"

„Und wohl auch nie setzen wird, mein gutes Weibchen!" sagte Wurmholz mit einem abermaligen Kusse. „Aber laß uns hinübergehen und die Bescheerung vollenden, denn die Leute werden mit Ungeduld warten!" Er nahm verschiedene kleine Päckchen aus zierlichem Rosapapier von seinem Schreibtische und übergab sie seiner Frau. Die Namen derer waren darauf geschrieben, für welche sie bestimmt waren. „Während Du die Lichter anzündest, liebe Angelica, will ich die Leute herbescheiden und Deine liebe Tante holen!"

Nach wenigen Minuten sammelten sich das Comptoirpersonal und die Knechte im Wohnzimmer, und zischelten und sprachen unter einander in jener feierlichen erwartungsvollen Spannung, mit welcher wir immer einem solchen Feste entgegensehen. Dann kam Herr Wurmholz und an seinem Arme Madame Mohr, und die Thüre ging auf, und Angelica lud mit ihrem gewinnend-freundlichen Lächeln die Versammelten zu der kleinen Bescheerung ein. Die vielen Wachskerzen und die Lichtchen des Tannenbäumchens verklärten das Prunkzimmer beinahe zur Tageshelle, und bestrahlten die reichen Geschenke, die jedem Einzelnen von der holden Hausfrau angewiesen wurden. Freude, Ueberraschung, Dankbarkeit auf allen Mienen; jedem zitterte vor Rührung unwillkürlich die Hand als er sie mit warmem Danke der Hausfrau reichte. Dann trat nach der Sitte des Hauses das Geschäftspersonal ab, und die weiblichen Dienstboten ein, und empfingen ebenfalls das Ihrige; auch Kathi mußte kommen und eine hübsche Granatenschnur mit goldenem Schlößchen für ihren weißen Nacken in Empfang nehmen. Nur Ein Teller blieb noch stehen, dessen Inhaber noch nicht gekommen war. „Wo ist denn Niklas, der Böttcher?" fragte Angelica.

„Der wird morgen kommen, liebes Kind," sagte Herr Wurmholz. „Für heute mußt Du ihn entschuldigen, denn er ist in einem Geschäfte begriffen, das seinem Herzen alle Ehre macht! Ich will es Dir später erklären, meine Liebe!"

„Nun, liebes Tantchen, sind wir allein!" rief Angelica, und eilte auf Madame Mohr zu, um ihr die Hand zu küssen. „Nun erlaube mir aber, daß ich auch Dir und Ludwig meine kleinen Angebinde einbescheere. Hier," rief sie und zog ein Tuch von den drei großen Präsentirtellern am oberen Ende des Tisches, „hier hab' ich Euch eine kleine Freude bescheert, mit welcher Ihr eben vorlieb nehmen und mehr auf den guten Willen der Geberin als auf den Werth der Gabe sehen müßt! — Dieß, liebe gute Tante, ist für Dich, das für meinen Ludwig, und diese Kleinigkeiten hier für meinen lieben Leopold .... Aber wo bleibt denn der kleine Schelm?"

Die Tante theilte ihr den Grund seines Ausbleibens mit, und ergoß sich zugleich in Lobeserhebungen über Angelica's Geschenke, den Geschmack, den Fleiß und die Freigebigkeit, die sie darin an den Tag gelegt habe. — „Aber es ist zu viel, viel zu viel, liebes Trautchen!" rief sie; „was denkt Dein Herz, daß Du so viel Geld verschwendetest für Dinge, die ich ja kaum nothwendig habe und die ich mir selbst hätte kaufen können?"

„Wir thaten es, weil wir hofften," versetzte Angelica liebkosend, „ja weil wir uns mit dem Gedanken schmeichelten, daß diese Sachen Dir mehr Freude machen würden, wenn Du sie aus unserer Hand empfingst!"

„Aber dieser prächtige kostbare Pelz?" ...

„Kommt von Ludwig, der ihn für die liebe Tante unsere gemeinsame Wohlthäterin, aus London verschrieben hat!" rief Angelica.

„Und diese schöne Haube, diese Chemisette, dieser Schleier?"

„Die sind von mir," sagte Angelica sittig; „ich habe sie selbst gefertigt und gestickt, und sind sie vielleicht auch nicht ganz modern und vom besten Geschmacke, so sind sie doch mit herzlicher Liebe und Dankbarkeit gemacht!"

„O sie sind schön, sehr schön! aber zu reich, zu jugendlich für mich!" sagte Frau Mohr sich verwahrend.

„Was wäre zu schön und zu reich für Dich, liebe Taute, und was zu jugendlich für Deine nie alternde Herzensgüte gegen mich arme Waise!" rief Ange-

Digitized by Google

lica und hing ſich mit Thränen des Dankes an den Hals der ſtattlichen Frau.

„Hab' Dank, liebes Trautchen! Du und Dein Mann, Ihr habt mich ſehr, ſehr erfreut!“ ſagte Frau Mohr, die nicht viel Worte machte. „Aber Ihr hättet es nicht ſo koſtbar machen ſollen! Weniger hätte mich auch erfreut. Nun, ich muß es eben wett zu machen ſuchen!“

„Wett machen?“ rief Wurmholz und ergriff die Hand der Tante, die er herzlich küßte; „o reden Sie nicht davon, liebſte Tante! Wir ſind ja noch in Ihrer Schuld, denn Alles, Alles, was wir ſind und haben, verdanken wir ja Ihnen. An uns iſt das Wettmachen, aber wir werden's niemals können! Ihre Güte wiegt zu ſchwer.“

„Ach laſſens mich aus, Sie Schmeichler!“ ſagte Frau Mohr mit gutmüthigem Unwillen. „Was hab' ich denn an Ihnen und Trautchen gethan, als höchſtens meine Schuldigkeit? Und ich wär' recht ſchlecht und meines großen Reichthums unwerth, wenn's anders wäre! Na, nochmals Dank, meine Kinder! ich will's eben nehmen, und nicht in Eurer Schuld bleiben! — Für heute Abend freilich muß ich's noch, denn mein Leopold iſt ja nicht da, und ich hätt' ihm auch nicht einmal einbeſcheeren laſſen können, denn Tobias Dalem, der Schneider, hat mich im Stich gelaſſen, wie denn das Lumpenvolk immer lieber winſelt und bettelt, als arbeitet!“

„Oh! ſollte das nicht eine Art Vorurtheil ſeyn, beſte Frau Tante?“ fragte Ludwig beſcheiden. „Mir ſcheint doch, der arme Mann ſey immer fleißig...“

„Bah, lehren Sie mich das Lumpenpack nicht kennen, Herr Wurmholz!“ rief Frau Mohr mit lebhaftem Kopfſchütteln; „der Tobias iſt auch ſo Einer von den Steifbettlern und Heulern, denen das Bettelbrod beſſer ſchmeckt, als die erarbeitete Koſt! Lauft mir der Menſch heute Abend mir nichts Dir nichts mit ſeinem Krüppel in der Stadt herum, und zeigt dem Jungen die Läden und all die Sachen darin — die Trauben, die ihm doch zu hoch hängen — und läßt derweilen daheim die Arbeit ſtehen! Das nichtsnutzige Bettelpack will lieber gaffen als arbeiten; dabei wird man nicht ſo müde; aber es kommt Nichts dabei heraus, als daß die Leute neidiſch werden, und immer anſpruchsvoller, und dann iſt's vollends gar nicht mehr mit ihnen auszuhalten!“

Herr Wurmholz's Geſicht verdüſterte ſich einigermaßen und er drückte mit einem Seufzer die herbe Entgegnung nieder, die ihm auf der Zunge lag. — „Aber liebe Frau Tante,“ ſagte er dann, „Sie wollen doch nicht ſchon gehen? Erlauben Sie mir doch nur, daß auch ich Ihnen etwas einbeſcheeren laſſe!“ Dabei führte er die Frauen an der Hand in ſein Zimmer und zeigte ihnen auf ſeinem Schreibtiſche die für ſie ausgeſtellten ſchönen Geſchenke: für Frau Mohr ein ſchönes Opernglas, für Angelica ein einfaches Hauskleid und eine ſilberne Sparbüchſe, in welche der zärtliche und dankbare Gatte ein paar Goldſtücke als Grundſtock zur Anerkennung der ökonomiſchen Tugenden Engeltrautchens niedergelegt hatte.

Glich auch ſein Geſchenk nicht an Werth den mancherlei Spenden der Liebe und umſichtigen Fürſorge, womit Angelica ihren Gemahl erfreut hatte, ſo ward doch die ſinnige Gabe gerade um ihrer ſchmeichelhaften Bedeutung willen doppelt freudig aufgenommen, und ſelten mochte wohl ein reineres und innigeres Glück in zweier Menſchen Herzen zu hellen Flammen emporgelodert ſeyn, als das Gefühl war, welches beide Gatten durchglühte, als ſie, für ihre gegenſeitigen Geſchenke ſich mit ſtummen Zeichen dankend, einander umarmten. Selbſt der gemüthsſtarken Frau Mohr, der gewiß alle Sentimentalität fremd war, traten bei dieſem Anblick Thränen der Rührung in die Augen.

„Guten Abend, Kinder!“ ſagte ſie; „ich will Euch nicht länger ſtören, aber morgen rüſtet Euch in aller Frühe, daß auch ich Euch den heiligen Chriſt einbeſcheeren laſſe!“ — Alle Bitten Angelica's, die Tante möchte doch mit ihnen den Thee nehmen, waren vergebens. Die allzu geſchäftige Frau behauptete noch ſo viel dringendes rüſten und ordnen zu müſſen, daß ſie nicht wiſſe, wo zu beginnen; daher kehrte ſie, von ihrer Nichte und deren Gatten geleitet, in ihre ſchöne Wohnung zurück.

Die beiden jungen Gatten waren nun allein, und man merkte ihnen an, dieſe Beſchränkung auf ein Zwiegeſpräch unter vier Augen war ihnen nicht ungelegen. Die wahren Feſte des Herzens feiern wir immer am liebſten im allerengſten Kreiſe. „Du mußt mir nun ſchon erlauben, daß ich Dir Deine Chriſtgeſchenke in Dein Stübchen trage, lieber Ludwig!“ ſagte Angelica ſchmeichelnd; „wir ſtellen dann unſere beiden Chriſtgaben neben einander auf die Pfeilerkommode, und trinken unſern Thee in Deinem Stübchen, wenn es Dir lieb iſt!“

Ihm war Alles lieb, was ſie wollte, und er konnte ganz traulich und kindlich werden, wenn ſie ſo geſchäftig und mit queckſilberner Lebendigkeit um ihn her hüpfte. Und ſo auch heute Abend! Ihr hättet

Digitized by Google

sehen sollen, liebe Leser, wie er so freudig in ihre dargebotene Hand schlug und Topp rief, und wie sich dann beide darein theilten, das Stübchen so schnell wie möglich recht wohnlich zu machen, damit es ein ganz würdiger Ort für den heutigen Abend werde. Wie hättet ihr gelacht, wenn ihr gesehen haben würdet, wie rasch er den runden Tisch zu dem kleinen Kanapee rückte, und wie sie dann das schneeweiße Tafeltuch darüber breitete, und wie beide zusammen an den Ecken des Tuches zupften, damit es ja recht symmetrisch liege, als ob es gälte, Gott-weiß-Wen hier zu empfangen! Und wie er dann nach dem Feuer im Ofen sah und es halb abgebrannt fand und kein Holz mehr im Korbe, und wie er darauf mit dem Korbe in die Küche eilte, und den Vorrath erneuerte, und dann den im Ofen ebenfalls auffrischte. Und mit welch stillem wahrem Glück in den Mienen er hierauf im dämmernden Stübchen auf- und abwandelte, das nur die Lampe mit dem Beinglasschirme erhellte, da Angelica die drei Doppelleuchter auf dem Schreibtische schon entfernt hatte, „weil sie noch öfter dazu dienen sollten, die Freude dieses Abends durch ihren hellen Glanz zu erneuern." Und wie er gedankenvoller und immer sinniger wurde, je länger er so im Zimmer auf- und niederschritt, während die holde Hausfrau im Nebenzimmer ihren Leuten das Abendbrod vorschnitt und austheilte, an dem er heute nicht Antheil nehmen mochte, weil er, wie immer an Sonn- und Festtagen, nach der Art seiner fernen norddeutschen Vaterstadt zu Nacht speisen wollte, nämlich mit Thee, Butterbrod und etwas kaltem Fleisch!

Endlich als die Hausgenossen abgespeist hatten und es im Nebenzimmer stille geworden war, kam Angelica wieder herein und brachte den Theekessel und Imbiß. „So!" sagte sie mit ihrer weichen hellen Stimme, die wie ein Festglöckchen klang; „nun wären wir allein, und niemand wird uns stören, lieber Ludwig! — Ach wie froh bin ich, daß wir heute so recht traulich noch ein Stündchen mit einander verplaudern können. Nun will ich Dir gleich Deinen Thee bereiten, hübsch dunkel und stark, wie Du ihn liebst .... Aber nun sage mir nur, wo der Niklas stecken mag! Auch zum Abendbrode ist er nicht gekommen, er der sonst doch der pünktlichste Mensch im Hause ist! Ich hab' ihm seinen Antheil warm halten lassen, falls er noch käme!"

„Niklas?" fragte Herr Wurmholz gedankenvoll; „ach ja! nun fällt mir bei, daß Du ihm sein Essen schicken könntest! Er ist hinten bei dem Meister Dalem im kleinen Hinterhäuschen. Möchtest Du ihm nicht seine Portion hinübersenden, meine Liebe? Er dürfte den Imbiß recht nöthig haben, denn er wird bis tief in die Nacht arbeiten."

„Arbeiten? doch nicht schneidern?" rief Angelica, und lachte laut auf über ihren Einfall.

„Wenigstens etwas zusammenflicken, damit der arme Mann das Vertrauen Deiner Tante nicht einbüße und dem kleinen Leopold seine Weihnachtsbescheerung noch rechtzeitig fertig werde."

„Und das hast Du ihn gewiß geheißen, liebes Männchen? ei sieh'! ja, daran erkenn' ich wieder meinen guten, herzlieben Ludwig! Darum also hast Du dem Schneiderchen so sehr das Wort bei der Tante geredet? Nun, ich beeile mich, ihm sein Essen zu senden, und bin gleich wieder da!"

Und so war's wirklich, denn wunderbar flink war Angelica. Bald brannte das bläuliche Weingeistflämmchen unter dem Kessel und warf spielende Lichter durch das Zimmerchen. Und das Wasser im Kessel summte und sang, eine einfache aber trauliche Weise, die den Kaufherrn von Neuem in tiefes Sinnen zu versenken schien, — in ein Sinnen das noch andauerte, als Angelica längst wieder neben ihm saß und unter harmlosem Geplauder ihm sein Abendbrod bereitete.

Plötzlich aber legte sie Brod und Messer nieder, blickte ihren Gatten eine Weile prüfend an und warf sich mit stürmischer Zärtlichkeit an seine Brust. „Was ist Dir, Ludwig?" fragte sie fast besorgt; „Du weinst ja, glaube ich? Du bist heute so sonderbar, so ungewöhnlich gestimmt! ..... O rede mir's nicht aus! ich lasse mir's nicht nehmen, daß Dir heute Etwas begegnet ist, was Dich noch immer recht in der Seele bewegt. Warum willst Du mich es denn nicht auch wissen lassen? Hast Du denn Geheimnisse vor mir?"

„Nicht Eines, mein süßes Engelchen!" entgegnete er und schlang seinen Arm um sie; „aber ich bin allerdings heute sehr bewegt. Denke Dir nur, wir hatten Feuerlärm und eine Feuersgefahr im Hause."

„Feuersgefahr?!" wiederholte sie erschreckt; „und es hat uns Schaden gethan?"

„Nicht doch, aber es war nahe daran! Wenig hätte gefehlt, so wären wir, die wir jetzt so friedlich bei einander sitzen, ohne Obdach, und Dutzende von Familien mit uns! .... Beruhige Dich jedoch! der Himmel hat uns diese Prüfung erspart; er hat nur gewarnt, und wir sind, wie man zu sagen pflegt,

Digitized by Google

mit einem blauen Auge davongekommen. Doch komm', laß Dir Alles erzählen!"

Und er erzählte ihr Alles, was er selber gesehen und was er von dem Böttcher vernommen: er schilderte ihr das armselige Obdach der armen Schneidersfamilie, ihren Mangel an dem Nöthigsten und die Gründe desselben; die dürftige Kleidung der Kinder, die eisige Kälte der Stube, und den Hunger, der die Kälte noch empfindlicher machte. Und Angelica weinte wie ein Kind, und zeigte wahre innere Reue und Selbstvorwürfe, daß sie noch nicht das Ihrige gethan, einem solchen Mangel zu begegnen. Und in ihrer seltenen Herzensgüte wollte sie sogleich Allem aufbieten, um solchem Mangel abzuhelfen; das Kleid vom Leibe wäre ihr nicht zu lieb gewesen, um es nicht hinzugeben, wenn sie fremde Noth damit stillen konnte. Ludwig aber hielt sie zurück; er sey noch nicht fertig, sagte er, und erzählte ihr ferner, welch ein schönes Beispiel von Humanität der arme Mann gegeben, indem er, trotz seines Kinderhäufleins und dürftigen Auskommens, noch seine hülflose blinde Schwiegermutter zu sich genommen habe, damit sie besser verpflegt sey, und wie dieser schwächliche sorgengedrückte Mann in seiner Lebenssphäre stets ein so seltenes Beispiel von Aufopferung und Heroismus unter prüfungsvollen Verhältnissen gegeben. „Und diesen Mann schätzte die Tante gering, weil sie ihn nicht kannte!" schloß er; „es gab mir einen Stich durch's Herz, als ich sie so hart und verächtlich von ihm reden hörte, obwohl ich weiß, daß es nicht ihre wahre Herzensmeinung ist...."

„Gewiß nicht!" bestätigte Engeltraut.

„Madame Mohr hat das Unglück noch nicht kennen gelernt," fuhr er milde fort; „sie kennt es kaum aus Schilderungen; ihr Leben floß immer ruhig und friedlich dahin, wie ein reicher satter Strom durch blühende Auen. Sie bebt aus Ekel vor dem Unglück und der Armuth zurück, weil sie immer mit Schmutz und Widerlichkeiten gepaart sind. Das ist nun einmal die Weltanschauung der Reichen! Bei mir aber ist es ein Anderes, liebe Angelica! Auf mich hat das, was ich heute Abend gesehen, einen tiefen erschütternden Eindruck gemacht, weil ich weiß, daß auch ich von einer Familie solchen „Bettelpacks" abstamme. Ja, meine Liebe," fuhr er mit steigender Bewegung fort; „auch meiner Eltern Hauswesen und das Dachstübchen oder der Keller, in welchem ich geboren und aufgewachsen bin, mag so ausgesehen haben. Auch um meine Wiege standen Armuth, Elend und Mangel als Pathen, und ich fühle mich dem Himmel zu ehrfurchtsvollem Danke verpflichtet, daß er mir gerade heute Gelegenheit gab, mich so lebendig in meine Kindheit zurückversetzt zu sehen, jetzt wo ich scheinbar ganz geborgen bin und die Zukunft nur unter den beglückendsten Aussichten sehe. So mag mein Vater, der arme Weber, einst in Bremen gewohnt haben, ehe Kummer und Mangel ihn uns so frühe entrissen und meine Mutter nöthigten, uns dem Waisenhaus anzuvertrauen. Noch dunkel schwebt mir im Geiste die finstre Stube vor mit den zwei Webstühlen, an deren einem mein Vater Tag und Nacht sich abmühte, um unsere wenigen Bedürfnisse im dürftigsten Maße zu erschwingen! Noch gedenke ich des ärmlichen Bettes, in dem wir drei Kinder hinter dem einen Webstuhle lagen, während hinter dem anderen der Eltern Strohlager und der Korb waren, worin meine jüngste Schwester schlief. Noch fühle ich das Glück, wenn wir am Sonnabend die Mutter mit reichlichem Brod, Butter und Milch heimkehren sahen und der Vater wieder etwas Tabak für sein Pfeifenstummelchen hatte und einen Schnaps wider die Kälte der elenden Wohnung! — Dreißig Jahre liegen zwischen jener Zeit und der Gegenwart, und wie viel Glück, welch wunderbare Führungen der göttlichen Vaterhand rückt mir dieser Zeitraum vor die Seele! Mir klingt's im Herzen: der liebe Gott habe mir, ein rechtes geistiges Christgeschenk, den Anblick des heutigen Abends gleichsam gewährt, um jetzt, in den Tagen des Glücks und der Fülle, mein Gemüth vor Stolz, Sicherheit und Uebermuth zu bewahren und mich Demuth zu lehren! — O armes süßes Vaterhaus, wie heilig scheint mir jetzt Deine Erinnerung! Wie ein holder Traum begrüßt sie mich! Nun erst lern' ich fühlen, warum es mich damals oft mit so schmerzlichem Heimweh erfüllte, warum ich, obschon im Waisenhause gut gekleidet, gebettet und genährt, mich oft nach den Lumpen und dem Hunger des Vaterhauses zurücksehnte, weil dort wir Kinder wenigstens einen Vater und eine Mutter hatten, während uns im Waisenhause nur strenge Aufseher und harte Zucht begegneten. Jetzt erst begreif' ich den Trost, welchen das thränende Vaterauge und des bleichen Mannes abgehärmte Züge uns einflößten, wenn uns der Vater auf seine Kniee zog und mit einem frommen Bibelspruch oder Liedervers hungernd in's Bett sandte! Alle, alle Regungen und Gefühle meiner Kindheit fühl' ich nun wieder mit zuckendem Herzen nach. Und zu dem Schmerz,

Digitized by Google

daß meine Eltern nicht mehr leben, um mein Glück mitgenießen und von mir unterstützt werden zu können, tritt jetzt tröstlich und lindernd die süße Ahnung, daß sie von dem Himmel herab, auf welchen sie hofften und mit dessen Zukunft sie sich in ihrem Elende emporhielten, zufrieden und selig auf mich heruiederblicken, und auf Dich, Du gute, gute Engeltraut, und auf Alle, die mir wohlwollten: auf den Rathsherrn Albrecht Löning, der mich armen Waisenknaben nach der Confirmation als Laufburschen anstellte und dann später auf sein Comptoir nahm, Vaterstelle an mir vertrat und mich zu einem brauchbaren Menschen heranzog, weil die Erinnerung an meinen armen blassen Vater mein Gemüth im Waisenhause immer aufgerichtet und vor der Verhärtung bewahrt hatte, die bei so vielen meiner Genossen eine Folge der strengen soldatischen Zucht und der entwürdigenden Mißhandlungen unserer Zuchtmeister in jener Anstalt war! Und auf den edlen Herrn Stein hier, der mir sein Geschäft verkaufte, als er sich aus dem Handel zurückzog, und der den Grundstein meines häuslichen Glückes legte, denn ohne ihn wäre ich nicht mit Dir bekannt geworden, mein Engelchen! Und auf Deine gute Tante, die an uns so mütterlich gehandelt, daß ich nur wünschen möchte, sie könnte auch alle anderen Menschen so lieb gewinnen wie uns! . . ."

Er küßte sie weinend, und schluchzte vor tiefer wahrer Bewegung. — „O meine Angelila," hub er nach einer Weile an; „als ich diese Kinder sah, wie lebhaft blickte ich da in meine Jugend zurück! Klar und helle las ich, was in der Seele eines Vaters vorgehen muß, wenn er seine Kleinen anblickt, wie sie die froststarren Hände zu ihm emporheben und ihren Hunger klagen! . . . Angelica, was ist die fabelhafte Liebe des Pelikans gegen die Liebe der Eltern! Wie oft würden sie ihr Herzblut hingeben, nur um ihre Kinder glücklich zu wissen und vor Mangel geschützt. Du fühlst es vielleicht nicht so innig wie ich, denn Du hattest seit Deiner Eltern Tode an der Tante eine zärtliche Mutter; aber ich, der arme Waisenknabe, fühle mein Herzblut erstarren, wenn ich daran gedenke, und könnte Alles, Alles thun, um hier zu helfen, denn die Gefühle eines Vaterherzens ahne ich vielleicht um so klarer, weil — weil — weil Elternfreude das einzige Glück ist, was mir der Himmel bis jetzt noch versagt hat!"

„Und warum wolltest Du nicht helfen, Ludwig?" fragte die weinende Angelica süß.

„Sollte ich denn Dir nicht auch einen Antheil daran gönnen?" entgegnete er; „würdest Du mir denn nicht gezürnt haben, wenn ich allein gehandelt hätte? Wir gelobten uns ja vor Gott, Alles zu theilen!"

„Guter, edler Ludwig! wohl würde ich Dir böse geworden seyn! Nun aber wollen wir wahrhaft wetteifern in Freigebigkeit und Scharfsinn, wie wir den Leuten nützlich sind! Und nicht nur diesen allein, sondern allen, allen Armen, die wir finden!" Er umarmte und küßte sie stumm, denn tausendmal theurer war sie ihm nun geworden. „Und Du glaubtest, ich fühle nicht ebenso sehr wie Du das Unglück dieser Eltern, Du eigennütziger selbstsüchtiger böser Mann?" fuhr sie fort und barg ihr Köpfchen hinter seinem Ohr; „dafür sollte ich Dich abstrafen und Dir die Freude gar nicht machen, die ich Dir heute noch bereiten wollte; Du glaubst wohl, ich sey nicht Mutter geworden aus Mangel an Mutterliebe, Du Böser? Da sollte ich Dir gar nicht sagen, was für ein liebes Geheimniß ich habe und daß Du," setzte sie erröthend und mit verlegenem Stocken hinzu, „daß Du am nächsten Christtage noch ein kleines kleines Bäumchen für Jemanden ausputzen mußt! . . ."

„Angelica! Weibchen! Mütterchen!" rief er glücklich, fast jubelnd, und herzte und küßte sie wie närrisch; „ist es Dein Ernst? glaubst Du wirklich? . . ."

„Ich glaube und hoffe es, und ich denke, es gibt gar keine schönere Weise, unsern Elternberuf zu beginnen, als wenn wir anderer Eltern Dankgebete für unser Kind zum Himmel empor steigen lassen!" flüsterte sie und entwand sich rasch, um im Nebenzimmer ihr übervolles Herz stille weinend zu entlasten!

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnützige Winke für Hausfrauen.

Hast du Kinder, so erziehe sie schlicht und einfach; sie werden es dir ewig danken. Der Anspruchslose kann sich hinanfarbeiten; wer aber im Ueberfluß erzogen worden, dem ist Entbehrung höchst schmerzlich und entmuthigend. — Hast du Töchter, so lehre sie stricken, nähen und spinnen und ein Haushaltungsbuch führen; erziehe sie lieber zu fleißigen sparsamen Hausfrauen, als zu weltgewandten Saloudamen. Demuth und Wirthschaftlichkeit sind der schönste Schmuck der Frau. —

Digitized by Google

Zuave auf dem Marſch durch die Wüſte.

Digitized by Google

Ein Zuave auf dem Marsch.

Unser nebenstehendes Bild versetzt uns dießmal in die glut-athmenden Sandwüsten der großen Sahara, und zeigt uns einen der gefürchteten Zuaven, der sich's ein Bißchen bequem gemacht und sich auf eines der Kameele gesetzt hat, um von dem ermüdenden Marsch durch den heißen dürren Sand auszuruhen. Man hat die Zuaven, diese aus den verwegensten und unbändigsten Burschen der sämmtlichen Infanterieregimenter zusammengesetzte Truppe, in Frankreich ganz besonders gehätschelt und zu einer auserwählten Kerntruppe gemacht, etwa wie zur Zeit des ersten Napoleon die Grenadiere der Garde waren. Man hat sie und die Turcos dem Auslande als einen Kinderschrecken hingestellt und ihre Waffenthaten bei jeder Gelegenheit ganz ungeheuer herausgestrichen. Nun ist es wahr, daß diese verzweifelten Burschen überall eine ungestüme wilde Tapferkeit an den Tag gelegt und sich wacker geschlagen haben, daß sie gute Schützen und gewandte Bajonettfechter sind und überhaupt jeder einzelne Mann davon als Soldat ganz vortrefflich geschult und zur höchstmöglichen Stufe individueller Ausbildung gebracht worden und eben gar nichts andres ist als Soldat. Aber unsterblich sind die Zuaven nicht, und der Nimbus, der sie umgibt, ist merklich geschwunden, seit unsere braven deutschen Jungen im Dänenkriege auch einmal wieder im Feuer gestanden haben. Der deutsche Bär hat Blut geleckt, und wird die fremdartig aufgeputzten Zuaven so wenig fürchten als den dänischen „Hannemann" und „dappern Landsoldat", der sich ebenfalls wacker geschlagen hat, und man muß den Dänen das Zeugniß geben, daß sie bei Oeversee und Friedericia sich so gut gewehrt haben, wie es nur irgend ein französisches Corps gethan haben würde, und daß selbst die Zuaven und Jäger von Vincennes sich hinter den halbzerschossenen Düppeler Schanzen nicht besser geschlagen haben würden, als es die Dänen gethan. Aber unsere wackeren pommerischen, schlesischen und westfälischen Jungen, die den Dänen warfen, und die tapferen unerschütterlichen Oesterreicher vom Regiment König von Belgien und von den Kaiserjägern, die bei Oeversee so mauerfest standen, werden auch die Zuaven und Turcos nicht fürchten, wenn es dem Mann, der die Geschicke Frankreichs in seiner Faust hält, einmal einfallen sollte, seine beute- und ruhmgierigen Prätorianer auf einem militärischen Spaziergang über den Rhein zu führen und die deutschen Grenzen nach französischem Zuschnitt zu regeln. Die deutschen Soldaten von heute sind ein andrer Schlag als die vor sechszig Jahren, und werden das, was die Franzosen durch ihr einheitliches Heerwesen vor uns voraus haben, durch jenen zähen Widerstand und jene besonnene Tapferkeit ersetzen, welche zu allen Zeiten unter guter Führung den Deutschen zum Sieger über die romanischen Völkerstämme gemacht hat. — Wir wollen den militärischen Werth und die Schlagfertigkeit und Tüchtigkeit der Zuaven nicht herunterſetzen, denn sie haben sich in allen Zonen: in Algerien, Syrien, der Krim, in Italien, China, Cochinchina und Mexiko brav gehalten; aber wir erinnern nur an Anno Dreizehn bis Fünfzehn, wo auf deutschem wie auf französischem Boden unsere deutschen Heere mit niederschmetternder Wucht in die französischen Armeen einfielen. Und wenn auch Deutschland glücklicherweise keine Eroberungskriege zu führen berufen ist, so soll doch jeder äußere Feind erfahren, mit welcher zähen Tapferkeit und unwiderstehlichen Verbissenheit der Deutsche allfällig den heiligen Krieg um Vaterland, Nationalität, Haus und Hof zu führen bereit ist!

Dieß nur beiher, denn von den Zuaven werden wir gelegentlich einmal ausführlicher handeln, um das interessante Treiben dieses Völkchens von enfants perdus oder Desperados oder Teufelsbraten oder Schwerenöthern oder wie man sie heißen will, näher zu beleuchten. Das Bild, das wir nebenstehend geben, ist aus der Geschichte einer größern Expedition in den Norden der Sahara entlehnt.

Digitized by Google

Der entwichene Kassier.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Polizei-Beamten.

(Fortsetzung.)

Adele Duprez schwieg und blickte mich mit einer ängstlichen Erwartung an; dann aber wich die seither mühsam bewahrte Fassung, und sie brach in ein lautes krampfhaftes Weinen aus. Ich versuchte sie beruhigen. „Seyn Sie überzeugt, mein Fräulein, daß ich Allem aufbieten werde, unserer Pflicht zu genügen und die Spur des Verbrechers ausfindig zu machen, ohne jegliche Aussicht auf Gewinn für mich, gab ich ihr zur Antwort. „Wäre auch kein anderes Motiv für mich maßgebend, so würde die Entrüstung über den schnöden Vertrauens-Mißbrauch und den arglistig und lange ausgesponnen und vorbedachten Plan mich zur Aufbietung aller meiner geistigen und sachlichen Hülfsmittel anspornen. Herr Reveillet mag sich sicher dünken, weil er es vermeintlich so schlau angegriffen; aber wenn er nicht direkt mit dem ersten besten Dampfschiffe nach Amerika gegangen ist, so werden wir ihn sicher noch einholen. Ich aber möchte glauben, daß er dieß nicht gethan hat," setzte ich mit einiger Zuversicht hinzu.

„Und warum nicht?" fragte Fräulein Duprez rasch aufblickend; „weßhalb glauben Sie, daß er nicht direkt nach Amerika gehen wird?"

„Weil er alle diese Werthpapiere mitgenommen, welche Herr Duprez als Depositen immer gehabt hat," erwiderte ich. „Diesen Raub hat Reveillet nur begangen um daraus Nutzen zu ziehen. Aus bloßer heimtückischer Schadenfreude, um Ihren Herrn Vater zu ruiniren oder sich an Ihnen für den Korb zu rächen, den Sie ihm gegeben haben, that er es gewiß nicht. Reveillot kennt zu gut den Werth des Geldes, als daß er aus blinder Rache Papiere zerstören sollte, welche ihm sowohl ihr Vater als die Besitzer um einen namhaften Theil ihres Nennwerthes gerne zurückkaufen würden ..." „Ha, diese Idee!" entfuhr Fräulein Duprez unwillkürlich, und ein flüchtiger Strahl von Trost flog über ihre gramverstörten Züge. „Was sagen Sie dazu, Herr Eye?"

„Ich bin ganz der Ansicht des Herrn Inspektors," entgegnete der Maler. „Reveillot hat jene Werthpapiere nicht verbrannt noch dem Untergang geweiht, sondern nur mitgenommen, um Nutzen daraus zu ziehen, allfällig sie zu verkaufen ..."

„Fehlgeschossen, mein Herr! letzteres wird er wohl bleiben lassen," entgegnete ich; „möglich, daß er da oder dort einige Coupons auswechselt oder eine Staatsobligation au porteur verkauft, aber das wird nur in den ersten Tagen möglich seyn. Morgen, übermorgen ist das Circulär der hiesigen Polizeidirektion, worin die Mehrzahl der vermißten Papiere einzeln aufgezählt wird, auf allen Börsen angeschlagen und die großen Bankiers sind gewarnt, welche allein die Käufer solcher Werthgegenstände sind. Reveillot ist klug und geschäftsgewandt genug, dieß vorauszusehen, und wird daher nicht so thöricht seyn, sich hiedurch zu verrathen. Vielmehr wird er sich bei Zeiten nach einem sichern Orte umsehen, von wo aus er den Vorschlag an Herrn Duprez gelangen lassen wird, gegen eine billige Abstandssumme die entwendeten Papiere herauszugeben. Der entwichene Dieb wird sich dann mit dem hiedurch erzielten Gelde einen andern Schauplatz seiner Thätigkeit, etwa in Amerika suchen, falls es uns nicht gelingt, uns zuvor seiner Person und seines Raubes zu bemächtigen."

„Ach, Sie haben Recht, Herr Inspekter!" rief Fräulein Adele lebhaft und wie von einem freudigen Troste durchzuckt; doch nur einen flüchtigen Augenblick währte diese Hoffnung, dann sank sie eben so schnell wieder in ihre vorige Betrübniß zurück. „Wie aber, wenn Reveillet sich verfolgt sähe und dann noch im letzten Augenblicke alle jene Papiere zerstörte?" setzte sie zögernd und mir athemloser Angst hinzu.

„Ein solcher Fall wäre allerdings nicht ganz unmöglich," erwiderte ich achselzuckend. „Ich kann nicht läugnen, daß die Sache mit großer Delikatesse behandelt seyn will, wenn wir einmal so weit sind. Allein das alles findet sich dann zu seiner Zeit schon; — die Hauptsache ist vorerst nur, den Ort zu erfahren, wo Reveillot sich versteckt hat oder verstecken wird, und dann die Unterhandlungen mit ihm aufzunehmen, hübsch fein und gewandt zu führen und zur Mittelsperson zwischen ihm und Herrn Duprez schließlich eine Person wählen, die ihm einiges Vertrauen einflößt. Was dann zu thun ist, wenn er einmal die Papiere herausgegeben hat, um ihn und sein erpreßtes und gestohlenes Geld in sichere Hand zu bekommen, darüber lasse ich mir jetzt noch keine grauen Haare wachsen. Die Birne wird schon abfallen wenn sie reif ist."

„Aber was wird einstweilen aus meinem Vater werden?" fragte Adele besorgt, doch sichtlich um ein gut Theil ihrer Angst erleichtert.

Digitized by Google

„Sein guter Ruf und sein Kredit werden ihm über diese schwere Zeit hinweghelfen, und ein paar tüchtige Advokaten die belfernden Gläubiger schon zu Paaren treiben. Nur den Kopf hübsch oben behalten, mein Fräulein, so wird noch alles gut werden," sagte ich mit mehr Zuversicht im Tone, als ich eigentlich im Herzen hatte; doch ward mein Zweck erreicht und die kindliche Besorgniß der guten Tochter etwas beschwichtigt. Sie reichte mir die Hand mit den Worten:

„Ich danke Ihnen von Herzen, mein Herr, und verlasse mich auf Sie!" und das sagte sie mit einem Ton und Blick, den ich nie vergessen werde, wandte sich aber dann sogleich zu dem jungen Maler und sagte lebhaft und innig: „Auch Ihnen danke ich, lieber Eyel der Rath war gut, und die Unterredung mit dem Herrn Inspektor hat mich wunderbar beruhigt."

„Wohlan denn, mein Fräulein, so begeben Sie sich jetzt gleich mit Frau Willmaar zu Ihrem Herrn Vater und erzählen Sie ihm, was Sie so eben gehört haben. Auch er wird aus den neuen Gesichtspunkten, welche uns über die muthmaßlichen Folgen dieser Angelegenheit eröffnet worden sind, einigen Trost schöpfen. Mir aber erlauben Sie gütigst, mein Fräulein, daß ich den Herrn Inspekter begleite. Ich möchte ihm noch einige Mittheilungen über Reveillot's Privatleben machen, welche vielleicht für die Schritte der Polizei von einigem Nutzen sind." Er sah mich dabei fragend an, und auf mein zustimmendes Nicken ergriff er die Hand von Fräulein Duprez, und küßte sie mit einer gewissen Ritterlichkeit, die ihm einen halb verweisenden, halb dankbaren Blick von dem jungen Mädchen eintrugen. Ich errieth das kleine Geheimniß, welches diese beiden Menschen verband: der Maler liebte die Bankierstochter, und dem jungen Mädchen war der schöne Mann mindestens nicht gleichgültig.

Fräulein Adele entließ mich artig, und als wir unten auf dem Markte waren, schob Herr Eye mit einem höflichen: „Entschuldigen Sie!" seinen Arm durch den meinigen und bat um die Erlaubniß mich begleiten zu dürfen. Ich erinnerte mich, ihn früher einige Male in Gesellschaft des entwichenen Reveillot gesehen zu haben, und bemerkte ihm dieß fragweise. „Sie haben ganz recht," erwiderte er; „ich gehörte früher zu einem kleinen Kreise von Bekannten, mit welchen Reveillot fast täglich verkehrte; aber es ist nie zwischen uns beiden zu einer förmlichen Intimität und Freundschaft gekommen. Unsere Naturen waren allzu verschieden, als daß wir uns gegenseitig zu ergänzen vermocht hätten. Ich begehe daher keinen Verrath, wenn ich Ihnen Dinge mittheile, welche auf Reveillot's Charakter ein anderes Licht werfen, als dasjenige in welchem ihn der bethörte Herr Duprez so lange sah. Aber wäre er selbst mein Freund gewesen, so würde das Verbrechen, welches er begangen und durch welches er über eine mir befreundete Familie so plötzlich ein nie wieder zu reparirendes Unheil heraufbeschworen hat, mich ganz von ihm trennen. Jedoch zur Sache — Sie haben Eile, wie ich sehe. Ich habe, wie gesagt, die Thatsachen welche ich Ihnen nun mittheilen will, meist durch eigene Beobachtung ermittelt oder aus zuverlässiger Quelle erfahren. Reveillot ist eine im innersten Grunde verworfene Natur: feig, tückisch, grob sinnlich, heuchlerisch und lauernd, dabei voll Eigenliebe und Selbstsucht und einem falschen Ehrgeiz, einer geckenhaften Eitelkeit. Der Einfluß, welchen er auf seinen Prinzipal ausgeübt, nachdem er dessen Geheimnisse erlauert, hat ihn vollends anmaßend, absprechend und hochfahrend gemacht. Wir sind durch Reveillot's Mutter entfernte Verwandte, und da ich der Unterstützung des Herrn Duprez theilweise die Mittel zu meiner Ausbildung verdanke, so nahm Reveillot gegen mich eine Art Protektionsmiene an und erlaubte sich eine Vertraulichkeit gegen mich, die mir je länger desto mehr unwillkommen war. Warum, das werden Sie sogleich erfahren. Vor einigen Jahren malte ich auf Bestellung eines hiesigen Kunstfreundes eine Sakontala mit der Gazelle, die Nachahmung eines berühmten Riedel'schen Bildes. Ich hatte als Modell dazu ein sehr ehrbares unverdorbenes Mädchen, die Tochter einer armen Beamtenwittwe, welche in einer der Vorstädte wohnt. Eines Tages sah Reveillot in meinem Atelier die Farbenstudie von dem Bilde, an der ich gerade noch malte, und lockte mir durch allerhand Fragen den Namen meines Modells ab, — eine Indiscretion welche ich freilich alsbald bereute, als es zu spät war, denn Fanny hatte mir nur aus Gefälligkeit Modell gestanden, und ich hätte bedenken sollen, daß es ein Geheimniß zwischen ihr, ihrer Mutter und mir bleiben müsse. Eigentlich hatte die Noth der Mutter das arme Kind dazu getrieben, denn sie hatte einen Bruder beim Militär, welcher der Mutter viel Kummer und Kosten verursachte und ein liederlicher Geselle war. Kurzum, trotz Reveillot's feierlicher Versicherung, daß er meine Mittheilung nicht mißbrauchen wolle, machte er da-

Digitized by Google

von doch den niederträchtigsten Gebrauch. Er führte sich nämlich bei der Mutter Fanny's unter seinem Namen und als Bevollmächtigter des Herrn Duprez ein und brachte ihr Geld und die Zusage einer Unterstützung, unter der Bedingung, daß sie Fanny nicht mehr Modell stehen lasse. Die Frau erschrack über meine Indiscretion und freute sich zugleich über die Großmuth des Herrn Duprez. Reveillot kam nun von Monat zu Monat und brachte kleine Summen sowie Aufträge zu feineren weiblichen Arbeiten für Mutter und Tochter, schlich sich in Beider Vertrauen ein und — Sie werden das Ende theilweise errathen haben — verführte schließlich beide, denn die Mutter war ebenfalls noch eine sehr hübsche Frau. Natürlich verließen nun Mutter und Tochter die Stadt und verbargen ihr Unglück und ihre Schande in einem kleinen Flecken im Gebirge, wo sie jedoch Reveillot oft besuchte. Niemand in der Stadt hätte diese Niederträchtigkeit geahnt, wenn es nicht Reveillot vor Jahr und Tag entgefallen wäre, seine Wünsche zu Adele Duprez zu erheben. Ihr Vater schien diese Bewerbung zu begünstigen, denn vor Zufriedenheit mit dem brauchbaren Arbeiter übersah er dessen Mängel und Schwächen des Charakters. Adele war nahe daran gewesen, sich den Wünschen des Vaters anzubequemen, und Reveillot galt unter den Bekannten seines engern Kreises, — zu denen ich damals schon nicht mehr gehörte, obschon mir seine Beziehungen zu Fanny und ihrer Mutter fremd waren — bereits für so gut wie verlobt mit Fräulein Duprez, als Adele eines Tags einen anonymen Brief erhielt, worin jenes Bubenstück Reveillot's geschildert ward, jedoch ohne Nennung der Namen. Adele schauderte vor dieser Anklage so sehr zurück, daß sie nicht daran glauben wollte und den Brief vor ihrem Vater geheim hielt; sie zeigte ihn jedoch ihrer mütterlichen Freundin, der Frau Willmaar, und bat diese um Rath. Am andern Tag war im Tagblatt eine Aufforderung zu lesen: die Schreiberin des anonymen Briefes an A. D. möge ihren Namen und denjenigen der betreffenden Personen unter einer gewissen Adresse abgeben, bevor man dem Inhalt ihres Schreibens Glaubens schenken dürfe; tiefste Verschwiegenheit werde zugesichert. Hierauf entpuppte sich als Schreiberin desselben bei Frau Willmaar eine Putzmacherin, welche eine frühere Geliebte Reveillot's und im Besitze eines Heirathsversprechens von ihm war und durch irgend welche Eingebung der Eifersucht hinter jenes Doppelverhältniß ihres Geliebten gekommen war. Diese Mademoiselle Margot war eine Person von zweideutigem Ruf und Charakter, leidenschaftlich und ungestüm, eitel und kokett, eigennützig und unbedachtsam. Ihr genügte die Versicherung der Frau Willmaar, daß unter diesen Umständen an eine Verbindung zwischen Reveillot und der Tochter seines Prinzipals nicht zu denken sey, und ein freigebiges Geldgeschenk. Adele aber raunte eines Abends, als Reveillot mit ihr und dem Vater Thee trank, und eine Bewerbung wagte, ihm nur die Worte zu: „Ueberzeugen Sie mich, daß Sie in keinerlei Verbindung mit Fanny W. und ihrer Mutter gestanden haben, ehe Sie ernstlich an eine Verbindung mit mir denken, da ich Ihnen nur aus Gehorsam gegen meinen Vater, niemals aber aus Neigung meine Hand reichen würde!" Reveillot sah sein Spiel verloren, denn als er nach dem kleinen Bergstädtchen K. kam, vernahm er, daß Herr Willmaar schon dort gewesen und von den beiden Frauenzimmern gegen Gewährung eines kleinen Jahresgehalts, dessen sie in ihrer jetzigen Lage dringend bedurften, alles erfahren habe. Adele ließ ihm daher nur die Wahl, sie entweder mit seinen Bewerbungen zu verschonen oder Herrn Duprez von dem Mißbrauch, den der Kassier mit dem Namen seines Prinzipals getrieben, in Kenntniß gesetzt zu sehen. Natürlich," fuhr Herr Eye fort, „hielt er jetzt mich für denjenigen, welcher ihn bei Fräulein Duprez angeschwärzt habe, und denuncirte mich als einen Fuchsschwänzer und Verleumder bei allen unseren gemeinsamen Bekannten."

„Hm," fiel ich ihm in die Rede, „das war allerdings unangenehm, aber Sie sind nun um so glänzender gerechtfertigt."

„Ich habe die Verkennung und Mißachtung ruhig getragen, obschon ich den Anlaß dazu erst heute von Frau Willmaar erfuhr," erwiderte der Maler ruhig. „Ich habe Reveillot's Gehässigkeit anderen Motiven zugeschrieben, und mich zum Ignoriren derselben bequemen müssen, um nicht — um nicht Dritte zu kompromittiren. Aber der Groll und die Bitterkeit gegen ihn schärften meinen Blick, und ich beobachtete ihn seither unvermerkt genauer, und erfuhr vieles, wovon er keine Ahnung hatte, daß es zu Anderer Kunde käme. So war mir sein Verhältniß zu jener schon erwähnten Putzmacherin kein Geheimniß, obschon er dasselbe vor anderen Leuten mit ziemlichem Erfolg zu verhehlen wußte. Ich hatte mich überzeugt, daß er nach dem Zerfall seiner Hoffnungen auf Fräulein Adelens Hand sich jener Margarethe Sievers wieder genähert hatte und sie jetzt

Digitized by Google

mit einer großen Freigebigkeit aushielt, obschon die Quelle jenes Glanzes nur wenige kannten. Ich wußte ferner um andere gemeine Ausschweifungen, die er freilich möglichst geheim betrieb; ich wußte daß er in einer Konditorei häufig Nächte hindurch mit einigen Offizieren und Schauspielern Hazard spielte, daß er sogar an der Börse spielte, und ich hatte es für meine Pflicht gehalten, einmal Herrn Duprez davon einen Wink zu geben, allein mich überzeugen müssen, daß ich bei dem stolzen bethörten Banquier hiedurch mir mehr geschadet, als Herrn Duprez genützt hatte. Ich bin jedoch im Besitz der genauesten Notizen über alle diese Thatsachen, und stelle sie Ihnen mit Vergnügen zur Verfügung."

Ich nahm dieses Anerbieten dankbar an und Eye bat mich, dieselben in seinem Atelier abholen zu lassen, wo er sie verwahrte. Es konnte mir nicht entgehen, daß der junge Maler ernstlich die Absicht hegte, Herrn Duprez zu nützen, daher kam es mir gar nicht unerwartet, als er fortfuhr:

„Ich weiß allerdings nicht, Herr Inspektor, was für Schritte die Behörden nun einschlagen werden, um den flüchtigen Verbrecher zu verfolgen. Ich begreife auch wohl, daß diese Schritte für mich ein Geheimniß bleiben werden. Aber ich habe trotzdem eine große und recht dringende Bitte an Sie, Herr Inspektor. Fräulein Duprez hat mir mitgetheilt, daß Sie höchst wahrscheinlich verschickt werden würden, um dem Flüchtigen nachzusetzen, dessen Spur vermuthlich in England zu suchen ist. Verschaffen Sie, wenn es hiezu kommt, mir die aufrichtig erbetene Vergünstigung, Sie mit Erlaubniß Ihrer Vorgesetzten begleiten und unterstützen zu dürfen, wenn Sie Ihre Reise antreten. Wie Sie vielleicht wissen, war meine Mutter eine Engländerin und ich habe einen großen Theil meines Lebens in England und speziell in London zugebracht, spreche und schreibe Englisch so fließend wie Deutsch und kenne die Zustände und Straßen Londons sehr genau. Ich würde Ihnen also ohne Zweifel von einigem Nutzen seyn können, und wünsche nichts sehnlicher, als dem Herrn Duprez meine Dankbarkeit und Ergebenheit thatsächlich beweisen zu können, denn er ist ja einer meiner treuesten und nützlichsten Wohlthäter gewesen. Es versteht sich von selbst, daß ich die Reise ganz auf meine eigenen Kosten mitmache."

Es wäre unverzeihlich von mir gewesen, wenn ich ein derartiges Anerbieten abgelehnt hätte, denn es versprach mir und meinem Zweck allzu viele Vortheile. Daher nahm ich es dankbar an und versprach mich bei meinem Chef dafür zu verwenden. „Sie sollen noch heute Abend von mir Bescheid darüber haben, welche Aufnahme Ihr Anerbieten bei dem Polizei-Direktor gefunden hat," sagte ich; „mein Weg führt mich stehenden Fußes noch zu meinem Chef, um zu hören, was wegen meiner Abreise beschlossen worden ist. Einstweilen aber soll mir keiner Ihrer Winke verloren gehen. Erwarten Sie mich binnen einer halben Stunde in der Restauration E. und gehen Sie von dort nicht weg, bevor Sie mich gesehen haben." Hiemit trennten wir uns.

Eye's Mittheilungen hatten mir vielerlei Licht gegeben und manche neue Gedanken in mir angeregt. Plötzlich kam mir ein Einfall. Die Putzmacherin Margarethe Sievers, auf ihrem Schilde Mademoiselle Margot genannt, hatte seit dem Frühling einen sehr eleganten Laden in der Georgenstraße inne, der in einem Eckhaus belegen war. Ihr Geschäft schien gut zu gehen, und dieser Erfolg rechtfertigte einigermaßen den Aufwand, den diese Person in Kleidung, Wohnung und Allüren machte. Ich scheute den kleinen Umweg durch die Georgenstraße nicht, um mich wenigstens zu überzeugen, ob die Person zu Hause sei, die ich eher im Theater vermuthete, wo sie einen sehr augenfälligen Platz im Parquet inne hatte. Als ich die Bahnhofstraße heraufkam und durch die Fenster in den glänzend erleuchteten Laden blickte, beschloß ich auf gut Glück einzutreten. Es war ja möglich, daß sie mich nicht persönlich kannte. Gesagt, gethan! ich trat ein. Der Ton der Glocke schreckte ein junges Ladenmädchen auf, das in einer Ecke genäht hatte. Ich fragte kurzweg: „Ist Mademoiselle Margot im Theater?" denn ich sah dem Mädchen an, daß ich erkannt war. — „Ich glaube nicht," war die halb verlegene, halb erschrockene Antwort. — „Gut, so rufen Sie sie; ich habe mit ihr zu sprechen! Oder noch besser: sagen Sie mir, in welcher Etage ich die Dame finden kann." — Das Mädchen zog eine Klingelschnur und sagte: „Das Fräulein wird sogleich erscheinen." — Ich hatte mich so gestellt, daß ich die Thüre, welche den Laden mit dem hintern Zimmer verband, im Spiegel beobachten konnte, und gab mir das Ansehen, als betrachte ich mit großem Interesse die schönen Bouquets von künstlichen pariser Blumen in einem Glasschranke. Keine zwei Minuten vergingen, so trat Mademoiselle aus der Thüre des Nebenzimmers. Ich hatte sie seit lange nicht mehr gesehen und bemerkte jetzt im Spie-

Digitized by Google

gel nur flüchtig ihre reiche gewählte Toilette und die geschminkten Wangen, bevor ich mich rasch umdrehte und mit einer gewissen Hast fragte: „Habe ich die Ehre, Mademoiselle Sievers ....“

„Aufzuwarten!“ fiel sie mir dann hastig und beinahe tonlos in die Rede, erbleichte unter der Schminke und vermied zusammenschreckend meinen forschenden festen Blick. Auch sie kannte mich also. — „Was verschafft mir das Vergnügen?“ setzte sie mechanisch und beinahe athemlos hinzu, denn die innere Unruhe schnürte ihr sichtlich beinahe die Kehle zusammen.

„Kann ich die Ehre haben, Sie auf einige Minuten allein zu sprechen, Madame?“ Sie nickte stumm und deutete auf die Thüre. Ich bedeutete sie mit einer höflichen Verbeugung, den Vortritt zu nehmen, und bemerkte, wie ihre Kniee schwankten, als sie an mir vorüber ging. Wir traten in ein sehr elegant möblirtes Wartezimmer, wo die Putzmacherin gewöhnlich ihre Kunden empfing, und bei dem Bemühen, die beiden Hähne an den Gasflammen vor dem hohen Trumeau emporzuschrauben, damit wir mehr Licht bekämen, löschte die Demoiselle in der Verwirrung die eine Flamme aus und stammelte eine Entschuldigung.

„Lassen Sie es, Madame! unsere Unterredung wird sehr kurz seyn,“ sagte ich, rückte ihr einen Stuhl in den vollen Strahl des Lichtes und setzte mich ihr gegenüber, mir einige Zeit gönnend um sie genau zu betrachten. Sie war eine sehr hübsche Person, groß und stattlich, von einer leichten aber nicht unschönen Fülle, interessanten aber markirten Zügen und großen gescheidten Augen, die freilich jetzt unstät umherschweiften. Ich gab ihr höchstens 30 Jahre, aber sie erschien in ihrem Putze noch jünger und rechtfertigte noch den Ruf, früher eine der Schönheiten der Stadt gewesen zu seyn. Ihr sonstiges freies Benehmen und ihre gewinnende Freundlichkeit schien sie augenblicks vergessen zu haben.

„Die Angelegenheit, welche mich zu Ihnen führt, Mademoiselle, ist ein großer Diebstahl,“ hub ich an und betrachtete sie scharf; sie bebte zusammen und ihre reichberingten Finger umspannten krampfhaft die Armlehne des Sessels. „Es ist in einem großen Schnittwaaren-Geschäft in Berlin eine Menge von Ellenwaaren gestohlen worden, namentlich Seidensammete und feine Seidenstoffe in verschiedenen Farben, seidene Bänder und Spitzen, Guipüren, Blonden u. dergl. mehr. Wir haben von Seiten der Polizei telegraphische Nachricht erhalten, daß die Diebe die Richtung hieher eingeschlagen haben. Ich nehme mir daher die Freiheit, Sie ohne Aufsehen hievon in Kenntniß zu setzen, vor dem Ankauf solcher Artikel zu warnen und Sie dringend zu bitten, wenn Ihnen ein solches Anerbieten gemacht würde, die betreffende Person unter irgend welchem Vorwande hinzuhalten, bis Sie nach der Polizei gesandt haben und diese zur Stelle gekommen seyn wird. Bei der Eleganz Ihres Magazins und dessen großer Frequenz ist um so mehr zu vermuthen, Madame, daß der erste Versuch, die gestohlene Waare auf hiesigem Platze loszuschlagen, bei Ihnen gemacht werden dürfte, als man weiß, daß kein Mann im Geschäfte ist. Allein eine Dame von Ihrem Scharfblick wird kaum einer weitern Erörterung, als dieser Warnung, bedürfen, um gegen jedwede Versuchung gerüstet zu seyn,“ setzte ich mit einer verbindlichen Verbeugung hinzu.

Demoiselle Sievers hatte merkwürdig schnell ihre Geistesgegenwart wieder erlangt, seit sie erfahren, daß es sich um einen ganz andern Diebstahl als denjenigen beim Bankier Duprez handle, und sie dankte, anfangs mit etwas Zurückhaltung und Verlegenheit, dann aber mit großer Freundlichkeit für die Warnung, und erklärte mit dem Wortschwall einer Person, die sich gern reden hört und ihre Betrossenheit hinwegplaudern will, daß sie schon seit Jahren ihre festen Lieferanten habe, mit denen sie in Verbindung stehe, daß sie nie von Commis-Voyageurs kaufe, deren Zudringlichkeit und Suffisance ihr zuwider sey, und daß sie bei allfälligem Versuche des Angebots solcher Artikel mit Vergnügen die Polizei benachrichtigen werde. Sie war mittlerweile in ein gespreiztes und theatralisches Wesen hineingerathen, das ihr zur andern Natur geworden zu seyn schien und mit ihrem gesuchten und studirten Aufputz harmonirte, und wollte sich nachgerade in weitläufiger Schilderung ihrer Geschäfts-Verbindungen ergehen, als ich aufstand, mit einer Verbeugung und einem freundlichen Lächeln ihre eiskalte Hand ergriff und zum Munde führte, was sie mit einem gewissen erkünstelten halben Widerstreben und Abwehren geschehen ließ, und sie für mein Eindringen in ihre stille Häuslichkeit um Verzeihung bat.

„Ich habe mir das Vergnügen nicht versagen können, diese Gelegenheit wahrzunehmen, um unsere gefeierte kunstreiche und liebenswürdige Modistin persönlich kennen zu lernen; deßhalb komme ich mit meinem Anliegen selbst zu Ihnen und habe diese späte

Digitized by Google

Stunde gewählt, um nicht unnöthigerweise die Aufmerksamkeit der Bummler aller Stände auf Sie und Ihren Laden zu lenken, Madame," sagte ich. „Gleichwohl thut mir leid, daß ich Ihnen einen leichten Schreck bereitet habe, denn ich weiß wohl, das Erscheinen der Polizei verursacht überall einiges Unbehagen."

„Oh nicht doch, Herr Inspektor," entgegnete sie; „wenn die Polizei ihre Pflicht überall mit solcher Schonung und Artigkeit ausübt, hat sie alles Furchtbare verloren. Uebrigens," fuhr sie mit einem höchst bedeutsamen freundlichen Blicke hinzu, „habe ich ein so gutes Gewissen, daß ich auch vor einem etwas barscheren Auftreten der Polizei nicht zu erschrecken brauche."

„Natürlich, Madame," versetzte ich, kniffte noch einige Flatterien daran und schied dann von der schönen Marget, wie Einer, der schon halb in ihren Netzen zappelt.

Dieses Weib ist gefährlich und zu Allem fähig, sagte ich zu mir selbst auf dem Weg zu meinem Chef. Aber wenn die schöne Marget in irgend einer Art von Mitschuld zu dem entwichenen Reveillot steht, wird sie deren verzweifelt schwer zu überführen seyn.

Ich erzählte meinem Chef umständlich alles, was ich diesen Abend erfahren hatte, und er gab bereitwillig seine Zustimmung dazu, daß Herr Eye mich bei einer allfälligen Reise nach England begleiten solle. „Sie werden indessen heute Nacht noch nicht abreisen," setzte der Polizeidirektor hinzu. „Die Herren Minister der Justiz und der Polizei sind nämlich der Ansicht, daß einstweilen Krause's Absendung genüge, und daß es besser sey, wenn wir erst die Antworten von den verschiedenen auswärtigen Polizeidirektionen erwarten, an welche geschrieben und telegraphirt worden ist, ehe wir Sie abschicken; sonst kommen wir nur in eine planlose Hetze hinein, bei welcher Zeit und Geld vergeudet wird. Ist der Dieb seither noch nicht über den Kanal nach England, so kommt er nun kaum mehr durch."

Ich ergab mich in diese Verfügung und eilte zu dem Maler, um ihm diesen Beschluß meiner Vorgesetzten mitzutheilen, der vorerst nicht unwiderruflich, jedoch nicht unbegründet war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Fuchsbau.

(Mit einem Holzschnitt auf S. 96.)

Unser Bild zeigt uns Reinecke, wie er seinen jungen Nestfüchschen etwas Beute einträgt; wie ihn an der Mündung der Einfahrt seines Baues eines seiner Jungen erwartet, während oben in dem geräumigen Kessel des Baus die Jungen spielen. Mancher Waidmann wird über dieses Bild den Kopf schütteln und gestehen, daß er noch niemals einen Fuchsbau gesehen habe, wo Einfahrt und Kessel so nahe beieinander und zu Tage lagen. Darum wollen wir gleich voranschicken, daß die Ansicht nur eine ideale seyn soll, dazu angethan, dem Leser einen ungefähren Begriff von der Einrichtung eines Fuchsbaues zu geben und ihn einen Einblick in das Familienleben des schlauen Reinecke thun zu lassen. Die Wohnung des Fuchses ist bekanntlich ein selbstgegrabener oder vorgefundener unterirdischer Bau, oft ein verlassener Dachs- oder Kaninchenbau, bestehend aus Röhren und einem sogenannten Kessel, welcher der eigentliche geräumige Wohnsitz der Fuchsfamilie ist. Wenn ein solcher Bau sehr groß und mit zwei Kesseln versehen ist, so bewohnt ihn zuweilen der Fuchs noch gemeinsam mit dem Dachse, bevor er denselben durch seinen Gestank vertreibt. Gewöhnlich hat ein Fuchsbau mehrere Eingänge, und außerdem befinden sich in seiner nächsten Nachbarschaft noch mehrere sogenannte Nothbaue und Fluchtröhren, welche nur aus einer einzigen Röhre bestehen und dem Fuchs nur zu zeitweiligem Versteck dienen sollen. Bei Gewittern und heftigen Platzregen, bei Sturm und Schneegestöber, bei kalten Winterregen, sodann während der Ranz- oder Paarungszeit im Februar, selbst bei günstiger Witterung, und im Frühling und Frühsommer, so lange die Jungen noch klein sind, liegt der Fuchs am Tage im Bau. Das ganze übrige Jahr hindurch steckt der Fuchs gewöhnlich im Dickicht, im Röhricht, im hohen Getraide und reviert nach Beute, flüchtet aber bei Verfolgung sogleich nach seinem Bau. Unter Tages ruht er meist im Bau, es müßten ihn denn großer Hunger oder die Sorge für seine Jungen zwingen, auf Raub und Beute auszugehen; außerdem aber ist er vorzugsweise nur Nachts munter und zieht auf seine Beute, die er schleichend berückt und durch einen raschen sichern Sprung erhascht. — Auf unserm umstehenden Bilde stellt der obere Theil, wo sich die sechs jungen Füchschen balgen, den Kessel des Baues vor, den man sich

Digitized by Google

Ein Fuchsbau.

jedoch tief in die Erde denken muß, denn dieser Kessel steht niemals zu Tage. Der untere Theil des Bildes dagegen stellt eine Einfahrt oder Röhre des Baus dar, welche er immer mehr oder weniger geschickt zu verstecken weiß. Meist sind die Baue im dichten Laubholz, häufig in kleinen jungen Nadelholzkulturen, welche sich zwischen Laubwald befinden, zuweilen aber auch an Rainen und Böschungen, die sogenannten Feldbaue. — Die Füchsin wirft oder wölft im April, 9 Wochen nach der Paarung, 3—7 Junge, welche 10—14 Tage blind sind und die ersten zwei Monate ihres Daseyns beinahe ausschließlich im Bau zubringen, da sie von der Füchsin oder Bohe darin erzogen werden. Wenn die Bohe säugt, trägt ihr der Fuchs Nahrung zu; später sorgen beide Alte gemeinsam für den Unterhalt der Jungen. Im zweiten Monat führt die Bohe ihre Jungen bisweilen vor den Bau, wo diese spielen und mit lebenden Mäusen versorgt werden, mit welchen sie gleich den jungen Kätzchen tändeln, ehe sie sie abwürgen. Bei der leisesten Ahnung von Gefahr huschen sie sogleich in den Bau; wittert die Bohe aber ernstliche Gefahr für ihre Jungen, so nimmt sie diese eins ums andre nach Katzenart in's Maul und trägt sie fort nach einem hohlen Baum, einer Fluchtröhre oder irgend einem andern sichern Verstecke. Im Juni führt die Bohe ihre Jungen dann schon weiter, und im Juli verlassen dieselben dann meist den Bau ganz und ziehen in die Getraidefelder, wo sie junge Hasen, Mäuschen, Wachteln, Hühner, Heuschrecken u. s. w. finden, und sich allmählig selbstständig ernähren lernen, denn im Spätherbste läuft die ganze Familie auseinander und jedes lebt nun auf eigene Faust. Im zweiten Jahr ist der Fuchs ausgewachsen, paart sich nun ebenfalls, und sucht oder bereitet sich seinen eigenen Bau, wenn er nicht irgend einen ältern verlassenen vorfindet, woran es da nie fehlen wird, wo der Jäger dem geschworenen Feinde seiner jungen Hasen und Rebhühner und Fasanen eifrig nachstellt.

Verantwortlicher Redacteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck von Müller & Bellnagel in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Türken vor Wien, 1683.

Geschichtliche Erzählung von Otfrid Mylius.
(Fortsetzung.)

4.

Von heftigem Gliederreißen befallen, lag Fridolin in einer Gesindestube des Pfleghofes auf der Wollzeil, wohin ihn Pater Sulpitius gebracht hatte. Eine unbeschreibliche Freude erfüllte sein ganzes Gemüth, und von Herzen segnete er den wackern Kapuziner, und den hochwürdigen edlen Bischof denen er diese günstige Wendung seines Schicksals verdankte, denn anstatt auf der harten Pritsche mit faulem nassem Stroh lag er nun in einem warmen Bette und sah sich von liebreicher Pflege umgeben, denn Pater Sulpitius hatte ihn als den Schützling des allverehrten Bischofs dem Gesinde desselben ganz besonders empfohlen. Seine Schmerzen dünkten den jungen Soldaten erträglicher, seit er nicht mehr in Schmach und Elend hinausgestoßen in dem schaurig-nassen Verließe lag, und mit einer unbeschreiblichen Rührung und Sehnsucht sah er dem Augenblick entgegen, wo es ihm vergönnt seyn würde, wieder vor den Bischof zu treten und ihm aus Herzensgrunde zu danken. Aber die Stille und Einsamkeit und die wohlthuende Wärme hatten Fridolins Gedankenzug unterbrochen durch einen gesunden Schlummer, der ihn sogar der Empfindung seiner Schmerzen entrückte. Wie lang er so gelegen hatte, wußte er nicht zu sagen, als ein Lichtschimmer ihn weckte, der auf seine geschlossenen Augen fiel. Fridolin ermunterte sich und blickte auf; da erkannte er an seinem Bette den wohlwollenden Mönch, der eine Lampe über ihn herein hielt, und den hochwürdigsten Kirchenfürsten selbst, der mit einem Blick voll Mitgefühls den Schläfer gemustert hatte.

„Wie ist Dir, mein Sohn?“ fragte der Bischof mild; — „doch stille! keinen Dank, mein Sohn, denn ich mache mir's zum Vorwurf, Dich nicht früher aus Deiner Bedrängniß befreit zu haben. Wer jemanden eine Gnade erweisen will, soll es schnell thun, sonst quält er seinen Schützling nur mit der Pein vergeblicher Erwartung. Doch Dir

Bischof Graf Kollonitsch.

scheint es jetzt besser zu ergehen, mein Sohn, nicht wahr?“

„Dank dem Himmel und Ihnen, hochwürdiger Herr,“ erwiderte Fridolin mit Thränen im Auge. „Ihnen, hochwürdiger Herr, und diesem wackern Pater hier verdanke ich es, daß ich mein Leben nicht in Schmach und Elend ende, denn ich hätte es nicht überlebt, wenn man mich hätte Spitzruthen laufen lassen! Ich würde dem ersten besten Soldaten in den Spieß gerannt seyn.“

„Pfui doch, Mann! ein Menschenleben ist allzuviel werth, als daß man es leichtfertig wegwürfe wegen eines unschuldig erlittenen Unrechts!“ entgegnete der Bischof mild. „Auch stirbt sich's nicht so leicht, mein Sohn, wie Du wähnst, denn wenn

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google

Dir erst der Tod sein entsetzliches Gesicht zeigte, würdest Du doch davor erblassen. Es gehört eine gute Sache und ein heiliger Muth dazu, um uns dem Tode ruhig entgegenblicken zu lassen! Glaub' mir das, mein Sohn, der ich dem König der Schrecken schon öfter in's Antlitz gesehen habe als Du. — Doch laß uns von etwas Anderm reden, junger Mann, — von Dir selber! Woher hast Du dieß klassische Latein, in dem Du an mich geschrieben?"

Fridolin zuckte erröthend die Achseln. „Ich habe eine gute Schule genossen, Hochwürdigster," entgegnete er ausweichend; „ich bin ein fahrender Schüler!"

„Täusche mich nicht, mein Sohn! sey offen!" erwiderte Herr v. Kollonitsch und heftete sein dunkles Auge fest und forschend auf den Kranken. „Sag' mir alles; wie kommst Du in das rauhe Soldatengewand, mein Sohn, dem Du vergebens Deine Manieren, Deine Sprache anzupassen suchst? Deine Hände, Deine Gestalt, Dein ganzes Wesen verkündigen einen bessern Stand, eine andre Laufbahn, als diejenige des Soldaten."

„Ich sagte es ja, hochwürdiger Herr, ich war auf Schulen," versetzte Fridolin verlegen; „ich bin einfacher Leute Kind aus dem schwäbischen Kreis, gerieth unter die fahrenden Schüler und dann unter die Soldaten, ließ mich in der Steiermark anwerben zu einem Regiment Arkebusiere, und — das Uebrige wissen Sie, Hochwürdigster!"

Der Bischof schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ich will mich nicht in Deine Geheimnisse eindrängen, Mann," sagte der Bischof mit ruhiger Würde, „weil ich Dir eine Unwahrheit ersparen möchte, über welche Du später erröthen müßtest. Doch war meine Frage gut gemeint, und ich dächte, mein aufrichtiges Wohlwollen für Dich hätte etwas mehr Offenheit verdient, denn ich hatte meinen Plan mit Dir, Fridolin! Ein junger Mensch, der ein solches Latein schreibt, und sich in der Schanze bei Rainsberg so benommen, der dünkte mir aus dem Holze zu seyn, woraus man noch etwas mehr schneidet, als einen Korporalstock. Allein Du magst ja Gründe haben, um deren willen Du Deine Vergangenheit verhehlst!" damit stand der Bischof auf und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Fridolin richtete sich so rasch auf, als es sein heftiges Reißen in den halbgelähmten Gliedern erlaubte. „Oh, nicht also, hochwürdigster Herr!" rief er bittend; „gehen Sie nicht von mir mit dem Argwohn, daß ich Ihrer Güte und Hülfe unwürdig sey!" rief er mit bittend gefalteten Händen. „Fürwahr, ich habe vielleicht gefehlt gegen den Willen meiner Eltern und die guten Absichten meiner Oberen, Hochwürdigster; allein ich habe keine That begangen, welche mich verunehrte oder mich Ihrer Güte unwürdig machte. Oh, nur noch einen Augenblick Geduld und williges Gehör, hochwürdigster Herr!" setzte er im flehendsten Tone hinzu; — „Sie werden mich wohl strenge tadeln, und mich der geistlichen Strafe überantworten, aber Sie werden mich doch nicht verachten oder eines schmählichen Streiches beargwöhnen können!"

„Was werde ich hören?" erwiderte der Bischof und wandte sich langsam und mit sichtlicher Neugierde zu dem Kranken um; „Du sprichst von der geistlichen Strafe, Mann? Bist Du einem Kloster entsprungen?" fragte er mißtrauisch und mit Stirnrunzeln; „hast Du Gelübde gebrochen, welche Du vor dem Altar gethan?"

„Mit nichten, hochwürdigster Herr! ich habe nicht an der heiligen Kirche gefrevelt," versetzte Fridolin demüthig; „ich wollte mir die Gewissensbisse ersparen, als ein unwürdiger Diener des Herrn nur mit halbem Herzen in einen Orden zu treten ...."

„Lassen Sie ihn ein ganzes Geständniß thun, hochwürdigster Herr!" bat der Kapuziner mitleidig; „ich glaube, er wird sich zu rechtfertigen wissen!"

„Wohlan denn, rede, mein Sohn, und sey offen!" sagte Herr v. Kollonitsch und sein männliches Heldengesicht verrieth einige Unruhe, denn sein menschliches Wohlwollen für den Gefangenen lag augenblicklich im Kampfe mit seinem Eifer für die Sache der heiligen Kirche. „Ich will Dich nicht ungehört richten."

„Ich bin, hochwürdigster Herr, nur schlichter Leute Kind," entgegnete Fridolin; „ein kleines Gut in Oberschwaben ist meine Heimath. Zur Zeit da meine Mutter mich unter dem Herzen trug, kam eine große Seuche in unsre Gegend und ergriff auch meinen Vater, und in ihrer Sorge um das Leben ihres Gatten that meine Mutter ein heiliges Gelübde, das Kind unter ihrem Herzen der Kirche zu weihen, wenn mein Vater wieder genese. Der Himmel erhörte dieses Gelübde, mein Vater entging dem Tode, und wenige Monate darauf genas meine gute Mutter zweier Kinder: eines Mägdleins und eines Knaben. Ich war der erste Sohn, den sie meinem Vater gebar, und nun schnitt es der Mutter selbst tief in die Seele, daß sie zwei Kinder und

Digitized by Google

darunter den Sohn, der Kirche verlobt hatte; zumal mein Vater ſich der lange erſehnten Geburt ſeines Erben nun gar nicht recht erfreuen wollte. In dieſer wunderlichen Lage, wo ein ſolch unerwartetes geſchehen war, machte ſich mein Vater eines Tages auf und ritt gen Mörsburg, zu dem hochwürdigſten Herrn Biſchof von Konſtanz, dieſem die Gewiſſensſache meiner Mutter zum Entſcheid vorzulegen; und der erlauchte Herr entſchied: da meine Schweſter Agnes vor mir zur Welt gekommen, ſo ſey ſie dem Herrn verlobt und dem Dienſt der heiligen Kirche zu weihen. Stürbe ſie aber, bevor ſie die Weihen empfangen und den Schleier genommen, ſo ſey ich verbunden, das Gelübde meiner Mutter zu löſen ...."

„Das iſt ganz logiſch und gerecht, mein Sohn, und dem kanoniſchen Rechte gemäß," ſagte Herr v. Kollonitſch mit ſichtbarer Theilnahme; „und Deine Schweſter ſtarb?"

„So iſt es, hochwürdigſter Herr!" entgegnete Fridolin beinahe ſchmerzlich; „Agnes war im Kloſter Drachenthal bei Ehingen an der Donau, und ich führte auf meines Vaters Gehöft ein freiſames Leben unter der Aufſicht eines Leutprieſters, den man mir zum Informator gegeben hatte. Ich war ein unbändig wilder Knabe und ahnte nicht, was für ein Gelübde ob meinem Haupte ſchwebe, und gedachte nichts Andres zu werden, als ein kecker wilder Reitersmann, denn unter des Vaters Knechten war einer, der lahme Melcher, der hatte vor Zeiten unter den Kaiſerlichen gedient unter den Reiterſchaaren des Feldobriſten Johann von Werth und den langen Krieg zum Theil mitgemacht gegen die Schweden und die Lutheriſchen, und des alten Melchers Erzählungen von Feldlagern und Gefechten, von Kriegszügen, Scharmützirea und Schlachten, von Belagerungen und Beutezügen u. dergl. m. waren mir allzeit lieber geweſen, als des Leutprieſters lateiniſche Vokabeln und Syntax. Darum war ich auch immer hinter dem alten lahmen Knechte her wie ſein Schatten, und ſeine Geſchichten erfüllten ganz meinen kindlichen Sinn. Ich ritt als Knabe ſchon die wildeſten Pferde, ſchoß mit meiner Armbruſt eine Krähe im Fluge herunter, und kein Fels war mir zu ſteil, kein Waſſer zu reißend, daß ich nicht hinangeſtiegen oder darüber geſchwommen wäre. Vor meinen Augen ſtand nichts andres in der Zukunft, als einſt, wenn ich kräftig genug wäre, mir ein Roßlein zu ſatteln und ein Schwert zu führen, zum Kaiſer gen Wien zu reiten und Dienſte zu nehmen in Hungarn oder Kroatien wider den Türken ...."

„Hm, ja, ja, das iſt ſo der wackern Knaben Art," ſagte der Biſchof mit gedankenvollem Lächeln; „das gemahnt mich an meine eigene Jugend. Doch weiter, weiter!"

„Ich war ein Junge von etwa vierzehn Jahren," fuhr Fridolin fort; „da ritt eines Tages ein Bote auf dem Hofe an, der von Ehingen kam mit einem Brief von jenem Syndikus im Ritterhauſe zu Ehingen, welcher im Dienſte des Kantons Donau ſtand. Ein lautes Jammergeſchrei meiner guten Mutter lockte mich in's Haus, denn der Vater war auf die Pürſch gegangen in's Tannicht, und als ich in die Stube trat und der Mutter nahte, die wie in Schmerz aufgelöst war, und ſie erſchrocken nach dem Grund ſolches Schmerzes fragte, da ſchlug ſie ihre Arme um meinen Hals, preßte mich an ihr Herz und küßte mich unter heißen Zähren und drückte mich, als ob ſie mich nicht laſſen wollte. ‚O mein Kind!' rief ſie, ‚mein armer, armer Friedel! was wird der Vater ſagen, wenn wir ſo zween Kinder mit Einem Schlage verlieren?' — ‚Was iſt denn geſchehen, lieb Mütterchen?' fragte ich entſetzt, und erfuhr nun, daß unſere gute Agnes zu Drachenthal im Kloſter jählings geſtorben und daß nunmehr ich zum Kloſterleben beſtimmt ſey, — ich der ich ein mannlicher Reiter und Kriegsheld zu werden gewillt war. — Ach, hochwürdigſter Herr! Gott verzeihe mir's, aber mir war in jener Stunde zu Muthe, als ſchlüge die Erde ob meinem Haupte zuſammen und ich verſänke in ein düſtres Grab. Ich haßte den Beruf, dem man mich verlobt hatte, denn vor meinem Sinne lag die weite Welt ſo ſchön und verlockend ...."

„Armer Knabe! ich begreife das," ſprach Pater Sulpiz und drückte Fridolin bewegt die Hand; „in dieſen Jahren iſt das Kloſter nur ein ſchaurig leeres Grab."

„Um es kurz zu ſagen," fuhr Fridolin fort, „der Todesbrief von unſrer armen Agnes ging meinem Vater furchtbar nahe, da er auch mich, den einzigen Sohn, verlieren ſollte. Er zögerte lange, mich wegzugeben, denn ich flehte ihn auf den Knieen an, mich nicht in's Kloſter zu ſtecken. Er ritt nochmals gen Mörsburg zu dem hochwürdigſten Herrn Biſchof und trug ihm ſein Anliegen vor, allein abermals entſchied der hohe Herr wie zuvor: da Agnes vor den Weihen geſtorben, ſo ſey es meine Pflicht, der Mutter Gelöbniß zu löſen. Mein armer Vater

Digitized by Google

ritt auch noch nach Marchthal und Weingarten zu den hochwürdigen Aebten, sich Rathes zu erholen, aber sie entschieden just ebenso wie der Bischof, und mit schwerem Herzen meldete mich der Vater bei den ehrwürdigen Benedictinern zu Weingarten an. Es war Spätherbst geworden und das ganze Land lag tief im Schnee bis in die fernen Schweizerberge hinein, als mich die Eltern gen Weingarten brachten, und so kam ich mir vor, als würd' ich zu Grabe geleitet und sollte dort auf dem Berge in der stolzen Kirche lebendig in die Gruft hinuntersteigen...."

„Es war ein Fehler Deines Vaters, Dich so in der Unwissenheit jenes Gelübdes und in wilder Freiheit zu erziehen," bemerkte Herr v. Kolleritsch, aber der Kapuziner wandte bescheiden und fürbittend ein:

„Ach, seyn Sie milde und nachsichtig gegen Friedel's Vater, hochwürdigster Herr! wer wollte es einem Vater verdenken, daß er des frohen Knaben Sinn nicht trübte mit der Kunde eines dunklen Verhängnisses, das drohend über seines eigenen Sohnes Haupte schwebte? Hätte das nicht nothgedrungen dem Knaben auch die paar Jahre vergällen müssen, die ihm der Himmel für seine harmlose Freiheit gestattete?"

Der Bischof nickte mit stummer Zustimmung und Fridolin fuhr fort, zu schildern wie unglücklich und verloren er sich anfangs in der Klosterschule der Benedictiner gefühlt, bis sich endlich einer der Patres, ein sanfter, liebevoller Mann, ihm genähert und durch freundlichen Zuspruch, der von der anderen Lehrer finsterer Strenge seltsam abstach, sein Vertrauen gewonnen und das gedrückte junge Gemüth erschlossen; wie dieser Pater Cajetan sodann ihn mit seinem Geschick auszusöhnen und seine Fähigkeiten auf die rechte Bahn zu leiten, seinen Ehrgeiz anzuspornen gewußt und ihm eine günstigere Lösung seines Geschicks in Aussicht gestellt habe, indem er ihm gezeigt, daß ihm später die ganze Welt offen stehe, wenn er nach Vollendung seiner Studien im Stifte zu Weingarten sich darum bewerbe, in das große Kollegium der Väter von der Gesellschaft Jesu zur Verbreitung des Glaubens zu Rom aufgenommen zu werden, um sich daselbst zu einem Sendboten der christlichen Lehre und der heiligen Kirche unter den Heiden auszubilden. Wie Fridolin alsdann, wann er dort in der Propaganda seine Studien vollendet, der herrliche Beruf winke, als Sendbote des Glaubens ein Streiter Gottes zu werden und in das ferne Indien oder nach Südamerika geschickt zu werden oder in's Morgenland unter die Türken und Moslemin, dem Kreuze Bekenner zu werben unter dem Banner des Halbmonds. Wie dieser Beruf ihm dann allmählig lieb geworden und er sich mit demselben versöhnt, wie emsig er seinen Studien obgelegen und die Logik absolvirt, und dann die Erlaubniß seiner Eltern eingeholt habe, sich zum Missionar unter der Gesellschaft Jesu heranzubilden. Wie sein Vater nur mit Widerwillen seine Einwilligung hiezu gegeben und wie er dann nach Freiburg im Breisgau geschrieben und um Aufnahme als Zögling im dortigen Jesuiten-Collegium nachgesucht und auf Grund seiner Zeugnisse und in Absicht auf seine weiteren Pläne solche erhalten habe; wie er sodann gen Freiburg im Breisgau gewandert und zwei Jahre daselbst geblieben, bis seine Aufnahme in die Propaganda zu Rom entschieden gewesen; wie er dann mit sechs anderen Zöglingen deutscher Zunge unter der Aufsicht zweier Väter nach Wälschland gereist und in Rom angekommen und aufgenommen worden sey; wie er daselbst den höchsten Fleiß aufgeboten, die griechische, türkische und arabische Sprache zu erlernen, damit er bald nach den Städten der Levante geschickt werden könne, und wie er, nicht ohne wiederkehrende Reue und innere Kämpfe mit jener ungestümen Thatkraft, die ihn schon als Knabe zum Soldatenstande hingezogen, in dem Collegium zu Rom geblieben sey, bis sich die Sehnsucht nach der Heimath und nach der Welt seiner so gewaltig bemächtigt habe, daß er vor zwei Jahren auf listige Weise dem Collegium entsprungen, bevor er noch Profeß gethan, und unter Abenteuern und Fährlichkeiten aller Art bald als Viehtreiber, bald als Bettler oder als Genosse eines Gauklers sich unerkannt durchgeschlagen habe bis nach Triest; wie er von da unter allerlei Widrigkeiten mit jenem Gaukler durch die slavischen Länder die unter dem Türkenjoche lagen, umhergezogen sey, bis die Kunde von dem bevorstehenden neuen Kriegeszuge der Türken ihn bewegen, sich von seinem wälschen Gefährten zu trennen und nach Deutschland durchzuschlagen, bis er gen Marburg in Steiermark gekommen und dort Handgeld unter den kaiserlichen Büchsenschützen genommen habe, da er von Allem entblößt gewesen.

„Und so bin ich nun hier, hochwürdigster Herr, und lege mein Schicksal demüthig in Ihre Hände!" schloß Fridolin, „ich habe so gehandelt, weil ich nicht anders gekonnt, und selbst in den jüngstver-

Digitized by Google

gangenen Tagen, wo Fährlichkeiten und Demüthigungen aller Art so gewaltig auf mich einstürmten, hab' ich nicht zu bereuen vermocht, was ich gethan, denn im Grunde meiner Seele ist nichts, was mir die innere Gewähr gäbe, daß ich jemals mit vollem Herzen dem Wohle der Kirche und den Gelübden ihres Dienstes mich widmen könnte."

Herr v. Kollonitsch saß gedankenvoll da, als Fridolin geendet hatte; die Theilnahme für den Kranken und seinen weltlich-kriegerischen Thatendrang kämpfte in ihm mit der Mißbilligung, die er als geweihter Diener der Kirche und deren eifrigster gehorsamer Sohn gegen das Treiben des ungehorsamen Flüchtlings hegte. Pater Sulpiz betrachtete abwechselnd den Bischof und den Kranken, dessen Blicke ebenfalls scheu an den Augen des Bischofs hingen.

„Verblendeter Jüngling," hub Herr v. Kollonitsch endlich an, „Dein Geschick muthet mich zwar menschlich an, dünkt mich aber doch ein verfehltes! Hast Du bedacht, welchen Zorn Gottes Du auf Dich ladest, indem Du das Gelübde Deiner Mutter verletztest und zu Nichte machtest?..."

„O nicht also, hochwürdigster Herr Bischof!" fiel ihm der arme Kapuziner sanft in die Rede und erhob die Hände bittend zu ihm. „Was hätte unserer heiligen Kirche ein Diener gefrommt, der ihr nicht mit ganzer voller Seele ergeben gewesen wäre? was soll in Gottes Dienste ein jugendlich ungestümer hochfahrender Sinn, der dem ersten Gebot der Kirche, dem blinden Gehorsam, nicht nachzuleben weißt? was kann der Sache des heiligen Glaubens ein Mensch frommen, dem das innere Licht und Feuer begeisterten Eifers fehlt? Stellen wir es dem barmherzigen Vater im Himmel anheim, wie er den Zwiespalt zwischen jenem Gelübde und Fridolin's innerstem Wesen löse, und glauben wir, daß der Lenker der Herzen Mittel und Wege finden wird, auch des Widerspenstigen Willen und Kräfte in seinem Dienste zu verwenden!"

„Du hast nicht Unrecht, Mönch," versetzte der Bischof mild. „Wir sind seine Richter nicht."

„Betrachten wir das, was er uns eröffnet, als wär's geschehen unter dem Siegel der Beichte, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen," sagte Pater Sulpiz. „Und Du, mein Sohn, erkenne willig und mit Reue, welche Gnadenfrist zu Deiner Buße und Besserung Dir der barmherzige himmlische Vater durch Deine Rettung aus Schmach und Tod gewährt hat, und zeige Dich in Demuth dankbar dafür! Auch von Dir wird einst strenge Rechenschaft gefordert werden über die Verwendung Deiner Fähigkeiten!"

„Ich weiß es, Ehrwürdiger," erwiderte der Soldat mit gesenktem Haupt und bescheidener ruhiger Stimme; „Gott ist mein Zeuge, daß ich in Noth und Elend, in Armuth und Verachtung niemals vergaß, was meine Pflicht als Christ und Mensch gewesen, und daß ich mich vor groben und gemeinen Sünden gehütet habe."

„Möge Gott Dich erleuchten und Dein Herz lenken, mein Sohn!" sprach der Bischof aufstehend; „sey meines Schutzes würdig, und er soll Dir auch fürder nicht entstehen! Genese von Deinem Gebreste, und dann laß uns weiter sehen, wozu Du zu verwenden bist!"

Die beiden Geistlichen gingen und Fridolin war wieder allein mit seinen Gedanken, und fragte sich grübelnd: ob ihn der Bischof wohl den geistlichen Gerichten übergeben werde, in welchem Falle er sicher seyn durfte, daß man ihn wieder in ein Kloster stecke und daß es mit seinem Soldatenleben ein Ende habe. Allein auch seine Erfahrungen unter der Fahne waren seither nicht von der Art gewesen, daß sie ihn sonderlich anzumuthen vermocht hätten, und sein zweiter Gedanke: wird man mich wieder zu meinem Regimente zurücksenden? war kaum tröstlicher, denn was sollte er dort thun? was konnte er sich von der Führung von Offizieren versprechen wie der dicke kurzathmige Hauptmann v. Wastlberger und der Fähndrich v. Piestrich waren?

Aus all dem Sinnen und Grübeln erwuchs jedoch kein klarer Entschluß, und ein tiefer Schlummer verschlang am Ende all die unreifen und unfertigen Pläne Fridolins. Als er erwachte, fühlte er sich namhaft besser. Der Trunk und die Salbe, welche Pater Sulpitius ihm gestern gegeben, hatten ihm gut gethan, und er sehnte sich aus dem Pfleghofe hinaus in's Freie. Dieser Wunsch sollte nur allzubald Erhörung finden, denn bald nach der Morgensuppe kam ein vertrauter Diener des Bischofs zu Fridolin in die Stube, brachte ihm reinliche einfache bürgerliche Kleider und ein Geschenk an Geld.

„Der hochwürdigste Herr Bischof läßt Dir sagen, junger Mann, daß es Dir unbenommen sey, Deinen Wanderstab weiterzusetzen, falls Du nicht zu Deinem Regimente zurückkehren und etwan dem Arm der geistlichen Disciplin entgehen willst," sagte der Diener und blickte dabei den Halbgenesenen forschend an. „Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß Dir

Digitized by Google

hier die Herberge gekündigt sey, denn Du magst ganz ruhig hier bleiben, bis Du ganz genesen bist. Nur soll Deinem freien Willen nichts in den Weg gelegt seyn, so Du gehen willst."

Fridolin schaute den Diener schier wehmüthig an. „Wie soll ich das verstehen?" fragte er traurig; „schickt Euer hochwürdiger Herr mich fort? Hält er mich nicht mehr für würdig, meinen Arm dem Kaiser und der Sache des Vaterlandes und der Christenheit zu leihen?"

„Ich hab' Dir gesagt, was man mir aufgegeben hat," versetzte der Diener achselzuckend. „Vom Wegschicken war allweg keine Rede." Damit ließ er Fridolin stehen.

Dieser seufzte tief auf und seine dunklen Augen füllten sich mit Thränen. Er sah ein, daß er des Bischofs Vertrauen verloren, seit er ihm seine Lebensgeschichte erzählt hatte. Er verachtet mich, seit ich ihm gestanden, daß ich dem Jesuiten-Collegium entsprungen sey, sagte er zu sich selber; ich las es in seinem offenen Antlitz, in seinen dunklen Augen, daß er im heiligen Eifer für die Sache der Kirche mir zürnt, mich für einen Abtrünnigen hält, und doch thut er mir Unrecht; was kann ich dafür, daß ich keinen innern Beruf und Neigung zu Kutte und Kloster habe, daß mir die Welt und die Freiheit noch so hold und wonnig winken? —

Fridolins schmerzende Glieder ließen ihn erst gegen den Abend das Bett verlassen, und kaum hatte er es gethan, so entstand draußen auf den Straßen ein Zusammenlaufen und Getöse, ein Drängen und Geschrei, und die Leute eilten rasch in Einer Richtung davon. Dieser Auflauf lockte auch die Insassen des Pfleghofes hinaus auf die Gasse, und alle fragten, was es gebe, ob Feuersbrunst, ob die Türken im Anzug? — Nein, hieß es, nichts von all dem; der Kaiser und der Hof rüsten sich zum Wegzuge aus der Stadt, die Kutschen und Pferdesänften und die Packwägen stehen schon droben vor der Burg! da schaut's nur, wie gut sie es mit uns meinen, die hohen Herrschaften! Da ziehen sie fort in Sicherheit, und uns lassen sie da, daß wir uns von den Türken niedermetzeln lassen müssen! Kann der Kaiser nicht unser Schicksal theilen?

Und trotz der Liebe zum Kaiserhaus wurden Verwünschungen laut, und mit finsteren oder niedergeschlagenen Mienen strömten die Leute der Burg zu.

Auch Fridolin, obschon er vor Schmerzen kaum zu gehen vermochte, ward von dem neugierigen Menschenstrome mit fortgerissen, und als er auf den Graben kam, zogen ihm bereits einige Kompagnieen Reiter und Fußvolk entgegen, schmucke Dragoner und stämmige Musketiere unter dem Befehl des Herrn v. Hassti, eines Ireländers, welche auszogen, um den Vortrab des kaiserlichen Reisezuges zu bilden. Die Trompeten schmetterten so keck und lustig, die Trommelwirbel dröhnten so aufregend durch die engen Gassen der Stadt, und die Soldaten zogen so fröhlich und stolz einher, als fühlten sie recht die Ehre, ihrem kaiserlichen Herrn das Geleite geben zu dürfen, und der Lärm der Musik und die Gelegenheit zum Schauen und Gaffen beschwichtigten die Aufregung des Volkes. Eine Weile darauf kam ein unabsehbarer Zug von Kutschen und Sänften und Wagen, begleitet von einem starken bewaffneten Dienertroß zu Pferde und auf Maulthieren, den Kohlmarkt herab, verbreitete sich in zwei Zügen über den Graben nach der Rothenthurmgasse und über die Tuchlauben und die Landskrone und vereinigte sich vor dem Rothenthurmthore wieder, um durch die Leopoldstadt und über die Taborbrücke weiter nach Chornenburg zu ziehen. Den Schluß des Zuges bildete abermals eine Abtheilung Musketiere, und hinter diesen reihte sich in ein endloser Zug von anderen Flüchtlingen an, der dem kaiserlichen Hofe folgte.

Fridolin war von dem Menschengewühl der schaulustigen Gasser bis in die Gegend des Rothenthurms mit fortgeschleppt worden, da bewog ihn der Anblick des Stockhauses schen aus der Ferne zum Umkehren; aber es war kaum möglich, gegen die Menschenströmung anzukämpfen, und ehe er noch die Ecke erreicht hatte, wo die Wollzeile in die Rothenthurmgasse einbiegt, drohten ihn seine Kräfte zu verlassen, und er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er eine steile Hausstiege hinankletterte und sich neben einen alten gebrechlichen Greis auf die Schwelle setzte und in den Knäuel der Vorübergehenden herunter blickte.

„Welchen Tag haben wir denn heute, Vater?" fragte er den zitternden Greis, der neben ihm saß. „Einen Unglückstag, mein Sohn, — den 7. des Julius-Mondes," versetzte der Alte. „O Jammer und Noth, wie viele Menschen und Familien habe ich heute und gestern durch diese Gasse ziehen und flüchten sehen? Nach Tausenden kann man sie kaum zählen! Heilige Mutter Gottes, was soll aus uns noch werden? Der grausame Türke schon auf dem Kahlenberge, wie die Leute sagen! O großer Gott, wie glücklich wer seine müden Glieder

Digitized by Google

zur Ruhe gebettet hat! Was werden wir noch erleben?"

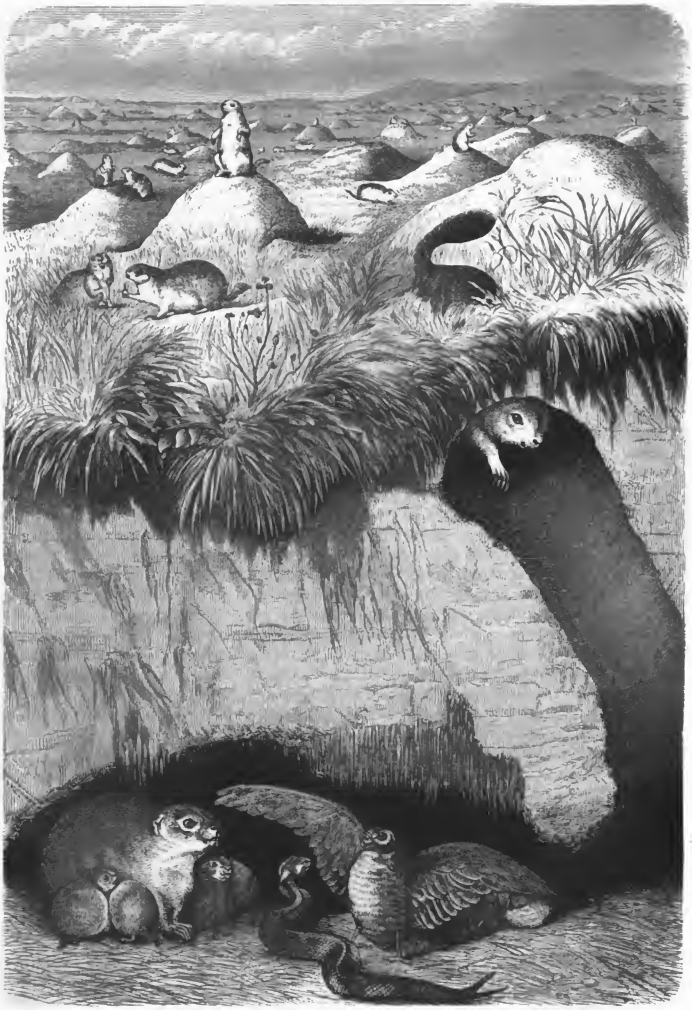
In diesem Augenblick kam ein stämmiger Bürger in Hemdärmeln und Schurzfell die Haustreppe herauf. Sein Aufzug gab ihn als Schlosser zu erkennen. Auch sein Gesicht war ernst und düster, und er bog sich zu dem Greise herab, erfaßte ihn mit seinen sehnigen Armen und sagte: „Kommt, Ahn, laßt Euch hereinführen! Es geht auf zehn Uhr und wir wollen die Thüre absperren! Schütz' uns Gott heute Nacht. Die ersten Streifwachen der Türken sind wirklich schon in der Gegend; das Karmeliterkloster auf dem Kahlenberge steht in heller Lohe und der Feuerschein schimmert weithin durch die Nacht und leuchtet dem Kaiser auf seiner Flucht nach Linz. Und die Stadt haben's schon von Soldaten entblößt, daß Gott erbarm'! Außer der Bürgerwache ist nichts mehr hier als das Regiment Kaiserstein, und eine Handvoll der grausamen Türken könnte die Stadt nehmen."

„Was Ihr sagt, Meister Zuckrigl?" fragte der Spezerei-Krämer nebenan, der eben seine Bude zu schließen im Begriff gewesen, als der Meister Schlosser zu reden begonnen. Du himmlische Barmherzigkeit, was soll aus uns werden! So eben war der Feldmesser Gößl noch bei mir im Laden, sich einen Vierling Käse zu kaufen, bevor er zu seinem Abendtrunk in's Lambl geht; und was meint's denn, daß der sagt? Die Befestigungen, sagt er, seyen nir mehr nutz, sagt er; die Palisaden nit eingerammt, sagt er, die Basteien nit mit Geschütz versehen noch mit Schanzkörben. Jesus, Maria und Joseph, was soll aus uns werden, wenn der Kaiser gar fort ist?"

„Dann schicken wir Weib und Kinder weg und wehren uns unserer Haut," versetzte Meister Zuckrigl, dem's wie wilder Muth aus dem rußigen Gesichte flammte; „laßt den Kaiser und den Hof ziehen, sie sind wohl fort, nur ein Hemmniß für die tapfre Gegenwehr. Morgen, hoff' ich zu Gott, soll's anders werden! der Türke wird die Stadt nicht über Nacht durch einen Handstreich nehmen, und morgen, so heißt es, soll der neue Kommandant einziehen, den des Kaisers Majestät über die Stadt gesetzt hat — Herr Rüdiger Graf von Starhemberg; der wird den alten Wust und Sauerteig auskehren und das unnütze faule Schreibervolk fortjagen, das dem ehrlichen Bürger sein Recht verkümmert, und wollte Gott, er triebe das heillose Gesindel ganz und gar in die Donau hinein, daß sie sie forttrüge zu dem ketzerischen Teufel dem Tekely hinunter. Aber nun gute Nacht, Nachbar! da steht der Kasperl, der Hausmeister, schon mit dem Sperriegel in der Hand. Gott mit uns allen, Meister Gößl! Den alten Ahn da und mein Weib und Kind schick' ich morgen weg nach Znaym zu meinem Schwager. Macht's halt auch so, Nachbar!"

Die Thüre fiel hinter dem Schlossermeister und seinem Schwäher in's Schloß und Fridolin sah sich auf der nächtigen Straße allein. Mühsam schleppte er sich weiter auf den Stephansplatz; als er aber zum Eingang des Grabens kam, da sah er wirklich gegen Norden den Himmel geröthet vom Feuerschein, und Leute, die von der Schotten- und der Mölker-Bastei zurückkamen, meldeten wirklich, daß sie das Kloster auf dem Kahlenberge in Flammen gesehen. Ermüdet und erschüttert schleppte sich Fridolin zurück nach der Wollzeil, um wieder sein Quartier im Pfleghof aufzusuchen, aber die Fenster im Erdgeschoß waren schon dunkel und niemand öffnete das Thor auf sein bescheidenes Pochen. Da mußte er denn anderwärts Herberg und Obdach suchen und fragte sich weiter von Gasthaus zu Gasthaus, bis er in die Herberge zum 'Kameel' kam in der Grünangergassen, wo die dicke Wirthin ihm noch ein Bett zu verschaffen versprach. Einstweilen setzte er sich in eine Ecke der Schenkstube, einen Abendimbiß einzunehmen, und horchte, während er so seinen Wein schlürfte, auf die lebhafte Unterhaltung der anderen Gäste, meist jüngerer Bürger, die hier ihr Seidel Wößlauer oder Gumpoldskirchner tranken und weidlich schimpften über die Flucht des Kaisers und sein laues Regiment. „Ja", rief einer der Bürger, der junge Goldschmied Hütl aus der Himmelpfortgassen; „auskneifen ist keine schwere Sache, wenn man Land und Reich in eine solche Bredullen hineingeführt hat. Ich sag's halt noch einmal und immer wieder: wenn's bei uns in Oesterreich nit klappt, dann sind die Pfaffen daran Schuld. Vor der kaiserlichen Majestät alle Ehr' und Respekt — soll ein guter Mann seyn und es redlich mit dem Volk meinen; aber die Jesuiten wann er halt weggelassen hätte, da stünd' es anders um uns. Es läßt sich gar nicht bestreiten, daß der Kaiser in seiner Herzensgüt' sich von den Jesuiten hat zu verkehrten Maßregeln gegen die Protestanten beschwatzen lassen und daß er sie unter die Waffen getrieben hat. Ein Ketzer ist ein Ketzer, a mei-

Digitized by Google



Eine „Stadt" der Präriehunde in Nordamerika. (Text siehe S. 109.)

Digitized by Google

Das Matterhorn. (Text hiezu S. 110.)

Digitized by Google

nethalben, — aber ein Mensch ist er halt auch und will als solcher seine Rechte haben. Und weil man den Evangelischen in Hungarn diese verweigert hat, darum sind sie zunächst schwierig geworden, und weil der Kaiser, von den Jesuiten verhetzt, nichts dazu gethan hat, die Gekränkten wieder zu versöhnen, sondern sie gleich die Schärfe des Schwerts hat fühlen lassen, und die Protestantischen sich zu schwach gefühlt haben zur Gegenwehr, hat man sie gezwungen, sich in den Schutz des Großtürken zu begeben. Darum sag' ich, die Jesuiten sind an Allem Schuld und wenn's besser werden soll mit Haus Oesterreich, müssen wir diese zuerst hinausräuchern!"

„Ja wohl, einverstanden! der Meister Hütl hat recht", tönte es im Chorus; „die Jesuiten müssen fort."

„Na, ich sag' schon, traurig ist's, wenn ein Christenmensch, denn das ist ja ein Evangelischer immerhin auch noch, sich unter'n Schutz des Türken stellen muß, damit ihm nicht Scheiterhaufen und Kerker drohen," rief ein andrer Bürger, der Buchdrucker Trattner auf dem Schüpflhöft beim hohen Markt. „Ich bin doch auch in der Fremde gewesen, bis hinein nach Kursachsen und Brandenburg, wo alles lutherisch ist, und ich habe halt nicht gefunden, daß dort die Menschen um etwas schlechter oder anders wären, als bei uns? Warum dulden's denn hier die Juden und nicht ebenso die Luther'schen?! Wo ist da die christliche Liebe?"

„Ja, meiner Treu, recht hat er! Der Trattner hat recht!" riefen Andere; „wenn's den Raizen auch als Christen und Bruder gelten lassen, warum denn alsdann den Lutherischen nicht?" Und die Gutmüthigkeit und Herzensgüte, welche ein solch wesentlicher Grundzug der Wiener ist, schlug auch hier durch und machte sich geltend in der milden toleranten Gesinnung gegen die Evangelischen in Ungarn; aber daneben drang dann auch wieder ein andrer Grundzug der Wiener durch, nämlich die Zungenfertigkeit und das rasche Absprechen und der gewandte logische Schluß.

„Beim heiligen Blut," rief ein langer hagerer Mann mit großer Glatze und dunklen Augen, „unser guter Kaiser Leopoldus ist schon ein braver Mann, das will ich nicht leugnen; aber daß er den Jesuiten und dem Adel so viel Gehör schenkt, das will mir halt gar nicht gefallen, denn wenn sie da droben in der Hofburg eine Dummheit begehen, da sind's edes Mal wir, die die Zeche bezahlen müssen. Ich meine halt, der Kaiser sollte das Jesuitenvölklein fortjagen und sich mehr nach den Ständen richten, dann wird's besser!"

„O Jemine, Meister Kitzlhuber, da seyd's gar auf der falschen Treppen", gab ein Andrer zur Antwort; „mit den Schwarzröcken verdirbt's kein Kaiser in Ewigkeit; ein Habsburger und eine Kutten die gehören zusamnen wie eine Messerkling' und ein Heft, wie ein Degen und eine Scheide!"

„Wohl wahr," meinte Trattner; „aber jetzt wär' die Gelegenheit, daß der Degen die Scheide von sich schleuderte auf Nimmerwiedersehen!"

„O Jemine, das ist eine vergebliche Hoffnung!" rief ein Anderer, ein dicker stämmiger Mann. aus einer Ecke herüber, ein Advokat Widnmann; „der Türkenkrieg ist eine schwere Geißel Gottes, das ist buchstäblich wahr. Aber unser Herrgott muß manchmal solch ein Ungewitter in die Zeit hereinschicken, damit wieder ein Sauerteig in die träge Masse komme! Was meint ihr, lieben Freunde und Bürger, was das feile Schreiberregiment und die herrschsüchtigen Herren vom Adel und die Geistlichkeit und die Soldatesca aus unserm herrlichen Oesterreich noch machen würden, wenn unser Herrgott seine türkische Zuchtruthe nicht am Himmel ausgehängt hätte, um uns zu schopfbeuteln und unsere Bedränger und Blutegel aus einander zu stäuben?"

„Nun ja, wenn der Herr Doktor Widnmann recht hätte mit Dem, was er gesagt, da wär' halt das Ungemach mit dem Türken noch zu verschmerzen, und wir würden unsre Freiheit nicht zu theuer erkaufen!" versetzte Hütl; „aber ist's nicht wahrscheinlich, daß wir an der Arzenei hinsterben, die uns helfen soll?"

„Nicht im mindesten, lieber Meister Hütl! Ihr kennt die Welt und die Historie noch nicht genug, sonst wüßtet Ihr, was für eine frische und gesunde Kraft und welch' eine Fülle von Verstand und Muth und Geist und Tugend noch dem Volke innewohnt, daß es für jeder Zeit eigenstes Bedürfniß die rechten Männer liefert! Hebt nur ein Bissel den Druck auf, der auf den Massen liegt, und ihr werdet aus den Reihen der Bauern und Bürger Männer erstehen sehen, wie sie halt der Adel und die gelehrte Welt zu liefern nicht im Stande sind. Und darum mag der Großtürk' noch zwei und drei solcher Heere schicken, wie sie sein Wessir der schwarze Mustapha gegen uns heran führt: so lange unser Volk noch den guten Kern bewahrt, wie bislang-

Digitized by Google

kann unser herrliches Oesterreich und unser schönes deutsches Vaterland nicht untergehen; — und wenn auch unser liebes Wien in Schutt und Asche fällt, das herrliche Oesterreich, an Ländern und an Ehren reich, wird aus den Trümmern wieder freier und herrlicher und sieghafter als je erstehen, wie der wundersame Vogel Phönir aus seiner eigenen Asche! Darum nur nit den Kopf hängen lassen, Freunde und Mitbürger! unser Herrgott verläßt ja keinen Deutschen, wenn er sich nit selbst verläßt, und einen guten Wiener erst gar nicht."

Und „Oesterreich hoch!" und „Wien hoch!" tönte es aus Dutzend Kehlen von der gewölbten Decke der Schenke wieder, und die Becher und Gläser erklangen, und die Zecher schrieen und schwatzten durch einander, wie es ihnen der Geist oder der Wein eben eingab, Kluges und Thörichtes durch einander, und waren dabei doch so sorglos und guter Dinge, als stünde der Türke nicht schon hinter der Leitha, sondern noch weit drunten hinter der Theiß.

Fridolin aber war müde und schläfrig und des Lärmens satt, ließ sich vom Schenkbuben hinaufleuchten in die Bodenkammer, wo man ihm ein armseliges Bett eingeräumt hatte, warf sich darauf, und sah noch bis zu dem Augenblick, wo das Bewußtseyn ihn verließ, durch die Dachluke den rothen Feuerschein am Himmel von der Brunst auf dem Kahlenberge.

Es war schon hoch am Tage, als Fridolin erwachte, in Schweiß gebadet in der engen niedrigen Bodenkammer unter dem Dache. Er fühlte sich leichter und beweglicher als gestern, und hätte sich darüber freuen mögen, wenn nicht ein andrer Druck auf seiner Seele gelegen hätte. Es gibt Augenblicke im Leben, wo unser eigenes Schicksal für uns untergeht in der Betrachtung eines höhern allgemeinen Nothstandes, und so fiel auch unserm jungen Freunde beim Erwachen nicht seine eigene Hülfe und Heimathlosigkeit zunächst ein, sondern die Lage des Reiches, die Bedrängniß durch die überfluthende Heeresmacht der Türken. Der Weg in die weite Welt lag frei vor ihm, niemand hielt ihn zurück und dennoch wurzelte sein Fuß hier an der Scholle, die nicht seine eigne Heimath, die ihm nicht einmal gastlich begegnet war, und in seiner Seele entstand fest und unerschütterlich der Gedanke, sein Leben und seine Kraft mit frischer Begeisterung der Sache der Vertheidigung Wiens und der deutschen Grenzen zu weihen, und bei den Konstablern oder einem Reiterregimente auf Kriegsdauer einzutreten.

Mit diesem Entschlusse kam er herunter in die gewölbte Schenkstube, wo schon schier alle Tische besetzt waren, obschon es noch nicht Mittag war. Schüchtern nahm er Platz auf einer Bank neben Kleinbürgern, die ihn mit zutraulicher Neugier sogleich fragten: woher, wohin, was für ein Landsmann u. dgl. m. Fridolin gab ihnen gutmüthig Bescheid, während er seine Morgensuppe lösselte, und als er geäußert, daß er Dienst zu nehmen gedenke bei einem kaiserlichen Regiment, um wider die Türken zu fechten, da stießen die Nachbarn mit ihm an und ließen ihn leben; Fridolin bedankte sich und wollte nach einer Weile wieder aufstehen, um seinerseits die Wiener Bürger leben zu lassen; aber wie er sich aufrichtete, fuhr ihm wieder ein Stich durch das Kreuz, daß er aufschreiend wie gelähmt zurücksank.

„Jesus Maria, Bürschl, was hast Du denn?" rief ein Gemüsehöker, der neben ihm saß.

„Au weh, mein Rücken, mein Gliederreißen!" stöhnte Friedel, seinen Schmerz verbeißend.

„Er hat den Hexenschuß", rief der Höker; „dem Burschen muß geholfen werden, damit er wider den Türken ziehen kann. Heda, Meister Zinsl, hol' mal ein heißes Bügeleisen aus Deiner Boutiken herüber, und bügle ihm den Buckel! das hat mir schon mehr als einmal geholfen!"

„Ja wohl, Zinsl, Du mußt ihn bügeln!" riefen die Tischgenossen, die sich einen köstlichen Spaß davon versprachen; „hol' schnell ein heißes Eisen!" — Der Schneider lächelte schalkhaft und ließ sich nicht vergeblich bitten; in wenigen Minuten war er zurück und als er das große Bügeleisen hoch in den Lüften schwang, schaarte sich die ganze Menge der Gäste, die zuvor so kleinlaut und kleinmüthig bei ihren Seideln gesessen waren, mit wildem Jubel und Schadenfreude um den Tisch, worauf Fridolin saß, dem all sein Sträuben und Protestiren nichts half, und den jetzt ein Dutzend kräftiger Fäuste auf die Bank niederdrückte mit dem Ruf: „Der Schwab' muß gebügelt werden! wir wollen einen Schwaben bügeln!" Und von dem stämmigen Fratschler an den Schultern niedergedrückt und von Anderen an Armen und Beinen gehalten, mußte es Fridolin über sich ergehen lassen, daß der Schneider ihm seine Hinterseite mit dem heißen Bügeleisen langsam bestrich, bis der Dampf aus den feuchten Kleidern stieg und er unter dieser Procedur, die ihm die Haut fast versengte, stöhnen mußte.

Digitized by Google

Sein Aechzen und Schreien ging freilich unter dem schallenden wiehernden Gelächter der Zuschauer unter, welche wie durch Zauberschlag vergessen zu haben schienen, daß sie noch so eben voll Kleinmuth über die übertriebene Nachricht von dem Untergang des ganzen kaiserlichen Heeres gewehklagt hatten, das nach einer Eilbotenkunde gänzlich von den Türken zersprengt und aufgerieben worden seyn sollte.

Allein während Fridolin noch unter den Fäusten seiner Peiniger sich krümmte und wand und ärgerlich und im Bewußtseyn seiner Ohnmacht den Schmerz verbiß, schmetterten plötzlich draußen auf den Straßen Trompeten und Zinken einen lustigen Reitermarsch, und von der Gasse herein scholl es: „sie kommen, sie kommen! sie reiten zum Kärnthner Thore herein!“ — „Wer denn? Die Türken?“ schrie man im ersten Schreck. — „Nein, die Reiter! die kaiserlichen Reiter, die böhmischen Dragoner!“ tönte es jubelnd, und im Nu stürmten die Gäste aus dem ‘Kameel’ hinaus in die Himmelpfortgasse und da sahen sie denn drüben, wo die letztere in die Kärnthnergasse mündete, die Eisenhauben und die Pallasche der Reiter im hellen Sonnenschein blinken und die Soldaten wettergebräunt und betäubt vorüberziehen. Auch Fridolin hatte, seiner Quälgeister ledig, sich von der Bank aufgerafft, und — o Wunder! — mit Freuden bemerkt, daß die Spannung und der Schmerz aus seinem Rücken gewichen war, weßhalb er sein kleines Bündel und seinen Hut rasch aufraffte und ebenfalls nach der Straßenecke lief und in den freudigen Jubel einstimmte, womit die Wiener den Zug der Soldaten empfingen. Diese thatsächliche Widerlegung des Gerüchts von der Niederlage des Heeres und die Nachricht, daß die Dragoner mit den grünen Büschen an den Helmen nur die Vorhut einiger größern Heeresabtheilungen seyen, welche zum Schutze der Hauptstadt einrückten und auf den Wiesen beim Tabor ein Lager bezögen, richtete den gesunkenen Muth der Wiener mit Einem Schlage wieder auf, und regte kühnere Hoffnungen an, und die mannlichen Reiter sahen auf ihren kräftigen Rossen gar nicht aus wie ein geschlagenes Heer, sondern grüßten gar freundlich die schmucken Dirnen und thaten ohne Umstände Bescheid aus den Weinkrügen und Gläsern, die man ihnen auf die Gänle hinauf bot und riefen nickend ihr dobro, dobro (gut)!

Der Anblick der freisamen, frohmüthigen Reiterschaar hatte Fridolin alles vergessen lassen, und unbewußt hatte es ihn mit von dannen gezogen durch die ganze Stadt zum Rothenthurm-Thore hinaus und über die Brücke und durch die Leopoldstadt bis auf die Wiesen am Tabor, denn den böhmischen und mährischen Dragonern waren noch andere Regimenter gefolgt: wallonische Kürassiere, reitende Jäger und welsche Grenadiere, und nun er kein körperliches Gebrechen mehr fühlte, konnte er sich nicht losreißen von dem Anblick des lebensvollen Bildes, welches das Ausstecken und Aufschlagen des Lagers gewährte. Erst gegen Abend mahnte ihn sein Hunger zur Heimkehr und sich erinnernd, daß er dem Wirth zum ‘Kameel’ noch seine Zeche schulde, machte er sich auf den Heimweg nach der Stadt, aus welcher noch immer Hunderte von Familien flüchtig auszogen, zumal aus den Vorstädten. So war Fridolin schon bis zum Fleischmarkt gekommen, als er, dem Zuzug der Reiter auszuweichen, die noch immer die Rothenthurmgasse in breiten Gliedern herabkamen, gegen den Fleischmarkt einbog, wo er nach wenigen Schritten sich in ein neues Gedränge verwickelt sah. Aus allen Häusern und Gäßchen kamen Männer und Weiber herausgeeilt und strömten nach dem Stubenthore zu, und eine fröhliche Erwartung belebte alle Gesichter. „Was gibt es denn?“ fragte Fridolin die Vorübereilenden. — „Er kommt, er zieht ein, der neue Kommandant von Wien, der Graf Rüdiger von Starhemberg!“ hieß es. Begierig, den gefeierten Kriegshelden zu sehen, der vor zwei Jahren erst ganz Mähren so wacker gegen Tekely's überlegene Schaaren vertheidigt hatte, wanderte auch Fridolin rüstigen Schrittes dem Stubenthore zu, und hatte kaum die Freiung vor demselben erreicht, als ihm die Bewegung unter der versammelten Menschenmenge das Nahen des Erwarteten verkündete.

Und siehe da, wenige Minuten später sah man hinter einigen Zügen berittener Jäger eine Gruppe von hohen Offizieren und anderen hohen Herren einreiten: zunächst den Helden von Mähren, den Grafen Rüdiger von Starhemberg selbst mit dem ernsten aber milden entschlossenen Gesicht, zu seiner Linken den tapfern Neustädter Bischof, den Herrn von Kollonitsch, der sein geistliches Gewand mit einer kriegerischen Tracht: Brustharnisch, Ringkragen, Krebs und Halsberge, vertauscht hatte und nur das Prälatenkreuz trug; zu seiner Rechten den Erzherzog Franz, hinter ihnen aber des alten Starhemberg Sohn, den jungen Guido, eine schlanke jugendliche Heldengestalt, sodann die Generäle Du-

Digitized by Google

pigny und Maratta, und einen glänzenden Stab, und hinter den Packwägen und dem Troß wieder einige Züge wallonischer Panzerreiter als Geleite.

Tausendstimmiger Jubel, an welchem auch Fridolin sich begeistert betheiligte, empfing den neuen Kommandanten, denn diese Wahl frischte den Muth der Wiener wieder auf. Kopf an Kopf stand das Volk die ganze Wollzeil hinunter bis zum Graben hin, an dessen Ecke, nahe dem Stock im Eisen, der Graf sein Quartier genommen hatte. Fridolin aber war seltsam bewegt beim Pfleghofe stehen geblieben, die Rückkehr des Herrn v. Kollonitsch zu erwarten, und als dieser, der dem Grafen das Geleite bis zu seinem Quartier gegeben, zurückkehrte und sich vom Pferde schwang, da hielt ihm Fridolin das Roß und des Bischofs Blick begegnete ihm.

„Wie, Junge, Du bist nicht fort?“ fragte Herr v. Kollonitsch und sah ihn scharf, jedoch nicht abgünstig an; „ich dachte schon, Du seyest nach dem Reich hinausgewandert.“

„Mit nichten, hochwürdigster Herr,“ versetzte Fridolin; „es wird nun ernst, und ich will meinen schwachen Arm der guten Sache leihen, so Sie nichts dagegen haben und mich verwenden können! Ich bin wieder gesund und tüchtig!“

„Und wo warst Du die vergangene Nacht?“ fragte der Bischof halb mißtrauisch; „Pater Sulpiz suchte Dich vergebens.“ — Fridolin erzählte in Kürze, wie es gekommen, daß er ausgesperrt worden war, und der Prälat, den die Geschichte mit dem Bügeln zu belustigen schien, sagte wohlgelaunt: „Du magst hier bleiben und auf Deine Verwendung harren; wir wollen sehen, was sich aus Dir machen läßt. Jetzt kommt die Zeit, da jeder klare Kopf und starke Arm uns dringend von Nöthen ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine „Stadt“ der Prairiehunde in Nord-Amerika.

(Das Bild hiezu S. 104.)

Ich weiß nicht, lieber Leser, ob Du schon von jenem nordamerikanischen Murmelthier gehört hast, welches in den großen Grasfluren oder Prairieen des fernen Westens gesellig lebt, und bei dem amerikanischen Jäger „Prairiehund“ heißt, obwohl es kein Hund oder Fleischfresser ist, sondern ein Nagethier, und mit dem Murmelthier unserer mitteleuropäischen Alpen sehr nahe verwandt. Diese Murmelthiere der Prairieen (die Naturforscher nennen sie Arctomys oder Spermophilus ludovicianus) wählen sich zu ihrem Aufenthalt in ihrer Heimath meistens die leichten Bodenanschwellungen oder Hügelwellen in den Prairiren, wühlen sich dort ihre Höhlen aus, und werfen die ausgestoßene Erde zu kleinen Haufen oder Hügeln auf, welche die Einfahrt oder Mündung der Höhle, des sogen. „Baues,“ gewöhnlich vor den vorherrschenden Winden schützen. Und da nun diese sogen. Prairiehunde gesellig leben, so siedeln sie sich meist in Hunderten, ja in Tausenden an einem und demselben Punkte an, und eine solche Niederlassung dieser harmlosen Thiere, die oft eine ganze englische Quadratmeile und mehr einnimmt, nennt man eine „Stadt“, und eine derartige Stadt der Prairiehunde sammt dem Durchschnitt eines einzelnen Baues stellt unser vorstehendes Bild auf S. 104 dar. Der Prairiehund, — bisweilen auch Wisch-ton-Wisch genannt, was sein indianischer Name ist, — verdankt seine gewöhnliche Bezeichnung dem kurzen bellenden Tone, den er ausstößt und der dem Kläffen eines ganz jungen Hundes gleicht. Diesen kurzen und ungeduldigen Laut stößt das Thier auch in der Gefangenschaft aus, wenn man nur die Hand seinem Gefängnisse nähert. Gefangen und gezähmt ist das Thier gegen seinen Wärter sanft und anhänglich, aber gegen Fremde mißtrauisch, und wenn diese mit der Hand den Stangen seines Käfigs allzu nahe kommen, so bellt es gegen sie oder zerkratzt ihnen die Hände empfindlich mit seinen starken scharfen Krallen.

Der Prairiehund ist ein hübsches merkwürdiges Thier, ungefähr 16 Zoll rheinl. lang, von rundlicher flachgedrückter Gestalt und mit einem seltsam abgeplatteten Kopfe, welcher ihm ein eigenthümliches Ansehen gibt. Der Pelz ist graulich roth mit einem Stich in's Dunkelgraue, denn die Haare sind grau mit kastanienbrauner Spitze. Das Thier ist harmlos und umgänglich und leicht zu zähmen. Es lebt vorzugsweise von Gras, Laub und Wurzeln, und bringt daher in den unabsehbaren Prairieen niemand Schaden. Das Fleisch ist eßbar und wohlschmeckend und nicht so fett wie bei dem im Herbst oder Winter erlegten Alpen-Murmelthier, mit dem es die Lebensweise gemein hat. Der Pelz dient zum Futter von Winterkleidern, die Haare wissen Hutmacher und Bürstenbinder (zu Pinseln und feinen Bürsten) zu verwenden. Seine Feinde sind die Prairie-Wölfe und großen Wölfe, sowie alle größeren Raubthiere und Raubvögel der Prairie, aber trotz der heftigen Nachstellungen, welche der Prairiehund erleidet und

Digitized by Google

trotz der beständigen Nähe seiner Feinde an seinem Wohnort, ist er doch ein ausnehmend fruchtbares Thier, vermehrt sich sehr rasch und dehnt seine ausgedehnten Baue auf sehr große Entfernungen aus. Ja wenn die Prairiehunde sich einmal an einem passenden Orte niedergelassen haben, scheinen sie sich in's Zahllose zu vermehren, und die kleinen Erdhügel neben den Mündungen ihrer Baue dehnen sich dann aus, so weit nur das Auge reicht. Die Baue sind von bedeutender Ausdehnung und stehen vielleicht unter einander in Verbindung. Sie sind in schräger Richtung ausgewühlt, und bilden einen Winkel von etwa 45 Grad mit dem Horizont; reichen sie dann zu einer Tiefe von fünf oder sechs Fuß hinab, so nehmen sie eine plötzliche Wendung und steigen allmählig aufwärts. Tausende und aber Tausende dieser Baue sind in allernächster Nähe neben einander ausgewühlt und unterhöhlen den Boden so sehr, daß man kaum darüber hinreiten kann, ohne einzubrechen. — Eine derartige Stadt oder Dorf der Prairiehunde bildet einen höchst merkwürdigen Anblick und lohnt schon der Mühe des vorsichtigen Anschleichens, damit man die schüchternen Thierchen nicht beunruhige. Zum Glück für den Reisenden ist der Prairiehund ebenso neugierig als scheu, und die Befriedigung seiner Neugierde kostet dem armen Geschöpfe häufig das Leben. Auf den schon erwähnten Erdhaufen hockend, ist der Prairiehund im Stande, eine weite Strecke des Horizonts zu übersehen, stößt beim Anblick eines Eindringlings sogleich ein ängstliches scharfes Gebell aus und schlüpft in seinen Bau, wobei er seine Füßchen beim Hinuntertauchen mit einer komischen Schwenkung zusammenschlägt. Das Gleiche wiederholt sich auf allen Flanken, und von dem wohlbekannten Laute gewarnt, wiederholen ihn alle Prairiehunde, soweit das Auge reicht, und springen in ihre Baue. In Folge ihrer unbezwinglichen Neugierde aber strecken sie, wenn kaum ihre Füße verschwunden sind, den Kopf wieder vorsichtig aus dem Baue und untersuchen mit einem Funkeln ihrer neugierigen braunen Augen die Ursache der Störung. Diese Eigenthümlichkeit des Thieres macht sich ein guter Schütze zu Nutze und zielt mit einer Büchse von stärkerem Kaliber auf das Auge, wodurch er das Thier im Feuer erlegt. Der Prairiehund hat ein merkwürdig zähes Leben, und rettet sich gewöhnlich noch in seinen Bau, wenn der Kopf nicht beinahe zerschmettert ist.

Der Prairiehund bewohnt seinen Bau jedoch nicht allein, sondern muß häufig auch ungebetene Gäste aufnehmen, die ihm diese Gastlichkeit sehr schlecht danken. Sehr häufig dient sein Bau auch einer kleinen Eulenart, nämlich dem sogen. Erdkauz oder der Coquimbo-Eule, Athene cunicularia, und der gefürchteten Klapperschlange zum Aufenthalt. Die letztere frißt dabei unerbittlich die Jungen des Prairiehunds, wie man durch die in ihrem Magen gefundenen Ueberreste dargethan hat, und auch der Erdkauz verspeist sicherlich bei Gelegenheit irgend wehrloses kleines Junge dieser Murmelthiere. Es ist daher ein Irrthum, wenn man annimmt, daß diese Murmelthiere, Eulen und Schlangen zusammen unter dem Boden eine „glückliche Familie" bilden, denn das unerbittliche Secirmesser des Naturforschers hat dargethan, daß die Klapperschlangen und die Eulen sich auf Kosten der Prairiehunde nicht nur Wohnung, sondern auch Kost verschaffen. Von den Schlangen weiß man es nun gewiß, daß sie nur aus diesem Grunde die Baue besuchen; von den Eulen ist es weniger klar, was sie dort suchen. Aber glücklicherweise kommen diese geflügelten und beschuppten ungebetenen Gäste nicht in allen Bauen der Prairiehunde vor.

Das Matterhorn.

(Das Bild hiezu S. 105.)

Einer der großartigsten Gebirgsstöcke der Schweizeralpen ist die Gruppe des Monte-Rosa mit dem Matterhorn oder Grand Mont-Cervin, welchen unser Bild darstellt. Es ist der mächtigste Bergstock der Walliser-Alpen und die imposanteste Mauer von Felsenrücken und Hochbergen voll ewigen Schnees, welche der Schöpfer als Grenzscheide zwischen Deutschland und Welschland gesetzt hat, und kann an wilder Majestät mit der Centralgruppe der Berner Alpen wie mit dem Gebirgsstock des Montblanc wetteifern. Darum ist das Zermatt-Thal, von wo aus man diesem Gebirgsstock des Monte-Rosa am nächsten rücken kann, auch jeden Sommer von vielen Tausend Reisenden besucht, welche sich diese mächtigen Gipfel der höchsten Schweizer Alpen in der Nähe besehen wollen. Wenn man von Martigny über Sitten das obere Rhonethal heraufkommt und sich bei Visp rechts wendet, so gelangt man in das einsame wilde Nicolaithal, in dessen Schooße dicht am Fuße der genannten Gruppe das Dorf Zermatt liegt. Hier zweigen sich verschiedene Wege ab, welche theils auf furchtbaren hohen Pässen über diese Felsen-

Digitized by Google

mauern hinweg, theils in das Herz dieses riesigen Gebirgsstocks hineinführen. Gewöhnlich bleiben die Reisenden nicht in Zermatt, sondern wählen ihr Standquartier auf dem Riffelberge, wo ein guter Gasthof zu finden ist, welcher die herrlichste Aussicht auf den ganzen riesigen Bergstock des Matterhorns und des Monte-Rosa darbietet. Letztere Gruppe umfaßt die gewaltigen Gipfel des Breithorns, der Zwillinge, sämmtlich über 12,000 Fuß hoch, des Lyskamms, (über 13,000 Fuß), der vier Gipfel des eigentlichen Monte-Rosa, sämmtlich über 14,000 Fuß hoch, des Weißthorpasses (über 11,000) und der Cima di Jazi (über 13,000 Fuß hoch), die insgesammt an großartiger Erhabenheit kaum wieder ihresgleichen haben. — Wendet man sich dagegen von Zermatt aus gerade südwärts, so verfolgt man am östlichen Fuße des Theodulgletschers den Weg über das Matterjoch oder den Theodulpaß, einen der höchsten Alpenpässe, und gelangt dabei zu dem Standpunkte, von wo unsere umstehende Ansicht des noch nie erstiegenen und unersteiglichen Großen Matterhorns aufgenommen ist. Wer jemals diesen Ort betreten hat, der wird gestehen müssen, daß der Eindruck, welchen man davon hinnimmt, ein unvergeßlicher und unbeschreiblicher ist. Aus einer ungeheuren Wüste ewigen Schnees und unveränderlicher Eisesstarre ragt die düstre Felsen-Pyramide des 13,900 Fuß hohen Matterhorns wie ein Damen in die dünne klare Luft, noch unberechenbar hoch über dem Theodulpasse, auf welchem die höchste menschliche Wohnung in ganz Europa in einer Meereshöhe von mehr als 9000 Fuß steht. Rings umher starren noch Hunderte von anderen Gipfeln in die Lüfte, namentlich das Theodulhorn und der Cervin; aber nichts was die Alpenwelt aufzuweisen hat, selbst nicht das Finsteraarhor und das Schreckhorn, vermöchte sich an gewaltigem Eindruck mit dem Matterhorn zu vergleichen, dessen grauenhafte Majestät selbst das beste Bild kaum annähernd genau zu schildern im Stande ist und in dessen dunkler Schiefer-Pyramide sich der Allmächtige einen der kolossalsten und überwältigendsten Denksteine seiner Macht gesetzt hat.

Eine Ansicht von Prag.

(Das Bild hiezu S. 112.)

Eine der schönsten Städte Mittel-Europa's ist ohne Widerrede Praz, die alte Königsstadt der Böhmen, das thurmreiche czechische Praha, einst eine vollkommen deutsche Stadt und die erste deutsche Universität (gegründet 1348). Wir eröffnen die Reihe deutscher Städtebilder billig mit dieser Stadt, einer der merkwürdigsten und ältesten, die uns das Slaventhum seit einigen Jahrzehnten zu entreißen Miene macht, uneingedenk des Dankes, den uns namentlich die böhmischen Slawen schulden, die erst von uns Deutschen Christenthum und Gesittung bekommen haben. Das Bild, womit wir diese Galerie deutscher Städtebilder eröffnen, ist die Ansicht der einen Anländе der berühmten, 1572 Fuß langen Karlsbrücke mit sechszehn Bogen, an welcher anderthalb Jahrhunderte, nämlich von 1358 bis 1503, gebaut wurde, und die an beiden Seiten durch Thürme geschlossen ist, welche ehedem zur Vertheidigung dienten und manchen blutigen Strauß mit angesehen haben, denn die Brücke und die Brückenthürme galten vordem mehr oder weniger für die Schlüssel der Stadt. Die sechszehn Brükkenpfeiler sind mit 30 Heiligenbildern in einzelnen Standsäulen oder Gruppen geziert, worunter das schöne Erzbild des heiligen Johann von Nepomuk, des böhmischen Landespatrons, welcher an der zwischen dem 6. und 7. Brückenpfeiler durch eine Marmortafel mit einem Kreuz bezeichneten Stelle hier von der Brücke hinuntergeworfen ward, angeblich auf König Wenzels Geheiß, weil der gewissenhafte Priester nicht verrathen wollte, was ihm die Königin gebeichtet. Der Legende zufolge schwamm der Leichnam dann eine Zeit lang auf der Moldau, fünf strahlende Sterne um's Haupt. Seit seiner Heiligsprechung im J. 1728 wallfahrten jährlich aus Böhmen, Mähren und Ungarn viele Tausende nach Prag um vor dem Standbilde des Heiligen auf der Brücke zu beten, insbesondere am 16. Mai, dem Feste des Heiligen. Die Karlsbrücke ist zugleich der bequemste Standort, um die herrliche Lage der Stadt an dem schönen Flusse und inmitten eines breiten, von Anhöhen umgürteten Thales recht zu würdigen, wo sich Prag mit seiner Alt- und Neustadt einer- und seinem Hradschin und der Kleinseite anderseits ganz wunderbar malerisch präsentirt. Unsere nächsten Nummern werden noch einige weitere Ansichten aus Prag enthalten.

Digitized by Google

Eine Ansicht von Prag.

Gemeinnützige Winke für Hausfrauen.

Laß Deine Kinder nie müssig gehen, sondern lehre sie durch anregende Beschäftigung Fleiß und Ausdauer. Sorge dafür, daß Deine Kinder im Rechnen fertig sind, und zeige ihnen frühzeitig schon den Nutzen dieser Kenntniß durch Beispiele. — Gib Deinen Kindern, die zur Schule gehen, nie zu viel Taschengeld: Du legst sonst den Samen der Verschwendung in sie. Lehre sie den Werth und die Wichtigkeit des Geldes, denn wer den Groschen nicht ehrt, der ist des Thalers nicht werth. — Ist Dein Gatte Gewerbs- oder Kaufmann, so richte Deine Ausgaben ganz nach seinen Einnahmen. Erschwere ihm sein Fortkommen nicht durch starken Aufwand. Halte kein größeres Hauswesen, als Dir unumgänglich nothwendig ist. Halte nicht mehr Häuser, als Deine Mittel erlauben; eine Sommerwohnung und eine Winterwohnung haben schon Manchen in's Armenhaus gebracht. — Blicke nicht auf Deinen Nachbar herab, weil er in minder günstigen Verhältnissen ist als Du. — Nichts ist gewinnender, als wenn wir gegen Untergebene höflich und gegen Aermere leutselig und freundlich sind. — Trage Sorge, daß Du von Deinem Jahreseinkommen immer etwas zurücklegst. Ein Pfennig täglich macht jährlich schon über einen Thaler.

Sinnsprüche.

Der Geizige ist wie der unfruchtbare sandige Boden der Wüste, welcher gierig allen Regen und Thau einsaugt, allein keine fruchtbaren Gewächse zur Wohlthat für Andere erzeugt.

Die Hoffnung ist ein verschwenderischer junger Erbe, und die Erfahrung ist sein Bankier; allein die Wechsel, die jener auf diesen zieht, werden nur selten honorirt, weil er der Erfahrung nichts anvertraut und immer eine schwere Bilanz gegen sich hat.

Digitized by Google

Das Glasmännchen.

Eine Weihnachts-Geschichte für Jung und Alt, in sechs Kapiteln.

(Fortsetzung.)

Die Kaffeegesellschaft in Tobias Dalem's Stube.

IV.

Der große Ofen in Tobias Stube summte und brummte, denn in ihm brannte ein so reichliches Feuer, wie er es seit lange nicht mehr gesehen. Die zuvor ganz übereisten Fensterscheiben weinten große Freudethränen darüber, die Wanduhr pickte noch einmal so laut, denn ihr war offenbar leichter um's Herz, als zuvor im feuchten kalten Dunst des Stübchens. Die Kinderchen saßen um den Tisch, und die kleine Therese und Agathe aßen mit dem Vater, Fritz, Anton und mit der alten Großmutter die Abendmahlzeit des Bättchers und den Topf voll Kartoffeln, den dieser in den Ofen geschoben, und in dem kelchartigen Glase neben der Maßkanne blinkte ein prächtiges Bier. Wie das den Ausgehungerten schmeckte! Der Niklas ward schon vom Zusehen

Digitized by Google

satt und schmunzelte in seinen grauen Bart hinein oder stieß hie und da mit der Pfeifenspitze das Lenchen an, die an der einen Ecke des Tisches saß, mit der Husarenuniform des kleinen Leopoldl vor sich, an welche sie die Borten und Schnüre annähete in allerhand schönen Schnörkeln und Arabesken, welche der Vater ihr mit der Fettkreide vorgezeichnet hatte. Lenchen aber war überglücklich, daß Vater und Großmutter und Geschwister einen so gesegneten Appetit entwickelten und auch einmal etwas Gutes zu essen hatten. Keines sprach ein Wörtchen, so sehr beschäftigte die einen die leibliche Nahrung, die anderen das vergnügte Schauen. Da legte endlich der Vater den Löffel hin, schnitt Jedem noch ein Brod ab, schenkte das Bierglas voll und brachte es dem Kübler zu, welcher der Geber dieser seltenen Gabe war; Niklas aber nahm nur ein kleines Schlückchen, und trank es Lenchen zu, das mit einem freundlichen Lächeln dankte und auf Niklas' „gutes Wohlseyn" trank. Und nun erst gingen Becher und Krug in der Runde um bei Vater und Großmutter und den Kindern.

„So! gegessen wär's!" sagte Tobias; „wenn wir gegessen haben und satt sind, wollen wir dem Geber aller guten Gaben danken. Bet' Dein Sprüchlein, Fritz!" — Und Fritz hub mit andächtiger Miene und seinem dünnen klagenden Stimmchen an zu beten:

Für Alles, was der Herr uns bot,
Für Obdach, Trank und täglichs Brod,
Sey ihm jetzt Dank gegeben!
Gib daß Dein Segen bei uns bleib',
Uns stärk' an Glauben, Seel' und Leib
Für dieß und jenes Leben!
Lehr' Du uns, Herr, genügsam seyn,
Mit Weisheit uns der Gaben freu'n,
Die Deine Huld beschieden;
Schenk' uns im Glücke Mäßigkeit,
Im Unglücksfall Ergebenheit,
Und einst den ew'gen Frieden! Amen.

„Amen!" sagte Niklas, und setzte sein Käppchen wieder auf, „das ist ein schönes Gesetzchen, Fritz! Von wem hast Du denn das gelernt?"

„Das hat er selber gemacht," sagte Lenchen; „der gute fromme Bub! das hat er gesetzt, wie er mit seinem kranken Fuße im Bett lag, und noch viele andere dazu, die er alle in sein Spruchbuch geschrieben hat!"

„Wär's möglich?" fragte Niklas und sah den Knaben verwundert an, der verlegen wegblickte. „Ja, ein guter gescheidter Junge ist der Fritz; der sollte Pfarrer werden, wenn er noch gerade wäre!"

„Ja, wenn ich das Geld hätte, sollte er's werden!" sagte Tobias; „Bücher sind ihm das Allerliebste, und wo er ein Blatt Papier erwischt, da liest er's und behält Alles was darin steht. Aber leider kann ich Nichts für ihn thun, und das ist auch einer von den Steinen, die mir auf dem Herzen liegen!"

„Und geschickt ist der Fritz!" sagte Niklas. „Da schau' nur, Gevatter, wie er die Offizierestube da so schön tapezirt hat. Sollt' man nicht meinen, er hab's gelernt?"

„Ei du liebe Zeit, Niklas! wie weit Du schon gekommen bist!" rief Tobias verwundert und betrachtete staunend die Kiste, die schon ganz das Ansehen eines neuerbauten Hauses hatte, dem nur Dach und Fenster und Anstrich noch fehlen! „So etwas hätt' ich in einem Monat nicht zusammengebracht!"

„Aus Pappendeckel nicht, freilich nicht!" sagte Niklas; „aber nun leg' rasch Hand an, Tobias, und beeile Dich, daß wir die Dachplatten fertig kriegen, derweil ich die Thüren mache; hernach streichen wir das Häuschen an und lassen es trocknen, und bis morgen früh ist Alles fertig!"

„Aber ich muß ja noch in die Kirche zur Christmette!" sagte Tobias, auf die Uhr blickend, „und es ist nahezu Zeit, daß ich geh'!"

„So scheer' Dich, Schneider!" sagte Niklas gutmüthig; — „Dann haben wir schon mehr Platz! heute Abend steckt Dir doch noch der Schreck in allen Gliedern. Bis Du heimkommst, sind wir fertig, nicht wahr, Lenchen?"

„Ach ja, ich glaube wohl, denn in der Stube wird es gewaltig enge!" sagte Lenchen, ein gar schmuckes großes dralles Mädel von siebzehn Jahren, so frisch und blühend und kerngesund, daß man sich verwundert fragen mußte, wie nur eine so schöne Pflanze in diesem kargen Boden habe gedeihen können. „Die Beinkleider habe ich fertig, und den Dollmantel beinahe, und bis der Vater heimkommt, sind die Knöpfe und Schnüre auch am Spenser. Da braucht es der Vater nur noch zu bügeln!"

„Du fleißiges Kind!" rief der Schneider und fuhr gerührt mit der Hand über die schönen braunen glatten Haare des Mädchens und um ihr sammetnes Kinn. „Deine jungen Augen sehen die Stiche freilich besser als meine blöden, und Deine

flinken Händchen kommen in einem Augenblick weiter als meine zitternden Knochenhände!"

„Und ich thue es gerne, Vater! Ihr habt ja in Eurem Leben schon genug geschafft!"

„Aber lange nicht genug für euch Kinder!" sagte der Schneider mit einem Seufzer. „Wenn jeder Stich nur einen Heller eingetragen hätte, wie reich wäre ich dann wohl?! — Aber das arme Mädchen hat seit lange nicht mehr geschlafen, Gevatter! Schon seit vierzehn Tagen ist Lenchen niemals vor Mitternacht von der Arbeit gekommen, und Morgens hat sie schon um sechs Uhr wieder fortgemußt! Die lieben Augen sind ganz trübe geworden, und mir däucht, ihre Wangen sind nicht mehr so roth wie ehedem!" Darin strafte sie ihn freilich sogleich Lügen, denn ein tiefer Purpur überflog sie bis zum Nacken bei diesem Lobspruch, und ihr Auge blitzte dankbar dem Vater entgegen. — „Versprich mir, Niklas, daß Du sie zu Bette schickst, sobald sie fertig ist!"

„Ja doch, ja!" brummte der Böttcher gutmüthig, „wenn wir nämlich fertig sind, denn so lange das Lenchen da ist, geht die Arbeit noch einmal so flink!"

„Jetzt geh' ich in die Kirche!" sagte Tobias vor sich; „Kinder, eßt mir die Wurst nicht, die sich Lenchen heute am Abendbrod für uns abgespart hat, und hebt sie auf für die Mutter und das Josephinchen, hört Ihr? Adjes, Kinder!" Und er gab Einem um dem Andern noch einen Kuß und war so lebhaft und sprach so laut, wie schon lange nicht mehr. Als er aber an Magdalene kam, schlang diese den Arm um ihn und küßte recht herzhaft auf ihn ein trotz dem grauen ungeschorenen Bart; dann zog sie mit leichtem Erröthen hastig das Seidentuch vom Hals und knüpfte es ihm um. „Es ist kalt!" sagte sie, „und in der Kirche könntest Du frieren, Väterchen, und hier in der Stube ist mir's doch überläßig!"

„Wie sie flink ist, Gevatter! nicht wahr?" sagte Tobias selig lächelnd; „flink wie eine Natter...."

„Und doch ohne Falsch wie eine Taube!" ergänzte Niklas, und schlug das Schneiderlein gutmüthig auf den Rücken; „das muß wahr seyn, Tobias; Staatskinder hast Du, alle so gescheidt und brav und gutgeartet, selbst der Wildfang da (dabei gab er dem Anton eine Schlappe); man muß sagen: sie sind ein wahrer Segen!"

Der Schneider nickte lächelnd mit dem Kopfe, stülpte seinen schamröthlichen Hut auf, schob die Hände in die Taschen seiner Beinkleider, und ging so froh, so leicht, als hätte er Schwingen. Und noch war er nicht ganz die Treppe hinab, da hörten sie ihn mit kurzem Athem die Melodie pfeifen: Freund, ich bin zufrieden. Das Rothkehlchen schüttelte sich, und hüpfte im Käfig auf und nieder und versuchte mit Einem Male, die Weise nachzupfeifen, daß Alle aufhorchten und sich verwundert anschauten.

„Das bedeutet Glück!" sagte die Großmutter andächtig. „Wann die Rothbrüstchen in den heiligen Zeiten pfeifen, bringt es Geld in's Haus!"

„Und wenn der Meister pfeift, da beschämt's die Lerchen!" sagte Niklas und nagelte emsig die dünnen Brettchen um die Thüre. —

Eine lange Weile verging; Fritz klatschte und kleckste mit dem Pinsel auf den zugeschnittenen Pappen herum, die die Dachziegel vorstellen sollten. Die beiden Kinder schliefen, der Anton schnitt Pappen ab. Niklas sägte und hobelte. Der Ofen sang seine gemüthliche Melodie, die Wanduhr pickte, die Spindel schnurrte, und Lenchens runde Hand warf in gleichmäßigem Takte ihren flinkspielenden Schatten an die Wand des Wachthäuschens. Man hörte jeden Zug, den Niklas aus seiner Pfeife that, so emsig arbeiteten Alle. Da ging's auf einmal klipp klapp die Treppe herauf, und: „die Mutter! die Mutter!" jubelten die drei ältesten Kinder aus Einem Munde. Gleich darauf öffnete sich die Thüre und eine große stämmige Frau trat herein, einen großen Korb an der einen Hand, eine Laterne in der anderen.

„Herrje, was seh' ich!" rief sie verwundert, „schau', schau', Niklas! was macht denn Ihr da? Und Du, Lenchen, hat Dich denn Deine Mamsell Baumann auch schon fortgelassen? Und gegessen habt ihr schon? Und da bring' ich einen Topf voll Knödel und Sauerkraut, den mir die gute Köchin mitgegeben hat, und den ihr alle zusammen nicht aufgegessen hättet! — Na, ist mir auch recht, so haben wir schon auf Morgen gekocht!.... Und Bier habt Ihr? Ja ist denn der Tobias heut Abend verrückt oder hat er die Spendirhosen an? Wo ist er denn, der närrische Kauz?"

Auf all diese Fragen hatte Niklas nur ein gutmüthiges Lächeln, und sah nicht von seiner Arbeit auf, aber Magdalene und Fritz und die Großmutter erklärten Alles. „Gevatter!" rief sie dann und nahm den verlegen brummenden Böttcher am Arm, der sein Gesicht immer abwenden wollte; „das habt

Digitized by Google

Ihr gethan? O ihr.... ihr.... sakrischer guter Kerl! küssen möcht' ich euch dafür!"

„Thut's nur, immer, Frau Excecenz! ich beiße nicht!" sagte Niklas und drückte ihr einen Schmatz auf; „aber jetzt laßt mich aus und haltet mich nicht mehr auf — ich möcht' gern bald fertig werden!"

„Mutter!" sagte Lenchen leise und stöberte in der Strohtasche, die neben ihr am Boden gelegen, und eine leichte Verlegenheit verlieh ihrem Gesicht noch mehr Farbe und Anmuth; „da hab' ich meinen Christ von der Mamsell und einen Kronenthaler, den sie mir geschenkt hat, daß ich mir soll ein Halstuch kaufen. Aber mit dem Backwerk sollst Du die Kinder beschenken, und das Geld und hier meinen Wochenlohn, den nehmt ihr nur und kauft Holz dafür! Aber sagt dem Vater Nichts davon!"

„Du herziges Kind!" versetzte die Mutter, „und an Dich denkst du gar nicht? hättest so nöthig ein Kleid brauchen können!"

„Für euch und für mich bin ich schön genug gekleidet," sagte Lenchen; „und ihr könnt das Geld nöthiger brauchen. Ich wette, ihr habt keinen Sechser mehr im Hause!" — Die Mutter nickte wehmüthig. „Da hab' ich gehärt und gewartet bis jetzt auf meinen halben Gulden Taglehn, den ich wahrlich sauer genug verdient habe," flüsterte sie; „aber das Stubenmädchen hat mich nicht zur gnädigen Frau lassen wollen, weil sie Visite hat. Ich soll nach den Feiertagen wieder kommen, hieß es, gerade als hätten wir armen Leute die wir um das liebe Brod arbeiten müssen, Geld am Zins oder ein Tischlein-deck-dich! — Wenn mir die Köchin keinen Zwölfer geliehen hätte, kein Brod hätte ich kaufen können; aber die Dienenden sind immer besser als die Herren!"

„Es ist gesorgt, Mutter!" versetzte Lenchen; „Herr Wurmholz hat dem Vater einen Gulden geschenkt!"

„Einen Gulden? der Wurmholz? der Kümmelspalter? wie kommt denn der dazu?" fragte die Mutter bekommen. — Magdalene erzählte von dem Brande und was sich darauf begeben, und die Mutter ward immer gedankenvoller und stiller. Mittlerweile leerte sie ihren Armkorb aus; zuerst nahm sie einen großen Topf heraus, worin Sauerkohl und Knödel unter einander waren; dann einen anderen mit „gekochten Erbsen und Kartoffeln. Dann einen Rest von einem Brodlaibe und ein ganzes frisches Brod; endlich noch ein kleines Glasfläschchen von wohlbekannter Form, mit dem Branntwein, den man in dieser Gegend den Arbeitsleuten statt des Frühstücks reicht. Dieses Fläschchen schob sie vorsichtig auf das Brett über dem Fenster, es zum Leckermahle der Festzeit aufzuheben. Jetzt schlich auch Fritz an die Mutter heran und gab ihr die Lebkuchen, die er von Kathi erhalten. „Da, Mutter," flüsterte er beklommen, „Du hast ja doch heute Nichts für die armen Kleinen kaufen können, wie ich sehe; stell' Dich an, als hättest Du es ihnen mitgebracht; zwei davon hab' ich schon der Therese und Agathe gegeben!" Die Mutter gab ihm einen stummen Kuß dafür, und der Kleine ging wieder an seine Arbeit, während die Mutter den Tisch aufräumte und das Thongeschirr in die Küche trug.

Bald darauf kamen Frau Grimsl, die Fratschlerin, und das kleine Sepherl oder Josephinchen, die der dralleu runden Frau heute Abend an ihrem Obstkram geholfen hatte, und beide wurden von den Anwesenden freudig bewillkommt.

„Jesus Maria und Joseph! was für ein Wetter!" rief die Fratschlerin mit ihrer Steuterstimme, als sie in die Stube trat; „keinen Hund sollte man aus dem Hause jagen! Hat mich nur das arme Lämmchen da gedauert, das Sepherl, daß es in der eisigen Kälte hat so frieren müssen! Na, komm her, mein gutes Kind, stell' Dich mit zum Ofen und wärme Dich!" Dabei gab sie ihr das ermunternde Beispiel, sich selber mit dem Rücken wider den Ofen zu stellen. „Ich sage, das ist ein gesegnetes Mädchen das Sepherl," fuhr sie dann fort; „sie hat mir Alles verkaufen helfen, Alles! Keine Hutzel, keine Marone hab' ich mehr, und Alles um des Sepherls freundlichen Bescheides willen. Die vornehmsten Herrschaften sind stehen geblieben und haben dem Kind abgekauft. Aber warte nur, Du herziges Ding, das soll auch Dein Schade nicht sein; einen nagelneuen halben Gulden hab' ich Dir bestimmt. Und wenn die Frau Nachbarin nichts dagegen hat, so bleibe ich heute Abend hier unten bei Euch, und da machen wir einen Kaffee für das ganze Häuschen mit Kind und Kegel, und thun als hätten wir's im Ueberfluß. He, Frau Dalem, was sagt Sie dazu?"

„Ihr seyd ja recht gut aufgelegt, Frau Nachbarin!" nickte diese; „seyd mir alleweil willkommen, und es freut mich nur, daß Ihr mit dem Sepherl zufrieden gewesen seyd! Ihr müßt einen guten Markt gehabt haben, daß Ihr so fidel seyd!"

„Die Frau Grimsl hat auch drei Halbe Bier getrunken heute Abend!" sagte Sepherl.

„Ei, daß Dich das Mäuschen beiß', Du kleines

Digitized by Google

Plappermündchen!“ rief die Alte, als die Andern hell auflachten; „hast Du's denn gezählt?“

„Ha ja, ich hab's ja beim Büchelbräu geholt, und die drei geräucherten Würstchen!“ sagte das Kind.

„Frau Grimsl, es ist gut, daß Ihr Sohn nicht dabei ist, wenn die Kinder aus der Schule schwatzen!“ rief Niklas.

„Der Tagdieb, der ist wohl jetzt auch beim Bier oder bei den Mädchen!“ sagte Frau Grimsl ärgerlich. „Aber jetzt wär' ich wieder warm,; jetzt laßt uns an unsern Kaffee denken!“

„Ja.... ei.... aber,“ stotterte Frau Dalem; „aber ich sag' ja, Frau Grimsl, ich hab' keinen Zucker und keinen Kaffee und keine Milch im Haus!“

„Hab' ich's denn von Ihr verlangt?“ fragte die Fratschlerin fast grob; „hab' ich nit gesagt, daß ich Euch alle mit dem Kaffee traktiren will? Ich weiß wohl, daß Ihr so arm seyd wie eine Kirchenmaus, und eben darum will ich just den Kaffee bei Euch trinken, daß die armen.... die armen Dinger von Kindern auch einmal etwas Gutes kriegen! Ueberdem ist schon für Alles gesorgt!“ Sie watschelte aus der Stube, die verwitterte Alte mit der braunen Haut, die fast wie Rikpferdshaut anzusehen war, und man hörte sie im Ofen ihre kleine Ampel anzünden und dann die steile Treppe in's Oberstübchen hinaufkeuchen. Nach einer Weile kam sie wieder und brachte einen flachen Korb voll Aepfel und Nüsse für die Kleinen und jedem einen Pfefferkuchen; in der anderen Hand aber trug sie einen großen Milchtopf und in ihrem Armkorbe die Ingredienzien zu einem Kaffee und die vier bemalten „Schalen“ aus Steingut, die ihrer Kommode-Aufsatz zierten. „So, da wär' nun Alles, und nun kann die Frau Nachbarin mir helfen!“ sagte sie mit ihrer trockenen Barschheit, die ihr einmal angeboren war; „da sind Aepfel und Nüsse für die Kinderchen zum Christ, und der Milchkuchen da mit dem neuen halben Gulden für das Sepherl! Er trinkt wohl auch mit, Niklas?“

„Ja, wenn Ihr mir etwas übrig laßt!“ versetzte dieser, und pinselte ruhig weiter.

Nach einer Weile polterte und tappte Jemand die Treppe herauf, und die barsche, rauhe Stimme der Frau Grimsl rief draußen in der Küche: „So, Du saubers Früchtel! auch schon zu Haus? hast wieder getrunken wie ein Hatschier, daß Du so kolterst und polterst, als käm' der Großtürk?“

„Ja, ich hab' getrunken,“ erwiderte die ziemlich schwere Zunge eines jungen Mannes, „aber getrunken wie eine Fratschlerin; und was das Heimkommen und Koltern anlangt, da, denk' ich, ist's halt noch nicht so lange her, daß eine gewisse Alte auch hier herauf geschnaubt ist! Uebrigens immerhin oremus, Alte!“

„Oremus, zum .... Henker mit Deinem Oremus! scher' Dich in's Bett, Du Fläz, wann Du voll bist, oder ich will Dich noch oremussen!“.....

„Guten Abend! mit Verlaub,“ sagte August Aibl der Steindrucker, der Stiefsohn der Frau Grimsl, als er in die Thüre trat; „da draußen hagelt's wieder grob Korn, drum will ich nur hier eintreten, bis das Gewitter sich verzogen hat!.... Schönen guten Abend, schmuckes Leuchen!... Da bring' ich 'was für die Kinder! Kommt, ihr Schelmen! Da kriegt ihr schöne Bilderbogen!“ Anton, die beiden Kleinen, welche über dem Sägen und Hobeln wieder erwacht waren, und Sepherl sprangen auf Aibl zu und freuten sich königlich an den fehlerhaften Abdrücken, die er ihnen gab, und drängten dann um die Wette zu Lenerl, um ihr die Herrlichkeiten zu zeigen und sie sich erklären zu lassen.

„Na, Fritz! und Du kommst nicht?“ fragte Aibl. — „Ich muß arbeiten,“ sagte der Knabe. — „Na, geh' nur, er wartet ja auf Dich!“ sagte Niklas. — „Sieh, Fritz, meine allerschönsten die bring' ich Dir! Du verstehst was das seyn soll, und zerreißt die Bilder nicht mehr! Sieh, das sind lanter Stücke aus dem Leben Napoleons, und das da sind allerhand fremde Thiere, die es hier zu Lande nur in den Menagerien gibt. Bist Du zufrieden?“ — „Schön' Dank, lieber August!“ sagte Fritz; „Deine Bilder sind recht schön und machen mir viele Freude; aber ich wär' noch zufriedener und hätt' Dich noch lieber, wenn Du bräver wärst!“ — „Bräver?“ fragte Aibl verwundert! „was hast Du denn an mir auszusetzen?“ — „Daß Du Dich gegen Gottes Gebot verfehlst und Deiner Mutter schlecht begegnest! Du willst thun wie ein Student, und bist so grob gegen sie und schiltst sie eine Alte und dergleichen. Das ist eine Schande!“ — „Bah! das verstehst Du nicht, Bübl, das gehört zum studenticosen Ton!“ sagte Aibl. Fritzchen schüttelte den Kopf, und meinte, ein braver Student werde das nie sagen. Der Niklas zollte ihm Beifall. „Ein sauberer Student, der August!“ sagte er; „läßt sich am Samstag Mittag von Dir das Rechenbüchl für seinen Verdienst schreiben, das er seinem Herrn bringt. Trägt Sporen und hat keine Katz zum

Digitized by Google

Reiten; trägt das Hemd offen und friert lieber wie ein Hund, trägt seine Pinsel bis zum Rücken herab und stülpt ein Mützchen auf seinen großen dicken Kopf, nicht größer als ein Topfdeckel! O Du trauriger Student! Du armseliges Farcumacherl! was studirst denn? Vielausfsieh? oder Narretheidung? Meinst mit der langen Quastenpfeife und dem Prügel in der Hand und dem vielen Biertrinken soy der Student gemacht? o Du tranriger Schwarzkünstler! Werde lieber erst ein ordentlicher Mensch!"

„Niklas! ich verbitt' mir das!" rief Aibl auffahrend; „laßt mich aus, oder es setzt einen Tusch!" Niklas lachte: „So und was dann?" — „Dann will ich Saktischfazion!" rief der Steindrucker; „ich fordr' Euch auf's Duell! zehn krumme Säbel auf Gäng', verstanden. Der Graveur Hirschl drüben ist mein Secundlieutenant!"

„Aus Dem schwatzen vier Halbe zu viel!" lachte Niklas; „wenn er noch eine Weile so schwatzt, so schnappt er über oder kriegt das trunkene Elend. Aber laß Dir 'was sagen, Bürschchen! Es gibt etlich gute Sprichwörtchen, die Du wohl noch nie gelernt hast! Das Eine heißt: Schuster, bleib beim Leisten! das andre: Kinder und Narren sagen die Wahrheit! und das dritt': fängt auch der Löw' zu schreien an, man merkt ihm doch den Esel an! Verstanden!"

„Kübler!" .... fuhr der quasi Studiosus auf.

„Aibl!" rief eine Stimme zwischen Thür und Angel, die den grimmigen Leu sogleich sänftigte, und Jungfer Kathi kam herein. „Herrje!" rief sie, „ich glaub' schon gar, ihr habt Händel vor! was habt ihr dann mit einander?"

„Hm, Nichts!" entgegnete Aibel verlegen; — „gar Nichts! ich will nicht sentimentabel seyn und Nichts für Tusch nehmen, weil der Kübler ein Freund von der Kathi ist; aber wenn mir ein Anderer so kommt, so ... so hau' ich ihn, bis er mir Saktischfazion gibt!"

„Wär' mir nicht lieb, Herr Aibl." sagte Kathi, und zog ihn besänftigend am Arme in eine Ecke des Stübchens. Da hatte sie denn offenbar sehr viel zu thun, bis sie diesen Zweck erreichte, denn die beiden Leutchen plauderten und flüsterten noch zusammen, als der Kaffee langst fertig war und die beiden alten Frauen wieder in die Stube traten. Ja wenn wir boshaft seyn wollten, dürften wir vielleicht sogar behaupten, die Kathi sey gar nicht ohne Absicht in Beziehung auf den burschikosen Steindrucker herübergekommen.

„Ei schau, schau! da ist ja auch die Jungfer Kathi! Na die hat's gerochen, daß wir einen Kaffee machen, und muß nun auch mittrinken!" rief Frau Grimsl. „Schau, was hat denn Ihnen das Christkindl beschcert, Sie schmuckes Jüngferchen?"

„Ah, noch nicht viel, Frau Nachbarin!" sagte Kathi, die Hände in den Taschen ihrer Schürze, und neigte das Köpfchen mit süßlicher Vornehmthuerei zur Seite, war aber dabei doch herablassend, damit man ihre leise Verlegenheit, so mit dem Aibl zusammen ertappt worden zu seyn, nicht bemerke. „Bei uns kommt's erst morgen. Der junge Herr ist eingeladen gewesen, und die Madame hat der Einbescherung bei Madame Wurmholz anwohnen müssen. Die liebe gute Engeltraut! für mich hat sie auch wieder 'was abfallen lassen .... Ja, schaut nur! das Granatenhalscolliö' da ist von ihr!"

„Ei Du meine Güte, wie schön!" rief Frau Dalem, und die Fratschlerin und Leuchen eilten ebenfalls herbei, den Schmuck zu beschauen. Darauf räumte Leuchen schnell einen Stuhl ab, rückte ihn zum Tisch und bot ihn dem vielvermögenden Zöfchen der Hausbesitzerin an. Währenddem brachte Frau Dalem ihre Tassen, die Fratschlerin den Butterkuchen und die Bretzeln herbei, legte den Zucker in eine Untertasse und fing an, den duftigen Kaffee einzugießen, der den Kindern so verführerisch in die Nasen roch, daß sie mäuschenstille und mit wässerndem Munde sich in ein Eckchen am Tische drückten.

„Na, jetzt bitt' ich gar schön, jetzt erzählen Sie doch, Mamsell Kathi, was das Christkindchen bei der Madam Wurmholz einbeschert hat!" sagte Frau Dalem neugierig zur Zofe, als die Frauenzimmer und Kinder um den Tisch saßen und sich labten. Und da denn der Kaffee den alten Ruf hat, daß er den Frauen die Zunge löse, so ließ es Kathi auch nicht fehlen, recht ausführlich zu beschreiben, welche herrliche Sachen dort zu sehen gewesen, und ganz besonders wie prächtig der Pelzmuff und die Boa und das Pelzkranserl seyen, womit Frau Mohr von ihrer Nichte und deren Mann beschenkt worden seyen.

„Das glaub' ich," sagte Niklas, der stehend seinen Antheil trank und sein Pfeifchen dazu rauchte, „mein Herr ist ein ganzer Mann. Der thut Nichts halb, und die Mamsell hätt' im ganzen Land keinen besseren und braveren Mann finden können, als ihn. Und gegen die Frau Mohr ist er besonders freigebig und dankbar, was auch seine Ursach hat.

Digitized by Google

Denn all das viele Geld, was er in seinem großen Geschäft umtreibt, das hat ihm die Frau Mohr gegen billige Zinsen geliehen, und da thut er denn gerne für sie ein Uebriges!"

„So ist's!" sagte Kathi; „an die sechszigtausend Gulden hat er von uns!"

Stammend wiederholten die Frau Dalem und Aibl und Lenchen den ungeheuren Betrag, und Lenchen meinte: „Jesus Maria, was muß die Madam für ein Heidengeld haben, wenn sie so viel wegborgen kann!"

„Hat gut Geld verborgen!" sagte die Fratschlerin brummig; „man weiß ja, woher sie's hat, das Heidengeld, das Sündengeld, das ihr alleweil noch in der Kiste wächst! Aber ich möcht's nicht haben; meine ewige Seligkeit ist mir lieber. 's ist nicht Alles Gold was glänzt, und wer mit Glanz anfängt, hat schon oft mit Gestank geendigt!"

„Frau Grimsl!" sagte Kathi verletzt; „was wollt Ihr denn damit sagen? Ich bitt' mir's aus, laßt meine Herrschaft ungeschoren!"

„O Sie zimpferliches Gänschen!" sagte Frau Grimsl; „was ich weiß, weiß ich! Und was in dem kleinen Eckstübchen steckt, das die Madam immer abschließt und wozu sie den Schlüssel alleweile mit sich führt und wo noch nie kein Dienstbot hineingekommen ist, das weiß ich auch, — verstanden?"

Niklas lachte. „Frau Grimsl möcht' uns glauben machen, die Frau Mohr habe ihr Geld vom Teufel! hahaha!" sagte er; „o geht nach Haus mit den Possen! das Geld bringt mehr Glück als Teufelsgeld!"

„Weltglück, ja!" sagte Frau Grimsl und blickte sehr ernst in ihre Kaffeeschale. „Aber beim Auskehren wird sich Alles finden! Ich möchte halt doch nicht mit ihr tauschen, trotz dem Sündengeld. Ich hätte auch mein Glasmännchen haben können; aber ich bin eine gute Christin, und meine Seligkeit ist mir lieber!"

„Ein Glasmännchen?!" riefen die Anderen erstaunt. „Ei, was ist denn das? was hat denn das Geld mit dem Glasmännchen zu schaffen?" rief Niklas höhnisch.

„So, das wißt ihr nicht, ihr überstudirter Reifstecken?" wandte sich die Fratschlerin an den spöttisch lachenden Niklas; „schaut, wenn Ihr's nicht wißt, so will ich's Euch sagen, obwohl das kein Gespräch für die heiligen Zeiten ist!" setzte sie geheimnißvoll und mit sehr gedämpfter Stimme hinzu, als schaudere ihr schon bei dem bloßen Worte. „Soll ich's Euch erklären?"

„Ja wohl, es wär' mir lieb, wenn ich's wüßte!" sagte Niklas, und auch die Anderen bestürmten sie um die Geschichte von dem Glasmännchen, so daß sie gerne willfahrte.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Madagascar.

(Mit zwei Abbildungen auf S. 120 u. 121.)

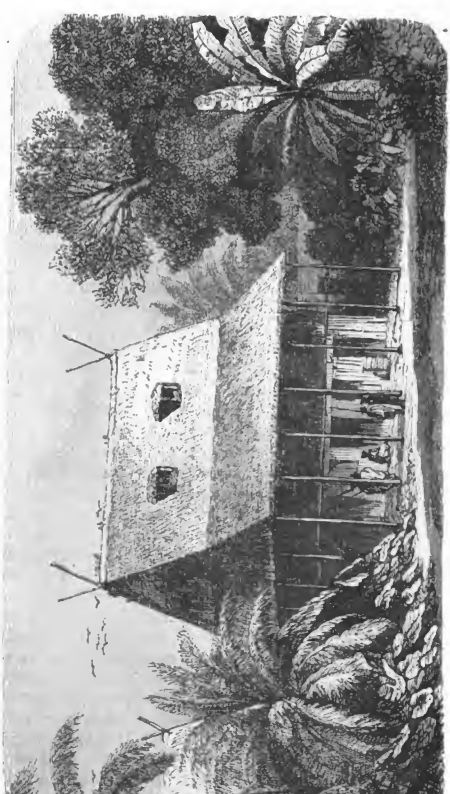
Nahe der Ostküste des südlichen Afrika liegt Madagascar, eine der schönsten und reichsten Inseln der Erde, reich gesegnet mit allen Schätzen der drei Naturreiche. Es ist eine terrassenförmig sich aufbauende, langgestreckte gebirgige Insel, mit den prachtvollsten Urwäldern voll eigenthümlicher Bäume, unter denen schöne Palmen und Pandanus und der merkwürdige Baum der Reisenden (Urania speciosa) sich besonders auszeichnen, mit einem höchst fruchtbaren Boden und herrlichen Klima für alle Gewächse der heißen Zone, namentlich Baumwolle, Gewürze und Indigo u. dergl., und mit den prächtigsten Nutzhölzern. Stattliche Ströme rauschen theils in malerischen Wasserfällen, theils in tief ausgehöhlten Schluchten von den Bergen der Insel nieder, und in den beinahe undurchdringlichen Urwäldern, die kein einziges reißendes Thier bewohnt, hausen nur Wildschweine, Meerkatzen, Affen und harmlose Nagethiere, worunter der seltsame Teureck. — Die menschlichen Bewohner der Insel haben nichts mit der Negerrace gemein, welche das benachbarte Festland von Afrika bewohnt, sondern gehören offenbar einem andern Menschenschlage an; sie haben weder die Negerphysiognomie noch den eckelhaften Geruch der Hautausdünstung, welcher der Negerrace eigen ist. Vielmehr ist unter den etwa $4^1/_2$ Millionen ihrer Bewohner ein schwärzlicher oder olivenfarbiger Menschenschlag, Howahs genannt, der an körperlicher Schönheit wie an Intelligenz und Bildungsfähigkeit sich vollkommen der sogen. kaukasischen Race nähert, zu welcher wir Europäer gehören. Von diesen Howahs, welche sich seit etwa 60 Jahren zuerst zu Herren der Insel aufgeschwungen haben, führen wir unseren Lesern eine Gruppe vor und zugleich das Haus eines Howah-Häuptlings. Früher waren die Howahs, die man wegen ihrer Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit den Taheitern und anderen Bewohnern der Südsee-

Digitized by Google

Howas von Madagaskar.

Digitized by Google

Inseln zur malayischen Race gerechnet hat, nur wegen ihrer Geschicklichkeit in Handwerken, nicht aber wegen kriegerischer Eigenschaften bekannt, aber seit sie durch englische und französische Missionnäre und Ansiedelungen mit der europäischen Kultur bekannt geworden sind, haben sie sich schnell sehr viel von derselben angeeignet, allein zugleich auch ihre Unabhängigkeit bewahrt und vertheidigt, und gehen einer raschen und gedeihlichen Entwickelung in den Künsten des civilisirten Lebens entgegen. Die Howahs wollen sich weder zum Christenthum bekehren noch europäische Niederlassungen unter sich dulden; sie wollen Herren ihrer Insel und ihre eigenen Gesetzgeber bleiben. Dem Handelsverkehr sind sie nicht abgeneigt, und verwerthen gerne die Erzeugnisse ihres Landes, namentlich Reis und Hornvieh, an europäische Schiffe. Wenn sie sich von den Einflüssen europäischer Abenteurer frei erhalten, und sich ihre Unabhängigkeit bewahren, so hat dieses kräftige kühne Volk auf dieser von der Natur so reich gesegneten Insel noch eine große Zukunft in der Geschichte.



Haus eines Howah-Häuptlings in Tamatave.

Der Mann mit der eisernen Maske.

(Fortsetzung.)

Herr von Saint-Mars, ein Mann von abstoßendem Aeußern, barschen Manieren und zweifelhaften Grundsätzen, aber unbedingter und gänzlicher Hingebung und Gehorsam gegen den Monarchen, blieb in Gegenwart seines Gefangenen beständig unbedeckten Hauptes stehen, und bediente ihn an dem Tage, wo er als Gouverneur in die Bastille einzog, eigenhändig bei Tische. Das dem Gefange-

Digitized by Google

nen zur Wohnung angewiesene Gemach in der Bastille war reich möblirt, und man trug ihm nur die besten und leckersten Gerichte auf silbernem Geschirr auf. Man reichte ihm alles was er nur verlangte, und man bemerkte an ihm eine besondere Vorliebe für Leibwäsche von sehr feiner Leinwand und für Spitzen. Einer seiner liebsten Zeitvertreibe war Guitarrespiel. Aber wemit er sich außerdem während seiner langen Gefangenschaft beschäftigt habe, darüber geben die vorhandenen Geschichtsquellen keine Auskunft.

Am Sonntag den 18. November 1703 erkrankte der verlarvte Gefangene „bei der Rückkehr von der Messe" und starb am folgenden Tage. Unmittelbar nach seinem Verscheiden wurde der Kopf vom Rumpfe getrennt und in Stücke gehauen, damit seine Züge nicht mehr sollten erkannt werden können. Der kopflose Rumpf, unter der Bezeichnung „Marchiali, 45 Jahre alt," ward am 20. d. M. auf dem Friedhofe der Kirche St. Paul in Gegenwart des Herrn v. Rosargues und Herrn Reihl, des Oberwundarztes der Bastille, beerdigt. Die verstümmelten Ueberreste des Kopfes wurden an verschiedenen Orten beerdigt, um die Neugier desto wirksamer zu enttäuschen. Unmittelbar nach dem Tode des Gefangenen erging der Befehl, alles zu zerstören was in seinem Gebrauche gewesen war. Alle seine Kleider, Leibwäsche, Bettzeug und Möbeln wurden verbrannt; das Silberzeug, dessen er sich bei Tische bedient hatte, eingeschmolzen, die Wände des Gemachs, worin er gewohnt hatte, sorgfältig abgekratzt und dann frisch getüncht, die Thüren und Fenster zerschlagen und verbrannt und der Fußboden aufgerissen, um ja sicher zu seyn, daß der geheimnißvolle Bewohner dieser Räume keinen Fetzen Papier, keine kennzeichnende Reliquie oder irgend ein derartiges Zeichen seines Daseyns darunter versteckt habe.

Die vorstehende kürze Skizze von dem Leben des fraglichen unglücklichen Individuums wird genugsam darthun, wie außer der blosen Thatsache selbst, daß jener Mann in Pignerol gefangen saß, sowohl über diese Haft als über seine Lebensumstände vor der genannten Periode wenig oder gar nichts zu ermitteln war, obschon sich eine Reihe französischer Schriftsteller die größte Mühe gegeben hatten, hierüber genaue Ermittelungen zu veranstalten. Gleichwohl berichtet, wie Voltaire in seinen Bemerkungen zu dieser Thatsache hartnäckig hervorhebt, die Geschichte jener Zeit uns durchaus nichts von dem Verschwinden irgend einer politischen Persönlichkeit von solch bedeutender Wichtigkeit, daß sie die hinsichtlich der Geheimhaltung der Identität des verlarvten Gefangenen getroffenen Vorsichtsmaßregeln sowie die nach seinem Tode getroffenen Anstalten, um wo möglich jede Spur von ihm und sogar sein Andenken unter den Lebenden auszurotten, irgend gerechtfertigt hätten; und doch müßte zu der Zeit, wo der Gefangene in Pignerol eintraf, hierüber irgend eine Spur zu finden seyn.

Diejenigen Personen, welchen dieses auffallende Staatsgeheimniß anvertraut worden war, scheinen über die Persönlichkeit des verlarvten Gefangenen das tiefste Stillschweigen beobachtet zu haben, und Ludwigs XIV. Nachfolger haben ohne Ausnahme dieselbe Zurückhaltung über diesen Gegenstand an den Tag gelegt. Von der ganzen französischen Familie der Bourbonen scheint Herr v. Chamillard die letzte Person gewesen zu seyn, welche man in dieses Geheimniß eingeweiht hatte. Der zweite Marschall de la Feuillade, Herrn v. Chamillard's Tochtermann, welchem der Wunsch, hinter diese mysteriöse Geschichte zu kommen, keine Ruhe ließ, beschwor seinen Schwiegervater, der damals schon auf dem Sterbebette lag, noch kniefällig, ihm den Namen der Person zu nennen, den man jetzt als den „Mann mit der eisernen Maske" kennt; allein der sterbende Minister weigerte sich entschieden, die Neugier seines Schwiegersohnes zu befriedigen, unter dem Vorgeben, es sei ein Staatsgeheimniß und er habe geschworen, es niemals auszusagen.

Ludwig XV. welchem das Geheimniß angeblich durch den Regenten mitgetheilt worden seyn soll, äußerte eines Tags, als mehrere Herren vom Hofe in seiner Gegenwart sich über diesen Gegenstand lebhaft unterhielten: „Laßt sie darüber streiten; bis jetzt ist noch niemand in dieser Sache hinter die Wahrheit gekommen."

Herr von Laborde, Ludwigs XV. erster Kammerdiener, welcher bei seinem Herrn in besonders hoher Gunst und Vertrauen stand, bat einmal den König ihm das Geheimniß jener merkwürdigen Gefangenschaft mitzutheilen; aber der König erwiderte ihm: „Es thut mir leid, daß es geschehen ist; allein die Gefangenschaft jenes Unglücklichen brachte Niemand Nachtheil als ihm selber, und bewahrte Frankreich vor großen Widerwärtigkeiten; Du aber," setzte er hinzu, „wirst nie erfahren, wer jener Gefangene war."

Unter den verschiedenen Sagen, welche sich an die paar Gefängnisse knüpften, wo jener geheimniß-

Digitized by Google

volle Mann geschmachtet hatte, ist auch Eine, welche erzählt, der Gefangene habe während seines Aufenthalts auf dem Schlosse If auf Ste.-Marguerite eines Tags mit einer Messerspitze etwas auf einen der silbernen Teller geschrieben, worauf er speiste, und diesen Teller zum Fenster hinaus nach einem Boote geschleudert, das in der Nähe des Ufers, beinahe dicht am Fuße des Thurmes, gehalten habe. Der Fischer, dem das Boot gehörte, habe den Teller aufgehoben und dem Gouverneur überbracht, worauf der Letztere mit großer Bestürzung den Fischer gefragt habe: „Hast Du gelesen, was auf dem Teller geschrieben steht, oder hat irgend jemand ihn in Deiner Hand gesehen?“ — „Ich kann gar nicht lesen; ich habe den Teller so eben gefunden, und niemand außer mir hat ihn gesehen,“ habe der Fischer geantwortet, sey aber trotzdem so lange gefangen gehalten worden, bis Saint-Mars sich vollkommen überzeugt habe, daß der Mann nicht lesen konnte und daß niemand sonst den Teller gesehen habe; worauf ihn der Gouverneur mit den Worten entlassen habe: „Geh' und packe dich! dießmal ist es Dein Glück, daß Du nicht lesen kannst!“

Eine ähnliche Geschichte erzählt der Abbé Papon, welcher seine Kunde bezüglich des geheimnißvollen Gefangenen auf dem Eiland Sainte-Marguerite selbst geholt zu haben behauptet. Es soll ihm nämlich ein Offizier vom Regiment Franche-Comté erzählt haben: sein Vater, welcher mit Saint-Mars in derselben Kompagnie gedient und dessen Vertrauen genossen, habe ihm mitgetheilt, ein Frater oder Barbierjunge von demselben Corps habe eines Tags etwas Weißes unter dem Fenster des Gefangenen flattern sehen, dieß aufgehoben und Herrn v. Saint-Mars überbracht, worauf sich herausgestellt, daß es ein hübsch zusammengelegtes feines Hemd gewesen, auf welchem irgend etwas Geschriebenes gestanden habe. Saint-Mars habe, nachdem er das Hemd auseinander gefaltet, mit dem Ausdruck der peinlichsten Verlegenheit im Gesicht gefragt: ob der Junge so neugierig gewesen sey, dasjenige zu lesen, was auf dem Hemd geschrieben gewesen? der Junge habe zwar feierlich betheuert, nichts davon gelesen zu haben, sey aber zwei Tage später in seinem Bette todt gefunden worden, und er (der Offizier) sey oft Ohrenzeuge gewesen, wie sein Vater dieses Ereigniß dem Kaplan jenes festen Schlosses als eine unbezweifelte Thatsache erzählt habe.

Der Abbé will ferner aus dem Munde desselben Offiziers wissen, sein Vater sey bei dem Tode der Frau, welche die Bedienung des Gefangenen zu besorgen hatte, gezwungen worden, die Leiche derselben um Mitternacht auf seinen Schultern nach dem Begräbnißorte zu tragen, und er habe die Leiche für diejenige des Gefangenen selbst gehalten, bis ihm der Gouverneur die Weisung gegeben habe, eine andere Frau ausfindig zu machen, welche deren Stelle einnehmen konnte. Er habe dann in einem benachbarten Dorfe ein Weib ermittelt, welches für diese Stelle passend erschienen, und der Gouverneur habe die Frau versichert: wenn sie den angebotenen Dienst annehme, werde sie dadurch das Glück ihrer Kinder machen, aber unter der Bedingung, daß sie dieselben niemals wieder sehe, nie aus dem Dienste trete, den man ihr übertragen wolle, und nie wieder irgend welchen Verkehr mit der übrigen Welt habe; die Frau aber, so arm sie auch gewesen, habe sich doch geweigert, sich für Lebenszeit auf diese Bedingungen hin einsperren zu lassen, zumal nachdem sie erfahren, daß die geringste Indiscretion von ihrer Seite ihr theuer zu stehen kommen könnte.

Was nun die Geschichte mit dem aus dem Fenster geschleuderten silbernen Teller anlangt, so erklärte der Herzog von Braneas, welcher selbst vierzehn Monate lang als Staatsgefangener im Schlosse If gesessen hatte, diese Anekdote nicht blos für albern, sondern auch für an sich unmöglich, weil die Fenster der dortigen Gefängnisse durch den Wallgraben und eine hohe Mauer vom Meere getrennt seyen. — Auch den beiden angeblichen Thatsachen, welche der Abbé Papon erzählt, können wir keinen größern Werth beilegen, als den einer gewöhnlichen Klatscherei oder einer Salon-Anekdote, da sie ja erst nach Voltaire's Erörterung dieses mysteriösen Falles auftauchten und daher nur dazu angethan sind, zur Ausschmückung und scheinbaren Verbürgung seiner Angaben zu dienen. Der Abbé erzählt in seiner Geschichte der Provence noch einen weitern Zug, dem wir aber eben so wenig historischen Werth und Beweiskraft beilegen: Saint-Mars soll nämlich eines Tages, als er beim Heraustreten aus dem Zimmer des Gefangenen auf eine Art Korridor oder Gallerie, wo er die Eintretenden auf eine ziemliche Entfernung bemerken konnte, gerade noch mit dem verlarvten Arrestanten gesprochen haben, als der Sohn eines seiner Freunde ankam und auf die Stelle zuging, wo er eben stand. Als er die Schritte eines Herankommenden hörte, habe der Gouverneur rasch die Thüre hinter sich geschlossen, sey dem jungen Mann entgegengeeilt und habe ihn mit verstörtem Gesicht

Digitized by Google

gefragt: ob er jemanden gesehen oder etwas von seinen Aeußerungen gehört habe. Auf die Versicherung, daß beides nicht der Fall sey, habe Saint-Mars den jungen Mann noch am selben Tage wieder nach Hause geschickt und seinem Freunde geschrieben, „wie unvorsichtig sein Sohn gehandelt und welcher großen Gefahr er sich ausgesetzt habe."

Wir wollen aber alle Muthmaßungen, Gerüchte, Klatschereien, absichtlichen und unabsichtlichen Verdrehungen der von Voltaire zuerst erzählten Thatsache bei Seite lassen und zunächst auf diejenige Erklärung übergehen, welche seither am meisten Glauben und Unterstützung gefunden hat, auf die Lesart nemlich, daß der Mann in der eisernen Maske kein anderer gewesen sey, als ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV., welcher wenige Stunden nach demselben zur Welt gekommen und weit hübscher und lebhafter gewesen seyn soll, als der zuvor geborene Dauphin. Diese Lesart findet ihre Unterstützung durch mehre gewichtige Aussagen und Andeutungen von bedeutenden Männer, z. B. von Seiten des bekannten Marschalls und Herzogs von Richelieu, welcher die betreffende Enthüllung aus dem Munde der Herzogin von Modena, einer der Töchter des Regenten Ludwig Philipp von Orleans, der während der Minderjährigkeit Ludwigs des Fünfzehnten Frankreich beherrschte, erhalten haben soll. Die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Richelieu erschienen im Jahr 1790, von seinem Sekretär Soulavie herausgegeben, und mögen manche Irrthümer enthalten; aber das was sie über die eiserne Maske aussagen, ist neuerdings von anderer Seite bei mehrfach bestätigt worden. Soulavie versichert ausdrücklich, ein Theil der Einzelnheiten, welche er gegeben habe, sey aus einer eigenhändigen Aufzeichnung entlehnt, welche Herr v. Saint-Mars, der Gouverneur des gefangenen Prinzen, einige Zeit vor seinem Tode niedergeschrieben habe. Und merkwürdigerweise erzählt ein Herr August Billiard, ehemaliger Generalsekretär im französischen Ministerium des Innern, in einem Briefe, welchen er nach der Juli-Revolution an eine Zeitschrift (die Revue de l'Institut historique) gerichtet hat: er selbst habe unter dem ersten Kaiserreich eine eigenhändige Aufzeichnung von jenem Saint-Mars über die ihm anvertraut gewesene geheime Mission in Händen gehabt. Jenes Manuskript, aus dem geheimen Archive des Ministeriums des Aeußern herrührend, sey von Herrn von Hauterive, dem Guardian der Archive, dem damaligen Minister des Innern Herrn von Montalivet geliehen worden, dessen Kabinet Herr Billiard damals beigegeben war. Billiard behauptet, über die Echtheit jenes Dokuments könne kein Zweifel obwalten, denn das Papier, die Handschrift, der Styl, kurz alles habe genugsam dargethan, daß es wirklich aus der Zeit Ludwigs XIV. herrühre. Er gibt sogar den Namen des Schreibers an, welcher die von Herrn v. Montalivet zurückbehaltene Abschrift gefertigt habe, und fügt noch bei, der Sohn des Herrn v. Montalivet sey damals noch im Besitz der so erlangten Abschrift gewesen. Zur Bestätigung der Wahrheit seiner Angabe fügt er hinzu, daß zwei andere damals noch lebende Personen (der Präfekt des Var-Departements, Genhault, und der Divisionschef im Kabinet des Ministers des Innern, Labiche) ebenfalls die eigenhändigen Aufzeichnungen von Saint-Mars gelesen haben.

Einige Jahre nach dem Erscheinen dieses Briefes ward den Herausgebern der damals erscheinenden „Denkwürdigkeiten für Jedermann" eine angebliche Abschrift der Aufzeichnungen des Herrn von Saint-Mars angeboten. Diese Abschrift wurde Herrn Billiard zur Begutachtung mitgetheilt und dieser erklärte sie für eine wortgetreue Copie jenes Dokuments, das er im Originale gelesen habe. Wir geben nachstehend einen Auszug daraus:

„Der unglückliche Prinz, den ich erzogen und bis an sein Lebensende bewacht habe, war geboren am 5. September 1638 Abends halb neun Uhr, während der König beim Nachtessen war. Sein Bruder, der gegenwärtige König, war am selben Tag um Mittag geboren, als der König beim Mittagsmahle war. Allein in demselben Maße, als die Geburt des jetzigen Königs glänzend und festlich, war die Geburt seines Bruders traurig und heimlich. Als der König von der Hebamme erfahren, daß die Königin noch ein zweites Kind gebären werde, hatte er dem Kanzler von Frankreich, dem ersten Almoseneier, dem Beichtvater der Königin und mir die Weisung ertheilt, im Zimmer Ihrer Majestät zu bleiben. Er sagte uns allen in Gegenwart der Königin und so laut, daß sie den Befehl hören konnte, wir haften ihm mit unseren Köpfen dafür, daß die Geburt eines zweiten Dauphin verborgen bleibe, denn er wünsche, daß diese Thatsache ein Staatsgeheimniß bleibe, weil das salische Gesetz keine Verkehrung über die Vererbung des Königreichs für den Fall treffe, wo dem Monarchen zwei älteste Söhne geboren würden.

Digitized by Google

„Die Voraussage der Hebamme traf bald ein, und die Königin genas eines zweiten Dauphins, der noch viel hübscher und wohlgebildeter war als der erstgeborene; der Prinz schrie und wimmerte unaufhörlich, als ob er das Leben voll Leiden und Selbstverleugnung voraussehe, dem er entgegenging. Der Kanzler von Frankreich nahm ein Protokoll über diese merkwürdige Geburt auf, welche in der Geschichte einzig dasteht und um so merkwürdiger ist, als die Ehe zwischen Anna von Oesterreich und Ludwig XIII. 23 Jahre hindurch unfruchtbar geblieben war; Seine Majestät war aber mit diesem Dokument nicht zufrieden und ließ es noch mehrmals umschreiben, bis es seinen Anforderungen entsprach; er verbrannte den ersten Entwurf, obschon der Almoesenier Einwendungen hiegegen machte und erklärte, der König dürfe die Geburt des Dauphins nicht geheimhalten, worauf der König erwiderte, er habe sehr dringende Beweggründe der Politik hiezu.

„Hierauf ließ der König uns alle vier ein eidliches Gelöbniß unterzeichnen, daß wir die Geburt des nachgeborenen Prinzen niemals verrathen wollten. Der Kanzler unterschrieb zuerst, dann der Almoesenier, dann der Beichtvater der Königin, und dann ich; auch der Wundarzt der Königin und die Hebamme mußten das Eidesformular unterzeichnen, und der König heftete dieses eidliche Gelöbniß an das Protokoll und nahm das Dokument zu sich, von dem ich seither nichts mehr gehört habe. Die Hebamme trug sodann den letztgeborenen Prinzen fort, mit dessen Erziehung sie betraut worden war; und da der König fürchtete, sie möchte etwas über seine Geburt ausschwatzen, so erzählte sie mir später oft, er habe sie häufig mit Todesstrafe bedroht, wenn sie je dieses Geheimniß verrathe; auch verbot er uns Anderen insgesammt, die jener Geburt angewohnt hatten, über diesen Vorfall jemals untereinander zu reden. Keiner von uns hat bis auf diese Stunde seinen Eid gebrochen. Der König hatte uns die Weisung gegeben, den unglücklichen Prinzen genau zu besichtigen, welcher ein Muttermal über dem linken Ellbogen, einen gelben Fleck an der rechten Seite des Halses und ein noch kleineres Muttermal am dicksten Theil des rechten Schenkels hatte; denn Seine Majestät beabsichtigte, falls der erstgeborene Prinz sterben würde, an dessen Stelle den königlichen Prinzen zu setzen, über welchen er die Vormundschaft uns übertragen hatte; und zu diesem Zweck verlangte er unsere Unterschrift zu dem Protokoll über die Geburt, welches er in unsrer Gegenwart mit einem kleinen königlichen Petschaft siegelte und das wir, wie schon gesagt, auf Seiner Majestät Befehl und nach hochdemselben unterzeichneten.

„Was nun die Kindheit des zweitgeborenen Prinzen anlangt, so erzog ihn Dame Peronnet anfangs so, als ob er ihr eigenes Kind wäre; aber er galt für das uneheliche Kind irgend eines großen vornehmen Herrn, weil aus dem großen Aufwand, den sie für ihn trieb, genugsam hervorging, daß er der Sohn irgend eines sehr reichen Mannes, obschon nicht als solcher anerkannt sey.

„Als der Prinz älter wurde, übergab ihn Monseigneur der Kardinal von Mazarin, welchem nach dem Tode des gnädigsten Herrn Kardinals von Richelieu die Leitung seiner Erziehung übertragen worden war, meiner Obhut und Pflege, damit ich ihn erziehen und wie einen Königssohn halten sollte, aber ganz im Geheimen. Dame Peronnet blieb in seinem Dienste bis zu ihrem Tode, denn sie war sehr anhänglich an ihn und er noch weit mehr an sie. Der Prinz ward in meinem Hause in Burgund mit all der Sorgfalt erzogen, welche einem Königssohne gebührt.

„Ich habe während der Unruhen der Fronde häufig Unterredungen mit der Königin gehabt und Ihre Majestät schien mir zu befürchten, daß wenn je das Daseyn dieses Kindes bei Lebzeiten seines Bruders, des jungen Königs, bekannt werden würde, gewisse Unzufriedene daraus einen Vorwand zur Anzettelung eines Aufruhrs machen möchten, da viele Aerzte der Ansicht sind, der letztgeborene von zwei Zwillingen sei in Wirklichkeit der ältere, und daß daher dieser gefangene Prinz der rechtmäßige König seyn würde, obschon andere Aerzte der entgegengesetzten Ansicht sind. Diese Furcht vermochte sie jedoch niemals dazu, die schriftlichen Beweise für die Geburt des jüngeren Prinzen zu vernichten, denn sie beabsichtigte, falls der junge König sterben sollte, den Prinzen an seiner Stelle zum Könige zu machen, obwohl sie noch einen andern Sohn hatte. Sie hat mir oft mitgetheilt, sie bewahre jene Urkunden und schriftlichen Beweise in ihrem Schmuckkästchen auf.

„Ich gab dem unglücklichen Prinzen ganz jene Erziehung, welche erhalten zu haben ich mir selber gewünscht hätte, und kein Prinz in der Welt bekam sicher eine bessere. Das Einzige was ich mir ihm gegenüber vorzuwerfen habe, ist, daß ich ihn

Digitized by Google

absichtslos unglücklich machte; denn als er im Alter von ungefähr 19 Jahren von dem mächtigen Verlangen erfaßt ward, seine Herkunft zu erfahren, bestürmte er mich mit Fragen oder Erkundigungen über diesen Gegenstand; da ich aber mich nun so hartnäckiger schweigsam zeigte, je mehr er in mich drang, ihm seine Geschichte und Herkunft mitzutheilen, so faßte er den Entschluß, seine Neugier zu verbergen und mich glauben zu machen, daß er sich für meinen Sohn halte. Ich hatte ihm oft, wenn wir allein waren und er mich Vater nannte, bedeutet, daß er sich irre; aber ich wehrte mich nun nicht länger mehr gegen das Gefühl, das er für mich zu hegen vorgab, vielleicht nur in der Absicht, mich zum Reden zu bringen, sondern ich ließ ihn auf dem Gedanken, er sey mein Sohn, und er stellte sich an, als beruhige er sich bei dieser Annahme, versäumte aber keinerlei Mittel und Gelegenheit um zu erkunden, wer er eigentlich sey.

„Zwei Jahre waren auf diese Weise vergangen, als eine Unklugheit von meiner Seite, über welche ich mir seitdem bittere Vorwürfe gemacht habe, ihm theilweise enthüllte, wer er war. Er wußte, daß der König mir häufig Boten zusandte, und eines Tags hatte ich das Unglück, die Kassette offen stehen zu lassen, in welcher ich die Briefe von der Königin (-Wittwe, Anna von Oesterreich) und dem Kardinal (Mazarin) aufbewahrte. Er las einen Theil derselben und errieth den Inhalt der übrigen mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn, und gestand mir später, er habe sich in den Besitz eines Briefes gesetzt, welcher hinsichtlich seiner Herkunft keinen Zweifel mehr zuließ.

„Ich erinnere mich noch, daß um jene Zeit sein Betragen gegen mich barsch und rauh wurde, anstatt freundlich und achtungsvoll, wie es vordem gewesen war; aber ich argwöhnte anfangs die Ursache dieser Veränderung nicht, denn ich hätte mir niemals denken können, durch was für Mittel er an meine Kassette gekommen war, und er wollte mir niemals eingestehen, wie er dieß bewerkstelligt habe. Eines Tages vermaß er sich sogar so weit, mich um die Bildnisse des verstorbenen und des gegenwärtigen Königs zu bitten. Ich erwiderte ihm: alle Kupferstiche seyen so schlecht, daß ich auf das Erscheinen einiger besserer Bilder warte, ehe ich sie in meinem Hause haben wolle. Diese Antwort genügte ihm nicht, und er verlangte nun von mir die Erlaubniß, nach Dijon zu gehen. Ich habe seither in Erfahrung gebracht, daß es seine Absicht war, ein dort befindliches Bild des Königs zu besichtigen und von da an den Hof zu gehen, welcher sich damals zu St. Jean de Luz befand, aus Anlaß der Heirath des Königs mit der Infantin, denn mein Zögling wollte sich mit seinem Bruder vergleichen und sehen, ob er ihm ähnlich sey. Diese seine Absicht kam jedoch zu meiner Kunde, und von diesem Augenblick an ging ich ihm nicht mehr von der Seite.

„Der junge Prinz war ausnehmend hübsch, und da er sich in ein junges Mädchen, das in meinem Hause angestellt war, verliebt und eine Liebschaft mit ihr angefangen hatte, so verschaffte er sich durch sie ein Bild von seinem Bruder. Obschon ich meinem ganzen Hausstande den strengsten Befehl ertheilt hatte, ihm nichts zu geben, so händigte sie ihm doch ein Bildniß des Königs in Kupferstich ein. Der unglückliche Prinz erkannte die Aehnlichkeit — was im Grunde auch keine Kunst war, denn Ein Bildniß würde für beide genügt haben, so sehr glichen sich die beiden Brüder — und dieser Anblick versetzte ihn in eine solche Wuth, daß er sogleich zu mir kam mit dem Ausrufe: „das ist meines Bruders Bild! dieß zeigt mir, wer ich bin!“ Dann zeigte er mir den Brief des Kardinals Mazarin, welchen er aus meiner Kassette entwendet, und gestand mir die Entdeckung, die er gemacht hatte. Dieser Auftritt fand in meinem Hause statt.

„Die Furcht, daß er mir entfliehen und bei der Hochzeit des Königs zum Vorschein kommen könnte, zwang mich, einen Kurier an den König abzusenden, ihm über die Erbrechung meiner Kassette Bericht zu erstatten und um neue Verhaltungs-Maßregeln zu bitten. Der König sandte mir seine Instruktionen durch den Herrn Kardinal zu und befahl, wir sollten Beide bis auf weitern Befehl in ein Staatsgefängniß gesteckt werden; er wollte sich dann Bericht darüber erstatten lassen, wann diese Strenge uns Beide zu vernünftigeren Ansichten und mäßigeren Ansprüchen gebracht habe. — —

„Ich habe mit dem Prinzen in unserm gemeinsamen Gefängnisse gelitten bis jetzt, wo ich glaube, daß mein höherer Richter auf dem Punkte steht, meine Abberufung von der Erde an mich ergehen zu lassen; und ich kann mir, um meiner eigenen Seelenruhe und um des Friedens meines Zöglings willen, nicht versagen, hier eine Erklärung abzugeben, welche den Prinzen in den Stand setzen wird, sich selbst aus dem schmachvollen Zustande zu befreien, worin er sich befindet, falls der König ohne Kinder sterben sollte. Kann ein erzwungener Eid mich nöthi-

Digitized by Google

gen, etwas geheim zu halten, wovon die Kunde auf die Nachwelt kommen sollte? — Saint-Mars."

So weit diese Schrift, welche von Herrn Billiard als gleichlautend mit jener anerkannt wurde, die er seiner Zeit zufällig gelesen hatte.

Man hat die Echtheit dieses Dokuments trotz dem ihm innewohnenden Beweis davon, daß es ein wirkliches Erzeugniß der Zeit ist, deren Datum es trägt, wegen seiner Unterschrift mehrfach in Frage stellen wollen; denn der Name Saint-Mars wird für denjenigen des Gouverneurs der Bastille gehalten, unter dessen Obhut und Pflege der unglückliche Gefangene so viele Jahre verbracht haben soll, und der also, wie klar am Tage liegt, weder die Stelle eines Vormunds bei dem Gefangenen vertreten, noch — da er seinen Mündel überlebte — einen Bericht abgefaßt oder geschrieben hinterlassen haben konnte, welcher bestimmt gewesen wäre, nach seinem eigenen Ableben Licht auf die Identität jenes Gefangenen zu werfen.

(Schluß folgt.)

Ein Rudel Wildschweine.

(Mit Holzschnitt auf S. 128.)

In unserm umstehenden Bilde führen wir unseren lieben Lesern eine Gruppe von einem Thiere vor, welches vielleicht in wenigen Jahrzehnten kaum mehr im freiem und natürlichen Zustande in unseren deutschen Wäldern vorkommen wird, die es leider ehedem in solcher Menge bevölkerte. Das Wildschwein ist dem Ackerbau wie der Waldkultur so schädlich, daß es ein Gebot der Nothwehr war, es wenigstens in den zwischen bewohnte und angebaute Gegenden eingesprengten kleineren Wäldern und Holzungen auszurotten, obschon es im Harze und anderen ausgedehnten Waldstrichen je schwerlich ganz auszurotten seyn wird. Das Schwarzwild oder die Sauen, wie die Wildschweine beim deutschen Waidmann heißen, sind nämlich sehr scheue und zählebige Thiere, vermehren sich stark und erreichen ein Alter von 20—30 Jahren, so daß eine einzige Familie sich in einem Zeitraum von einem Menschenalter zu einer sehr starken Kopfzahl vermehrt. Es gibt kaum ein vorsichtigeres und sinnenschärferes Wild als die Sauen, und man erlegt sie daher nur selten auf dem Anstand und der Pürsch, sondern meist nur bei Treibjagen. Beim Waidmann heißen die Jungen Frischlinge, die erwachsenen Weibchen Bachen, die zwei- bis dreijährigen Männchen Keiler; ein vierjähriges Männchen ist ein angehendes Schwein, das 5- und 6jährige ein hauendes Schwein, und jedes Männchen über dieses Alter hinaus ein Hauptschwein. — Der liebste Aufenthalt der Sauen sind sumpfige Niederungen in dichten Waldungen; der Ruheplatz des einzelnen Wildschweins heißt Lager, der eines Rudels Kessel. Die furchtbaren Eckzähne des Keilers heißen Gewehr oder Gewerf, die Schnauze Gebrech, und man spricht nicht von einem Fell, Fett, Schwanz der Sauen, sondern nur von ihrer Haut, ihrem Feist, Pürzel, und bezeichnet die dicke Haut an ihren Schultern als ihren Schild. Die Sauen sind in ihrem Fraß nicht wählerisch, denn sie äsen sich von Gras, Klee, Eicheln, Bucheckern, Holzäpfeln und Holzbirnen, Kohl, Kartoffeln, Rüben, Pilzen, Trüffeln, allen möglichen Wurzeln, allen Arten Getraide, Erbsen und anderen Schotenfrüchten, fressen aber auch Mäuse, junge Vögel, Eier, Insekten, Würmer, Schnecken, Aas ꝛc. Sehr lecker aber sind sie auf junge Saat sowie auf das in der Milch stehende Getraide, wo sie ebenso viel niedertreten und zerliegen als fressen, und die Felder weithin aufwühlen. Ebenso zerstören sie durch Wühlen und Wetzen die jungen Waldbäume leicht. Ganz besonders gerne aber suhlen sie sich, d. h. wälzen sich in schlammigem Wasser.

Die Sauen sind vorzugsweise Nachtthiere, d. h. gehen am liebsten Nachts auf den Fraß und laufen dann sehr weit, namentlich wenn sie einmal irgendwo Getraide- oder Kartoffelfelder „angenommen" haben. Ihre Stimme gleicht ganz derjenigen unsers zahmen Schweins, aber die Hauptschweine geben nie einen Laut von sich. Die Paarung findet im Spätherbst statt; die Bache trägt 18 Wochen lang und frischt oder heckt im Februar oder März 4—10 Junge, die ihr schon nach wenigen Tagen auf ihren Zügen folgen und die sie mit großer Hartnäckigkeit und Erbitterung vertheidigt. Wenn die Bache gefrischt hat, so zieht sie sich mit ihren Jungen gewöhnlich von dem Rudel zurück, um ihre Nachkommenschaft vor der Feindseligkeit der alten Hauptschweine sicher zu stellen. Die Feistzeit der Sauen ist der Spätherbst, vom Oktober bis in den December, denn alsdann ist ihr Wildpret am besten.

Dem Menschen weichen die Sauen sorglich aus; aber im gereizten oder verwundeten Zustande sind sie furchtbare Gegner, behend und hartnäckig und voll unversöhnlicher Wuth; das Hauptschwein schlägt

Digitized by Google

Ein Rudel Wildschweine.

mit seinem Gewerf, Keiler und Bachen beißen, treten und schlagen, suchen den Gegner niederzuwerfen und trampeln auf ihm herum und zerbeißen ihn gefährlich. Dem starken hauenden oder Hauptschwein, das nur von unten auf haut und dann weiter stürmt, kann man leicht ausweichen, indem man hinter einen Baum tritt, zur Seite springt oder sich flach auf den Boden wirft, denn es kann nicht nach unten verwunden; aber eine angeschossene Bache ist ein weit gefährlicherer Gegner, und man weiß Beispiele, daß sie den Schützen, der sie verwundete, und dann, weil er sich verschossen, vor ihr auf einen Baum flüchten mußte, einen Tag und eine Nacht auf diesem Baum belagert hatte.

Heutzutage schießt man die Sauen einfach mit der Büchse. Ehedem aber ließ man sie durch den Stöberhund oder Saufinder aufsuchen, hetzte dann große starke Hunde (Saufänger) an sie, und schlich sich, wenn diese die Sau festgepackt (gedeckt) hatten, von hinten her seitwärts heran und stieß ihnen den Hirschfänger oder das Saumesser hinter dem linken Schulterblatt in den Leib, was man Abfangen nannte; oder man fing sie mit der Saufeder, einem starken Spieß, ab, wobei man starke Sauen und namentlich Bachen zu größerer Vorsicht erst ausheben ließ, was darin bestand, daß ein Gehülfe das Schwein bei den Hinterläufen ergreifen und rasch in die Höhe heben mußte, wodurch sein Widerstand entwaffnet wurde. Zu allen Zeiten aber sind gereizte oder verwundete Sauen gefährlich und werden am besten mit einer gutgezielten Büchsenkugel erlegt.

Gleich dem zahmen Schweine kommt das Wildschwein in der ganzen alten Welt vor bis nach den großen Inselgruppen des Sunda-Archipels: Java, Sumatra und Celebes, hinein. In muhamedanischen Ländern, wie Kleinasien, Algerien, Ostindien, wo ihr Fleisch nicht gegessen wird, sind sie noch in großen Mengen zu finden; bei uns in Deutschland hält man sie meist nur in umzäumten Gehegen, wo sie schlecht genährt sind und weder die Größe noch die Wildheit ihres Naturzustandes erreichen, in welchem sie allerdings ein so stolzes Wild sind, daß man sie früher füglich der hohen Jagd zuzählte, deren Ausübung nur ein Hoheitsrecht der Fürsten und Herren war.

Verantwortlicher Redacteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck von Müller & Bellnagel in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Türken vor Wien, 1683.

Geschichtliche Erzählung von **Otfrid Mylius.**
(Fortsetzung.)

5.

Es war ein milder Juliabend. Im zweiten Stockwerk des Hauses zum heiligen Sebastian in der Rauhensteingasse saßen im Erker Frau v. Khevenhüller und ihr junger Gast, die Gräfin Agnes v. Seybelstorff, und nähten beim Schein der Abendlampe ruhig an Verbandzeug für die Vertheidiger der Kaiserstadt. Das volle Licht der Lampe fiel auf das prachtvolle reiche braune Haar und das blühende Gesicht der jungen Gräfin und zeigte der Frau vom Hause, welche sie verstohlen beobachtete, den ganzen Reiz dieser frischen Schönheit.

„Nein fürwahr, liebe Agnes, ich will Sie nicht vertreiben, denn Ihre Nähe muthet mich seltsam an, als wär' mir meine eigene Tony, die draußen auf dem Friedhof in Mödling ruht, wieder geschenkt," sprach die ehrwürdige Frau zu ihrer Pflegebefohlenen. „Ich fühle wohlthuend Ihre Nähe, mein Herzchen, aber dennoch kann ich dem hochwürdigsten Vetter Bischof nicht Unrecht geben, wenn er darauf besteht, daß er Sie forthaben will. Sie müssen Wien verlassen, so lange es noch irgend möglich ist"...

„Bitte, liebstes Mütterchen, reden Sie nicht davon; lassen Sie mich hier!" entgegnete Agnes und schlug die großen braunen Augen beinahe flehend zu der edlen Frau auf; „bleiben Sie denn nicht ebenfalls, edle Frau?"

„Ich? ach das ist ein ander Ding, Herzenskind!" sagte Frau v. Khevenhüller mit einem Tone, der leicht und gleichgültig seyn sollte, den aber der feuchte Blick der schwermüthigen Augen Lügen strafte. „Mich hält die Pflicht hier. Moritz, mein Aeltester, steht ja bei seinem Regimente draußen am Tabor, und Joseph, mein Jüngster, ist nun mit des Herzogs von Württemberg Fußvolk auch eingerückt. Nur Franzl, mein Liebling, ist noch draußen im Feld bei des Herzogs von Lothringen schwerer Reiterei. Da ist es der Mutter Obliegenheit, am häuslichen Herd zu bleiben und für ihre Buben zu sorgen.... Und dann," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „dann bin ich eine alte Frau und dem Herrn über Leben und Tod das Scherflein meines Daseins jeden Tag schuldig. Was liegt an mir, wenn mich der Sensenmann holt? Aber Du, mein liebes Herz," fuhr sie fort, umschlang das schöne junge Mädchen und drückte einen Kuß auf dessen Stirn, während eine heiße Thräne über ihre Wange niederthaute; — „Du, so jung, so schön und lieb, eine Augenweide für jedermann! Dein Loos macht mir bange in dieser Stadt! Du kennst die Greuel des Kriegs noch nicht, den Hunger, das Elend, die bittere Noth — o mein Kind, folge mir und dem Rathe des hochwürdigen Bischofs! verlaß die Stadt, folge den anderen Flüchtlingen nach Bayern oder Böhmen!"

„Stille, stille, Mütterchen! lassen Sie mich Ihr *starkes* Mädchen seyn!" bat Agnes und suchte den Eindruck hinwegzuscherzen, welchen der ernste tiefgefühlte Zuspruch der Matrone auf sie gemacht hatte; „wenn Sie mich lieb haben, meine theure Pflegemutter, so lassen Sie mich bei Ihnen. Bin ich denn so ganz unnütz für Sie? kann ich nicht die Verwundeten pflegen, die Zaghaften aufrichten und für die Wohlfahrt der wackeren Streiter sorgen, welche ihre Brust hinter Wiens Mauern dem Feinde entgegenwerfen? Kann ich nicht, kommt es je zum Aeußersten, hier mit den Anderen sterben?" setzte sie hinzu und ihre Stimme bebte unwillkürlich.

Frau v. Khevenhüller schüttelte wehmüthig das Haupt und drückte die junge Gräfin noch wehmüthiger an sich. „O mein Kind, Sterben ist niemals leicht; am wenigsten in Deinem Alter," sprach sie. „Und was dem Sterben vorangeht, mein Herz, das ist fürchterlich. Du hast den Krieg noch nicht gesehen mit allen seinen Schrecken, und zumal nicht den Krieg gegen die türkischen Horden. Ich aber kenne ihn; vor zwanzig, vor vierzehn Jahren war ich mit meinem seligen Herrn theils im Felde, theils in belagerten festen Plätzen; ich habe Schilderungen

Digitized by Google

gehört, deren Wiederholung mir auf der Zunge erstirbt, wenn die wuthentbrannten Schaaren der Heiden, vom Theriak berauscht, im Sturme in die Festen brachen und Plünderung und Gewalt und Mord übten und Weiber und Jungfrauen und kleine Kinder sogar .... Jesus, Maria und Joseph! laß mich's nicht ausmalen, mein liebes Herz, denn der Gedanke, Dich vor meinen Augen von dem wilden Türkenvolke gewältiget und entehrt und dann davon geschleppt zu sehen in den Harem irgend eines Bassa .... o mein Kind, das Hirn sträubt sich mir, diesen Gedanken auszudenken ...."

„Heilige Mutter Gottes!" stammelte Agnes mit einem lauten Aufschrei und fiel mit schreckensbleichen Wangen der würdigen Matrone um den Hals.

„Glauben Sie mir, Gräfin, ich bin die schwächste nicht — ich bin eine Soldatenfrau," fuhr Frau v. Khevenhüller eindringlich fort und strich dem schönen Mädchen liebkosend über die reine Stirn; „glaub' mir, mein Herzchen, als einer Frau, die Dich liebt wie ihr eigen Kind, denn Du hast mein Herz gewonnen durch Dein treues Gemüth, Deine Leutseligkeit und Tugend, — glaub mir, daß ich Dir nicht umsonst so rathe, denn ich erkenne besser als Du die Gefahren, welche die nächsten Wochen und Monde in ihrem Schoose bergen. Hätten auch nicht meiner Söhne vorsichtige Mittheilungen mich mehr ahnen lassen, als mir die wackeren Buben sagen wollten, — die Niederbrennung der Vorstädte von Wien mit all den prächtigen kostbaren öffentlichen Gebäuden, die Flüchtung der geistlichen Frauen, die Austreibung aller Einwohner, die nicht genug Proviant aufweisen konnten, die Zurüstungen der Vertheidigung, die Verrammelung der Thore — das alles hätte mich genugsam belehrt, daß man sich zu einem verzweifelteren Widerstande rüstet, als man dermalen den guten Bürgern noch eingesteht. Die Männer, welche in Wien befehligen: der besonnene Starhemberg, der tapfere hartnäckige Heister, der unerschrockene hochwürdige Vetter Kollonitsch — sie alle deuten darauf hin, daß man sich lieber unter dem Schutt der letzten Gassen begraben als kapituliren will. Und wenn dann, was Gott verhüte, das Türkenvolk stürmend über die gebrochenen Wälle dringt, dann wehe uns Frauen und den Wehrlosen allen!" ....

„Um Alles, liebste Mutter! rauben Sie mir meinen Muth nicht ganz!" flüsterte Agnes; „es wird nicht zu solchem Aeußersten kommen, Gott wird barmherzig seyn! — Und dann, liebste Mutter, wenn ich nun auch gehen wollte, wer weiß ob es nicht schon zu spät ist?"

„Das verhüte Gott!" entfuhr der würdigen Matrone unwillkürlich; „doch nein, der hochwürdige Vetter Kollonitsch kann sicher noch Rath schaffen, denn er ist nie um Hülfsquellen verlegen, und wir dürfen ihn ja noch heute Abend erwarten," fügte sie mit einem Blicke auf die Wanduhr hinzu; „es geht auf neun Uhr, mein Kind, und er muß bald hier seyn — er und die Buben, den Jahrestag meiner Hochzeit zu feiern, wie wir seit lange immer gethan, denn heute sind es 32 Jahre, daß mein Seliger mich in Graz zum Altar geführt — ach das war eine andere Zeit, wenn auch nicht eben viel besser, denn allenthalben war noch Noth und Elend in deutschen Landen in Folge des langen Krieges; aber was ist das? dröhnende Schritte auf den Gassen? ....

„Es ist ein Trupp Fußvolk, das vom Stephansplatz heraufzieht in der Richtung gegen das Kärnthner Thor," erwiderte Agnes, welche aus dem Fenster geblickt hatte; „die Spieße und Büchsen und Sturmhauben blinken im Mondscheine und die Leute haben Eile — was mag das zu bedeuten haben? Und horch, klingt das nicht wie fernes Schießen?"

„Es ist das Vorspiel von all' den Schrecken, die erst nachkommen werden," erwiderte Frau v. Khevenhüller mit tiefem Tone. Aber in diesem Augenblick vernahm ihr Ohr raschen Hufschlag eines trabenden Pferdes, das die Gasse heraufkam, und eine freudige Hoffnung leuchtete in ihrem Antlitz auf, als das Pferd dicht unter den Fenstern des Hauses anhielt und Agnes bestätigte, daß ein Reiter vor dem Hause absteige. „Das ist Moritz — so kommt doch wenigstens einer von den Buben." Allein ihre Hoffnung trog, denn eine Minute später meldete Agathe, die Schließerin, welche im Nebenzimmer den Tisch zum Abendbrod deckte, daß ein Gefreiter von Dupigny's Dragonern der gnädigen Frau aufwarten wolle, Bescheid von dem Herrn Hauptmann v. Khevenhüller zu bringen, und im nächsten Augenblick trat der stämmige Reiter sporenklirrend in die Stube.

„Was bringt Ihr, guter Freund?" fragte die Matrone und ihre Stimme bebte unwillkürlich vor geheimer Angst; „ist meinem Sohn irgend etwas zugestoßen?"

Der Reiter legte salutirend die Rechte mit dem schweren Handschuh an das eiserne Schläfenband seiner Pickelhaube. „Halten zu Gnaden, gnädige Frau, der Herr Hauptmann sind gesund und wohl;

Digitized by Google

aber der Hauptmann haben heute mit Einbruch der Dämmerung plötzlich Befehl erhalten, mit seinem Geschwader aufzusitzen und eine Streife zu machen gegen Simmering und den Laaerberg, um zu sehen, wie weit die Vorhut der Türken schon vorgedrungen, und da soll ich der gnädigen Frau vermelden, daß der Herr Hauptmann heut Abend nicht kommen können. Aber morgen, sagt er, werd' er sicher kommen, sagt er "

„Ich dank' Euch, guter Freund," versetzte die Frau vom Hause; „geht in die Küche, Mann, und laßt Euch einen Imbiß geben!"

„Schön'n Dank, gnä' Frau, aber es wird's halt nit thun!" sagte der Gefreite, und schlug an seine Ledertasche; „verzeihn's, ich hab den Rapport in's Hauptquartier zu bringen!"

„Gut, so kommt hernach und thut Euch gütlich — ein Trunk Wein wird Euch nach dem scharfen Ritte nit übel bekommen!"

„Zu Befehl, gnä' Frau! schön' Dank und i werd' halt kommen," sagte der Reiter und schwenkte salutirend ab, hätte aber zwischen Thür und Angel nahezu einen jungen Herrn umgerannt, der so eben die Treppe heraufgekommen war.

„Herr v. Tülbing, Sie noch hier am späten Abend?" fragte Frau v. Khevenhüller den Eintretenden.

„Verzeihung, meine Gnädige, wenn ich störe, aber ich habe den Dragoner bei Ihnen anreiten sehen und bin ordentlich erschrocken — es wird doch nicht etwan ein Unglück . . . ."

„Nicht im mindesten, Herr v. Tülbing," entgegnete die Frau vom Hause; „wir wollten ein kleines Familienfest feiern, wozu ich meine Söhne erwartete, aber Moritz ist mit seiner Kompagnie auf die Streife geschickt worden und läßt absagen."

„Jesus Maria, alle Nothhelfer mögen mit ihm seyn!" stammelte der junge Herr; „und wohin ist er denn auf die Streife geritten? Nach dem Laaer Berg? — du lieber Himmel, dem greulichen Türkenvolk gerade in die Zähne hinein? . . . ."

Ein unwilliger Blick der Matrone machte ihn verstummen. „Sie vergessen, Herr v. Tülbing, daß der Soldat dem Feinde das Angesicht zeigen muß, wo es auch immer sey, und daß er zu gehorchen hat," sagte sie mit strengem Tone.

„Wohl, wohl, gnädige Frau, aber gerade am Abend? Die Nacht ist niemands Freund und Sie wissen halt nicht, was heut schon passirt ist," sagte Herr v. Tülbing; „denken Sie sich, heute in aller Früh sind schon zwei Aufforderungen zur Uebergabe' in lateinischer Schrift verfaßt, über die Contrescarpe geworfen worden, und vom Stephansthurm aus sah man allenthalben die tatarischen Reiter des türkischen Vortrabs auf den Höhen vor der Stadt. Es wird Ernst, meine gnädigen Damen — blutiger Ernst!" setzte er hinzu und heftete einen fragenden Blick auf Agnes und die Frau v. Khevenhüller.

„Ich habe nie daran gezweifelt, daß es so kommen würde," entgegnete die letztere. „Wir stehen all' in Gottes Hand, und wollen geduldig tragen, was uns aufgelegt wird. — Aber Sie haben die Feldbinde abgelegt, Herr v. Tülbing; sind Sie nicht mehr Lieutenant bei dem Studentencorps?"

„Mit nichten, Gnädigste, ich hab' heute dem Herrn Rector magnificus Laurenz Grüner meine Bestallung zurückgegeben, denn mein Dienst ruft mich von hier ab," gab Tülbing zur Antwort, und sei Auge suchte dasjenige der jungen Gräfin, die jedoch nicht von ihrer Nadelarbeit aufblickte. „Mein Vorstand, der Herr Actuarius Edler von Schafsharn, beruft mich nach Passau an das kaiserliche Hoflager, und ich habe vom hohen bischöflichen Ordinariat noch den Auftrag erhalten, dem hochwürdigen Herrn Erzbischof Emerich Sinellius ein Päckchen wichtiger Akten an das Hoflager mitzunehmen."

„Dieser Auftrag wird Ihnen wohl sehr unwillkommen seyn, gerade jetzt, wo Wien so sehr der Männer bedarf?" fragte die Dame vom Hause mit schneidender Ironie; „nach dem zu urtheilen, was wir noch vorgestern von Ihnen hörten, als Sie sich mit der neuen Feldbinde hier zeigten, wird das Studentencorps Ihrer nicht entbehren können."

„Ich will mich bescheiden, daß mancher mich vermissen wird, gnädige Frau," versetzte Tülbing mit einiger Verlegenheit; „ich darf mir schmeicheln, einiges Ansehen bei der Studentenschaft zu haben und zur Bildung der drei Freicompagnieen dem ehrwürdigen Herrn Rector wesentlich in die Hände gearbeitet zu haben. Allein wenn es den Dienst unsers allerdurchlauchtigsten Herrn gilt, ist halt kein Widerstand denkbar, und so muß ich mich halt verschicken lassen. — Allein gnädige Frau wollen mir glauben, daß ich diese Verschickung gesucht hab' —, im Gegentheil, ich hab' mich sogar dagegen gesträubt, und wenn ich es schließlich angenommen, geschah's halt nur in der stillen Hoffnung, daß es mir vergönnt seyn werde, die beiden edlen und geehrten Damen aus Wien hinweg und in Sicherheit zu

Digitized by Google

bringen, und zu diesem Zweck sehen mich Eure Gnaden hier!"

Die stattliche Frau v. Khevenhüller maß den Herrn geheimen Assistenten mit ihren grauen scharfblickenden Augen wirklich erstaunt und sagte: „Ihre Güte ist wirklich groß, Herr v. Tülbing, und um so größer mein Bedauern, daß ich Ihnen sagen muß: ich werde hier bleiben; mein Platz ist hier bei meinen Buben!"

„Ich begreife das einigermaßen, Gnädige, und bewundere die Mutterliebe, welche ihr Geschick an das Ihrer Söhne knüpft," sagte Herr v. Tülbing geschmeidig. „Es wäre mir ein solch eifriges Anliegen gewesen, für Dero Gnaden Behaglichkeit und Sicherheit auf der Reise zu sorgen, um so mehr als ich einen bequemen Wagen und militärische Bedeckung mitnehmen werde. Aber wenn Sie, gnädige Frau, auch bleiben, so wird doch ohne Zweifel die liebreizende junge Contessa von Seyboldstorff ...."

„Um Verzeihung, Herr Ritter v. Tülbing, auch ich muß Ihnen danken," erwiderte Agnes kalt und mit einem eisigen Blicke. „Ohne Ihre gute Absicht zu mißdeuten, entbehre ich doch die Ehre einer solch vertrauten Bekanntschaft, daß ich es wagen dürfte, Ihnen die Gefahr und Verantwortlichkeit eines solchen Ritterdienstes zuzumuthen."

„O nicht also, meine Gnädige! wenn Sie wüßten, wie sehr mich Ihr Vertrauen ehren würde!".

„Gräfin Agnes wird Ihr Anerbieten nach Verdienst werthen, Herr von Tülbing; seyn Sie davon überzeugt," fiel ihm Frau von Khevenhüller etwas förmlich und frostig in's Wort; „allein sie hat die Wahl dessen, welcher sie begleiten soll, wenn sie Wien verläßt, dem hochwürdigsten Herrn Bischof Kollonitsch überlassen."

Dieser Name mochte dem jungen Herrn etwas unliebsam klingen, denn er stammelte eine Reihe unzusammenhängender Phrasen, des Inhalts, daß er von der gnädigen Frau erwarte, sie werde ihn dem hohen Kirchenfürsten empfehlen und hochdemselben seine emsige Beeiferung für die Wohlfahrt der jungen Gräfin schildern. Allein weit entfernt, davon Notiz zu nehmen, stand Agnes von ihrem Stuhle auf und verließ mit einer Haltung kalten Stolzes das Zimmer.

„Wir erwarten den hochwürdigen Herrn jeden Augenblick, dann mögen Sie Ihre Bewerbung ihm selber vortragen," sprach Frau v. Khevenhüller förmlich und wandte sich dann zu der Schließerin Agathe, die so eben in's Zimmer trat und ihrer Gebieterin einen Streifen Papier überreichte. „Von dem hochwürdigsten Herrn Bischof," meldete sie.

„Verzeihung, Herr v. Tülbing; mich ruft ein häusliches Geschäft," sagte Frau v. Khevenhüller zu dem Gaste; „wer brachte den Zettel, Agathe?"

„Ein Reiter, der noch draußen auf dem Vorplatz hält und auf Bescheid wartet, gnäd'ge Frau."

„Führ' ihn in die Eßstube — er kann alles sogleich mitnehmen!" sagte sie und empfahl sich Herrn v. Tülbing, der ärgerlich und mit kriechender Höflichkeit abzog und den leisen Hohn verschluckte, womit ihm die Dame glückliche Reise wünschte.

In einem der Hinterzimmer, wo die Schränke und Spinte standen, kam Gräfin Agnes ihrer Wirthin entgegen. „Der Unverschämte!" sagte sie und eine Zornluth blitzte aus ihrem Auge; „gab ich ihm je welchen Grund zur Hoffnung? hab' ich seine lästige Bewerbung je ermuthigt?"

„Lassen Sie ihn, mein Kind; er hat schon seinen Bescheid. Er wird froh seyn, seine kostbare Haut bei seinem Ohm in Budweis zu salviren," sagte Frau von Khevenhüller. „Der geckenhafte Prahlhans! Sein Muth hielt nicht länger vor, als bis er die ersten türkischen Feldschlangen krachen hörte. Aber so war er von jeher! Meine Buben haben ihn immer für einen Neunmisten gehalten." Sie erschloß die Schränke und nahm Linnen und Bettgeräth heraus. „Kommen Sie, Agnes, helfen Sie mir das da dem Boten des Bischofs bringen; es ist für arme Vertriebene, die mit den streifenden Truppen hereingekommen sind."

Als die beiden Frauen in das Eßzimmer traten, sahen sie dem gedeckten Tische gegenüber einen jungen kräftigen Mann in bestaubtem Reitrock stehen, der die Stirne mit einem blutigen Tuche verbunden hatte, und die Damen achtungsvoll begrüßte. Gräfin Agnes schaute etwas verwundert in die kühnen Augen eines Gesichts, das ihr nicht fremd schien und über dessen Züge ein leichtes Lächeln hinflog, als ob auch ihre liebliche Erscheinung ihm nicht mehr fremd sey.

„Ihr seyd der Bote vom hochwürdigsten Herrn?"

„Zu dienen, gnädige Frau! ich bin so eine Art Ordonnanz bei ihm und soll auf die Sachen warten, die Sie mir übergeben würden," entgegnete Fridolin bescheiden, denn er war es.

„Ihr seyd verwundet?" fragte die Frau vom Hause.

„Hm, nur eine Schramme vom Dscherid (Wurfspeer) eines arabischen Reiters, den ich vom Gaule

Digitized by Google

hieb, als er die armen Kinder aus dem Wagen reißen wollte. Ich hab' den Wurf nicht mehr rechtzeitig pariren können."

„Um Gott, wie ging das zu?" fragte Agnes besorgt. „Die Wunde blutet noch; da träufelt ein Tropfen um den andern über die Wange."

„Das kommt vom raschen Ritt, meine Gnädige! es galt, die armen Leute unter die Mauern zu bringen, ehe die Spahis uns einholten. Die Wöchnerin und die Kinder wären in den Händen der Heiden des sicheren Todes gewesen. Der hochwürdige Herr läßt darum sich entschuldigen, bis er die armen Leute untergebracht, und bittet um etwas Wein und Imbiß für die halb Verschmachteten."

„Ich werde sogleich für alles sorgen, Mann," sagte Frau v. Khevenhüller. „Setzt Euch, guter Freund, und verbindet Eure Wunde. Und Sie, mein liebes Kind, reichen Sie dem braven Manne einen frischen Trunk!"

Agnes füllte einen Becher mit dem dunklen feurigen Ungarwein und kredenzte ihn dem Soldaten, der sich artig und voll bescheidenem Anstand verneigte. „Ihr Wohl und Glück, hochedles Fräulein! Gott schütze Sie für und für!" sprach er den Becher hochhaltend und setzte ihn an der Stelle an den Mund, wo ihn ihre Lippen berührt hatten. „Ha, das edle Blut! das mundet! das ist echter Adelsberger! Gott lohne es Ihnen! Solch ein Trunk thut gut nach einem heißen Ritte!" und den geleerten Becher auf die Tischecke stellend, trat er bescheiden wieder zurück an die Thüre.

„Aber Eure Wunde, guter Freund! wollt Ihr die nicht verbinden?"

„Später, edles Fräulein! der Feldscheer am Kärnthner Thor hat noch mit den Anderen zu schaffen. Ihrer achtzehn sind schlimmer zerhauen als ich — wir hatten alle Hände voll zu thun, uns der Spahis zu erwehren."

„Ihr kommt wohl heute schon weit her?"

„Hm, ich ritt heute früh auf Kundschaft aus gegen Purkersdorf, zu sehen, wie weit die türkische Vorhut schon gekommen sey," sagte Fridolin; „aber schon auf den Höhen bei Weidlingau war alles weiß von Turbanen, alle Dörfer niedergebrannt, Wege und Straßen bedeckt mit umgestürzten und zertrümmerten Wagen, mit erschlagenen geplünderten Leichen. Ich wandte mich dann durch die Berge nach Rodaun und Perchtolsdorf, konnte aber bald nicht weiter vor den streifenden Schaaren und ritt auf einsamen Feldpfaden über Wald und Berge heimwärts. Da traf ich bei Speising in einem Walde einen Trupp Flüchtlinge, die sich versteckt hatten vor arabischem Reitervolk, und trieb sie an, mit mir vollends herein zu flüchten, denn ich wußte, daß zwei Kompagnieen von Dupigny's Dragonern auf Recognoscirung geritten waren. Schon hatten wir die rauchenden Trümmer von Meidling hinter uns und sahen die Eisenhauben der Dragoner vor uns auf der Gandersdorfer Straße blinken, da brach aus einem Weidengehölz zur Rechten ein Haufen arabischer Reiter mit lautem Allahgeschrei hervor und drang auf uns ein; wir fuhren rasch die Wagen zusammen und richteten die Büchsen, schlugen den ersten Anprall ab und schossen ein halbes Dutzend von den kleinen schlanken Rossen, aber bald kamen sie wieder und wenn nicht die Dragoner herangeritten wären trotz Pfeilhagel und Wurfspeeren, als wäre jeder von ihnen ein Ritter St. Georg, da wär' ein Dutzend Frauenleute und ebenso viel Kinder gefangen, und von uns Männern hingen die Köpfe an den Sattelbäumen der verfluchten Moslem." Und im Affekt sich an die verbundene Stirne fahrend, um mit dem Rücken der Hand das klebrige Blut abzuwischen, stieß er die Binde herunter, daß die Wunde schärfer blutete.

„Um's Himmels willen, verbindet Euch wieder, Ihr verblutet!" rief Agnes und die Theilnahme für den Soldaten, der so bescheiden von seinem eigenen Antheil an dem Kampf gesprochen, half ihr das Grauen überwinden, welches ihr das strömende Blut und die Streifwunde verursachten.

„Oh nicht doch, edles Fräulein! damit hat es keine Gefahr," meinte Fridolin, das blutige Tuch in der Hand drehend; „aber der Lappen da ist jetzt vollgesogen und kann mir nicht mehr viel helfen. Wenn Sie mir vielleicht einen andern Fetzen Linnen geben wollten ...."

„Kommt her, nehmt dieß!" sprach sie und band ihm ihr eigenes feines Taschentuch um die Stirne, ohne sich um sein Sträuben zu bekümmern.

„Gottes reichsten Lohn, hochedles Fräulein!" sagte er und wischte sich mit den Enden seines eigenen Tuches das Blut aus dem Gesicht. „Wer hätte gedacht, als wir uns zum ersten Mal begegneten, daß Ihre weiche kleine Hand mir noch einmal diesen Samariterdienst erweisen würden? Ich war damals mehr auf eine Bekanntschaft mit dem Strang oder neun Büchsenkugeln gefaßt ..."

„Also wir haben uns schon gesehen?" fragte die Gräfin theilnehmend; „und wo denn?"

Digitized by Google

„Es war gleich hier oben am Stephansplatz, am Tage da der hochwürdige Herr hier einritt! Er nickte mir gar leutselig zu, als mich die beiden wallonischen Kürassiere nach dem Stockhaus schleppten!"

„Richtig; Ihr waret in Ketten ...."

„Ja, ein Verbrecher gegen die Subordination; aber der hochwürdigste Prälat hat mir Pardon verschafft, und ich danke ihm Leben und Freiheit."

„Dann könnt ihr kein schlechter Mensch seyn, wenn er Euch seinen Schutz angedeihen läßt," sagte Agnes, wider Willen ergriffen, und zum Tische tretend goß sie dem Soldaten noch einen Becher Weins ein und reichte ihm denselben mit dem Spruche: „Sein Wohl!"

„Ja, sein Wohl, des Tapfersten, Weisesten, Besten!" sagte Fridolin innig und sein Auge feuchtete sich; „floreat, crescat ...."

„Oho, wer denn?" fragte der Bischof selbst zwischen Thüre und Angel.

„Wer anders als Sie, mein hochwürdigster Herr und Gönner?" rief Fridolin bewegt und bot dem Bischof den Becher, woran dieser lächelnd nippte. Dann trank ihn der Reiter bis zur Neige aus.

„Ihr habt schon Bekanntschaft mit einander gemacht, wie ich sehe," fuhr Herr von Kollonitsch fort, „Nun denn, um so besser, meine liebe Mündel, denn dieser kecke Bursch da wird Dich morgen aus der Stadt bringen und in Sicherheit, wenn es etwa seine Wunde erlaubt."

„Oh, die kleine Schramme da — das näht der Feldscheer zusammen, und morgen bin ich wieder frisch zur Hand, hochwürdiger Herr! Und gehe es wohin es will, das hochedle Fräulein soll so sicher und heil seyn, wie der Apfel in meinem Auge, so lang mir der liebe Gott noch einen Blutstropfen läßt!"

„Gut, Fridolin, davon später! nun spute dich, das Zeug da den armen Leuten auf die Wachtstube am Kärnthnerthor zu bringen."

6.

Am folgenden Tage, als noch das Morgengrauen am Himmel mit den ersten Lichtern der erwachenden Sonne rang, und aus den Niederungen längs dem Donaustrome weißliche Nebel aufstiegen, zogen drei Reiter auf flinken kleinen ungarischen Rossen mit langer Mähne und Schweif durch jene sumpfigen Niederungen jenseit des Tabor, welche dem Strom entlang sich hin erstrecken. Der Vorderste der drei war ein eisenfester gedrungener Mann mit sonnenverbranntem Gesicht und struppigem Barte; die scharfmarkirten Züge hart und eisern, die grauen Augen scharf und stechend wie die eines Raubvogels, und immer unstet und argwöhnisch umherrollend. Der Mann trug eine lange Flinte quer vor sich über dem Sattelknopf, und hielt an einer Leine einen zottigen Stöberhund von guter Race, dessen Tracht er ebenfalls genau beobachtete. Hinter ihm ritt in ärmlicher Bauerntracht ein junger Bursch mit verbundenem Kopf und hellen ehrlichen blauen Augen, die schier mehr auf seinem Begleiter als auf dem Führer ruhten, denn sein Begleiter war eine Erscheinung, die trotz dem unscheinbaren Aufzug seine Aufmerksamkeit zu fesseln schien. Es war eine Art halbwüchsiger Bursche von dunkler Hautfarbe wie ein Zigeuner, das Gesicht mit einem breitkrämpigen slawonischen Hute beschattet, die Beine in weiten ungarischen Linnenhosen oder Gatjen, an den Füßen ein Paar hoher plumper Stiefeln, um die Schultern eine weite Bunda von Schaffell, welche die kleinen schöngeformten Hände, die den Zügel führten, schier verdeckten.

Der unstäte Blick der dunklen Augen dieses Jungen verrieth einiges Unbehagen; unausgesetzt drehte er das Haupt hin und her, bald rechts, bald links, als fürchte er aus jedem Thälchen oder hinter jedem Weidenschlage hervor den Allahruf türkischer Reiter oder das Eljen Tekely ungarischer Streifbanden zu vernehmen.

„Seyn Sie ruhig, meine Gnädige," sagte Fridolin zu dem Jungen; „hier sind wir ganz sicher, denn diese Gegend hier kenne ich genau. Dort drüben zur Rechten liegt das Marchfeld, wo der Kern des kaiserlichen Heeres steht, unter dem Befehl des tapfern Herzog Carolus von Lothringen, den Gott uns erhalte in dieser schweren Zeit. Von dorther droht uns kein Unglück, denn die Streifparteien der Heiden wagen sich nicht durch die Stellung des kaiserlichen Heeres hindurch. Wenn uns Gefahr droht, so ist es von dort her, von der Linken, wenn es wahr ist, was der Schiffmann sagte, der uns über die Donau setzte, daß gestern Nacht schon türkische Reiter in Ehorneuburg gesehen worden seyen. Indeß denk' ich, das war eine alberne Mähr, und wenn wir uns erst durchgeschlagen bis Wolkersdorf, so wird die übrige Reise schon gut von Statten gehen. Der alte Matthias da vorne, der kaiserliche Hegereiter, kennt ja hier jeden Fußsteig, und bringt uns abseits der Landstraßen und mit Vermeidung der Dörfer sicher bis Wolkersdorf. Darum

Digitized by Google

nur muthig, hochedles Fräulein; vertrauen Sie mir!"

„Ich setze ein festes Vertrauen in Euch, Fridolin," entgegnete Fräulein Agnes, denn sie war es, die unter der Verkleidung des Jungen steckte, und ein holdes Lächeln spielte um ihren hübschen kleinen Mund. „Mein hochwürdiger Herr Vormund hätte mich nicht Eurer Führung überantwortet, wenn Ihr nicht ein zuverlässiger Mann wäret. Und was meinen Muth anlangt," setzte sie dann mit einem wehmüthigen Lächeln hinzu, während doch eine muntere Schalkhaftigkeit aus ihren Augen blitzte, „so ist er, schätz' ich, für ein Mädchen groß genug, — wenn halt überhaupt bei Frauensleuten von Muth die Rede seyn kann. Wär's auf mich angekommen, so säß' ich jetzt noch bei meiner lieben wackern Frau von Khevenhüller und sähe getrost der Zukunft entgegen! Es kann ja doch nicht zum Aeußersten kommen mit der Christenheit gegenüber von diesen türkischen Horden!...."

„Gott wird helfen, das soll uns aufrecht erhalten," sagte Fridolin; „und doch, hochedles Fräulein, ist es vielleicht besser für Sie, wenn Sie die Greuel und Schrecken einer solchen Belagerung nicht in der Nähe sehen! O, solche Auftritte sind zu erschütternd für ein reines freies jugendliches Gemüth! Wozu Ihnen auf Lebenszeit den Frohmuth rauben!"

Die Gräfin sah den jungen Reiter fast staunend an, der unter dem rauhen Kleide ein solch weiches Herz trug, wie es seine Worte verriethen. Sie las in seinen Augen, in dem Ausdruck seiner Züge ein Etwas, das sie wider Willen anmuthete, und gedankenvoll machte, und die Unterredung hatte ein Ende.

Die Sonne stieg höher und der alte Matthias, welcher seither geflissentlich die von den Bewohnern geräumten verlassenen Ortschaften verlassen hatte, wandte sein Rößlein den Höhenzügen zu, welche zur Linken vor unseren drei Flüchtlingen blaueten. Die schwüle Julisonne brannte heiß hernieder und die Rosse glänzten vor Schweiß, thaten aber wacker ihre Schuldigkeit. Endlich erreichte man einen schönen Hochwald auf freier Hügelkuppe, und Fridolin that den Vorschlag, hier zu rasten und die Thiere über Mittag waiden zu lassen. Mathias war's zufrieden und führte seine Begleiter in eine kleine verborgene Schlucht, wo unter breitkronigen Buchen und Ulmen ein frischer Quell aus dem Gestein sprudelte und ein Bächlein speiste, das munter plätschernd über moosige Steine dahinrieselte. Fridolin half der jungen Gräfin vom Pferde, hieb Fichtenzweige und machte ihr ein Lager daraus, über welches er den eigenen Mantel breitete, und bat sie, darauf von der Strapaze des langen Morgenrittes auszuruhen. Die Wahl des Orts zu diesem Lager war eine glückliche; ein dichtes junges Tannicht verbarg den kleinen Bivouac, und die breite Krone einer Buche überwölbte ihn mit grünem Schatten, durch welchen nur hie und da launische goldene Lichter spielten, wenn ein leichtes Lüftchen das Laub schüttelte. Dann holte er die Mundvorräthe hervor und richtete der Gräfin einen Imbiß, und das alles geschah mit einer Zartheit und bescheidenen achtungsvollen Zuvorkommenheit, die dem kräftigen Jüngling ebenso gut anstand, als sie mit seinem Bauernkittel in auffallendem Widerspruch stand. Gräfin Agnes konnte ihm nicht abschlagen, dabei nach Herzenslust zuzugreifen.

„Nun, Fridolin, Ihr eßt und trinkt nicht?" fragte sie freundlich.

„Doch, doch, gnädiges Fräulein! aber erst nach Ihnen," versetzte er lächelnd und blickte so schüchtern zu ihr auf, als ob er ein Mädchen wäre.

„Geht doch — greift ohne Umstände zu; es ist ja genug für uns drei!" sagte sie; aber er schüttelte erröthend das Haupt und meinte, „er wisse gut was er ihr schuldig sey. Sie beschleunigte ihre Mahlzeit, um ihn nicht länger hinzuhalten, und dann deckte er sie mit ihrer Bunda zu und meinte, sie solle nun ein wenig schlafen, damit sie Kräfte sammle zur Weiterreise.

„O, ich bin nicht so zart geartet, daß mich ein solcher Ritt so sehr ermüdete," sagte sie; „eßt nur und trinkt, ihr Männer, und laßt mich euch zusehen. — Aber warum verschmähst Du den Wein, Fridolin?"

„Hm, weil ich den Kopf bei einander behalten will, Gnädige," gab er erröthend zur Antwort. „Edler Wein ist ein gut Ding, wenn man seine Schuldigkeit gethan hat, aber jetzo brauch' ich klare Sinne, und das Quellwasser da stillt den Durst besser. Auch Ihr solltet hübsch mäßig trinken, Meister Hegereiter, denn der Wein da ist stark!"

Der alte Jäger brummte etwas wie höhnisch und trank nur tiefer aus der Korbflasche; dann streckte er sich in's Moos nieder und begann zu dämmern. Fridolin aber ging zu den Pferden, die sich am hohen Waldgrase ästen, sah nach ihren Hufen und führte sie, eins ums andere, herunter in den Bach, wo er sie sorglich wusch und strählte, als ob sie im

Digitized by Google

Der Karfi in Rom.

Digitized by Google

Das Nest des Tallegalla.

Digitized by Google

Stalle stünden; dann nahm er die kurze Büchse von dem Baumast, wo er sie aufgehängt hatte, und kreiste weit in der Runde herum durch den Wald, ob er nichts Verdächtiges sähe. —

Gräfin Agnes und der alte Mathias waren eingenickt, da schlug der zottige Hund an und aus dem Tannicht trat Fridolin. „Ah, Du bist's?“ murmelte der alte Hegereiter; „na, thu' Dich nieder und ruh' ebenfalls; der Hund da wird schon wachen!“ Drauf legte er sich wieder nieder und bald darauf verrieth sein Athem, daß er eingeschlafen sey. Nicht so die Gräfin — sie stellte sich zwar schlafend, aber sie blinzelte unter den langen Wimpern hervor nach Fridolin, der sich zwar an den Boden nieder gestreckt hatte, aber erst sinnend dasaß, dann lange und mit sichtlichem Wohlgefallen seine ruhende Pflegbefohlene beobachtete, bis er endlich mit einem leisen Seufzer den Blick abwandte und aus einer Tasche ein kleines Buch hervorholte, worin er blätterte und dann emsig las.

Tiefe Ruhe herrschte über der Gruppe, denn der eifrige Leser hatte keine Ahnung, daß er selber beobachtet werde von Einer, die sich allerhand Gedanken über ihn mache; da schlug der Hund plötzlich an und fuhr in die Büsche und setzte mit lautem Gebelle hinter irgend einem flüchtigen Thiere durch den Wald. Mathias war aufgesprungen und hatte nach seinem Gewehr gegriffen, setzte dann aber die Finger an den Mund und that einen langen gedehnten Pfiff. „Es ist nichts,“ sagte er; „es ist wahrscheinlich nur ein Fuchs, der den Hund gewittert hat; aber es ist Zeit zum Aufbruch, Mittag ist vorüber.“

Fridolin stand mit der schußfertigen Büchse in der Hand und sah sich ruhig besonnen und kühn nach dem Feinde um, dessen Ueberfall er gefürchtet hatte; und Agnesens Auge ruhte mit einem heimlichen Blicke des Interesses auf ihm, denn der junge Soldat flößte ihr unwillkürlich Zuversicht ein. „Der Hund kommt zurück — satteln wir,“ sprach er dann, und sprang den Abhang am Bache hinunter, die gekoppelten Pferde einzufangen. Agnes aber rafste sich auf und griff hastig nach dem Buch, welches Fridolin vorhin hatte fallen lassen. Es war eine hübsche kleine Elzevir-Ausgabe des lateinischen Dichters Horatius, dauerhaft in Kalbleder gebunden aber schon stark abgegriffen durch langen Gebrauch. „Seltsam,“ murmelte sie; „dieser gemeine Soldat liest einen lateinischen Dichter, der meines Vaters Liebling war. Das ist kein gewöhnlicher Knecht.“

„Hollah, Meister Mathias, was ist das?“ flüsterte Fridolin in diesem Augenblick horchend dem Alten zu. „Das ist Pferdegetrappel, dort vorne am Waldsaum!“

Der Alte horchte und beugte sich dann zu seinem Hunde herab, dem er durch Wort und Geberde Schweigen empfahl. Der Hufschlag von vielen Pferden scholl durch die Stille des Mittags und die ruhige Luft. „Das sind ein paar Dutzend Reiter,“ flüsterte der Alte; „und wenn ich recht höre, so sind es unbeschlagene Rosse, denn die Hufe schlagen dumpf auf dem felsigen Pfad. Gott gebe, daß sie uns nicht entdecken, wenn es Heiden oder Ungarn sind!“

Die beiden Männer sputeten sich, möglichst geräuschlos den Pferden die Sättel auf- und die Zäume anzulegen, horchten aber dabei mit athemloser Spannung den Wald hinab. Ruf verworrener Stimmen mengte sich in den Hufschlag, aber es war nicht zu unterscheiden, in welcher Sprache, ob Freund oder Feind; dann zogen sich beide mählig in die Ferne und die beiden Männer athmeten leichter auf, trieben die Rosse die Böschung hinan und beeilten den Aufbruch. Der jungen Gräfin war die Gefahr nicht entgangen, worin sie geschwebt hatten, und als die beiden Männer mit den Pferden zur Stelle kamen, fanden sie schon Decken und Bundas zusammengepackt und den Rest der Mahlzeit wieder in den Satteltaschen geborgen. In der nächsten Minute saßen sie im Sattel und die Pferde klimmten den Hochwald hinan, der höchsten Kuppe des Hügels zu, von wo man einen Ausblick auf die Gegend zu haben hoffte. Und siehe da, als unsere drei Reiter oben waren, und Fridolin sich vor schlich unter die Bäume, sah er zwei oder drei Häuflein von Reitern durch die Umgegend sprengen und erkannte an den langen Speeren und weißen Turbanen türkisches Kriegsvolk.

„Fort, fort!“ rief er; „dort drunten bei Stamersdorf sind die Heiden schon in hellen Haufen unterwegs, und gegen Kornneuburg hin rauchen brennende Häuser und verkünden, daß die Türken oberhalb der Stadt über die Donau gesetzt sind.“

„Dann werden sie sicher auch auf Wolkersdorf ziehen, und wir müssen die Straße verlassen, welche uns der hochwürdigste Herr angegeben hat,“ erwiderte Mathias. „Ich denke, wir flüchten am besten nach den Wäldern des Mannhartsberges!“

„Mit nichten, Alter; ein Soldat befolgt den erhaltenen Befehl; halten wir lieber auf Wolkersdorf!“

Digitized by Google

Es entspann sich ein Streit, den die Gräfin vergebens zu schlichten sich bemühte; der alte Hegereiter schien eigensinnig auf seinen Plan beharren zu wollen, und schlug vor, wenigstens vorerst in den Wäldern zu bleiben, welche sich auf dem langen Hügelzuge beinahe geradeaus gen Norden hindehnten.

Der Abend sank hernieder als man den letzten waldigen Hügelrücken erreicht hatte, der sich zur Niederung absenkte, und drunten eine Reihe Dörfer zerstreut liegen sah, die sämmtlich den Anschein der Verlassenheit und Oede trugen. Kein Rauch entstieg den Schornsteinen, kein Feuerschein kam aus offenen gastlichen Thüren, einzelne Hausthiere waideten hirtenlos im freien Felde, und die goldenen Wogen des Getraides harrten zum Theil vergebens der Sichel des Schnitters, denn die Bewohner des platten Landes waren, vom Türkenschrecken erfaßt, sämmtlich nach der mährischen und böhmischen Grenze hingeflohen. Die Pferde unserer drei Reiter waren müde und erschöpft von dem Klettern bergauf bergein durch unwegsamen Wald, und konnten kaum mehr weiter. Fridolin war erbost auf den Hegereiter, der sie irre geführt hatte, denn sie hätten mittlerweile längst Welkersdorf erreicht haben können. Von Südwesten zogen schwere Gewitterwolken herauf und die schwüle windstille Atmosphäre verkündete die Nähe eines Orkans. An einen Biwouac im Walde war nicht zu denken. Daher drang Fridolin darauf, daß man in einem der nächsten Dörfer Quartier suche.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pabst in Nemi.

(Holzschnitt Seite 136.)

Die wohlhabenden Römer suchen bekanntlich jeden Sommer in den heißesten Monaten der schlechten Luft (Malaria) zu entgehen, welche die Ausdünstungen der Tiber erzeugen und wodurch jene gefürchteten kalten Fieber geweckt werden, denen schon so mancher Fremde erlegen ist. Auch der Papst gönnt sich eine derartige Sommerfrische, und verläßt in den Hundstagen die ewige Stadt, um auf dem Lande einige Ruhe und Erholung zu genießen. Gewöhnlich wählt der heilige Vater die schöne Villa zu Castel Gandolfo oder das Schloß in Civita Vecchia, und legt die Hin- und Herreise dorthin in kleinen Tagereisen zurück, denn die Bewohner drängen sich in Masse herzu, um das Haupt der Kirche zu begrüßen. Unser umstehendes Bild stellt eine Scene aus der Reise des heiligen Vaters im vorigen Sommer vor. Als er nämlich durch das Städtchen Nemi bei Albano (bekannt durch seine schöne Lage und seinen herrlichen See) kam, warfen sich die Einwohner zu beiden Seiten der Straße nieder, um sich den Segen Seiner Heiligkeit zu erflehen, und zwölf junge Mädchen, sämmtlich in gleicher Tracht, brachten ihm zwölf Körbe mit den Erstlingen des Feldes und jenes zahllosen Obstes dar, woran die Gegend so reich ist. Unser Holzschnitt ist nach einer Skizze gemacht, welche der tüchtige Genremaler A. Bannier an Ort und Stelle aufgenommen hat.

Das Nest des Tallegalla.

(Mit Holzschnitt auf S. 137.)

Unser umstehendes Bild schildert eine Scene, wie sie in Australien häufig vorkommt, und ist nicht nur recht treu und bezeichnend für das Leben und Treiben der australischen Eingebornen, sondern auch für die Lebensgewohnheiten des merkwürdigen Vogels, mit dem wir es in diesem Aufsatz zu thun haben. Wir sehen im Vordergrund eine Gruppe Eingeborner ruhen, die so eben von einer ergiebigen Jagd zurückgekehrt sind, deren Beute noch am Boden herum zerstreut liegt. Da ist die Emu oder neuholländische Strauß, dessen Kopf in dem Schooß des Weibes liegt, da ist das Känguruh oder große Beutelthier, da der Ameisenigel oder Echidna, dort das seltsame Schnabelthier. Die Waffen, womit alle diese Thiere erlegt worden, sind nachlässig auf den Boden geworfen, und bestehen aus dem Waddy oder der Keule, dem Bumerang, dem Speer und dem Wummerah oder Wurfstock, mittelst dessen man den Speer mit furchtbarer Gewalt fortschleudert. Der breite hölzerne Schild deutet zur Genüge an, daß die fraglichen Eingebornen sich von der Möglichkeit eines Angriffs feindlicher Stämme gefährdet glauben. Auf den oberen Zweigen eines Baums sehen wir ein Paar jener wunderlichen Eisvögel, welche der weiße Ansiedler wegen ihres eigenthümlichen Geschreis gewöhnlich „lachende Esel" nennt. Im Mittelgrunde unseres Bildes dagegen sehen wir einen Mann knieen, welcher emsig damit beschäftigt ist, aus einem großen Haufen einige Eier auszugraben, welche nahezu in einem Kreise angeordnet und senkrecht mit den breiteren Enden nach oben aufgesetzt sind. Dieser Haufen ist das Werk eines australischen Vogels, den man gewöhnlich den australischen Auerhahn oder Truthahn oder Tallegalla

Digitized by Google

nennt und der bei den Naturforschern Tallegalla Lathami heißt. Der Tallegalla ist ein hühnerartiger Vogel etwa von der Größe eines Truthahns und gehört zu der Sippe der Megapodiden oder Großfüßler, die ihren Namen von der unverhältnißmäßigen Größe ihrer Füße haben. Er ist in Neusüdwales heimisch und findet sich gewöhnlich im dichtesten Gebüsch, durch welches er so schnell entläuft, daß er kaum gefangen werden kann. Früher hat man den Vogel für eine Geierart gehalten, weil der federlose, mit einer Wachshaut bedeckte Kopf und Nacken ihm einige Aehnlichkeit mit manchen Aasgeier-Arten gibt; allein genauere Untersuchung und Beobachtung hat herausgestellt, daß der Tallegalla in vieler Beziehung mit dem Trut- oder Auerhahn der nördlichen Erdhälfte übereinstimmt. Das Merkwürdigste an diesem Vogel aber ist das Nest, welches wir nun schildern wollen und das nicht zum Lager der brütenden Henne dient, sondern selber das Ausbrüten der Eier übernehmen muß, denn der Tallegalla gehört zu jener kleinen Gruppe von Vögeln, welche ihre Eier nicht selber bebrüten, sondern große Haufen von Pflanzenstoffen zusammenschaaren und ihre Eier darein legen, so daß dieselben durch den hohen Wärmegrad ausgebrütet werden, welchen die Gährung oder Fäulniß des Zersetzungsprozesses dieser Pflanzenstoffe erzeugt. Dieses Nest des Tallegalla ist oft von bedeutendem Umfang, denn es besteht aus mehreren Karrenladungen Pflanzenstoffs, und sein Umfang vergrößert sich von Jahr zu Jahr. Um das allgemeine Aussehen des unverletzten Nestes mehr zu verdeutlichen, zeigen wir auf unserm Bilde im Hintergrund ein solches, über welches der Vogel so eben hinwegläuft. Der Haufen ist kegelförmig, und schon aus seinem bedeutenden Umfang läßt sich abnehmen, daß er nicht das Werk eines einzigen Vogels ist, sondern das Ergebniß der gemeinsamen Arbeit mehrerer Hennen, die sich zu diesem Zwecke zusammengethan haben. Beim Bau dieses Nestes, den man sowohl an dem freien Vogel in Australien, als auch an gezähmten Vögeln in den Londoner Thiergärten beobachtet hat, verfahren diese Tallegallas folgendermaßen: die Hennen beschreiben einen Kreis von namhaftem Radius und beginnen um denselben herumzuwandern, wobei sie beständig mit ihren großen Füßen das Laub und Gras und die herumliegenden abgestorbenen Zweige aufraffen, und sie einwärts nach dem Mittelpunkte hin schleudern. Jedesmal wenn sie ihre Runde vollenden, verengern sie auch den Kreis, so daß sie in kurzer Zeit einen großen kreisrunden Gürtel ableeren, der in seiner Mitte einen niedrigen unregelmäßigen Haufen hat. Da sie aber denselben Prozeß fort und fort wiederholen, vermindern sie den Durchmesser des Haufens in derselben Weise, wie sie ihn höher machen, und so bildet sich endlich dadurch ein großer Hügel von roher Kegelgestalt. Jetzt gilt es die Mitte des Haufens so hinweg zu kratzen, daß eine Höhlung von beinahe zwei Fuß entsteht, worin die Eier in der obenerwähnten eigenthümlichen Weise sorgfältig gesetzt werden. Diese werden dann zugedeckt und durch die vereinigten Einwirkungen der Gährung und der heißen Sonnenstrahlen ausgebrütet. Durch die Annahme dieses Verfahrens entschlägt sich der Vogel jedoch nicht sämmtlicher mütterlichen Sorgen und Pflichten, denn das Männchen wacht sehr sorgfältig über die Eier und besitzt einen wunderbaren Instinkt für die Erkenntniß derjenigen Temperatur, welche für dieselben zuträglich ist. Das Männchen bedeckt sie nämlich bald mit einer dichten Schichte Laub, bald legt es sie beinahe ganz blos, und wiederholt diese Operationen an einem Tage mehrmals.

Endlich sind die Eier ausgebrütet, allein wenn der junge Vogel aus der Schale schlüpft, so verläßt er den Nesthaufen nicht so gleich, sondern bleibt mindestens noch zwölf Stunden lang darin. Ja selbst wenn er sich an freier Luft ergangen hat, kehrt er gegen Abend wieder zum Haufen zurück und wühlt sich darin ein, jedoch nicht so tief wie die Eier. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß in allen Fällen eine nahezu cylindrische Höhle mitten im Haufen aufgespannt bleibt, welche offenbar zu einem Kamin oder Luftkanal bestimmt, um damit die Wärme regeln und die durch die Gährung hervorgerufenen Gase entweichen lassen zu können, wie man es in einem gut gemachten Heuseimen zu gleichem Zwecke anlegt.

In einem solchen Nesthaufen wird eine sehr große Anzahl Eier untergebracht, denn man kann bisweilen den größten Waschkorb aus einem einzigen Haufen nehmen. Da die Eier von eigenthümlichem Wohlschmack sind, so werden sie von den Eingeborenen und Ansiedlern mit gleichem Eifer aufgesucht. Der Tallegalla hat die Gewohnheit, sich zu beräuben nach Art der hühnerartigen Vögel und kratzt zu diesem Behufe große Löcher in den Boden, welche oft dazu dienen, den erfahrenen Jäger nach dem Neste selbst hinzuleiten.

Der Tallegalla lebt in kleinen Rotten oder Völkern

Digitized by Google

beisammen, und ist ausnehmend scheu und vorsichtig, so daß er dem Jäger nur selten zufällig zu Schusse kommt. Wenn sein geschworener Feind, der australische wilde Hund oder Dingo, ein solches Volk Truthühner anfällt, so schwingt sich die ganze Kitte auf den untersten Aesten irgend eines benachbarten Baumes ein, steigt mit einer Reihe auf einander folgender Sprünge von Ast zu Ast höher bis zum Gipfel hinauf und bleibt entweder dort hocken oder fliegt nach irgend einem andern Theil des Dickichts ab. Der Flug des Tallegalla ist schwerfällig und nicht ausgiebig, daher verläßt er sich für die Flucht mehr auf das Davonlaufen, weil ihm da im wirren verschlungenen Gebüsch weder Hund noch Jäger schnell genug folgen können. Das Gefieder des Vogels gleicht an Färbung ziemlich genau demjenigen des Auerhahns, nämlich Obertheil des Körpers, Schwingen und Schwanz schwärzlich-braun; Federn der Unterseite an der Basis schwärzlich-braun, an der Spitze silbergrau gerändert; Wachshaut an Kopf und Hals hochroth, Schnabel schwarz, Füße braun.

Der Mann mit der eisernen Maske.

(Fortsetzung.)

Allein jener oben angedeutete Brief der Herzogin von Modena an den Herzog von Richelieu führt ausdrücklich an, daß der burgundische Edelmann, welcher der Geburt des zweiten der Zwillinge angewohnt haben und dessen Fürsorge und Obhut der unglückliche Prinz während seiner Knabenzeit anvertraut gewesen sein soll, im Gefolge jenes Mannes, der später der Gouverneur des Prinzen wurde, also des Herrn von Saint-Mars, zu Hofe gekommen sey, — jenes Herrn v. Saint-Mars also, welcher später die Posten des Gouverneurs in den Staatsgefängnissen von Pignerol, Schloß If auf Sainte-Marguerite und in der Bastille bekleidete. — Dieser Zweifel ist jedoch nicht ganz berechtigt, wenn man die Vermuthung annimmt, der Gouverneur Saint-Mars habe entweder das von ihm aufgefundene und an den König oder den Kardinal Mazarin eingesandte Schriftstück des ungenannten Erziehers nur durch seine Unterschrift am Ende als echt beglaubigt; oder aber — wofür noch mehr Wahrscheinlichkeit spricht — dieser ungenannte Herr, welchen Saint-Mars als Schützling und Landsmann mit nach St. Germain an den Hof gebracht, sei ein Verwandter und Namensbruder des Herrn v. Saint-Mars gewesen. Wenn man annimmt, wie von jeher alle glücklichen Höflinge und begünstigten Emporkömmlinge dahin strebten, auch ihre Verwandten in den Bereich des Hofes und der königlichen Gunst zu bringen, so ist unser so eben vorgebrachter Erklärungs-Versuch gewiß keiner der unwahrscheinlichsten.

Nehmen wir diese Vermuthung als richtig an, und glauben wir, daß der unglückliche Prinz die ersten zwanzig Jahre seines Daseyns in ländlicher Zurückgezogenheit in Burgund unter der Obhut seines ersten Erziehers verbracht habe, so ist die in der Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske vor seiner Einsperrung in Pignerol bereits nachgewiesene Lücke ausgefüllt und erklärt, und die Wahl jener Veste zum Aufenthalt des geheimnißvollen Gefangenen erläutert sich ebenfalls genügend durch die Thatsache, daß jene Grenzfeste bereits unter dem Befehl eines Offiziers stand, welcher nicht allein ein treu ergebener Diener und ein an blinden Gehorsam gewöhntes Werkzeug des Königs, sondern zugleich ein Verwandter von dem ersten Gouverneur des jungen Prinzen, und wahrscheinlich auch bereits in das Geheimniß der Geburt des Gefangenen eingeweiht war, und dem der Kardinal Mazarin und der König um so mehr vertrauen zu dürfen glaubten, als von ihm zu erwarten war, daß er wegen seiner Verwandtschaft mit dem Erzieher, der sich durch seine Fahrlässigkeit das königliche Mißfallen zugezogen hatte, nun in der Bewachung des seiner Obhut anvertrauten Gefangenen doppelt vorsichtig und wachsam seyn werde.

Die von dem Abbé Papon gegebene Andeutung von der Frau, welche dem verlarvten Gefangenen abgewartet haben, auf dem Schlosse If gestorben und daselbst heimlich um Mitternacht begraben worden seyn soll, würde vermuthlich auf die frühere Hebamme, die Dame Peronnet, sich beziehen; und da Herr v. Joura keines zweiten Gefangenen erwähnt, der mit dem verlarvten Arrestanten nach der Bastille gebracht worden sey, so würde daraus hervorgehen, daß der unglückliche Erzieher schon vor diesem Ereigniß gestorben und daß Herr von Rosargues, welcher den Gefangenen nach dem letzten Aufenthalt in seinen verschiedenen Gefängnissen und sogar noch zum Grabe begleitete, wahrscheinlich nach dem Ableben des frühern Erziehers in die Dienste des Gefangenen gekommen sey.

Die Herausgeber der Memoiren-Sammlung, worin jene Denkschrift von Saint-Mars zuerst abgedruckt erschien, versicherten noch im Jahr 1835, das Ori-

Digitized by Google

ginal der fraglichen Denkschrift existire wirklich in den Archiven des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten in Paris, — eine Behauptung, welcher niemals widersprochen worden ist. Nimmt man jenes Dokument als echt an, so ist ganz natürlich, daß dasselbe sich eher in den Archiven jenes Ministeriums als in denen irgend eines andern sich befindet, weil der Verfasser es vermuthlich an irgend einen Ort im Auslande zur sichern Verwahrung geschickt haben mag, von wo es durch irgend einen Agenten der französischen Regierung wieder nach Frankreich zurückgebracht worden seyn dürfte.*) —

Bis hieher haben wir nun die eine Lesart verfolgt, welche ein ziemlich klares Licht über die Herkunft und Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske werfen würde. Jetzt kommen wir auf die andre zurück, deren Spur schon Voltaire angegeben hat, welcher seine Kunde aus dem Munde von damals noch lebenden Nachkommen der Augenzeugen jener geheimnißvollen Geschichte geschöpft haben will und während seiner zweimaligen Einsperrung in der Bastille vielleicht Gelegenheit gehabt hatte, auch hier nähere Erkundigungen einzuziehen. Voltaire war der erste gewesen, welcher eine logische Erklärung jenes historischen Problems zu geben versuchte, indem er die Vermuthung aussprach, der verlarvte Gefangene sey ein illegitimer Sohn von Anna von Oesterreich, der Gemahlin Ludwigs des Dreizehnten gewesen. Die skandalöse Vertraulichkeit, worin die Königin mit ihrem Schwager, dem liederlichen, ungestümen und aufrührerischen Gaston von Orleans, gestanden haben soll, lieferte Voltaire einen nicht unwahrscheinlichen Stützpunkt über die Möglichkeit der Herkunft des Gefangenen, und bildete eine Hypothese, welche zur Erklärung der scheinbaren Inconsequenzen in der Behandlung, welche dem Gefangenen notorisch zu Theil wurde, wesentlich beitragen, sowie die Anfeindung erklären würde, welche die Aristokratie unter Ludwig XV. und XVI. gegen die von Voltaire versuchte Auslegung erhob, wie wir aus dem Eingangs angeführten Ausspruch der Marquise von Crequy darüber erfahren haben.

Nun gestehen wir wiederholt, daß wir der Version Voltaire's keine so große geschichtliche Beweiskraft beimessen würden, wenn nicht die von Voltaire angedeutete Spur von anderer Seite her mit anscheinend großem Fleiß und Gewissenhaftigkeit verfolgt worden wäre. Aus dem Nachlasse eines Mannes, welcher viele Jahre als diplomatischer Agent und höchst geachteter Publicist in Paris gelebt und namentlich in benaparti stischen Kreisen viel verkehrt hat, ist uns der Entwurf einer kleinen Denkschrift mitgetheilt worden, welcher wir folgendes Thatsächliche entlehnen. Aus welchen Quellen der Verfasser geschöpft, hat er in dem noch nicht vollständig ausgearbeiteten Manuskript nicht angegeben; aber die vielfach an den Rand geschriebenen französischen Stellen auf welche sich die deutsche Darstellung bezieht, lassen vermuthen, daß dem Verfasser vielseitige archivalische und andere Quellen oder ungedruckte Denkwürdigkeiten zugänglich gewesen seyen.

Ludwig XIII. (geb. 27. Septbr. 1601) verlor bekanntlich seinen Vater Heinrich IV. noch ehe er das neunte Jahr zurückgelegt hatte, und erhielt von seiner Mutter Maria von Medici eine herzlich schlechte Erziehung, denn die Königin-Mutter stand ganz unter dem Einflusse des Italieners Concini, eines gemeinen Intriguanten, welchen sie unter dem Namen des Marquis d'Ancre zum Marschall von Frankreich und zu den höchsten Würden des Staates erhoben und an der ihr übertragenen Vormundschaft und Regentschaft betheiligt hatte. Ludwig XIII. ward im September 1614 für mündig erklärt, war aber natürlich außer Standes, sich der Leitung seiner Mutter und des verhaßten ränkesüchtigen Concini zu entziehen, dessen Herrschaft über die Königin-Mutter das allgemeine Aergerniß bildete, bis Concini von Luynes und einigen Anderen mit Zustimmung des jungen Königs ermordet wurde. Ludwig war am 25. November 1615 in Bordeaux mit Anna von Oesterreich vermählt worden, welche ebenfalls 1601 geboren war. Anna entwickelte sich zu einer schönen und klugen Frau, aber das Leben ward ihr sehr verbittert durch die Gehässigkeit der Königin-Mutter und die Herrschsucht des Kardinals von Richelieu, welche beide Allem aufboten, um die Königin Anna ihrem Gemahl zu entfremden. Dieß gelang um so leichter, als der französische

*) Die vorstehende, auf die angebliche Denkschrift des Herrn v. Saint-Mars gestützte Erläuterung des Geschicks des Mannes mit der eisernen Maske hat zu Ende der dreißiger Jahre den Stoff zu einem, von zwei Pariser dramatischen Dichtern verfaßten Sensationsdrama: „Die eiserne Maske" geboten, welches ein ungeheures Zugstück der Porte St. Martin und anderer Bühnen geworden ist und dessen Aufführung und Verbreitung damals die Regierung Ludwig Philipps ungemein begünstigte, um der Sache der Legitimisten unter dem Volk und namentlich beim Bürgerstand möglichst zu schaden. Es hat auch auf deutschen Bühnen in einer Uebersetzung (von Töpffer und Friedrich??) außerordentlichen Erfolg gehabt.

Digitized by Google

Hof zu jener Zeit der Schauplatz der abscheulichsten Kabalen war, welche den öffentlichen Wohlstand ganz zerrütteten, und als Ludwig selbst nur ein finsterer, verbitterter, argwöhnischer Charakter ohne innern Halt und Thatkraft war, welcher immer beherrscht ward, sey es nun von Concini oder von seinen eigenen Günstlingen Luynes und La Viéville oder dem Kardinal Richelieu. Er haßte jede Regung von Freiheit bei seinen Unterthanen und strebte gierig nach einer Willkürherrschaft, welche er doch nicht durchzuführen im Stande gewesen wäre, da sein ganzes Wesen nur zu Schmiegsamkeit und Gehorsam angelegt war. Diesem engherzigen, finstern, schwächlichen Könige war eine Frau angetraut worden, welche ohne gerade geistreich zu seyn, doch einen tüchtigen klaren Verstand, ein lebhaftes Temperament und eine gewisse Willensfestigkeit besaß, vermittelst deren sie sich leicht einen bedeutenden Einfluß über ihren Gemahl gesichert haben würde, wenn niemand zwischen sie und Ludwig getreten wäre. Allein dazu sollte es kaum kommen. Anna Maria Mauritia, die älteste Tochter Königs Philipps III. von Spanien, war nur um wenige Monate jünger als ihr Gemahl. Zu Anfang ihrer Ehe ward die arme Anna niedergehalten durch die Königin-Mutter und Regentin Maria von Medicis und deren Anhang, und später wußte der Kardinal Richelieu sich zwischen sie und ihren Gemahl zu drängen. Der wollüstige Kardinal-Minister entbrannte selbst in Leidenschaft für die schöne junge Königin, ward aber abgewiesen und warf von da an einen glühenden Haß auf die Königin, die er gewiß ins Verderben gestürzt hätte, wenn er nicht dafür die Rache des spanischen Hofes hätte befürchten müssen. Da er seine eigenen Bewerbungen mit Verachtung und Entrüstung zurückgestoßen sah, so suchte er die makellose Tugend der königlichen Frau auf andre Weise zu Fall zu bringen. Er umgab sie mit den schönsten und galantesten jungen Männern, in der Hoffnung, die junge heitre Frau, die sich in der Ehe mit diesem finstern König so unglücklich fühlte, könnte sich in einen derselben verlieben und mit demselben eine Intrigue anknüpfen. Allein dieser Anschlag mißlang ebenfalls, und die königliche Frau erhielt ihren Ruf fleckenlos. Anna von Oesterreich war bei aller Lebhaftigkeit doch sehr religiös, und diese Frömmigkeit bildete lange einen Schild gegen Verführung. In dem Kloster Val de Grace, das sie selber gegründet hatte, erholte sie sich im Kreise der Nonnen durch harmlose ungezwungene Unterhaltung und durch die Pflege eines kleinen Gartens von den Enttäuschungen und Bitterkeiten, welche ihr die Kabalen am Hofe bereitet hatten, und von den Verunglimpfungen gegen ihren Ruf, welche Richelieu angezettelt, indem er bald ihr Schuld gab, politische Ränke mit ihren Brüdern in Spanien gegen die Krone Frankreich zu schmieden, bald sie eines strafbaren Einverständnisses mit ihrem Schwager dem Herzog von Orleans beschuldigte, das auf die Entthronung des Königs und eine Heirath mit dessen Bruder abzielen sollte, welcher übrigens damals schon verheirathet war. Ein Zufall wollte, daß Richelieu's Spione eine heimliche Korrespondenz entdeckten, welche die Königin durch die Nonnen des Val de Grace mit ihren Verwandten in Spanien und in den Niederlanden führte, und daß namentlich ermittelt wurde, die Königin habe einmal im Sprechzimmer jenes Klosters den Grafen Montresor empfangen, welcher der Vertraute des Herzogs von Orleans war, und aus seiner Hand Briefschaften entgegengenommen.

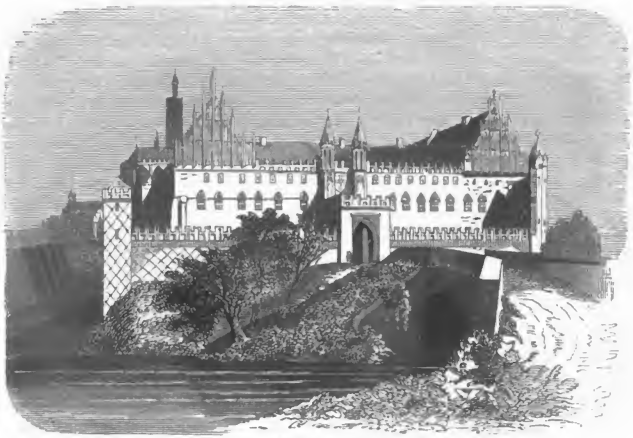
(Schluß folgt.)

Das Schloß Marienburg.

(Mit Holzschnitt auf S. 144.)

Da wo das Hochland Preußens zur Ostsee hinabsteigt, liegt das alte Deutschordensschloß Marienburg, die größte und schönste Burg in deutschen Landen, eine Probe der deutschen Baukunst des deutschen Mittelalters, durch deren Wiederherstellung sich der vorige König von Preußen ein großes Verdienst erworben hat. Die Marienburg ist keine jener feudalen Raubburgen, wie wir sie in Trümmern so häufig den Ufern unserer deutschen Ströme entlang von den Bergen herunter drohen sehen; auch kein Fürstensitz wie das Heidelberger Schloß und andere feste Schlösser, die wir noch in Deutschland haben. Nein, die Marienburg war der Sitz des Ordens der Deutschherren, welche einst im Weichsellande das Kreuz gegen das slavische Heidenwesen aufpflanzten und nach jenen Gebieten Christenthum und Gesittung trugen und das Land, das ihnen der Pabst und der Herzog von Polen-Masowien auf dem Papiere geschenkt hatten, mit fester Hand eroberten und deutsch-christlicher Kultur unterwarfen. Im Jahr 1271—76 ließ der Landmeister Konrad von Thierberg hier eine Feste erbauen, zum Schutz

Digitized by Google



Das Schloß Marienburg.

gegen die Ueberfälle der slavischen Horden, und aus diesem geringen Anfang entstand der prachtvolle Ziegelbau, welcher bis auf diesen Tag das großartigste und schönste der noch erhaltenen Denkmäler der bürgerlichen Baukunst des frühen deutschen Mittelalters ist, und in verschiedene Theile zerfällt, die durch ihre räumliche Ausdehnung ebenso sehr imponiren als durch ihren architektonischen Styl und ihre reiche Ornamentik. Das ausgedehnte prächtige Schloß an der Nogat zerfällt in drei wohlunterschiedene Theile: Das Hochschloß, von 1304 bis 1309 erbaut, die eigentliche Residenz der Hoch- und Deutschmeister; dann das Vorschloß oder die ursprüngliche aber wesentlich erweiterte alte Burg, welche gegenwärtig bis auf wenige Reste abgetragen ist, — und das Mittelschloß, welches durch seine starke Umwallung wesentlich zur Festigkeit der Burg beitrug, die 150 Jahre lang uneinnehmbar blieb. Später, nachdem 17 Hochmeister des Deutschordens 148 Jahre lang in der Burg residirt hatten, kam die Marienburg durch Verpfändung und Verkauf an Polen, zeitweilig auch an Schweden, und hatte allerlei Schicksale, war zum Theil von Jesuiten und polnischen Woiwoden bewohnt, und zeitweilig das Hoflager polnischer Könige, bis sie 1772 bei der Theilung Polens an die Krone Preußens fiel. Von da an ward die herrliche Burg greulich verwahrlost und diente größtentheils zum Getraidespeicher, insbesondre der sogenannte große Remter, ein prachtvoller Saal von 45 Fuß Durchmesser, dessen Gewölbe auf einem einzigen granitenen Mittelpfeiler von 26 Zoll Durchmesser ruht. In dieses wunderschöne Gemach, eines der Meisterwerke kühnen mittelalterlichen Backsteinbaues, hatte man Zwischenböden eingezogen und darauf Korn aufgeschüttet, und dieser ganzen Perle deutscher Baukunst drohte der Untergang durch Verwahrlosung, als im Jahre 1824 der damalige Kronprinz von Preußen (später König Friedrich Wilhelm IV.) sich des Schlosses annahm und dessen Restauration veranlaßte, welche dieses wunderschöne Denkmal deutscher Architektur des Mittelalters nun einzig in seiner Art wiederhergestellt und ihm seine bleibende Erhaltung gesichert hat. Außer dem schon erwähnten Remter sind noch der große Versammlungssaal von 96 Fuß Länge und 48 Fuß Breite und das darunter befindliche Kellergewölbe merkwürdig, sowie verschiedene andere Gelasse der stattlichen Hochburg. Kein gebildeter Deutscher, den sein Weg in jene Gegend an der fernen Ostsee führt, sollte versäumen, diesem Schlosse seinen Besuch abzustatten und dem Kunstfleiß und der Ausdauer unserer Altvordern den verdienten Zoll der Bewunderung abzutragen.

Digitized by Google

Das Glasmännchen.

Eine Weihnachts-Geschichte für Jung und Alt, in sechs Kapiteln.

(Fortsetzung.)

rau Grimsl leerte mit einem langen Zuge ihre Kaffeeschale, räusperte sich, stemmte die Fäuste in die Seite und hub also an: „Meiner Großmutter Vater war Pfleger gewesen in Steinhofen, und gar ein studirter Mann; aber gegen seinen Bruder, den Schäfer, war er allweil noch ein Stümper geblieben. Der Joseph der Schafbauer war ein steinreicher Kerl, und hatte die Krouenthaler und die Kasperln (Viertelskronen) daheim wie das gedörrte Obst in ganzen Truhen. Aber lachen hat ihn sein Lebtag kein Mensch gesehen. Und das macht das böse Gewissen, das ihm nie Ruhe gelassen hat; denn all sein Geld war nicht mit rechten Dingen verdient. Er hatte sieben Kinder, aber alle waren lauter Krüppel und Simpel, und wenn ein Mensch gefragt hat, wie das wohl gekommen ist, daß ihm der liebe Gott lauter solche unglückliche Kinder gegeben, dann hat er nur eine finstere Stirn gemacht und in die Ecke geblickt; denn der Kinder Siechthum ist die Strafe gewesen für seine Sünden. Wenn er in der Kirche saß, hat er allweil vor sich hingestiert, und bei der Messe oder dem Hochamt hat's ihn geschaudert, wenn die Wandlung gekommen ist, oder wenn ihn der Weihbrunn getroffen hat. Darum hat ihn auch kein Mensch zum Freund haben wollen und er ist allweil für Jedermann gewesen wie der böse Feind. Wenn er dagegen draußen war auf dem Feld, in den Bergen oder auf der Alm, und wenn dann der Donner krachte und der Sturm durch das Gebirge tobte, und der Wald erbebte, da sah ihn Mancher von fern, wie er im Wetter ab- und zulief und mit den Wolken sprach, oder in die Schluchten hineinrief, und das Wetter beschwor. Darum ist ihm auch sein Lebtag Nichts durch den Hagelschlag zu Grunde gegangen, so viel er auch Feld hatte. Und woher meint Ihr denn, daß das Alles gekommen ist? he? — Lediglich nur daher, daß er ein Glasmännchen gehabt hat! Ja, schaut mich nur an, ein Glasmäunchen besaß er. Und das ging so zu:

„Der Joseph muß noch ein blutjunges Bürschchen gewesen seyn, so um ein dreizehn oder vierzehn Jahre, denn er diente noch bei dem Hirten von Ebensee oder im Schwäbischen drüben, da kömmt eines Nachts einmal ein Zigeuner zu ihm, gar krank und matt, an das Hüttchen, das er sich im Moos erbaut hatte. Junge, sagt der Zigeuner, ich bin krank, sagt er, und bin müd, sagt er; laß mich hier bleiben für die Nacht und laß mich zum Feuer liegen, und gib mir Brod und Milch; es soll Dein Schaden nicht seyn, sagt er. — Der Joseph fürchtet sich vor dem langen alten schwarzen Kerl, sagt nicht nein, nicht ja, aber läßt ihn gewähren. So gibt er ihm von seinem Brod und Speck und einen Topf Milch, kocht ihm einen Schmarrn, legt ihm seinen Strohsack an das Feuer und streckt sich in seinem Schaffell draußen zum Hund vor das Hüttchen. Aber die Angst läßt ihn die ganze Nacht nicht schlafen, und wie der Mond drunten ist und es ist um die Geisterstunde, da bricht ein entsetzliches Gewitter aus mit Sturm und Blitz und Donner und Regen, daß es den Knaben schier davon schwemmt. Aber je ärger es donnert und grollt, desto ärger rumort und schauert es im Hüttchen, wo der Zigeuner liegt, und der schreit und brüllt in seiner welschen Sprache, und eine furchtbare Stimme unterhält sich mit ihm. Da fällt es dem Joseph bei, es sey die Nacht von Allerheiligen auf Allerseelen, er kniet sich nieder, nimmt seinen Rosenkranz aus der Tasche und betet und betet ein paar Stunden lang, und sein Hund, gar ein gescheidtes Thier, winselt und heult neben ihm, als wenn er einen sterbenden Menschen in

Digitized by Google

der Nähe spürte. Mittlerweile hat es ausgestürmt, und es wird ruhig am Himmel, aber der Zigeuner jammert und stöhnt immer ärger, und schreit vor Weh — einen Stein hätte es erbarmen mögen. Da faßt sich der Joseph zuletzt ein Herz, geht hinein, und zündet das Feuer wieder an. Aber — o Schauder! — da sieht er den Zigeuner in der hintersten Ecke des Hüttchens, wie der nicht liegen, nicht stehen, nicht sitzen kann, sondern sich krümmt und dehnt und jammert und schreit, und wie er im ganzen Gesicht dunkelblau ist, wie er mit den Händen in die Ecke schlägt und ruft: ‚Laß mich, laß mich, der Bub soll's begraben; es soll nicht verloren gehen!‘ sagt er. ‚Und Du, Junge,‘ sagt er, ‚was ich Dich bitt‘, sagt er, ‚nimm mir die Geldkatze ab,‘ sagt er, ‚und verscharre sie draußen unter einem jungen Baum,‘ sagt er, ‚und sprich drei Vaterunser drüber, so kann ich ruhig sterben!‘ — Den Joseph dauert der Mann in der Seele, ob er wohl sieht, daß er es mit einem argen Sünder zu thun hat. So nimmt er das Grabscheit, geht hinaus und verscharrt die Geldgurte von dem Zigeuner, und ein kleines rundes Säckchen, unter einer Haselstaude, betet drei Vaterunser drüber, und geht zu der Hütte. Da findet er den Mann am Boden liegen, ganz ruhig und schwach, wie er qualvoll mit dem Tode ringt. Wie der aber den Jungen gewahr wird, dankt ihm der Zigeuner um Gottes willen, und sagt, es soll' ihm nicht vergessen werden und soll ihm sein Lebenlang Glück bringen, daß er ein Glasmännchen verscharrt hat, das einen armen Menschen nicht heimgehen ließ. Und zu dem Joseph sagt der Zigeuner: „Wenn Du einmal in harten Nöthen bist, armer Bursche, und die Menschen haben Dich verlassen, sagt er, und Du hast das Beten verlernt, und wenn Dir gar Nichts mehr geblieben ist, auf das Du Deine Hoffnung setzen kannst, — dann komme nur zu dem Glasmännchen und grabe es wieder heraus, am Freitag in der Frühe, wenn sich Tag und Nacht scheiden! Bade es dann alle Donnerstag um die Mitternacht im reinen Wein, und gib ihm ein Stübchen, wo kein Mensch es sehen kann. Und das Glasmännchen wird dann allezeit thun, was Dein Herz begehrt, und Du wirst alle Deine Wünsche erfüllt sehen, wenn Du es zwischen den Händen reibst ....“ — „Gott behüte mich vor der Sünde!“ ruft der Joseph entsetzt, und bekreuzt sich; „meint Ihr denn, ich werde um der Welt Freuden und Herrlichkeit willen meine Seele dem Glasteufel verkaufen? Gott bewahre mich davor! nicht umsonst hab' ich Euer Ende gesehen!“ — Darauf versetzt ihm der Zigeuner mit einem noch schrecklichern Gesicht: er dürfe all sein Lebenlang Niemanden etwas von dem Glasmännchen sagen, denn wenn das Geheimniß ausgeschwatzt werde, so komme der dienstbare Geist von dem Glasmännchen bei Nacht, und drehe ihm den Hals um. Der Joseph verspricht es mit Beben, und der Zigeuner legt sich auf die Seite, spricht ein wildes wälsches Sprüchlein daher, mit allerhand Faren, daß dem Joseph immer bänger wird und es ihn aus der Hütte treibt. Draußen wartet er bis zum glockenhellen Tag; dann erst faßt er sich ein Herz, geht in die Hütte hinein und findet den Zigeuner scheitstarr und maustodt. Und der Joseph geht zum nächsten Ort, zeigt's an, und die Leute holen den Schwarzen und wollen ihn außerhalb der Kirchhofsmauer verscharren, weil er ein Heide gewesen; aber die Nacht drauf war er nicht mehr zu finden, und die Leute sagen, sein Heidenvolk habe ihn gestohlen; der Pfarrer aber und die Studirten wissen's besser: der Teufel — verzeih mir's der Herr! — hat ihn geholt!“

Alle Anwesenden überlief ein eisiger Schauer und nur auf Niklas und Aidl brachte die Erzählung keinen sonderlichen Eindruck hervor. Käthchen aber, die wohl unter Allen am meisten gespannt und erschüttert war, rief, nachdem sie sich wieder einigermaßen gefaßt hatte, voll Verwunderung: „Und dennoch hat der Joseph das Glasmännchen nachher ausgegraben?“

„So hat er,“ sagte Frau Grimsl sehr ernsthaft. „Unter den Soldaten hat er Fluchen und Spielen und allerhand Laster gelernt und den lieben Herrgott vergessen gehabt. Wie er dazu gekommen ist, des Zigeuners vergrabenes Geld und das Glasmännchen auszugraben, weiß ich freilich nicht, aber gewiß ist es und wahr, daß er eines besessen hat. Meine Mutter selig war zehn Jahr bei ihm im Haus gewesen in Steinhofen, zur Zeit da er ein steinaltes Männchen gewesen. Eines Nachts aber plagt damals der Fürwitz meine Mutter, daß sie durch's Schlüsselloch in des Schafbauers Kämmerlein blickt, und da erschaut sie mit Schrecken, wie der steinalte Joseph vor dem Tisch kniet und nimmt ein kleines Glasteufelchen aus dem Glasfläschchen und wäscht es mit Wein, legt es in ein seidenes Bettchen und betet es kniend an bis zum ersten Hahnenschrei. Und mit Dem hat er es wieder in sein Glas gesetzt und die Lampe ausgeblasen, und

Digitized by Google

hat sich leise in's Bett geschlichen, an meiner Mutter vorbei, die ohnmächtig an der Schwelle gelegen hat. Der Joseph aber hatte sie wohl bemerkt, trug es ihr allweil nach, und hat sie oft angeschaut als wenn er sie verschlingen wollte! Bald hernach ist er aber gestorben und sein Weib hat die Wirthschaft angenommen und ganz allein auf dem Schafhof gewohnt. Da ist's meiner Mutter selig gar graulich geworden, wenn sie an das Herenwesen im Haus sich erinnert hat. Die Frau Afra aber, des Schafbauern sein' Wittib, hat noch lange gelebt, und war meine Frau Göd' (Taufpathe) und hat mich in's Haus genommen und bei sich behalten, und gehalten wie ein eignes Kind. Und steinreich ist sie gewesen, hat die Zwanziger in Scheffelu zu messen gehabt und Flachswat und Linnen die Hülle und Fülle, daß man hätte ein paar Dutzend Bräute damit ausstatten können. Aber den Frieden hat sie nie gehabt, die arme Frau, und ich hätt' niemals mit ihr tauschen mögen. Ist mir's doch, als sähe ich sie noch vor mir, die unheimliche Alte, ganz zusammengeschnurrt und verschrumpft, mit den hellen Augen, wie ein paar Kohlen unter der Asche, und mit dem gekrausten weißen Häubchen, wie sie immer da saß am Spinnrad, und hat gesponnen bis tief in die Nacht hinein, weil sie nicht mehr schlafen konnte. Und es ist mir noch wie heute, wie die Frau Afra dann immer gar unruhig geworden ist, wann die Glocke auf Zwölf ging, und wie sie immer nach der Kammer schaute, worin das Glasmännchen war. Wir jungen Dirnen sind damals immer am Spinnrad eingeschlafen, und sie hat uns dann mit einem Stöckchen auf die Finger geklopft und tüchtig ausgescholten. Aber hernach ist sie arg kindisch geworden und immer mehr zusammengeschrumpft, und hat oft gar kauderwälsches Zeug an mich hingeschwatzt. Eines Nachts nun hatt' ich mir einmal ein Herz genommen, und sie über das Glasmännchen befragt; aber da ist sie gewaltig erschrocken und böse geworden, und hat mich tüchtig ausgeschmäht. Darnach ward sie mir aber wieder gut, und erzählte mir Alles von dem Glasmännchen, und wie's ein Mensch muß geschenkt bekommen oder stehlen, und muß es in eine eigene Kammer sperren, wo nie ein anderer Mensch hineinkommt, muß es alle Donnerstag Nachts in reinem Wein baden und muß den Wein dann trinken, muß es alle Freitage mit dem ersten Glockenschlag, wo sich Tag und Nacht scheidet, anbeten. Und wer das thut, dem gibt das Glasmännchen viel Geld und Gut, und Macht über die Menschen, lehrt ihn alle verborgenen Schätze kennen, gibt ihm guten Rath in allen Dingen und Verhältnissen, und scheucht Hagelschlag und Viehsterben und böse Seuche davon. Und weiter sagt mir die Pathe, wie ein Glasmännchen dem andern dieselbige Macht geben kann, wenn man Beide zusammensperrt in der heiligen Nacht vom grünen Donnerstag auf den stillen Freitag, und wie derjenige, welcher ein Glasmännchen hat, nicht sterben kann, bevor er das Geistlein weggeschenkt hat an sein Weib oder Kinder oder Freundschaft oder dasjenige, das in seinem letzten Stündlein um ihn ist. Denn so ein Glasmännchen will allezeit jemand haben, der es verpflegt, widrigenfalls muß Der, der's bei Lebzeiten gehabt hat, mit ihm umgehen, bis es wieder ein lebendiges Wesen angenommen hat . . .

„Ja," sagte Frau Grimsl hoch aufathmend nach einer Pause und leerte abermals zur Erquickung eine Schaale Kaffee, — „das Alles hat mir meine Frau Pathe erzählt, derweil ich noch ein blutjunges Ding war. Und mich hat's alleweil geschaudert, wenn sie nur davon gesprochen hat. Bald darauf hub meine Frau Göd plötzlich an zu kränkeln und ich sah wohl, sie werde es nicht mehr zu lang treiben. Ich that mein Bestes, sie zu verpflegen, und las ihr oft vor aus dem Brevier und dem Gebetbüchlein; aber es hat gar keinen Eindruck auf sie gemacht und sie ist nie im Stande gewesen, mit mir zu beten. Ihre Leiden und ihre Angst wurden alleweil ärger und am Ende spürte sie wohl, daß es zum Sterben komme. Da sitze ich einmal eines Nachts bei ihr am Bett, und wache ihr. Da dreht sie sich herum zu mir und spricht: 'Franzel,' sagte sie ganz ängstlich, 'Franzel, da hast Du den Schlüssel zur großen Truh' im Kämmerlein; ‚geh' hinein,' sagt sie hastig, 'hole mir geschwinde den schwarzen Kolben und das grüne Fläschchen in der Truhe. Muß ein geheimes Ding verrichten,' sagt sie. — 'Jesus Maria, Frau Göd!' sag' ich; 'laßt mich dabei aus dem Spiel! soll ich meine Ehre und Seligkeit verlieren mit dem Herenwerk? Nein, sag' ich, nicht um's Kopfabschlagen wag' ich's anzurühren!' Drob tobt sie und schilt, aber ich rege mich nicht; nun zieht sie andre Saiten auf und: Franzel, liebes Franzel! sagt sie, liebes Franzel, ich bitt' Dich gar schön, thu' mir den Willen, sagt sie; es soll Dein Schade nicht seyn, hole mir den Kolben und das Fläschchen und sollst einen Gulden haben.

Digitized by Google

— Nein, sag' ich, ich gienge nicht um viel Geld; wär's aber eine rechtschaffene Bitte, was Ihr begehrtet, so ginge ich mit Freuden, ohne daß Ihr mir etwas dafür bietet! sag' ich. Darauf bietet sie mir noch mehr Geld und eine Granaten-Schnur mit einem goldenen Schlößchen, aber ich bleibe standhaft. — Was wollt Ihr denn mit den Kolben? sag' ich. — Dir mein Glasmännchen zeigen! sagt die Frau Göd; ich will Dir's schenken, daß Du auch so ein reiches, vornehmes Mädchen wirst, wie Du's verdienst, Du gescheidtes sauberes Kind Du! Sollst einmal einen vornehmen Herrn bekommen und keinen so groben Bauern. — Dank gar schön, Frau Göd! sag' ich, mein beschiedenes Theil Armuth ist mir lieber, und die ewige Seligkeit, sag' ich. Aber im Stillen denk' ich: hm, sehen kostet ja kein Geld; Du kannst das Glasmännchen wohl sehen; hat ja Deine Mutter auch einmal ein Glasmänuchen gesehen, und ist nicht daran gestorben. So faß ich mir also ein Herz, nehme die Schlüssel zur Truhe und gehe; aber dreimal brechen mir die Kniee schier ein und ich muß umkehren. Zuletzt aber geh' ich doch hinein, schließ die Truhe auf, und nehme die beiden Kolben, sehe sie aber nicht an, denn in der Truhe liegt's mit Geld und Gold und glitzert's und blinkt's, daß mir die Augen ganz überlaufen. Zwei Spannen hoch liegt da das eitle blanke Geld drin! Ich aber beeile mich gewaltig, daß ich wieder aus der Kammer komm', desto mehr, dieweil mir der kleine Kolben in der Hand zu leben und zu wuseln anhebt und ein winzig dünnes Stimmchen zu mir spricht: „Grüß Dich, schmuckes Franzel, sagt es; freut mich, daß Du mich in die Hand nimmst, Du liebes Kind! sagt es; gib Acht, wir werden uns bald gut kennen! — Darob erschreck' ich, daß ich ..."

„Ei so ..." wollte Aibl herausplatzen, aber Niklas hielt ihn zurück und warf ihm einen bedeutsamen, schalkhaften Blick zu, während Frau Grimsl mitten in ihrer Rede stecken blieb, und mit purpurrothem Gesicht und überaus grimmigem Blick ihren Sohn anschaute.

„Na, was will der Junge da? Geh zu Bett, und schlaf' aus!" rief sie erbost; „ich glaube gar, Du willst mich foppen, Du Gelbschnabel!"

„Behüt', Frau Grimsl!" sagte Niklas; „er hat sich nur auf die Zunge gebissen! Erzählt nur weiter! also darob seyd Ihr erschrocken, daß ..."

„Ja, daß ich die Kolben der Frau Göd nur auf's Bett werfe," fuhr Frau Grimsl mit sichtlicher Befangenheit fort; „drauf spring' ich aus der Stube, schau' aber durch die Spalte in der Thür und da seh' ich ... Nein, all mein Tage des Lebens vergeß ich's nicht wieder! — Jesus Maria, was da meine armen sündigen Augen gesehen haben ...."

„Was denn?" fragten die Frauenzimmer mit Herzpochen.

„Jesus Maria! der Anblick!" rief Frau Grimsl mit rollenden Augen und einem tiefen Seufzer; — „denkt Euch, wie die Frau Göd den Stopfen vom kleinen Kolben nimmt und ein Bißchen schüttelt, was kommt da anders heraus, als denn ein kohlrabenschwarzes Männchen mit einem Höcker hinten und einem Buckel vorn, mit einem Pferdefuß und einem Bocksfuß und zwei Hörnern auf dem Kopf wie ein Steinwild! ... Ja, schaudert nur, liebe Leute! hat mich halt auch damals geschaudert, wie ich das erschaute. Und das kleine Männchen ist immer größer geworden, am Ende gar größer wie ein Hatschier und hat sich mit den feurigen Augen zur

Die Frau Göd auf dem Sterbebette.

Frau Göd auf's Bett gesetzt, zu ihren Häuptern und von ihr begehrt, daß sie ihm meine Seele sollte geben, wie sie verheißen habe. Denkt Euch, meine Seele, die meinige! Wie ich nun das höre, fahr' ich zur Thür hinaus, spring' durch den Bach, lauf' die Gassen entlang und den Berg hinauf, steig' über die Kirchhofmauer und springe über die Gräber hinweg an des Herrn Kaplans Hausthüre ..."

„Ei so lüg' daß sich die Balken biegen!" platzt Aibl mit schallendem Gelächter heraus, während Frau Grimsl wie eine Furie auffuhr und, keines Wortes mächtig, dem Spötter eine derbe Ohrfeige versetzte. Niklas aber hatte seinen Hammer aus dem

Digitized by Google

Schürzenbund gezogen und klopfte damit wie besessen auf den Fenstersims, daß Laden und Scheiben dröhnten.

„Herrje, was pocht Ihr denn so, Niklas?“ rief Frau Dalem endlich, doppelt ärgerlich über die Unterbrechung der so rührenden Geschichte und über den Lärm, der die Kleinen aufzuwecken drohte; — „seyd Ihr denn übergeschnappt, Niklas, daß Ihr so dreinschlagt?„

„Ich glaube schon, Frau Gevatterin, daß ich noch recht bei Sinnen bin!“ sagte Niklas, „aber ich fürchte, das Häuschen stürzt zusammen, wenn so gräßlich drin gelogen wird!“

„Gelogen? ich gelogen?“ rief Frau Grimsl erbost, und ihre Stimme zitterte, halb vor Wuth halb vor Verlegenheit; „ei da wollt' ich ja doch gleich. . . . Jetzt soll mir aber auch kein Sterbenswörtchen mehr über die Lippen kommen!“

„Kommt, Aibl!“ sagte Niklas, „ich-seh' schon, es gibt ein Donnerwetter, wenn wir noch länger bleiben. Mit Weibern ist nicht gut rechten. Zudem ist das Wachthäuschen jetzt fertig und angestrichen, und ich kann Nichts mehr daran thun, bis die Farbe etwas trockener ist. Da helft mir einmal die Fensterrahmen und Thüren auf unsere große Farbbörre tragen; hernach wollen wir ein Glas Bier trinken, bis der Anstrich ein wenig abgetrocknet hat!“

Der Steindrucker blickte die hübsche Kathi wie fragend an, und diese winkte ihm mit den Augen, er solle nur gehen, um die erzürnte Mutter zu versöhnen. Drauf entfernten sich die beiden Männer, und ließen die Frauen allein. Aber es herrschte doch ein Mißton unter den Weibern, — etwas wie ein unheimlicher Nachklang, — und keine wagte die Frau Grimsl zuerst zu bitten, daß sie ihre Erzählung vollende. Die Fratschlerin aber ließ ihren Groll an den Kipfen (eine Art Backwerk) und den Aepfeln aus, die noch auf dem Tische lagen, und beobachtete ein mürrisches Schweigen. Fritz und Lenchen plauderten leise mit einander, und da Frau Grimsl argwöhnte, daß der kluge Kleine sie ebenfalls der Unwahrheit beschuldige, so lauschte sie wie eine Scheermaus in dieser Richtung. Die beiden Kinder Dalem's aber sprachen wohl von etwas Anderem, denn sie fühlte sich bald wieder leichter.

Kathi allein konnte am Ende ihre Neugier nicht länger mäßigen. „Schau, ich bitt' Sie, Frau Grimsl! wie ist denn aber die Geschichte mit der Frau Göd ausgegangen?“

„Ich sag' kein Wort mehr,“ erwiederte diese trotzig; „meint denn ihr, ich sey Euer Narr, daß ihr mich auslachen könntet!“ Dawider protestirten nun Alle und baten so lange, bis die Fratschlerin willfahrte. „Meine Geschichte ist beinahe zu Ende,“ brummte sie endlich mürrisch. „Ich laufe zum Herrn Kaplan und sage ihm, daß meine Frau Göd am Tod ist. So bitte ich ihn gar schön, er möcht' ihr noch die letzte Oelung geben. Der zieht sich an, und mittlerweile weck' ich den Meßner. Der nimmt die Latern, holt die Schlüssel und mit dem Hochwürdigsten geht's zur Frau Göd. Wie wir in die Stube treten, was sehen wir da! Da liegt die Frau Göd todt im Bett, und auf der Decke liegt das Glasmännchen. Darob erschreck' ich von Neuem, erzähl's dem Herrn Kaplan, zeig' ihm das Glasteufelchen und die zerbrochene Glasflasche, und sag' ihm Alles. Da gibt er mir ein Lob und sagt: Du bist eine gescheidte Dirne, Frauzel, sagt er; so gescheidt wie schmuck, sagt er; ich will für Dich sorgen, und damit Niemand mehr mit dem Hexenwerk sündigt, soll's zur Stelle entzwei geschlagen werden. Meßner,' sagt er, 'schmeißt das Glasmännchen an den Ofen.' — 'In Gottes Namen!' sagt der Meßner, und schmeißt es an Ofen, und das Teufelchen zerschellt in tausend Stücke. Hat aber das Ding einen Knall gethan wie eine Kugelbüchse, und einen Gestank gegeben, wie eine Tonne voll Pech und Schwefel, und die maustodte Frau Göd hat einen Schrei gethan und sich auf die andre Seite gelegt. Der Meßner aber hat sich an dem kleinen Teufel seine Hand verbrannt, daß man halt Zeit seines Lebens noch das Maal davon gesehen hat.“

„Heilige Mutter Gottes! das ist ein Graus!“ riefen die Frauen im Kreise, und eine lange lange Pause entstand.

„Und die Frau Mohr sollte auch solch ein sündhaftes Glasmännchen haben, Frau Grimsl?“ fragte Kathi. — Die Fratschlerin gab keine direkte Antwort, und schaute nicht auf.

„Wohl Dem, der ein ruhiges Gewissen hat!“ sagte sie; „die Frau Mohr ist gar reich, aber habt Ihr sie schon je einmal lachen gesehen? Ist sie nicht immer wie wenn ein böser Geist hinter ihr her wäre? Und ist ihr Mann, der Bräuherr, anders gewesen? Hab' ich sie nicht gekannt von klein auf, da sie noch in die Schule ging, und ihre Mutter auch, die zuerst Hebamme und dann Leichenfrau gewesen ist? Und sie hat nichts gehabt, und ihr Mann auch nichts, da sie geheirathet haben; woher soll denn alsdann das gewaltig viele Geld gekommen seyn? Und was

Digitized by Google

treibt sie denn alleweil nächts in dem kleinen Eckstübchen gegen Mitternacht, wo noch nie ein Mensch hinein kommen ist? — Ich sage nichts, aber was man weiß, das weiß man; und es gibt noch bessere Augen wie der Jungfer Kathi die ihrigen, und die haben allerhand gesehen, und weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über, absonderlich wenn man eine gute Freundin hat, wo so ein Geheimniß gut aufgehoben ist. Die Rösi ist halt auch nicht so dumm gewesen, die vor der Jungfer Kathi da war. Und von was Ursach hat die Frau Mohr die Rösi aus dem Dienst fortgeschickt?"

Kathi war sehr gedankenvoll und düster geworden. Der Argwohn der Frau Grimel hatte offenbar bei ihr Boden gewonnen. „Hm," sagte sie, beinahe in einer Art Selbstgespräch, „das mit dem Eckzimmer hat seine Richtigkeit. Die Madam schließt sich oft darin ein, aber ich möchte um's Leben nicht sagen, daß etwas Unrechtes drin geschieht .... Und gar barsch und trutzig ist die Madam auch, wiewohl zu Zeiten wieder recht gut, wie sie es denn auch gegen die Angelika, dem Herrn Wurmholz seine Frau, beinahe immer ist .... Und die Rösi, sagt man, soll eine Plaudertasche gewesen seyn und alles hinter einander gehetzt haben, und darum hat sie aus dem Haus gemußt. Aber die Madam hat sie ja ausgesteuert, wie sie den Schuhmacher Binder geheirathet hat ..."

„Eben das! und warum hat Frau Mohr die Rösi ausgestattet, Jungfer Kathi?" rief die Fratschlerin; — „schenkt sie denn so viel her, daß es nicht auf der Hand liegt, wie sie der Rösi hat das Stillschweigen abkaufen wollen? dem bösen Hund gibt man wohl gern zwei Knochen, nicht wahr?"

„Wenn das aber wirklich so ist," sagte Lenchen, da Kathi gedankenvoll schwieg, — „so ist die Rösi doch ein recht böses undankbares Geschöpf, und verdient diese Güte gar nicht!"

„Das sag' ich auch!" meinte Frau Dalem, und wollte sich eben mit der Nutzanwendung hieraus und dem Gebet des tiefsten Stillschweigens über das Gehörte an ihre Kinder wenden, als draußen auf dem Flur Schritte hörbar wurden; überrascht und neugierig, wer denn noch zu so später Stunde kommen möge, eilte Frau Dalem nach der Thüre, öffnete und — ward beinahe zur Salzsäule, als sie sich Herrn Wurmholz und seiner Frau gegenüber sah, welche mit der Magd gekommen waren, die eine Laterne und einen großen schweren Korb trug.

5.

Mit dem holdesten gewinnendsten Lächeln auf den Lippen trippelte Frau Wurmholz in die enge Stube, und ihre Freundlichkeit schien um so strahlender und reicher sich zu entfalten, je mehr sie aus dem Erstaunen und der Ueberraschung, ja theilweise auch aus der Verlegenheit der Anwesenden abnehmen mußte, daß sie unerwartet komme. Sie ahnte, daß ihr erster Eintritt in die ärmliche Wohnung den Inwohnern einige Verlegenheit bereiten mußte, — jene Beschämung, welche immer eine Tochter der Armuth ist; und darum gab sie sich doppelt Mühe, den peinlichen Eindruck niederzukämpfen, welchen ihr Eintreten erregte.

„Schönen guten Abend, meine gute Frau Dalem!" sagte sie, und winkte der Magd, den Korb niederzusetzen. „Vergeben Sie mir mein spätes Kommen, und lassen Sie sich doch ja nicht mit Ihren Gästen stören ... Bitte, Bitte! behalten Sie doch Alle Platz!" sagte sie zu Lenchen, welche ihr den Stuhl anbieten wollte. Ich wünschte nur ein Paar Wörtchen mit Ihrer Mutter zu reden!" Und damit zog sie mit sanfter Gewalt die knirende Frau in das Eckchen zum Ofen, wo sie, von der hohen Wachtstube verdeckt, zu ihr reden konnte, ohne daß Frau Dalem die flüchtige Röthe auf Angelika's Wangen und den feuchten Glanz ihres Auges bemerkte, das immer feuchter und feuchter wurde, je mehr ihr Blick den entsetzlich kleinen Raum durchforschte.

„Mein lieber Mann hat mir gesagt, meine gute Frau Dalem," hub sie an, „wie gar sehr Ihnen und den Ihrigen heute Abend das Unglück drohte, und wie Sie um ein Haar statt einer frohen Weihnacht eine rechte Trauernacht hätten feiern müssen. Du lieber Himmel! weder er noch ich wußten, wie unglücklich Sie sind! Ihre Kinder sind so lieblich, gesund und artig, und immer so reinlich und ordentlich gekleidet; Sie selber und ihr Mann schienen mir immer so zufrieden und in Ihr Loos ergeben, daß ich niemals hätte glauben können, daß Sie so oft am Nöthigsten Mangel leiden. Ach, vergeben Sie mir das, gute Frau! Unsereins versteht sich darauf nicht so, und wir kennen eben die Armuth nicht; denn hätte ich es früher gewußt, ich und meine Tante, wir wären Ihnen gewiß längst beigesprungen. Aber lieber Gott! ich wußte kaum, daß es auch verschämte Arme gebe — ehrliche Leute, die lieber darben und stille dulden, als betteln, und die doch oft würdiger und bedürftiger sind, als viele freche Bettler! — Nun, nun! werden Sie mir nicht böse; gewiß, ich wollte

Digitized by Google

Ihnen nicht wehthun, sondern wohlthun! ... Da sind wir denn also heute Abend, wo wir selber so froh und glücklich sind, — mein Männchen und ich — heute Abend, sage ich, sind wir übereingekommen, auch Sie und die Ihrigen zu erfreuen. So hab' ich nun hier einige Kleinigkeiten zusammengesucht, und bitte Sie, das Wenige von uns anzunehmen, und nicht auf den geringen Werth der Gabe, sondern auf den guten Willen der Geber zu sehen. Hier," sagte sie und legte ein Häufchen Kleidungsstücke für Mann und Frau schnell und symmetrisch über eine Stuhllehne, „hier sind etliche Kleider, die Ihr Männchen mit seinem Geschick und Lenchen mit ihrem Fleiße wohl nützlich zu verwenden und wieder aufzufrischen wissen werden, und hier (dabei hob sie ein Körbchen mit Backwerk und Obst heraus), hier ist einiges für die lieben Kleinen, und da endlich in diesen verschiedenen Säckchen, Töpfen und Düten etwas Zucker, Kaffee, Reis, Graupen, Mehl und Schmalz, damit Sie doch in den Feiertagen, wo der Verdienst stockt für sich und die Ihrigen ein paar gute Tage und einige Fläschchen Wein als Arznei haben. Nehmen Sie's mit so gutem Willen, als es gegeben wird!"

„O, Madame! ach Du meine Güte! Wie viel! wie gar viel!" stammelte Frau Dalem und wußte sich vor Freude und Rührung gar nicht zu fassen. Sie hatte in ihrer Bewegung Angelika's beide Hände ergriffen und küßte sie, drückte sie an ihr Herz, und ließ sie dann wieder beschämt sinken, als fürchtete sie etwas Unschickliches und Ungeschicktes begangen zu haben, und ergriff sie im nächsten Augenblicke schon wieder und fieng dasselbe Spiel von Neuem an. „O wenn das mein Tobias sieht! ... Fritz, Lenchen! kommt her, schaut einmal, was uns die gnädige Frau Wurmholz bringt! O wie viel, wie viel! wie sind wir auf einmal so reich! — Liebe Zeit! der liebe Gott soll's Ihnen und Ihren Kindern vergelten viel tausendtausendfältig!"

„Bah! bah! sind ja nur Kleinigkeiten, liebe Frau! Soll mich ja nur freuen, wenn ich etwas Nützliches getroffen habe!" sagte Angelika und wehrte den schüchternen Dank der Mutter und Kinder ab. „Aber laßt doch nun auch meinen Mann zu Worte kommen, liebe Leutchen! Er hat auch einen kleinen Vorschlag für Euch!"

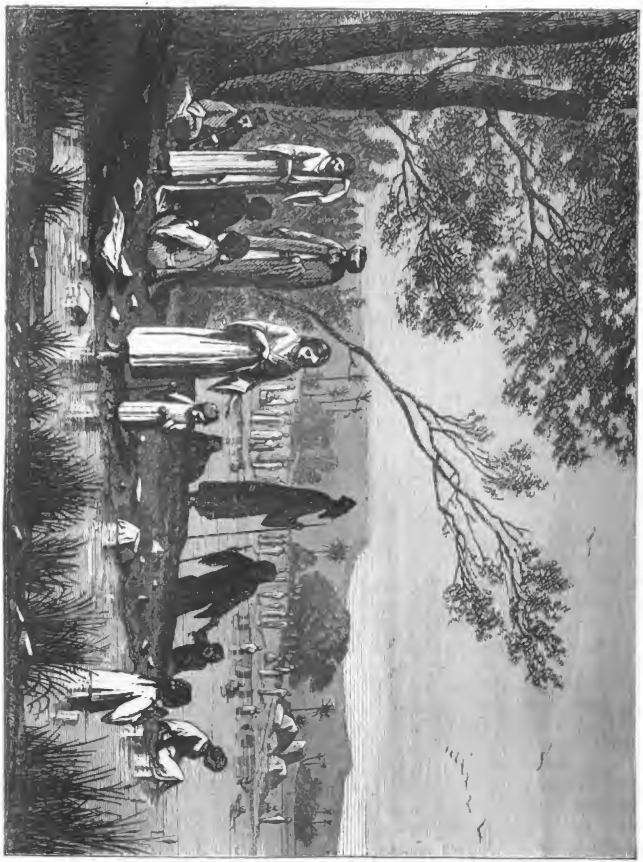
„Ja, liebe Frau Dalem!" sagte Herr Wurmholz sehr bewegt; „erlauben Sie mir, daß ich auch mein Scherflein zu Ihrer Weihnachtsbescheerung beitrage! Ich habe Sie schon lange beobachtet und gesehen, wie Sie mit den Ihrigen schlicht und recht leben und keine Mühe scheuen, für Ihre kleine Familie zu sorgen. Hätte aber nicht geglaubt, daß der Mangel bei Ihnen so groß sey, selbst unter dem Druck der jetzigen Zeit. Der heutige Abend aber, da ich in Ihre Stube trat, hat mir Alles eröffnet, und mit beredterer Schrift, als wenn mir der erste Schriftsteller der Welt Ihr Leben beschrieben hätte. Arme Frau! Sie und Ihr Mann üben Wohlthun im Stillen, und nach Ihren Kräften; wie sollte man sich da nicht aufgefordert fühlen, ein Gleiches zu thun? Es taugt nicht, gute Frau Dalem, daß Sie bei den kleinen Kindern noch außer dem Hause arbeiten, und doch ist's nöthig, daß Sie's thun! Sehe wohl, daß Alles mithelfen muß, wenn so viel große und kleine Mägen gestopft werden sollen. Darum will ich Ihnen einen Vorschlag machen: ich will Ihnen und den älteren Kindern Beschäftigung in meinem Hause geben: Schwämme klopfen, Saamen und Kräuter auslesen, Kräuter zupfen und dergleichen. Tobias aber, der so viel Geschicklichkeit in Papparbeiten hat, kann Düten kleistern, Kartonschachteln machen, Säcke nähen und mit einem mäßigen Gehalt bei mir arbeiten — daneben aber noch seinem Amte abwarten und bei Hochzeiten und Leichen fungiren. Dadurch erwächst Ihnen ein zwar kleines, aber ehrlich verdientes sichres Brod, das Ihnen aber wohl besser munden wird, wenn Sie dabei Ihrer Familie nahe bleiben und auf die Freuden der Häuslichkeit nicht verzichten dürfen. Nun fragt es sich nur, ob Ihnen mein Vorschlag gefällt!"

„Ob er uns recht ist? O du meine Güte! was könnten wir uns Besseres wünschen!" rief Frau Dalem. „Der liebe Gott segne Sie dafür — was kann uns glücklicher machen als ein ehrlicher Verdienst? denn wir arbeiten ja gerne, recht gerne — ich und mein Tobias! O, wie wird er sich freuen! Sie sollen gewiß mit uns zufrieden seyn. Gott vergelt's Ihnen tausendfältig!"

„Desto lieber ist mir's, Frauchen! habe gern nur willige Leute um mich!" sagte Herr Wurmholz. „Kann Ihnen sogleich nach den Feiertagen Beschäftigung geben! Und somit gute Nacht, Frauchen, und fröhliche Weihnachten!"

Frau Dalem weinte laut in ihre Schürze und konnte nicht mehr Worte finden; aber ihr Herz war so voll, so übervoll. Mit Knixen begleitete sie das junge Ehepaar zur Treppe und stand noch lange im Finstern, als diese längst hinunter und ihre Schritte verhallt waren. Solch einen heiligen Abend wähnte sie noch nie gefeiert zu haben. (Forts. folgt.)

Digitized by Google



Griechiſche Pilger im Jordan badend.

Griechiſche Pilger im Jordan badend.

(Mit Bild.)

Wie aus ganz Italien und Süd-Europa Tauſende von Gläubigen alljährlich im Frühjahre nach Rom pilgern, um daſelbſt die heilige Woche, d. h. die Charwoche, zu verbringen, ſo ſtrömen aus der der Türkei, Kleinaſien, den griechiſchen Inſeln und dem ganzen Morgenlande alljährlich viele Tauſende von Bekennern der griechiſch-katholiſchen Kirche nach Jeruſalem und den übrigen heiligen Stätten des gelobten Landes, um an den Orten der Geburt und des Todes, ſowie an dem Grabe des Heilandes zu beten. Der Beſuch des heiligen Grabes gilt den

Digitized by Google

Eine Kaiſchi vom Todten Meer.

morgenländiſchen Chriſten nicht nur für eine heilige Pflicht, ſondern für ein ebenſo verdienſtliches Werk, wie dem Mohammedaner der Beſuch der heiligen Stätten in Mekka und Medinah, und jeder griechiſche Chriſt jener Länder ſtrebt wenigſtens einmal in ſeinem Leben nach dem heiligen Grabe zu wallfahren. Gegen Oſtern erſcheinen unabſehbare Pilger-Karawanen im gelobten Lande, meiſt aus armen Leuten beſtehend, die mit Weib und Kind die weite, beſchwerliche, gefahrvolle Reiſe gemacht haben, fern aus Rußland, den Donauländern, aus Rumelien, Armenien und Syrien, aus Griechenland, Egypten, von den joniſchen und griechiſchen Inſeln, ja ſogar aus Abeſſynien her. Die meiſten bringen einige

Digitized by Google

Waaren mit, welche sie in Jerusalem verkaufen wollen, um die Reisekosten einigermaßen herauszuschlagen. Jahrelang haben sie gedarbt und gespart, um die Wallfahrt machen und die Seefahrt und Landreise bestreiten zu können, zu welcher sie Lebensmittel, Zelte und Kochgeschirre auf Kameelen oder Maulthieren mitnehmen, und auf der sie allen Strapazen und Entbehrungen trotzen. Mag auch der Tod ihre Reihen lichten, wie es vielfach geschieht — sie sind glücklich, wenn sie an den heiligen Stätten gebetet und sich im Jordan gebadet haben. Zufrieden, still selig kehren sie wieder in die ferne Heimath zurück und zehren noch ihr ganzes Leben hindurch an den Erinnerungen dieser Pilgerschaft.

Das Baden im Jordan beschließt gewöhnlich die fromme Wallfahrt; nachdem die Pilger Bethlehem und Jerusalem besucht haben, ziehen sie hinaus durch die Wüste an den heiligen Fluß und baden an der Stelle, wo der Sage nach der Heiland von Johannes getauft worden ist. Diese Stelle liegt ungefähr drei Wegstunden von der Mündung des Jordan in das todte Meer und der Strom ist dort etwa so breit wie der Main bei Mainz. Beim Anblick dieser Stelle erheben die Pilger ein Freudengeschrei, werfen ihre Kleider ab und eilen mit solcher Hast in's Wasser, daß manche zuweilen zu ertrinken drohen. Dreimal tauchen sie unter dem Zeichen des Kreuzes in die heilige Fluth und trinken mit vollen Zügen, — nicht aus Durst, sondern zu ihrer innern Reinigung. Nach dem Baden schaaren sie sich um einen Priester, der ihnen, gleichsam zur Erneuerung ihres Taufbundes, Wasser aus dem heiligen Fluß auf die Häupter gießt. Viele tauchen auch ein Stück weißer Leinwand oder Baumwollenstoffs in den Jordan und nehmen es mit nach Hause, damit es dereinst ihr Todtengewand werde, worin sie sich begraben lassen; dieses Stück Zeuch ist zuvor schon am heiligen Grab und an der Schädelstätte geweiht worden, damit es dereinst die ewige Ruhe versüße.

Eine Ansicht vom Todten Meere.

(Das Bild hiezu S. 153.)

Unser Bild gibt die Ansicht von einem Uferpunkte jenes salzigen Binnensees, an dessen Stelle nach der heiligen Geschichte einst die Städte der Sodomiter und Gomorrher gestanden, jenes Sees den man wegen der Unbeweglichkeit seiner Fluth und der Unfruchtbarkeit und grausigen Oede seiner Umgebungen das Todte Meer genannt hat. Dieser See von Bittersalz und Asphalt liegt an der Südgrenze Palästina's, ist 10—11 geographische Meilen lang und 2—3 Meilen breit, auf allen Seiten von Gebirgen eingeschlossen, worunter im Osten der merkwürdige Dschebel Usdum oder Salzberg. Die sämmtlichen Umgebungen des Sees sind steinig, dürr und öde, unfruchtbar sowohl durch Wassermangel wie durch die schädlichen Ausdünstungen des Sees, und zeigen nur stellenweise eine ganz dürftige Vegetation. Außer dem Jordan ergießen sich noch einige Flüsse und Bäche in das Todte Meer, von denen jedoch die meisten im Sommer versiegen. Die Fische und Krebse und Amphibien, welche diese Flüsse in das Todte Meer hinabschwemmen, sterben darin; auch nicht das mindeste thierische Leben kommt darin fort; keine Wasservögel tummeln sich darin, keine Schnecken und Weichthiere, ja nicht einmal mikroskopische Thiere finden sich darin. Dagegen sind die Umgebungen des Sees nicht ganz leer von Thierleben: Stachelschweine und Schakale huschen durch die Bergklüfte, Sandhühner brüten zerstreut in der Ebene, und wo Gras ist, findet man auch einige Käfer und Spitzmäuse. Aber wenn es auch nicht wahr ist, daß Wasservögel, die über das Todte Meer hinfliegen, von der Ausdünstung sterben, so hört man doch in der ganzen Umgebung keinen Singvogel. Alles ist starr und still, unheimlich öde, todt und schaurig, ein Ort des Fluchs. Merkwürdig ist noch, daß das Todte Meer etwa 1400 Fuß tiefer liegt, als der Spiegel des mittelländischen bei Jaffa oder Joppe. An den Ufern des Todten Meeres gewinnt man durch Verdunstung in Gruben aus dessen Wasser Salz. Der Boden des See's besteht aus feinem Sand, unter welchem eine mächtige Schichte Asphalt liegt. Das wegen seiner großen Schwere beinahe unbewegliche Wasser spiegelt alle Gegenstände ungemein deutlich und scharf; das Wasser hat eine deutliche Strömung gegen Norden und eine ziemlich gleichmäßige Temperatur von etwa 19° R. Am Südende des Todten Meeres ist es auf eine Breite von mehreren Stunden so seicht, daß man hindurch waten kann. Die Entstehung des See's erklären sich die Naturforscher dadurch, daß etwa ein Blitzstrahl die Entzündung des mit Naphtha übersättigten Bodens und dadurch einen Einsturz verursacht habe und daß über die eingesunkene Oberfläche ein schon früher vorhandener unterirdischer See hervorgebrochen sey.

Digitized by Google

Sinnsprüche und Lebensregeln.

Niemand stecke ein übelerworbenes Goldstück in die Tasche und bilde sich ein, die Tasche wisse nichts von dem Unrecht; sein Handschuh wird von der Bestechung plaudern die ihm in der Hand gebrannt hat, und sein Halstuch wird sich ihm wie ein Strick um den Hals legen.

An zwei Dinge können wir uns gar nie gewöhnen: an die Verheerungen, welche die Zeit anrichtet, und an die Ungerechtigkeit unserer Mitmenschen.

Der Lorbeer ist im Allgemeinen ein verfluchtes Kraut, das nach Blut und Brand riecht; zähle alle die Lorbeerkränze der Cäsaren auf, und für die echte ehrliche gesunde Wohlfahrt des Menschen sind sie keinen Kohlkopf werth.

Verwende dich für ideale Zwecke. Ein warmfühlender Mann, welcher etwas für höhere Zwecke thut, leistet selbst wenn er irrt noch mehr für die Welt, als ein kalter bedächtiger Weiser. Wer sich angewöhnt hat, in allen Dingen sich erst zu fragen, ob etwas auch schicklich, nutzbringend, gelegen und lohnend, der verbringt oft sein ganzes Daseyn, ohne etwas Gutes zu leisten oder sich zu einer That aufzuraffen.

Mäßigkeit ist löblich, wenn sie sich mit Freigebigkeit verschwistert, denn die erstere versagt sich das Ueberflüssige, damit die zweite es zum Besten Anderer, Bedürftiger anwenden kann. Mäßigkeit und Enthaltsamkeit ohne Freigebigkeit ist nur engherziger habsüchtiger Geiz; Freigebigkeit ohne Enthaltsamkeit ist nur Verschwendung. Nur beide vereint schaffen ein glückliches Gemüth, und verschönern den Ort, wo sie gefunden werden.

Der entwichene Kassier.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Polizei-Beamten.

(Fortsetzung.)

Seit der Entdeckung von Reveillot's Diebstahl waren mindestens zehn Tage vergangen, ohne daß irgend welche Spuren von dem Diebe gefunden worden wären. Wir hatten Photographieen von ihm nach allen Hafenstädten Deutschlands, Hollands, Belgiens und Frankreichs verschickt, wir hatten Allem aufgeboten, was nur irgend zu seiner Auffindung dienen konnte; alle Polizei-Direktionen waren in Bewegung gesetzt worden um den Flüchtling zu erwischen. Aber nirgends fand sich auch nur die geringste Spur von ihm. Auch mein Kollege Krause war unverrichteter Dinge von London und Paris wieder zurückgekehrt. Keine Nachforschung war im Stande gewesen, ihm auch nur die entfernteste Nachweisung zu geben, daß Reveillot den Weg nach Amerika eingeschlagen, welcher doch sonst das erste Auskunftsmittel der Verbrecher ist. Doch waren wenigstens die Londoner und Liverpooler Kriminal-Polizei gewarnt, und die vortrefflich organisirte französische Polizei auf der Lauer und mit allem Nöthigen versehen, um den Dieb zu erkennen, wenn er sich in Paris, Havre oder Boulogne zeigte.

Das Gerücht beschäftigte sich in der Hauptstadt noch immer stark mit den Angelegenheiten des Herrn Duprez, übertrieb dessen Verluste und erschwerte dem Bestohlenen durch die thörichtsten Vermuthungen, die man mit apoditischer Gewißheit aussprach, das Arrangement mit seinen Gläubigern. Man wußte jetzt bei Gericht offiziell, wie groß der Gesammtbetrag der Gelder und Depositen war, welche Reveillot seinem Prinzipal entfremdet hatte; wir besaßen ein genaues Verzeichniß aller Werthpapiere, Aktien etc. welches autographirt an die sämmtlichen bekannten Bankhäuser des Kontinents und Englands verschickt worden war; unser Direktor hatte mit der Energie und Umsicht, die er nie verleugnete, sogar mit den ersten Post-Dampfschiffen die erforderlichen Nachrichten nach den Vereinigten Staaten ergehen lassen, um durch den eventuellen Verkauf von Papieren auf dortigen Geldplätzen das Nöthige zur Entdekkung des Aufenthalts des Diebes einzuleiten. Somit war alles geschehen, was nur von unsrer Seite hatte geschehen können, um zur Beifahung des Verbrechers beizutragen. Alles Weitere mußte der Zeit und der Vorsehung anheimgegeben werden.

Die entwendeten Werthe betrugen die Gesammtsumme von etwa 83,000 Thalern, und die meisten der gestohlenen Obligationen waren au porteur! Wenn man mich damals auf mein Gewissen befragt hätte, ob ich an die Möglichkeit glaube, daß der Dieb je wieder eingeholt oder der Raub jemals wieder beigeschafft werden würde, so hätte ich mit den Achseln gezuckt und den bescheidensten Hoffnungen Raum gegeben.

Daher erschrack ich denn beinahe, als eines Vormittags, wo ich eben an meinem Monatsberichte schrieb, eine einfach aber geschmackvoll gekleidete Dame in mein Bureau trat und um ein kurzes Ge-

Digitized by Google

hör bat, und ich in derselben, als sie den Schleier zurückschlug, Fräulein Adele Duprez erkannte. Ich faßte mich jedoch, empfing sie sehr höflich und bot ihr einen Stuhl, denn ich bemerkte, daß sie sehr aufgeregt und blaß war und zitterte.

„Ich weiß nicht, Herr Inspektor, ob ich die Ehre habe, von Ihnen erkannt zu werden," hob sie stammelnd an und versuchte vergeblich ihrer Stimme einige Festigkeit zu geben.

„Gewiß, Fräulein Duprez, ich habe die Ehre Sie wieder zu erkennen."

„Nun denn, so verzeihen Sie mir, wenn ich Sie störe oder belästige, aber ich konnte nicht umhin, Sie aufzusuchen ...."

„Es bedarf keiner Entschuldigung, geehrtes Fräulein, denn meine Zeit gehört der Oeffentlichkeit. Was für Nachrichten bringen Sie mir?"

Sie sah mich mit ihren großen ernsten Augen wehmüthig an und stammelte: „Ah, wollte Gott, wir hätten Nachrichten, aber leider nirgends, nirgends eine Spur .... nichts als die Gewißheit unsers Ruins. Doch hierauf waren wir gefaßt, und was mich anlangt .... ich habe mich darein ergeben! ...." Sie hielt inne vor allzu gewaltiger Erschütterung, und ich bedauerte das arme Mädchen in tiefster Seele. — Ich bot ihr ein Glas Wasser an, sie nahm es mit einem dankbaren Blicke und trank. — „Verzeihen Sie," fuhr sie dann in kurzen, abgebrochenen Sätzen fort, „es ist wahrlich kindisch .... aber ich kann mir nicht helfen: der Eintritt in dieses Haus hat mich eine ungemeine .... wie soll ich sagen? eine ungemeine Selbstüberwindung gekostet .... aber ich werde mich fassen; ich konnte nicht anders .... Es war nicht thunlich, Sie noch einmal zu uns zu bitten. Es hätte nur neue abenteuerliche Gerüchte über meinen Vater veranlaßt. Man darf selbst den Dienstboten nicht trauen, denn mit dem Nimbus des Reichthums verschwinden Anhänglichkeit und Treue ...."

Ich ließ sie ruhig gewähren, bis sie sich gefaßt hatte, und nun war sie im Stande mir, ruhig den Vorschlag zu machen, ich solle Urlaub auf einige Monate nehmen und auf ihre Kosten nach England und Nordamerika reisen und nach Reveillot fahnden. Sie sey erbötig, mir nicht nur alle meine Auslagen, sondern auch jede Summe zu ersetzen, die ich für meine Mühwaltung in Anspruch nehmen wolle. Sie habe nun einmal ein unbedingtes Vertrauen in mich und hege den zuversichtlichen Glauben, daß ich den Dieb beifahen werde. Ich solle dann, wenn ich seinen Aufenthalt ermittelt, demselben das Anerbieten machen, die gestohlenen Staats-Effekten, Aktien etc. gegen eine beliebige Abstandssumme an Herrn Duprez zurückzuverkaufen.

„Glauben Sie mir zuversichtlich, Herr Inspektor, dieser Plan wird gelingen, und wir werden die Mittel aufbringen, welche zu diesem Abkommen erforderlich sind," sagte sie und ihr Ausdruck verrieth einen so klarbewußten festbestimmten Willen, wie ich ihn noch selten bei einem Frauenzimmer gefunden hatte. „Ich habe ihn mit meinen wenigen Freunden besprochen, namentlich auch mit Herrn Eye, welcher erbötig ist, Sie zu begleiten. Ich habe ihn meinem armen Papa mitgetheilt, welcher ihn billigt. Er muß gelingen. — Sehen Sie, es handelt sich nicht um den Geldwerth, obschon derselbe ein Vermögen ist. Es handelt sich um die Ehre meines Vaters, der in diesen zehn Tagen um ein Jahrzehnt gealtert hat. Zum Glück besaß mein Papa so viel, daß er durch Veräußerung von Staats- und Werthpapieren, durch Hypotheken auf Grundbesitz noch so viel Geldmittel flüssig machen kann, um die Besitzer der Depositen zu entschädigen. Das ist eingeleitet und alle Gläubiger meines Papa werden befriedigt werden, auch wenn uns nur ein winziger Theil des frühern Wohlstandes übrig bleibt. Auch wollen wir es ertragen, daß mein Vater fortan wieder ein bloser Mäckler wird, da ihm zur Fortführung seines Bankgeschäfts nicht blos die Mittel, sondern noch weit mehr das Vertrauen, der Kredit fehlen. Aber," fuhr sie mit gehobener Stimme fort, worin ein unsäglicher Schmerz zitterte, — „daß die Annahme immer mehr Boden findet, mein armer Vater habe sich in irgend welcher Weise bei diesem kolossalen Bubenstück betheiligt, um Veruntreuungen an anvertrautem fremdem Eigenthum zu bemänteln .... das, das ist es, was mich gebieterisch auffordert, Allem aufzubieten, um diese Anklage zu entkräften, welche wie ein schleichendes Gift über unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft den fürchterlichsten langsamen Tod der Ehre verhängt ....

„Mein Fräulein, seyn Sie überzeugt von meiner aufrichtigen Theilnahme," erwiderte ich, wirklich ergriffen von dem edlen Schmerz des unglücklichen schönen Mädchens; „aber seyn Sie versichert, daß ich bei der leisesten Chance von Erfolg zu Ihren Diensten stehe. Allein lassen Sie mich Ihnen offen einige Einwendungen entgegenhalten. Wenn Ihr Herr Vater seinem Gewissen und seiner Pflicht nachgekommen seyn und die mit Verlust bedrohten Ei-

Digitized by Google

genthümer von Depositen entschädigt haben wird, so ist jener niederträchtigen Anklage, jenem verderblichen Gerüchte die Spitze sicher gebrochen. Die Zeit heilt alle Wunden, und auch diese, und der neidischen Schadenfreude und Mißgunst wird sicher die Ehrenrettung Ihres Vaters folgen. Dieses Motiv, wie berechtigt es auch ist, darf Sie daher nicht zu Schritten veranlassen, welche möglicherweise erfolglos seyn können und nur große Summen verschlingen dürften. Denken Sie noch einmal reichlich über die Sache nach, und lassen Sie uns dann ernstlicher von der Sache reden. Meiner Erbötigkeit dürfen Sie jedenfalls versichert seyn, aber die Gewährung meines Urlaubs wird von dem Ermessen meiner Vorgesetzten abhängen, ob nämlich diese die Reise für gerechtfertigt und zu Aussichten auf Erfolg berechtigend erkennen."

„Ich anerkenne diese Gründe sehr gerne," erwiderte Fräulein Duprez; „aber Sie werden mir zugeben, daß jeder Tag Verzug ein unersetzlicher Verlust ist und die Chancen des Erfolgs vermindert ...." Sie brach plötzlich ab und wandte das Gesicht nach der Thüre, wo jemand schon zum zweiten Male stark anpochte.

„Bitte, fahren Sie noch fort — es soll niemand eintreten, so lange Sie hier sind," sagte ich beruhigend.

„Papa ist nämlich mit meinem Plane nur unter der Bedingung einverstanden, daß Sie Ihre Reise möglichst bald antreten. Der Kredit des Kaufmanns, sagt er, sey eine solch empfindliche Sache, daß der Verzug weniger Tage alles entscheiden könne; es liegt daher meinem Papa vor Allem daran, daß die Nachricht von Ihrer Abreise zu dem bewußten Zwecke seine Verhandlungen mit den Depositen-Gläubigern unterstütze und dieselben zur Geduld ermuntre. Doch dieß sage ich Ihnen nur unter dem Siegel des strengsten Vertrauens, Herr Inspektor."

Es pochte schon wieder und ungeduldiger, und ich hörte draußen auf dem Flur eine starke Frauenstimme fragen: „Ist denn der Herr Inspektor nicht auf seinem Bureau?"

„Ich erkenne diesen Umstand keineswegs, mein Fräulein, aber ich fürchte, wir haben vorerst noch allzu wenig Anhaltspunkte über die Richtung, welche die Verfolgung einschlagen muß, denn diese darf ja keine Verfolgung in's Blaue hinein seyn. Dieser Gesichtspunkt wird gerade bei meinen Vorgesetzten, welche über die Ertheilung meines Urlaubs zu erkennen haben, sehr in's Gewicht fallen. Ich will aber gelegentheitlich mit dem Direktor hierüber privatim reden."

„Thun Sie das, und lassen Sie sich mein Anliegen recht empfohlen seyn, Herr Inspektor; sagte Fräulein Duprez aufstehend. „Ich will Sie nicht länger in Ihren Geschäften stören; aber ich bitte Sie innigst, nicht zu vergessen, daß es sich um die Ehre und Zukunft einer Familie handelt, daß Sie uns — gleichviel ob Ihr Reisezweck erfüllt wird oder nicht — zeitlebens zum aufrichtigsten Dank verpflichten werden!"

Damit wandte sie sich zum Gehen und ich begleitete sie bis zur Thüre. In dem Moment aber, wo ich ihr diese zuvorkommend öffnete, prallte Fräulein Duprez erschrocken zurück und wechselte die Farbe. Auf der Schwelle stand ihr gegenüber die Putzmacherin Sievers — Mademoiselle Margot — die beim Anblick Adelens ebenfalls erschrocken zurückprallte, dann aber beiseite trat, die Bankierstochter vorüber ließ und auf mich zukam, der ich noch die Thürklinke in der Hand hielt, ein verwunderter Beobachter dieser unerwarteten und unverhofften Begegnung.

Die Putzmacherin hatte sich bald wieder gefaßt und entschuldigte mit einem freundlichen Lächeln, das ihre Befangenheit maskiren sollte, ihr Eindringen.

„Der Zweck meines Besuchs hat Eile, Herr Inspektor," sagte sie mit einer ungewöhnlichen Hast. „Ich denke, dießmal helf' ich Ihnen zur Wiedererlangung der gestohlenen Sachen!"

„Ach, um so besser, das ist mir lieb für die junge Dame, die so eben wegging! ..."

„Fräulein Duprez?! Ei was hat denn diese Dame mit dem Diebstahl in dem Berliner Schnittwaaren-Geschäft, von dem Sie mir jüngst gesagt hatten, zu schaffen?" fragte Mademoiselle Margot mit lauerndem Argwohn.

„Jemn, sie hat von einer Person," erwiderte ich, rasch mich korrigirend, — „Stoffe gekauft, deren Wohlfeilheit im Verhältniß zur Qualität ihr nachträglich Verdacht erweckte, und sie kam deßhalb hieher um späteren Ungelegenheiten auszuweichen.... Also auch Sie sind dem Diebstahl auf der Spur, meine Verehrteste?"

„Nicht allein auf der Spur, ich glaube sogar daß wir den Haupthehler bekommen können! was sagen Sie zu diesen goldgestickten Hutbändern von Seidensammet?"

„Ach, Sie sind ein Engel, Madame! ich bewundre Ihren Scharfblick, Ihr Gedächtniß .... sehen Sie

Digitized by Google

her!" ich öffnete einen Carton mit den Mustern, die man uns eingeschickt hatte; — „fürwahr, ganz identisch! In der That, Madame, ich weiß nicht wie ich Ihnen genug danken soll.... ich möchte Sie für diesen Freundschaftsdienst küssen!" und ich küßte ihr das Handgelenke mit einer Beiferung, die ihr das graziöseste Lächeln abgewann, das mich zu ermuntern schien, sie allfällig auch noch zu umarmen. „Und wo ist der Dieb oder Diebshehler?"

„In meiner Wohnung — ich habe ihn ganz sicher gemacht," entgegnete sie lebhaft und vergnügt. „Ich habe ihm zu einem Preise, den er sehr annehmbar fand, den ganzen Vorrath von Waaren, welchen er bei sich hatte, abgekauft und mich ganz seelenvergnügt über diesen Handel angestellt. Ich habe ihm all mein baares Geld, was ich im Hause hatte, hingegeben und sein Anerbieten, mir den Rest gegen Wechsel zu stunden, nicht angenommen. Ich habe ihn gebeten, nur einen Augenblick zu verziehen, bis ich mir einige hundert Thaler von meinem Bankier geholt haben würde, und bin ganz athemlos hieher geeilt, im bescheidensten Morgenanzug," setzte sie halb verschämt hinzu und schlug ihren Pelzüberwurf auseinander. „Mein Eifer, Ihnen zu dienen, Herr Inspektor, mag meine saloppe Toilette und meine Hausschuhe (die sie mir sammt einem sehr schönen Knöchel bereitwillig zeigte) entschuldigen!"

„Sie sind ein Engel, Margot," sagte ich und kniff sie vertraulich in die Wangen; „meiner Treu, Sie haben mir einen unaussprechlichen Dienst geleistet Sie sind eine Dame von Geist und Umsicht, wie ich noch wenige gesehen habe.... ein süßes reizendes Teufelsweib! — He, zwei Mann in Civil vor und eine Droschke!" rief ich in das Wachtzimmer hinein. „Meine schöne Dame, ganz zu Ihrem Befehl, und zwar in Civil, um Sie nicht zu kompromittiren!"

Ich hob sie drunten in den Wagen, von meinen beiden Myrmidonen setzte sich einer auf den Bock, und wir fuhren davon. „Die arme kleine Duprez!" sagte ich unterwegs; „es schneidet Einem in's Herz, sie jetzt in dem einfachen Kleidchen und Hute zu sehen, sie die zuvor Alles so in Hülle und Fülle hatte! und denken Sie sich, wir haben bei dieser Veranlassung natürlich auch von dem Diebstahl gesprochen, und sie hat mir den Vorschlag gemacht, Reveillot eine bedeutende Summe gegen den Austausch der Staatspapiere und Aktien anzubieten. Aber das Schwierigste dabei ist, daß wir Reveillot's Aufenthalt nicht wissen, und daß ein solches Anerbieten von meiner Seite sicher am wenigsten zum gewünschten Zweck führen würde."

„Und Sie glauben," fragte sie mit etwas belegter Stimme und stockendem Athem, „daß Herr Reveillot, — vorausgesetzt, er sey wirklich derjenige welche die Effekten entwendet hat — auf einen solchen Vorschlag eingehen würde?"

„Und warum nicht?" rief ich mit einer leichtfertigen Gleichgültigkeit; „meines Erachtens wäre es das Gescheidteste, was er thun könnte! Gesetzten Falls, Reveillot ist an einem sichern Ort, wohin unser Arm nicht reicht, kann er nichts klügeres thun, als auf einen solchen Antrag eingehen. Duprez wird den Verlust am eignen Geld verschmerzen müssen und recht froh seyn, wenn er mit einem weitern Opfern von acht bis zehn tausend Thalern die Staatspapiere und sonstigen Effekten zurückkaufen kann. Beide werden dann noch ein gutes Geschäft gemacht haben, denn Reveillot kann ja das Zeug doch nicht verkaufen. Er weiß selbst nur allzu gut, daß die Papiere speziell bei allen Börsen und Bankiers angegeben sind, so daß sie kein Mensch ohne große Gefahr kaufen kann. Auch hat er sie sicher mehr in der Absicht mitgenommen, an Duprez sich dafür zu rächen, daß ihm dessen Tochter ein Körbchen gebreht hat, und er kann sich mit der Todesangst und Demüthigung begnügen, die er den Beiden bereitet hat. Und im Grunde halte ich ihn nicht für so niederträchtig daß er den Mann ruiniren wollte, der nun einmal sein Wohlthäter gewesen ist, zumal wenn er, wie gesagt, keinerlei materiellen Vortheil davon hat. Meinen Sie nicht auch, meine himmlische Mademoiselle Margot?"

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel!" stieß sie schnell heraus.

„Aber die Idee des Fräuleins," fuhr ich fort, „ist urkomisch, — die Idee nämlich, daß die Polizei welche die Diebe fangen soll, sich darauf einlasse ihnen ihre Beute abzukaufen! — Meiner Treu, das ist urdrollig!" setzte ich mit einem frivolen Lachen hinzu.

„Ich will hier an der Ecke aussteigen und die kleine Strecke Wegs zu meiner Wohnung vollends zu Fuße zurücklegen, damit unser Kunde, der mich sicher am Fenster erwartet, keine Argwohn schöpft," sagte Mamsell Sievers, und ich lasse dahingestellt, ob ihr praktischer Vorschlag ernsthaft gemeint war oder sie nur der Fortsetzung dieses Gesprächs ausweichen wollte.

„Vortrefflich — ein glorreicher Einfall, meine schöne

Digitized by Google

Seele!“ sagte ich und ließ den Kutscher halten. „Ich fahre vor Ihrer Ladenthüre an, erwarte Sie auf der Treppe und folge Ihnen dann.“

Der Anschlag gelang. Als der Wagen vor dem Gewölbe der Putzmacherin hielt, sprang mein Gehülfe in Civil vom Bocke, stürzte durch den Hauseingang und packte ohne Weiteres einen Burschen, der hier mit leeren Cartons und Schachteln wartete, und ehe derselbe noch einen Pfiff thun oder ein sonstiges Signal geben konnte, hatte er einen Knebel im Munde und Handschellen an den Fäusten und lag auf dem Boden des Ladenstübchens unter dem Knie meines Helfershelfers, eines bärenstarken ehemaligen Unteroffiziers von der Garde, der ihm kaltblütig erklärte: „Kerl, wenn du nicht mäuschenstille bist, gebe ich dir den Dalles. Ihr seyd nun schon unser.“

Sobald ich mich versichert, daß dieser Fang gelungen sey, ging ich die Treppe hinauf und wartete auf dem Treppenabsatz, bis Margarethe Sievers kam, die etwas bleich und aufgeregt war, aber mir freundlich zulächelte.

Hinter ihr schlüpfte mein andrer Gehülfe in's Haus, und zwei Minuten später trat ich in das Zimmer der Putzmacherin, zum großen Schrecken eines halben Dutzends Putzmamsellen, deren einige mich kannten. Mein saubrer Vogel mochte über das lange Ausbleiben der Modistin etwas furchtsam geworden seyn, denn er zählte mit fieberischen Fingern ein Paket Kassenscheine nach, welches ihm Margot gereicht hatte, als ihm bei meinem Anblick die Ahnung kommen mochte, daß er verrathen sey. Ich verhaftete ihn als den Urheber oder Hehler jenes großen Diebstahls in dem Berliner Schnittwaarenlager, und nahm ihn mit seinem Spießgesellen sogleich im Wagen mit auf die Polizei, ohne mich um sein Protestiren, Drohen und Leugnen zu bekümmern. Der Fang war gelungen; in einem unscheinbaren Gasthause der Vorstadt fanden wir noch weitere von den gestohlenen Waaren, aber ein dritter Genosse der Hehler war entkommen.

Die Untersuchung hatte einer meiner Kollegen zu führen, und ich kam daher nicht wieder in Berührung mit der schönen Margot, ergriff aber einige Wochen später, als ich sie beim Herausgehen aus dem Theater traf, die Gelegenheit, ihr meinen Arm anzubieten und sie nach Hause zu geleiten, wobei ich von der Abstattung meines Dankes Anlaß nahm, ihr so viele Artigkeiten zu sagen, daß sie mir die ernstliche Absicht zutraute ihr den Hof zu machen, und meine Bitte um die Erlaubniß sie dann und wann besuchen dürfen, nicht abschlug, ohne jedoch vorerst meine Bewerbungen zu ermuntern.

Die Unterredung mit meinem Chef wegen des angesonnenen Urlaubs zur Verfolgung Reveillots hatte zu keinem Erfolge geführt. Meine Vorgesetzten waren der Ansicht gewesen, daß eine derartige Reise rein zwecklos seyn würde, so lange keine Indicien auftauchten, welche ein deutlicheres Licht auf die Richtung der Flucht Reveillot's warfen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Winterlager des Eisbären.

(Mit Holzschnitt auf Seite 160.)

Mancher unserer lieben Leser hat sich gewiß schon gefragt, wie es denn der weiße Polarbär anstelle, in dem ewigen Eis und Schnee des hohen Nordens seine Jungen aufzuziehen, und dieß erklärt ihm unser umstehendes Bild. Der Schnee ist nämlich ein ganz vortreffliches Erwärmungsmittel und ein Schutz gegen die Kälte, — ein schlechter Wärmeleiter, wie man in der Physik sagen würde, und das hat die Bärin jener merkwürdige Naturtrieb gelehrt, den wir Instinkt nennen. Die Bärin wirft nämlich im tiefen Winter ihre Jungen, und läßt sich zu diesem Behufe an irgend einer Stelle, wo der Schnee tief liegt, z. B. am Fuß von Felsen und Böschungen u. s. w., in einem eigens im Schnee ausgewühlten Loche einschneien. Hiedurch bildet sich eine Art Zelle, in welcher sie ihre Entbindung abwartet. Dieß geschieht gegen den Monat Dezember und nachdem die trächtige Bärin sich recht satt gefressen hat, damit sie lange hungern kann. In dieser sonderbaren Wochenstube wirft sie dann ihre Jungen und bleibt mit ihnen unter dem Schnee bis zum Monat März, wo sie wieder an die freie Luft tritt und ihre Jungen mitbringt, welche alsdann die Größe von gewöhnlichen Kaninchen haben. Im Verlauf der Zeit hat der Athem der Bärenfamilie und die von ihren Körpern ausgehauchte Wärme die Zelle im Schnee wesentlich erweitert, so daß die Thiere im Verhältniß zu ihrem Wachsthum auch Raum darin finden. Insbesondere aber hat sich, wie wir es in einem Durchschnitt auf unserem Bilde sehen, durch den warmen Athem der Thiere eine Art Luftloch oder Kamin in dem aufgeschichteten Schnee gebildet, das bis zur Oberfläche reicht und durch den darum herum aufliegenden Reifen kenntlich wird. Diese Luftröhre nun suchen die Eskimos mit ihren Hun-

Digitized by Google

Das Winterlager der Eisbärin.

den auf, welchen die Bärin sich leicht durch ihre starke Witterung verräth, und dann werden die Alte und die Jungen unerbittlich und ohne große Mühe erschlagen.

Aber nur die trächtigen Eisbärinnen wintern sich auf diese Weise ein; die Männchen und die ledigen Weibchen schweifen auch im Winter frei herum. Es hat aber noch einen besondern Grund, warum die Eskimos die Eisbärin zu dieser Jahreszeit jagen; denn nicht nur ist sie in diesem halbdruseligen Zustand am leichtesten zu erlegen, sondern auch am besten für die Jagd, nämlich ihr Fleisch am feistesten, ihr Pelz am dichtesten, am glättesten und geschmeidigsten.

Während dieser dreimonatlichen Absperrung nimmt die Eisbärin keine Nahrung zu sich, sondern zehrt aus dem Fett oder Feist, welches sich vor dem Einwintern bei ihr angesetzt hat, wie wir es noch bei manchem andern Thiere bemerken, das seinen Winterschlaf hält. Allein bei der Eisbärin ist diese Erscheinung weit merkwürdiger als bei den andern Thieren, weil sie während dieser Zeit ihre Jungen noch säugt. Allerdings hat der Schöpfer einigermaßen dafür gesorgt, daß dieß möglich ist, denn die Jungen sind im Vergleich mit der Mutter außerordentlich klein; aber immerhin ist es merkwürdig, daß das Thier im Stande ist, einen solchen Vorrath von Nahrungsstoffen in sich aufzunehmen, daß es drei Monate hindurch nicht nur das eigene Leben fristen, sondern auch seine Jungen ernähren kann, ohne einen Bissen Nahrung zu sich zu nehmen. Das ist eine Einrichtung, welche wiederum einen recht deutlichen Beweis von der Allweisheit und Allmacht des Schöpfers liefert.

Verantwortlicher Redacteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck von Müller & Bellnagel in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Türken vor Wien, 1683.

Geschichtliche Erzählung von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Aber noch waren die drei Reiter nicht weit in die Ebene herabgestiegen, als der Regen losbrach und unter Donner und Blitz sich in Strömen heruntergoß, so daß sie bald, bis auf die Haut durchnäßt, froh waren, eine einsame Schwaige, d. h. ein vereinzeltes Gehöft, zu erreichen, das von seinen Bewohnern verlassen, ihnen kaum mehr als die nackten Mauern bot. Doch war schon dieses Obdach hoch willkommen und in der kleinen Küche des Bauernhauses zusammengedrängt sammt ihren Thieren fanden sie wenigstens ein gastliches Feuer auf dem Herde und konnten von den mitgebrachten Nahrungsmitteln einen Abendimbiß halten.

Die Nacht verrann. Der alte Jäger und Fridolin wachten abwechselnd am Feuer. Das zarte schlanke Grafenkind schlief in der Kammer in einer mächtigen Bettstatt, die Fridolin mit dustigem Heu gefüllt hatte, und Agnesens Kleider trockneten am Feuer. Grau und neblig hing das Gewölk des frühen Morgens über der Landschaft, und das Frühlicht schien durch die niedrigen Fensterlöcher in das Bauernhaus herein, als Fridolin erwachte und zum Aufbruch trieb, denn eine bange Ahnung machte ihn unruhig. Rasch waren sie wieder im Sattel und zogen nordwärts der Ebene entlang, denn nach des Hegereiters Aussage waren sie schon zu fern von Wolkersdorf, um dorthin ihre Schritte zu wenden, und wollte nun Mistelbach zu erreichen suchen, von wo ihnen vielleicht freundliche Bauern den Weg nach Znaym weisen konnten. Schon einige Stunden zogen sie durch Feld und Haide und waren eben eine Hügelwelle hinangeritten, als sie sich plötzlich auf wenige hundert Schritte einem Haufen Kriegsvolk gegenüber sahen, das mit Beute beladen ihnen entgegen kam. Das Kläffen von Mathias' Hunde verrieth sie dem Feinde und im nächsten Augenblicke sprengten ein Dutzend Reiter auf hageren Wüstenrossen gegen sie heran, und da Agnes und Mathias in der ersten Betroffenheit sich zur Flucht gewandt hatten, blieb auch Fridolin nichts übrig, als sein Pferd herum zu werfen und davon zu jagen. Ein tolles Rennen begann, planlos sprengten der Hegereiter und die Gräfin westwärts und hinter ihnen her die wilden türkischen Reiter, kurdisches Volk aus den Ländern jenseit des Libanon. „Allah il Allah!" tönte es aus den rauhen Kehlen der Wüstensöhne und große zottige Bluthunde liefen um die Wette mit ihren behenden Pferden, Pfeile schwirrten durch die Luft, Wurfspeere sausten und bohrten sich dröhnend in den Boden, daß ihre Schäfte zitterten und erklangen.

„Jagt dem nächsten Walde zu, Mathias! ich will euch den Rücken decken!" rief Fridolin. „Legt euch möglichst flach auf die Thiere, damit euch kein Pfeil trifft!" Und er selber ging mit dem Beispiel voran. Fridolin hing mit dem einen Fuß im Steigbügel, mit dem andern im Sattel, den einen Arm hatte er um den Hals seines Thieres gelegt und sich mit den Fingern in die Mähne gekrallt, in der andern hatte er einen langen schweren Yataghan, den er sich in Wien schon aus der Türkenbeute von jenem Abend erwählt hatte. Mit flachen Hieben das Thier zur höchsten Eile spornend, lenkte er es durch Zungenschlag und Zuruf und hatte Acht auf die bösartigen Hunde der kurdischen Reiter, welche ihren Herren voraus gefährlich nahe kamen, angefeuert von dem Zuruf ihrer Herren. Als der erste dieser Hunde in seine Nähe kam, saß Fridolin wie der mit einem einzigen Ruck im Sattel, beugte sich vornüber und spaltete mit einem wuchtigen Hiebe des Yataghans den Kopf des Thieres. Zwei, drei dieser Hunde machte er auf solche Weise wehrlos. Der Wald war sehr nahe und verhieß Erleichterung der Flucht, da gelang es doch einem der Hunde, Fridolin zu überholen und Mathias zu erreichen, der einige Pferdelängen hinter der leichteren Gräfin Agnes ritt. Mathias drückte die lange Flinte auf das Thier ab, als es, ohne sich um das wüthende Gebell des treuen deutschen Hundes zu kümmern, nach dem Halse von Mathias' Gaule sprang — der Schuß knallte, aber der Hund war unversehrt, und fiel von neuem den erschreckenen bockenden Gaul an, und die Bemühungen des Jägers, das scheue Pferd, das sich schnaubend im Kreise drehte, wieder

Digitized by Google

anzusprengen, waren vergeblich. — „Fort, fort, Fräulein, dem Walde zu!“ rief Fridolin, als er sah, daß Gräfin Agnes sich erschrocken umsah; „wir wollen den Hund schon los werden!“ Er lenkte sein Pferd herum, und näherte es demjenigen des Jägers, zog eine seiner Pistolen aus dem Gürtel und zerschmetterte dem Hunde den Kopf; aber in diesem Augenblicke schwirrten die Pfeile wieder dichter und einer derselben traf den alten Mathias in die Schulter, daß er aufschrie, ebenfalls sein Faustrohr aus dem Gürtel zog und den ersten der feindlichen Reiter, der seinen Gefährten weit voraus war und schon den langen Speer gegen ihn schwang, vom Pferde herunter schoß. Auch Fridolin's Büchse knallte, aber er hatte nur auf das Pferd des nächsten Reiters gezielt und ihm seine Kugel mitten durch die Brust gesandt, daß es mit einem Schrei in die Höhe stieg, sich einen Augenblick auf den Hinterhufen drehte und dann zusammenstürzte. Der kurdische Reiter war jedoch schon behend aus dem Sattel geglitten und hatte seinen Bogen gespannt, und sandte Pfeil um Pfeil mit Sicherheit den beiden Flüchtlingen nach, welche ihre Pferde wieder dem Walde zu gewendet hatten und im vollsten Rosselaufe davon sprengten. Gräfin Agnes war ihnen schon weit voran und ihre schwarzbraune Wunda verschwand schon hinter den ersten Büschen am Waldsaume. Da stieß sie plötzlich einen Schrei des Entsetzens aus, und trieb ihr Pferd zur rasendsten Eile, denn sie hatte gesehen, wie des alten Jägers Roß, von einem Dscherid getroffen, zusammenbrach und seinen Reiter abwarf, über welchen sogleich zwei oder drei der morgenländischen Reiter herfielen. Fridolin hörte einen Pistolenknall und wüthendes Allahgeschrei; er blickte sich hastig um und sah, wie einer der Kurden vom Gaul gestiegen war und den abgeschlagenen blutigen Kopf des alten Mathias, der von einer Lanze am Boden angespießt zuckte, unter wildem Geschrei in den Lüften schwang. Aber beinahe im selben Augenblick fühlte er sich aus dem Sattel geschleudert und von schwerem Sturze halb betäubt. Von dumpfem Instinkt getrieben raffte er die schmerzenden Glieder vom Boden auf und kehrte zu dem Pferde zurück, aber ein Ruck am Zaume zeigte ihm, daß das Thier nicht mehr weiter könne. Es war bis an den Rand eines tief ausgewühlten Bachbetts gekommen und hier das von Brombeerengestrüpp und anderem Strauchwerk verdeckte lockere Erdreich unter seinen Hufen gewichen, daß es mit dem Reiter hinuntergestürzt war. Die Wucht von Fridolins Sturze hatten die Dornen und Büsche gebrochen, in welche er gefallen war, aber das flinke Pferd mochte beim Sturz die Vorderläufe gebrochen haben, denn es konnte sich nicht mehr aufrichten. Fridolin durfte nicht säumen, denn er hörte den Hufschlag der kurdischen Rosse in seiner Nähe, und von dem Instinkt der Selbsterhaltung getrieben, sprang er im rauschenden Bächlein der Strömung entgegen von Stein zu Stein, watete durch das Wasser und war bald im Schatten der grünen Waldesdämmerung, wo ihn kein feindliches Auge mehr entdecken konnte. Er hörte die Reiter näher kommen und unter wildem Geschrei die Ufer entlang reiten; aber bald unter irgend einen unterwaschenen Stein der steilen Uferhänge sich duckend, bald weiter eilend durch das rauschende Wasser erreichte er endlich eine Stelle der Schlucht, wo diese eine Krümmung bildete und auf einem mächtigen Felsenblock ein gewaltiger Ahornbaum seinen Doppelstamm erhob. Hier streifte er rasch die Stiefeln ab, die er in dem tiefen Kessel des Sturzes im Bachbette versenkte, und erstieg dann behend den Baum, dessen knorrige, dichte Krone ihn jedem Auge verbarg. —

Eine lange Zeit verstrich, ehe er sich wieder herabwagte. Er hatte gehört, wie die morgenländischen Reiter den ganzen Wald durchritten und absuchten, wie sie dabei einander durch Zuruf ermunterten, er hatte dann sie hinwegreiten hören und alles war wieder ruhig geworden, aber er vermuthete darin einen Hinterhalt der listigen Heiden und daß sie einige ihrer Leute auf der Lauer zurückgelassen hätten, und er wollte ihnen den Triumph nicht gönnen, von ihnen überlistet zu werden. Aber welche aufregende Gedanken der Sorge und Angst stürmten auf ihn ein, als er so zwischen den Aesten der höchsten Krone saß, und grübelte, was wohl aus der jungen Gräfin geworden sey, die er ganz aus den Augen verloren, und wie der alte Hegereiter so schrecklich den Eigensinn verbüßt hatte, daß er die seiner Leitung anbefohlenen nicht nach Wolkersdorf geführt. Endlich aber waren Stunden vergangen und die Sonne stand in ihrer vollsten Mittagshöhe, und der Sitz zwischen den Astgabeln war ebenso unbehaglich wie die Gedanken, welche auf Fridolin einstürmten, und so glitt er denn leise am Stamme herab, und kehrte, im Bachbette behutsam vorwärts schleichend zu der Stelle zurück, wo er mit dem Pferde gestürzt war. Da lag das arme Roß mit abgeschnittener Kehle, denn einer der Musel-

Digitized by Google

männer mochte mit dem Thiere mehr Mitleid gehabt haben als er gegen dessen Reiter an den Tag gelegt haben würde, und hatte den Todesqualen des Pferdes ein Ende gemacht. Aber Sattel und Satteltaschen, Decken und Zaum waren fort und auch die Büchse, welche Fridolin im Sturze entfallen war, und einige Krähen flogen bei seiner Annäherung krächzend auf von dem Thierleichnam, — ein deutlicher Beweis, daß kein Feind in der Nähe sey. „Armes Thier!“ sagte Fridolin unwillkürlich, als er an der steilen Uferböschung hinangeklettert war und einen letzten Scheideblick auf sein Roß warf. Dann schlich er behutsam durch das Gebüsch und Unterholz des Waldsaums auf die Haide hinaus. Weit und breit war von den muselmännischen Reitern nichts mehr zu sehen; dort draußen lag die Leiche des alten Mathias nackt und verstümmelt und ohne Kopf neben seinem erschlagenen Pferde und Hund, und weiterhin sah er die erschossene Schimmelstute des kurdischen Reiters, aber die Leiche des Moslem hatten seine Kameraden aufgehoben und mit sich fortgeschleppt.

Aber was war aus der jungen Gräfin geworden? diese Frage beschäftigte Fridolin jetzt ängstlich. Er lud die eine Pistole wieder, erneuerte das Zündkraut auf der Pfanne der andern, zog seinen Yataghan und suchte vorsichtig den Waldsaum ab, allein der Hufspuren waren so viele, daß er nicht ermitteln konnte, welche von dem Pferde der Gräfin herrührte. Er hatte sie allzu bald aus dem Gesichte verloren, um auch nur die Richtung angeben zu können, wo sie in den Wald eingeritten war, und nachdem er eine Zeit lang vergeblich den Hochwald und das Dickicht abgeschritten, und nachdem er durch Pfiff und Rufen ihres Namens sich ihr zu erkennen gegeben und vergebens auf Antwort gelauscht hatte, kehrte er wieder zu der Schlucht des Waldbachs zurück und stieg in dem Bette bergan bis zu der Stelle wo er seine Stiefel versenkt hatte, die er nun heraus holte und anlegte, um seine Flucht fortzusetzen. Unschlüssig ob er nach Wien zurückkehren oder sich nach Westen wenden sollte, beschloß er vorerst den Wald zu durchschreiten und nach weiteren Spuren von Gräfin Agnes zu sehen. Der Stand der Sonne zeigte ihm die Richtung und er schritt rüstig fürbas. Er mußte etwa eine Stunde weit gegangen seyn, als er auf einen Waldpfad gelangte, der ihn mählig über den Hügel hinunter aus dem hohen Föhrenwalde in ein Waldthal führte, das mit allerlei Laubholz bestockt und von einem munteren Flüßchen durchströmt und von der vollen Sonne eines Juninachmittags beschienen war. Vögel zwitscherten und sangen in dem Gezweige, als herrschte hier der holdeste Friede und der grimmige Türke wäre nicht in der Nähe, und die Lichter spielten so goldig durch das lichtgrüne Laub und auf die einzelnen Strecken des Flüßchens, daß die grünen schleimigen Steine in seinem Bette und die weißen Kiesel erglänzten. Fridolin war auf dem Pfade schon bis an das Wasser herunter gekommen und schickte sich eben an, eine Furt im Wasser zu suchen, um hinüber zu waten, als er plötzlich hinter etlichen Büschen sich etwas dunkles bewegen sah. Alsbald duckte er sich an den Boden nieder und lauschte und äugte. Er vernahm die Schritte eines Pferdes, das langsam weidend dem Ufer entlang schlenderte; er hörte wie es sich mit dem Schweife der Mücken erwehrte, wie es mit der Haut schauerte und Kopf und Mähne schüttelte; und sich fragend, ob es ein lediges Roß sey, schlich er behutsam mit der schußfertigen Pistole in der Hand näher.

Mit einem Male warf das Thier mit fröhlichem Wiehern den Kopf in die Höhe und Fridolin erkannte die braune Stute, welche Agnesen getragen hatte. Sie ließ sich willig an dem Zügel fangen, den sie am Boden nachschleppte und der sich an einer Baumwurzel verfangen hatte. Aber der ersten freudigen Regung, welche in Fridolin aufstieg, folgte ein jäher Schreck, denn nirgends in der Runde war eine Spur von Gräfin Agnes zu sehen. Er rief ihren Namen, aber nur das Echo gab ihm Antwort. Eine bange Furcht beschlich Fridolin. War das schöne Fräulein den Muselmännern in die Hände gefallen und von ihnen fortgeschleppt worden, um in den Harem irgend eines türkischen Bei gesteckt zu werden? War ihr von den wilden Reitern aus dem Antilibanon noch Schrecklicheres widerfahren? Er wagte dieß nicht zu denken, denn das schöne stolze Mädchen war ihm nicht nur als sein Schützling werth, den ihm sein Wohlthäter der Bischof auf die Seele gebunden hatte, sondern noch ein andres menschliches Interesse für das holde Kind erwärmte ihm das Herz für sie. Das Pferd trug nur Spuren eines Sturzes auf den Knieen und lahmte etwas, zeigte aber sonst nichts von Gewalt. Dieß beruhigte Fridolin einigermaßen. Nachdem er das Pferd an den Stamm einer jungen Erle angebunden, suchte Fridolin im weichen Sand und Rasen des Flußbetts die Fährten des Thieres

Digitized by Google

ab und folgte ihnen rückwärts durch alle launigen Krümmungen und Abwege, dem Bett entlang, die Uferböschung hinan und in ein kleines Dickicht hinein, das oben an den Rand des jenseitigen Ufers stieß und auf der Stelle eines alten Windbruchs emporgewachsen war. Und hier hatte er nicht sobald einige Büsche aus einander gebogen, als ihm ein Ausruf des Entsetzens entfuhr, denn vor ihm am Boden lag ohne Hut, regungslos, mit blutiger Stirn und blutüberströmtem blassem Antlitz die schlanke Gestalt der jungen Gräfin wie todt.

„Gnädiges Fräulein!“ stammelte Fridolin. Aber keine Antwort. Da kniete er neben ihr nieder und ergriff ihr Handgelenke. Die Hand war noch etwas warm, der Puls klopfte schwach. „Sie lebt, sie lebt!“ rief er, raffte sie vom Boden auf und trug sie auf seinen Armen hinunter an das Wasser, wo er sie auf dem Sande niederlegte und ihr das Gesicht mit dem kühlen Wasser des Flüßchens wusch. Als das Blut entfernt war, sah er nur eine schwere Beule an der weißen Stirne und eine tiefe Schramme in der Haut, wie wenn Agnes im Reiten gegen einen Ast gestoßen und durch denselben aus dem Sattel geschleudert worden wäre, wie es sich auch hernach als wahrscheinliche Ursache ihres Sturzes und ihrer Verwundung herausstellte.

Mitten unter diesen Waschungen schlug die junge Gräfin die Augen auf und starrte ihren Retter verwirrt und noch halb ohne Besinnung an; er aber erfaßte ihre kleine Hand und zog sie unwillkürlich an seinen Munde. „Gott sey gelobt, daß Sie noch leben, meine Gnädige!“ sprach er; „das war ein gefährlicher Sturz. Sie haben doch nichts gebrochen?“

„Nein, nur hier an meiner Stirne fühle ich Schmerz und mein Kopf ist ganz wüst,“ sagte sie, mit der Hand an die Stirne greifend, erschrack aber nicht wenig, als sie das Blut an ihrer Hand sah. „Was ist mir geschehen?“

„Es hat nichts zu bedeuten; Sie bedürfen nur Ruhe, Sie sind durch einen Ast vom Pferde gestreift worden!“

„Mir ist schwach — mich hungert und dürstet!“ sprach sie mit leidendem Tone.

„Hüllt Euch in die Bunda, gnädiges Fräulein, und streckt Euch hier zur Ruhe nieder, bis ich einige Fische und Krebse gefangen habe, die uns eine Mahlzeit liefern, denn das ist Alles, was ich Euch außer Beeren bieten kann!“ und mit seinem Messer ein Stück saftiger Rinde ablösend, machte er daraus einen Art Becher, worin er ihr einen Trunk kühlen Wassers reichte.

„Wo ist der alte Jäger?“ fragte Agnes.

„Gott schenk' ihm eine fröhliche Urständ! er schoß einen der Feinde vom Gaul herunter und ist darauf der Blutrache der Muselmänner zum Opfer gefallen,“ sagte Fridolin wehmüthig; „allein grübelt nicht darüber nach, gnädiges Fräulein, denn wir müssen dem lieben Gott danken, daß wir nur so der Gefahr entgangen sind, in welche der trunkene Eigensinn des Alten uns gestürzt hat. Ruht Euch aus, bis ich Euch Himbeeren und Heidelbeeren gesammelt habe!“

6.

Es war am folgenden Tage gegen Mittag, daß Fridolin mühsam neben dem hinkenden Pferde hinschritt, welches die junge Gräfin den Waldweg entlang in der Richtung gegen Hollabrunn trug. Der Sturz von dem Pferde hatte auch Fridolin beschädigt, und die Nacht auf dem feuchten Waldboden ihm wieder Gliederreißen verursacht. Aber dennoch wandelte er wohlgemuth und hoffnungsvoll fürbaß und unterhielt die Gräfin, um banger Furcht vorzubeugen, mit Geschichten aus seinem frühern Abenteurerleben und aus seinem Soldatenstande. So waren sie durch den Wald heruntergestiegen gegen das wellige Gelände, wo da und dort verlassene Dörfer aus den Baumgärten schauten, und auf eine begangenere Straße einbogen, als Fridolin plötzlich eine Staubwolke auf dem breiten Wege hinter ihnen wahrnahm, die von der Anhöhe herunter kam. Er legte sich an den Boden und unterschied vielfältigen Hufschlag und das Rädergerassel eines Wagens. Behend sprang er auf, ergriff die braune Stute am Zügel und zog sie abseits vom Wege hinter ein Gebüsch von Weiden und Erlen, das einem kleinen Bächlein entlang wuchs. Allein es war schon zu spät, und die beiden Flüchtlinge schienen bemerkt worden zu seyn, denn mit Einem Male sahen sie zwei Reiter aus der Staubwolke hervorsprengen und querfeldein gegen das Bächlein heranjagen und zu beiden Seiten desselben hinsprengen. Gräfin Agnese bebte leise, aber ein Blick auf ihren Begleiter beruhigte sie wieder. Fridolin stand entschlossen vor dem Pferde, als ob er sie mit seinem eigenen Leibe decken wolle; seine Rechte hielt die eine Pistole schußfertig, während am Handgelenke an der Seidenschnur der blanke Yatagban hieng; seine Linke hatte des Pferdes Zügel fest und kurz gefaßt, da-

Digitized by Google

mit es nicht scheu werde und auskneife, wenn die Reiter heransprengten.

Aber jetzt ließ Fridolin die schußfertige Pistole sinken und schritt mit dem Pferde aus dem schützenden Schatten des Gebüsches heraus, denn er hatte in dem Reiter die Uniform der reitenden Jäger von dem Regimente des Obersten Prinzen von Waldeck erkannt. „Es sind Freunde — kaiserliche Soldaten!“ sagte er, blickte beruhigend zu der Gräfin auf, und ging ruhig dem Reiter entgegen, welcher auf Pistolenschußweite seinen Gaul parirte und seinem Kameraden zurief: „Hieher, Seppl! hier sind sie! — Halt, wer da?“ rief er dann den Flüchtling an.

„Gut Freund — Oesterreich über Alles,“ entgegnete Fridolin, und wollte dem Gefreiten die Hand bieten. Der aber schaute ihn mißtrauisch und verwundert an und schlug ihm mit dem flachen Pallasch über die Hand.

„Oho, Bürschl, so weit sind wir noch nicht! der Teufel ist Dein Freund!“ sagte der Reitersmann. Schau' Dir doch 'mal die beiden Vögel da an, Seppl! „Sehen sie nicht aufs Haar aus wie zwei verdammte verzweifelte ungarische Spione?“

„Ja, Herr Gefreiter, so schauen sie grad aus,“ meinte der andere reitende Jäger, der inzwischen sein Pferd über den Bach gesprengt hatte und nun den beiden Flüchtlingen in die Flanke fiel.

„Ihr seyd im Irrthum, Kamerad! ich bin ein Soldat des durchlauchtigen Kaisers so gut wie Ihr, und bin nur von Wien verschickt um....

„Um auszureißen, natürlich!“ versetzte der Gefreite mit geringschätzigem ungläubigem Lachen. Man kennt das Liedl, das alle Hallunken Deines Gelichters pfeifen. Du ein kaiserlicher Soldat, in diesem Aufzuge da, just wie ein Rastlbinder? Na ja, i bitt' gar schön; schau'n so die kaiserlichen Soldaten alleweil aus? Spitzbub, ein Deserteur bist Du und sonst nichts; also kurzen Prozeß mit ihm gemacht, Seppl! Bind' ihm die Hände auf den Rücken mit der Kampirleine, nimm ihn an den Steigbügel und vorwärts mit ihm; mit dem andern Bürschl da will ich schon fertig werden!...“

„Halt, zurück, auf Eure Gefahr!“ rief Fridolin und hielt dem Reiter seine Pistole entgegen; „ich habe einen Geleitsbrief vom Grafen Starhemberg Excellenz für mich und den Jungen da! Hier ist das Pergament!“

Der Name des Grafen Starhemberg hatte den Gefreiten stutzig gemacht, und er das Pergament angenommen, dann aber seinem Kameraden einen Wink gegeben, daß er auf die beiden Verdächtigen achte, als ob er sich von denselben einer Teufelei versehe. „Ja, wer das lesen könnte!“ sagte er nachdem er mit seinen derben Handschuhen das Pergament geöffnet und die Schriftzüge und das Wappen angestaunt hatte; „das Stückl Eselshaut da ist geduldig; darauf läßt sich alles Mögliche kritzeln; lesen aber kann ich's halt doch nicht; aber da kann Rath werden. Wir sind die Salvaguardia eines vornehmen Schreibers von Wien, der dort mit seinem Wagen hält und sich auf das Zeug da besser versteht, wie ich alter Reitersmann. Also gib Deine Waffen her, Bürschl, und geh' gutwillig mit oder ich rufe noch einige meiner Leute und laß Dich vergewaltigen. Her da mit Deinem heidnischen Teufelsgewehr!“ sagte er und schlug mit dem Pallasch an den Yataghan.

„Ich bin nicht Euer Gefangener, Mann; seht Euch vor!“ rief Fridolin drohend; aber auf einen Pfiff und Wink des Gefreiten trabten noch ein paar Reiter daher und umzingelten die beiden Flüchtlinge. — „Zurück, Soldaten! Der erste, der seine Hand nach diesem Gaule hier ausstreckt, findet hier seinen Kirchhof!“ rief Fridolin.

„Gebt nach, Fridolin!“ flüsterte die Gräfin vom Gaule herab, deren Wangen anfangs blaß gewesen waren, die aber nun wieder keck und gefaßt auf die Reiter blickte; „die Leute thun nur ihre Schuldigkeit und sind in der Uebermacht; ihr Mißverständniß wird sich ja sogleich aufklären.“

„Oho, der Bub da schwätzt ja auch deutsch, aber mit einem Züngchen wie ein Jungferchen!“ meinte Wolfgang.

„Es ist kein Bub, es ist eine Dame! Respekt, ihr Leute, oder ihr mögt es auf Eure Kappe nehmen, wenn ihr grob seyd! Vorwärts, führt uns zu eurem Anführer!“

Der Gefreite verlangte wenigstens die Pistolen Fridolins und erhielt sie; aber dieser ließ den Zügel von Agnesens Pferd nicht los, während er zwischen den Reitern über die Schollen des Ackerfelds hinstolperte nach der Straße hinaus, wo eine schwerfällige Kutsche, von vier Gäulen gezogen und von Reitern umgeben, hielt. „Wen bringt ihr denn da?“ rief eine Stimme, bei deren Klang die Gräfin leicht erbebte; und ihren Hut tief in die verbundene Stirne zog.

„Verdächtiges Gesindel in seltsamer Vermummung, Herr,“ versetzte der alte Gefreite, wel-

Digitized by Google

cher vorangeritten war und seinen Rappen hart am Wagenschlag parirte. „Wollen Gnaden nicht so gut seyn, sich die paar sauberen Vögel einmal anzuschauen? Der Kerl dort in der Lodenweste scheint ein Ausreißer oder Spion zu seyn, obschon er uns glauben machen will, er habe einen Geleitbrief in der Tasche, und der Bub auf dem Gaule ist offenbar ein Mädel!"

„Ein Mädel? Ah, das wollen wir sogleich untersuchen! He, Wastl, mach' den Schlag auf!" herrschte eine dünne heisere Stimme, und aus dem Wagen stieg ein junger Herr von Stande, etwa von Mittelgröße und dunklem Teint und verlebtem gelbem Gesicht, ein paar schwarze stechende Augen im Kopfe, die einen unheimlich stolzen und widerlichen Ausdruck hatten. „Hieher mit den Gefangenen! reißt die schamlose Dirne dort vom Gaule herunter!" schrie er den Reitern zu.

Eine hohe Zornröthe flog über das Gesicht der jungen Gräfin, und mit einer leidenschaftlichen unwilligen Geberde stieß sie die Fäuste der nächsten Reiter zurück, schwang sich mit Fridolins Hülfe rasch vom Pferde herab, und ging dem gestrengen Reisenden entgegen.

„Den Burschen da bindet und nehmt ihn mit; hier ist keine Zeit zum Verhör!" rief das Männlein herrisch, schritt dann auf Gräfin Agnes zu und griff nach ihrem Hute mit den Worten: „Laßt 'mal sehen, was für eine Landstreicherin ihr hier aufgebracht habt!...

Aber das junge Mädchen stieß die Hand des Mannes unwillig zurück, trat einen Schritt beiseite und rief mit einer Haltung, welche den Herrn verblüffte: „Achtung für mein Geschlecht, Herr von Tülbing, wenn ich bitten darf! Kennen Sie mich?" Sie hatte den Hut abgenommen und den Verband an ihrer Stirne abgestreift, daß ihre schönen langen braunen Haare zwanglos über Schläfe und Nacken herabfielen. Ihre Augen flammten vor edler Entrüstung; ihre Nasenflügel bebten. „Ich bin Agnes von Seybelsdorff, Herr von Tülbing."

„Jesus Maria und Joseph, die junge Contessa in eigener Person und in dieser Vermummung?" rief Herr von Tülbing und seine herrische Unverschämtheit schlug im Handumwenden in die gefügigste Zuvorkommenheit um. „Um aller Nothhelfer willen, wie kommen Sie hieher und in solcher Gesellschaft?"

„Darüber gibt Ihnen dieser Geleitsbrief Auskunft, welchen der Gefreite dort noch in der Hand hält," entgegnete Agnes stolz und kalt; „lassen Sie mich eher fragen, Herr von Tülbing, ob dieß die rechte Art und Weise ist, harmlose Reisende auf der Landstraße anzuhalten und zu mißhandeln? „setzte sie mit einer Stimme hinzu, die noch immer vor Wuth bebte.

„Verzeihung, meine Gnädige, wer hätte auch ahnen können?... Gott, Sie werden doch die paar Worte, die mir vorhin unbedacht entfuhren, nicht auf die Goldwage legen! Bedenken doch Gnaden, daß es kriegsläuftige Zeiten sind und jeder Argwohn dermalen gerechtfertigt ist; und glauben Sie daß ich mich beeifern werde, dero gräflichen Gnaden in jedweden Stücken zu Diensten zu seyn! — Zurück, ihr Tölpel! was habt ihr da zu horchen und zu gaffen? Laßt den Mann dort los und an eure Plätze!" herrschte er den Soldaten zu, fügte aber dann sogleich im geschmeidigsten Tone hinzu: „Womit kann ich dero Gnaden zuvörderſamſt dienen?"

„Dadurch daß Sie jenen Geleitsbrief lesen und mich dann mit meinem Begleiter ruhig ziehen lassen. Sie haben kein Recht, uns beide länger aufzuhalten, und die landstreichende Dirne wird sich Ihnen nicht zur Begleiterin aufdrängen noch die Neugier Ihrer gaffenden Reiter beschäftigen!" Damit wandte sie ihm kalt und stolz den Rücken.

Herr von Tülbing warf ihr einen bösen Blick nach und biß sich auf die Lippen. „Gebt den Geleitsbrief her!" wandte er sich barsch an den Gefreiten, der noch immer auf seinem Gaule saß. „Eure Dummheit und Grobheit ist an Allem schuldig, Böckl, und ich werde nicht verfehlen Euch bei dem Herrn Capitän v. Straßgschwandtner zu denunziren. Habt Ihr nicht gehört, daß diese beiden Reisenden eine Salvaguardia hatten?"

„Halten zu Gnaden, gestrenger Herr, gehört hab' i's wohl, aber ich kann halt nit lesen!"

„Dann hätte Er sich seines eigenen bornirten Judiciums enthalten und zunächst den Freibrief mir überbringen sollen?"

„Na, Gnaden, das wollt' ich ja auch thun; aber die Sache kam mir halt verdächtig vor, denn die zwei da wollten sich ja vor uns verstecken...."

„Bis wir wußten, ob ihr Freund oder Feind seyd, was sich aus der Ferne und im Staube nicht erkennen ließ," sagte Fridolin gelassen und entschuldigend. „Wir sind erst gestern nur mit knapper Noth einem türkischen Ueberfall entgangen!"

„Und der Aufzug da, wie die Rastlbinder auszuschauen, machte mir die Leute verdächtig..."

Digitized by Google

„Maul halten!“ donnerte Herr von Tülbing, der so eben den Inhalt des Pergaments musterte, dem Gefreiten zu. Herr von Tülbing zog seine Stirne in ernste Falten und überlegte soeben, wie er sich den Anschein geben solle, als ob er mit einigem Grund so gehandelt habe, wie er gethan.

„Der Geleitsbrief lautet auf drei Personen,“ wandte er sich streng und forschend an Fridolin; „wo ist die dritte Person? Auch lautet er auf eine ganz andere Richtung, als diejenige, in welcher ich Euch treffe; wie kommt dieß?“ setzte er barsch und lauernd hinzu.

Fridolin schilderte mit wenig Worten, wie alles gekommen sey, aber Tülbing schüttelte ungläubig den Kopf und rief möglichst laut, um von der jungen Dame, die wieder zu ihrem Pferde trat, gehört zu werden: „die Sache kommt mir im höchsten Grad verdächtig vor, Bursche, und ich fürchte Du hast ein tückisches Spiel getrieben?“

„Was ist verdächtig, Herr von Tülbing?“ fragte die Gräfin rasch herzutretend.

„Das Benehmen dieses Ihres Begleiters, gnädigste Contessa! Sind Sie wirklich gestern von türkischen Reitern angefallen worden?“

„Allerdings mein Herr! aber wie berechtigt dieß Sie, meinen Begleiter anzuhalten?“

„Nur einen Augenblick gnädige Geduld, hochedle Contessa; ist dero Gnaden nichts in dem Benehmen dieses Mannes aufgefallen, was die Vermuthung rechtfertigte, daß er Euer Gnaden an die heidnischen Reiter verrathen wollte?“

Gräfin Agnes sah ihn erst erstaunt, dann geringschätzig an, und versetzte: „diese Frage ist lächerlich, Herr von Tülbing; was bringt Sie auf diesen alb — auf diesen Verdacht?“

„Die gegründete Besorgniß um Sie und Ihre Sicherheit, meine Gnädige,“ gab Tülbing geschmeidig zur Antwort; „haben Sie wirklich gesehen, daß die türkischen Reiter den Hegereiter niederhieben?“

Agnes verneinte nach kurzem Besinnen. „Ich sah ihn nur mit dem Pferde stürzen, das von einem Wurfspeer getroffen schien,“ sagte sie.

„Wie viel Zeit verging, bevor Sie nach diesem Ueberfall diesen Mann hier wieder sahen?“

Agnes war verblüfft. „Wie gehört dieß hieher?“ fragte sie.

„Es ist weit wesentlicher, als Euer Gnaden vermuthen, darum möcht' ich gehorsamst um genaue Antwort bitten,“ sagte Tülbing mit sehr bedenklicher Miene.

„Es mögen sechs Stunden darüber vergangen seyn, Herr,“ sagte Fridolin barsch und mit finsterem Blicke. „Doch nun macht es kurz, Herr! wozu dieß Verhör auf offener Landstraße?“

„Das wirst Du bald erfahren, treuloser, tückischer Bursche!“ donnerte ihn Tülbing an.

„Herr, wägt Eure Worte besser oder ich gebe sie Euch bei Gott zu fressen!....“ rief Fridolin und zog den Yataghan halb aus der Scheide; aber auf einen Wink Tülbings fielen drei Reiter von hinten über ihn her und entwaffneten ihn, und trotz seines furchtbaren Sträubens und Widerstandes wurden ihm die Hände auf den Rücken geschnürt.

„Was soll diese Gewalt an meinem Begleiter, Herr v. Tülbing?“

„Einen verschmitzten tückischen Burschen unschädlich machen und am Entlaufen hindern, meine Gnädige! Glauben Sie mir, der Mensch führte Schlimmes gegen Sie im Schilde. Wie benahm er sich gegen Sie, nachdem er den Andern beiseite geschafft hatte?“

„Herr von Tülbing, Sie sind nicht bei Sinnen, oder Sie gehen in Ihrem Vorurtheil zu weit!“ sprach die Gräfin mit ebenso viel Verwunderung als Hoheit; „ich habe Fridolin treu und bescheiden erfunden, — sittiger und zartsinniger als mancher Cavalier an seiner Stelle unter gleichen Umständen gehandelt haben würde. Welches Vergehen sinnen Sie ihm an?“ setzte sie hinzu, nachdem sie Fridolins dankbaren Blick durch ein freundliches Zunicken erwidert hatte.

„Offenbar wollte der Kerl sie entführen, gnädige Contessa.“

Agnes sah ihn halb mitleidig an.

„Ihr Verdacht ist abgeschmackt, Herr von Tülbing,“ sagte sie; „eine Gräfin Seyboldstorff läßt sich nicht entführen; der wackere Mensch dachte auch nicht daran!“

„Dann führte er irgend etwas Anderes gegen Sie im Schilde, meine Gnädige....“

„Genug, Herr von Tülbing, Ihre Vermuthungen werden ebenso albern als beleidigend für mich. Lassen Sie uns ziehen!“

Herr von Tülbing verneigte sich ganz geschmeidig und sagte: „Gnädigste Contessa, Ihrem unbehinderten Weiterzuge steht nichts im Wege, aber jenen verdächtigen Burschen werde ich nicht wieder loslassen. Mag seyn, daß er durch ein verstelltes treuherziges Wesen Sie bethört hat; aber meinen geübten Scharfblick vermag er nicht zu täuschen.

Digitized by Google

Schultheiß Wengi von Solothurn verhindert den Bürgerkrieg. (Text hiezu S. 171.)

Digitized by Google

Thierleben im braſilianiſchen Urwalde. (Text hiezu S. 172.)

Die entgegengeſetzte Richtung, die er eingeſchlagen, die Beſeitigung ſeines Gefährten, die Flucht vorhin beim Anblick dieſer Reiter und des Burſchen eigenes räthſelhaftes Weſen machen ihn verdächtig; dazu iſt der Geleitsbrief nicht ganz in Ordnung. Dieß alles, gepaart mit meiner eigenen beeiferten Sorge um dero Gnaden Sicherheit und den Zweck dieſes Geleitsbriefes, legen mir die Pflicht auf, für Eure Gnaden zu ſorgen. Geſtatten Sie mir, daß ich Ihnen einen Platz in meiner Kutſche anbiete, denn Ihr Pferd iſt ſichtlich buglahm....“

„Ah, alſo dort hinaus will der Herr? Er will

Digitized by Google

sich an meine Stelle setzen, gnädige Gräfin!" sagte Fridolin mit bittrem Spott. „Darum will er mich verdächtig finden!"

„Führt den Burschen ab und bindet ihn hinten auf meinen Wagen," sagte Herr von Tülbing kalt zu dem Gefreiten. „Ihr werdet ihn mit nach dem Heere nehmen und dem Herrn Obristen, des Prinzen von Waldeck Hoheit abliefern, damit ihm der Prozeß gemacht werde. Meine Handlungsweise werde ich vertreten, gnädigste Contessa, und hoffe den Tag noch zu erleben, wo Sie mir für meine beeiferte Fürsorge danken und die Tücke jenes Burschen genauer kennen lernen werden. Für jetzt belieben Euer Gnaden nur zu wählen zwischen einem Platz im Wagen nach der nächsten Stadt oder Flecken und einem frischen Pferd und meiner halben Bedeckung zu dero Schutz."

Gräfin Agnes schaute ihn fest und kalt an, nahm ihm dann mit einem raschen Griff den Geleitsbrief aus der Hand und sagte: „Sie haben eine eigenthümliche Art, mir scheinbar freie Wahl zu lassen und doch meinen Willen zu binden, allein was für Hintergedanken Sie dabei auch im Schilde führen mögen, verlassen Sie sich darauf, Herr v. Tülbing, daß Sie meines Dankes niemals sicher seyn, daß Sie mich niemals von der Uneigennützigkeit Ihrer Absichten überzeugen werden. Ich bin gezwungen Ihre Reisegefährtin, aber nicht weiter als bis zu der ersten besten Stadt, wo ich die Befreiung meines unschuldig verdächtigten Begleiters werde bewerkstelligen können."

„Ganz nach dero Gnaden Belieben, gnädigste Contessa!" versetzte Tülbing halblaut und mit einer Betonung, welche Agnesen eiskalt überlief. „Ich will gegen Sie großmüthiger seyn, als Sie es verdienen. Ich werde am Hofe nicht eher erzählen, daß die Gräfin Agnese von Seybelstorff, die stolze Erbin, der seither kein Freier gut genug gewesen, sich von einem bloßen Troßknecht habe entführen lassen. . . ."

„Herr diese Erbärmlichkeit wollen Sie begehen? . . ."

„Es wird keine Verleumdung mehr seyn, wenn es in einem Protokolle als Geständniß jenes Gefangenen steht, und ich werde es nicht eher aussagen, als bis ich es beweisen kann!" sagte er zischend wie eine Schlange — „Nun denn, auf diese Gefahr hin wagen Sie es, Herr von Tülbing," sprach Agnese kalt und gemessen, obschon jeder Nerv an ihr vor Entsetzen und Aufregung bebte. „Jener Troßknecht wird Sie beschämen, und niemals gegen mich aussagen, was eine schändliche Lüge wäre. Die Gräfin Seybelstorff aber, obschon Waise, wird nicht so freundlos seyn, daß sich kein Mann fände, um ihren Verleumder zu züchtigen! Also offenen Krieg, und trotz allem Eckel setze ich mich im Bewußtseyn meines Rechts und in meinem guten Gewissen zu Ihnen in den Wagen, bis ich andern Schutz gegen Sie aufrufen kann! — Armer Fridolin," sprach sie im Vorübergehen, „Ihr leidet um meinetwillen, und ich kann Euch keinen andern Trost bieten, als die Versicherung, daß ich an Eure Unschuld glaube!"

Fridolin warf ihr einen dankbaren Blick zu und sah sie in den Wagen steigen. Merkwürdigerweise schien es Herr v. Tülbing für gerathener zu halten, sich zu seinem Diener auf den Bock der Kutsche zu setzen und dem Staub und der Sonne zu trotzen, aber er gab sich vor dem Kutscher und der Geleitsmannschaft das Ansehen, als thäte er es aus zartfühlender Rücksicht für die junge Gräfin, und unterließ keine Gelegenheit, das Benehmen Fridolins als ein höchst tückisches und landesverrätherisches hinzustellen.

Die Kutsche kroch langsam wie ein riesiges Schneckenhaus durch den tiefen Sand und Staub der Straße. Die wenigen Dörfer, die man passirte, waren von ihren Bewohnern verlassen, die mit ihrer besten Habe nach Böhmen hineingeflohen waren, um dem Türkenschreck auszuweichen. Erst gegen Abend erreichte man Ober-Hollabrunn am Göllersbach, einen volkreichen Flecken, der ebenfalls verlassen war, bis auf einige alte, vor Schreck und Entsetzen halb todte arme Leute und etliche Waisen. Hier ließ Herr v. Tülbing vor dem Amthause anfahren und nahm daselbst Einlager. Fridolin ward in den Thurm gelegt, um daselbst über Nacht verwahrt zu werden. Hühner und Gänse waren leicht zu haben, und auch andere Vorräthe und Lebensmittel waren in den verödeten Häusern noch in Menge zu finden. Herr v. Tülbing hauste also wie in Feindesland und requirirte für sich und seine Geleitsmannschaft ungehindert, was er bedurfte. Die Gräfin hatte sich eine Stube ausgewählt, worin sie sich sogleich einschloß, nachdem sie sich durch einen der Reiter, einen treuherzigen Burschen, etwas Brod und einige Eier verschafft hatte. Der reitende Jäger schien instinktmäßig ihre Lage zu begreifen und wich nicht aus ihrem Gesichtskreis, und einige Worte, die sie ihm zugeflüstert, einige Versprechungen, die sie ihm gemacht hatte, schienen ihn noch

Digitized by Google

mehr an sie zu ketten. In der Einsamkeit ihrer Stube aber wich ihre Fassung, die sie seither mühsam bewahrt hatte; da sank sie auf ihr Lager nieder und weinte lange, lange aus Ingrimm über sich und gegen Herrn v. Tülbing, den sie haßte und verachtete. Wider Willen drängte sich ihr in in ihren stillen Gedanken ein Vergleich auf zwischen dem Betragen des einfachen Soldaten gegen sie und demjenigen des jungen Kavaliers aus der Hofkanzlei. Wie zart und unaufdringlich, wie rücksichtsvoll und schüchtern zurückhaltend hatte Fridolin sich benommen, und welche überlegte Tücke mußte sie in dem ganzen Betragen des Herrn v. Tülbing muthmaßen! Und dieser arme treue Soldat, der so hingebend und gehorsam und fürsorglich die Befehle des Herrn Bischofs befolgt hatte, lag nun in Schmach und Ketten und Banden in der Gewalt jenes Weichlings vom Hofe, und ging Gefahren entgegen, die sie mehr ahnen als voraussehen konnte! Sie wußte nicht, was — sie wußte nur, daß sie für Fridolin fürchten mußte, welchen Herr v. Tülbing vielleicht dem Untergange weihen wollte, um sich ein Verdienst um sie beimessen zu können, welches er sonst nicht zu erweisen vermochte! Und dieses Gefühl, diese schmerzliche Ahnung, daß ein Mann dafür leiden mußte, daß er ihr Gutes erwiesen hatte, das war's was nebst der Sorge vor einer neuen Tücke den Schlaf von ihren Augen scheuchte und sie wach und in unruhiger Aufregung erhielt — sie die in der einsamen Schwaige wie im Walde sich unter Fridolins Schutze vertrauensvoll sicher gefühlt hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Schultheiß Wengi von Solothurn verhindert den Bürgerkrieg.

(Mit Holzschnitt auf Seite 168.)

Unser umstehendes Bild feiert die hochherzige That eines Mannes, der aus den Wirren seiner Zeit hervorragt wie ein Fels aus der Brandung, einen jener ehreifesten, humanen und thatkräftigen Männer, an denen die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft so reich ist, und wie sie fast am besten auf dem Boden freier Staaten gedeihen, in denen jedem Einzelnen je nach Maßgabe seiner geistigen Eigenschaften ein Recht der Mitregierung zusteht. Der Mann, an welchen unser Bild erinnert, verdient ein besonders dankbares Gedächtniß unter der Nachwelt, denn seine That war in Anbetracht der Parteiwuth und des Glaubenshasses, welche die Gemüther seiner Zeitgenossen erfüllten, besonders anerkennenswerth und großherzig. Die Einführung der Reformation oder Kirchenbesserung hatte, wie überall so auch im Schweizerlande, zu Religionshaß, Bürgerkrieg und Blutvergießen geführt, und das Jahr 1531 sah in dem sogen. Kappeler Krieg die fünf katholischen Stände Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug im Kampfe gegen die Stände Bern und Zürich, welche die evangelische Seite vertraten. Ein rascher Zug der Katholischen brachte sie nach Kappel, wo sie (am 12. Oktober 1531) mit großer Erbitterung über die Schlachthaufen der Evangelischen herfielen und den Sieg errangen, welcher ihnen mit Erbitterung von den ebenso tapferen Gegnern streitig gemacht ward, und welcher auch dem Haupt der schweizerischen Reformation, Huldrich Zwingli, das Leben kostete. Drauf ward am 16. Frieden geschlossen bei Teynikon, und der Grundsatz freier Religionsübung für beide Parteien ausgesprochen. Die fünf katholischen Stände aber wollten selbst nach dem Frieden noch Rache üben an den Solothurnern, weil sie den Bernern im Kappeler Kriege zu Hülfe gezogen waren, denn die meisten Gemeinden des Kantons Solothurn waren zu jener Zeit schon dem evangelischen Glauben zugethan und daher auf Seiten der Berner gestanden. Nur in der Stadt Solothurn selbst war die Zahl der Evangelischen und Katholischen unter Rath und Bürgerschaft noch ziemlich gleich, und die religiösen Streitigkeiten machten viel Reibung und böses Blut unter den Stadtbewohnern. Als nun die sieghaften fünf katholischen Stände den Solothurnern auferlegten, daß sie entweder eine Kriegssteuer von tausend Goldgulden zahlen oder insgesamt zum römischen Glauben zurückkehren sollten, da wollte niemand an der Kriegssteuer zahlen und die meisten kehrten mit Beschleunigung wieder zur römischen Kirche zurück. In der Stadt selber aber griffen die Katholischen zu den Waffen, um die Reformirten zur Ableugnung des evangelischen Glaubens zu zwingen; sie zogen sogar mit der geladenen Kanone vor das Haus, worin die Reformirten eben zu einer Berathung beisammen waren, und hatten schon die Mündung des Geschützes auf das Haus gerichtet und die brennende Lunte geschwungen. Da trat ein ehrwürdiger Mann, Schultheiß Wengi von Solothurn, Katholik und von beiden Parteien geachtet und wohlgelitten, unter die Ergrimmten, stellte sich mit der Brust vor die Mündung der Kanone, zum Frieden

Digitized by Google

mahnend, und rief: „Soll Bürgerblut fließen, so fließe denn mein Blut zuerst!“ Da erschracken alle über des edlen Mannes Entschluß, bewunderten seinen treuen Bürgersinn, und gaben ruhigen, verständigen und wohlmeinenden Vorstellungen Gehör. Es floß kein Blut, sondern die Evangelischen, die treu zu ihrem Glauben hielten, ließen lieber Hab und Gut fahren und wanderten nach anderen Städten und Ländern aus, und auch in den 44 Landgemeinden des Kantons, von denen 34 schon den evangelischen Glauben angenommen hatten, ward 1533 der römische Gottesdienst wieder hergestellt. Des schlichten Mannes edle That ehrt kein Denkmal von Erz, aber seines gesegneten Andenkens, seiner opferbereiten werkthätigen Menschenliebe sey in alle Zeit mit dankbarer Liebe und Bewunderung gedacht, denn Römische oder Evangelische, wir dienen ja alle Einem Herrn und Gott, der ein Gott der Liebe ist. —

Thierleben im brasilischen Urwalde.

(Mit Bild auf S. 169.)

Alle Naturforscher sind darüber einig, daß sich die reichste Fülle des Thier- und Pflanzenlebens der ganzen bekannten Erde am Oberlaufe des Amazonenstroms entfaltet, wo ein unabsehbarer Strich von beinahe undurchdringlichem Urwald die ganze Niederung des gewaltigen Strombeckens in einer Ausdehnung von ungefähr 280 deutschen Meilen Länge auf 150 d. M. in der Breite so dicht bedeckt, daß nur die dazwischen rinnenden Flüsse und Ströme auf kurze Strecken hin Lichtungen in diese grüne Finsterniß brechen. An ein kleines Flüßchen dieser Waldwildniß nun in der Nähe von dem Städtchen Ega führen wir auf umstehendem Bilde unsere Leser und zeigen ihnen in einem kleinen Rahmen, welche Ueppigkeit des Pflanzenwuchses und welch eigenthümliches Thierleben sich hier geltend macht. Zunächst sehen wir, wie jenes wuchernde Pflanzenleben selbst die Wasserläufe beinahe überwölbt, wie nicht nur aus dem Ufer und dem festen Boden, sondern auch aus dem Wasser selbst eine Menge Gewächse unter den vereinten Wirkungen von Licht, Wärme und Feuchtigkeit mächtig emporsprossen und in die Höhe ringen nach dem Lichte, nach der freien Einwirkung der Sonne, welcher all diese mannigfaltigen Gewächse wetteifernd zustreben. Es ist ein wahrhaftes Ringen der einzelnen Pflanzen und Gewächse unter einander, zum Lichte hinaufzudringen, und in diesem allgemeinen Bemühen aller, der Sonne zuzustreben, nehmen viele von diesen Gewächsen, die wir sonst auf anderen Bäumen als freisame stattliche Bäume sehen, die Form von Schlingpflanzen an, welche an anderen stärkeren Gewächsen emporranken und klettern, um ihre Blätter und Blüthen im freien Strahl der Sonne entfalten zu können, während ebenfalls beinahe sämmtliche Säugethiere, welche hier vorkommen, und ein großer Theil der Vögel und Amphibien u. s. w. die Gewohnheit des Kletterns, angenommen haben, weil sie nur dort oben in der gewaltigen Höhe über dem Boden ihre Nahrung unter dem Laubdach des Waldes finden können. Drunten im langsam strömenden Wasser leben nur scheue Fischotter, die selbst der geduldig lauernde Indianer nicht oft erlegt, giftige Wasserschlangen und unheimliche Alligatoren. Im Dämmer der gewaltigen Gräser und Farne und der kleinen vielfältigen Vegetation aber, wo die Beutelstaare und andere kleine Vögel ihre hängenden Nester an die Zweig- und Blattspitzen bauen, flattern Tausende der prachtvollsten Schmetterlinge, deren Flügel von Gold und Purpur und Atlasschimmer glänzen und den reichsten sammetnen Schmuck von Dunkelblau und Schwarz, von Orange und Karmoisin entfalten und mit dem Farbenschmelz der tausend Blumen wetteifern. Höher hinauf aber, wo Lianen und Sipós und Schlinggewächse von jeder Art und Stärke von Baum zu Baum, von Krone zu Krone, von Ast zu Ast, fliegende und hängende Brücken schlagen, da tummelt das Völklein der winzig kleinen Affen, der Uistitis, der Saimiris oder Eichhornäffchen ferner der etwas größeren Nachtaffen, den Brüllaffen, deren Geschrei kurz nach und kurz vor Sonnenuntergang die unabsehbaren Wälder schaurig durchtönt. Die Uistitis und Saimiris laben hauptsächlich von Käfern und anderen Kerbthieren, welche sie in der Höhe suchen müssen, leben in kleinen Trupps gesellig beisammen und kommen hauptsächlich nach Regen zum Vorschein, weil ihr Instinkt sie gelehrt hat, daß alsdann die Jagd auf die Insekten am ergiebigsten ist. Hoch oben aber in den Baumkronen flattert und hüpft und klettert das zahllose Volk der Papageien, der Toucans, der Beutelstaare, der Finken, der winzig kleinen Phäetorninen, welche hier die Stelle der Kolibris versehen welche lärmen und schreien, zwitschern und schnattern bis aus der Tiefe des Waldes das zitternde Kichern des Lachadlers (Herpetotheres cachinnans) sich hören läßt, und dem Flattern und Lärmen jählings

Digitized by Google

ein Ende macht, weil sich all die Tausende von gefiederten Waldbewohnern und die drolligen Aeffchen bei diesem gefürchteten Schrei plötzlich schweigend unter den Schutz des dichtesten Laubes zurückziehen!

Die Sprache ist zu arm, um die ganze endlose Mannigfaltigkeit der Geschöpfe zu schildern, welche hier auf geringem Raume in erstaunlicher Fülle und Massenhaftigkeit der Form und Farbe zusammen gestellt sind; aber selbst in obigem Bilde, das arm an Farbe auf beschränktem Rahmen nur die Umrisse gibt, tritt dem Beschauer die überwältigende Größe und Allmacht dessen entgegen, der alle diese Wunder geschaffen hat und Erde und Meer und was darinnen lebt, in seiner gewaltigen Hand hält!

Deutsche Fahrten.

II.

Das Lahnthal.

(Mit 4 Holzschnitten.)

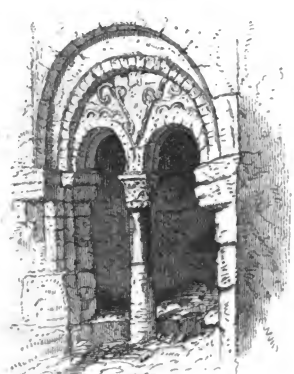
Unter den herrlichsten Gauen des deutschen Vaterlandes zählt unbedingt auch das Nassauer Land und in demselben neben dem Taunus, den wir in seiner landschaftlichen Bedeutung nicht so hoch stellen, das durch Lieblichkeit und Ergiebigkeit der Natur wie durch Geschichte und Sage so hoch verdiente Rheingau und das naturwissenschaftlich wie geschichtlich nicht minder merkwürdige Lahnthal. Dem schönen herrlichen Rheingau werden wir später einige besondere Artikel widmen, und uns dießmal zunächst mit dem Lahnthal beschäftigen, dessen Besuch nunmehr durch die seit einigen Jahren neu eröffnete Lahnthalbahn so sehr erleichtert ist. Der Zutritt zum Lahnthal ist von zwei Seiten aus ermöglicht: entweder vom Rheine her bei seiner Mündung bei Oberlahnstein, wo Dampfboote und Eisenbahnen täglich Tausende von Reisenden vorüber tragen, oder von Gießen her durch die Lahnthalbahn, welche mit der Main-Weserbahn in Verbindung steht. Mein lieber Leser, wenn Du also jemals in der Lage bist, das freundliche Gießen mittelst der Main-Weserbahn zu berühren und Dir einen Tag zu einem höchst genußreichen Ausfluge zu erübrigen, so versäume den Besuch des Lahnthales nicht. Einer der

Dom zu Wetzlar.

Morgenzüge bringt Dich in kürzester Frist aus dem freundlichen, an der rasch strömenden Lahn gelegenen Gießen durch das von malerischen Hügeln eingehegte Thal des genannten Flüßchens nach der wunderhübsch gelegenen Stadt Wetzlar, die, ehedem eine freie deutsche Reichsstadt und von 1698 bis 1806 der Sitz des Reichskammergerichts, nun aber ein preußisches Provinzialstädtchen mit einer kleinen Garnison, in mehr als Einer Hinsicht merkwürdig ist, und die daher wohl einen Aufenthalt von mehreren Stunden verdient. Den Freund schöner Natur vermag die malerische Lage der Stadt zu fesseln, die von Hügeln eingeschlossen einen ungemein malerischen und lieblichen Charakter trägt. Den Alterthumsforscher und Kunstfreund aber ziehen

Digitized by Google

sowohl die Ruinen der Burg Kalsmunt, welche die Stadt überragen (auf unserm Bild S. 176 oben rechts zu bemerken), als in noch höherem Grade der Dom der Stadt an (siehe das Bild S. 173), ein stattlicher alterthümlicher Bau, dessen ältester nordwestlicher Theil (der sogenannte Heidenthurm) noch aus dem eilften Jahrhuudert herrührt und noch Theile aufzuweisen hat, welche, wie das nachstehend abgebildete Portal, zu den schönsten Ueberbleibseln des romanischen Baustyles gehören.



Romanisches Portal am Dome zu Wetzlar.

Allein Wetzlar bietet dem gebildeten Deutschen noch eine anderweitige merkwürdige Erinnerung. Unser großer Goethe lebte hier, als Hilfsarbeiter beim Reichskammergericht, vom Frühling bis zum Herbst 1772, und machte die Stadt und ihre Umgebung zum Schauplatz seiner berühmten Erzählung: „Die Leiden des jungen Werther," in welchen der junge Dichter die Geschichte einer ihn selbst verzehrenden leidenschaftlichen Liebe zu Charlotte Buff, der Tochter des Amtmanns und Verwalters der Deutsch-Ordens-Güter, mit dem tragischen Schicksal eines Legationssekretärs Jerusalem zu einem poetischen Ganzen verwob. Der Amtmann Buff wohnte in dem noch vorhandenen „Deutschen Hause," nun einer Armenschule, wo noch dasselbe Fenster zu sehen ist, aus welchem einst die berühmt gewordene Lotte ihren Freund Goethe bewillkommte. Goethe erzählt in einem Brief an Kästner, wie er aus Wetzlar floh, und mit was für Gefühlen er am frühen Morgen am Kronprinz in den Wagen stieg, und wie begierig er an der Einbiegung in die Schmiedegasse nach den alten Mauern des Deutschen Hauses schaute und die vier Stufen erblickte, über welche er so oft in jenes für ihn doppelt interessante Haus trat. — Eine andere Sehenswürdigkeit der Stadt ist das nachstehend abgebildete „Wertherhaus", am Schillersplatz, der Franziskanerkirche gegenüber, nämlich das Haus, worin der

Wertherhaus in Wetzlar.

junge Jerusalem sich erschoß. Ein halbstündiger reizender Weg, der auch in Werther's Leiden beschrieben wird, führt theilweise an der Lahn hin nach dem Dorfe Garbenheim, im Werther Wahlheim genannt, wo vor der Kirche noch ein Denkstein mit einer Inschrift zu Ehren Goethe's steht. Aber Wetzlar ist nicht die einzige interessante Stadt des Lahnthales. Die Bahn führt in einer schönen und weit geschwungenen Kurve das zwischen freundliche Hügel eingebettete Thal entlang an dem Städtchen Braunfeld, der Residenz des Fürsten von Solms-Braunfeld, vorüber nach der Stadt Weilburg, das durch sein schönes, weithin sichtbares Schloß auf steiler Felsenhöhe ob der Lahn (früher Residenz der seit 1816 ausgestorbenen Herzoge von

Digitized by Google

Nassau-Weilburg) weithin sichtbar ist und manche interessante Punkte darbietet. Von hier an wendet sich die Bahn südlich und zeugt in verschiedenen Tunnels, Thal- und Flußübergängen von dem Fleiß und Geschick ihrer Erbauer und den Schwierigkeiten ihrer Erbauung. Rechts und links wechseln die kühnen Hügelformen mit lieblichen Thalkrümmungen; Marmorbrüche, Eisensteingruben, hübsche Dörfer auf den Höhen und im Thal, Mühlen erscheinen; droben auf einem Berge zeigen sich die wohl erhaltenen mittelalterlichen Mauern des Fleckens Vilmar. Kurz darauf zeigt sich am rechten Lahnufer Runkel, von dem eine Linie des Wied'schen Fürstengeschlechts früher ihren Namen führte, deren großes halbzerfallenes Bergschloß noch vom Felsen herunterschaut. Durch das breiter und geräumiger werdende Thal und an dem auf steilem, aus dem Flusse emporsteigendem Felsen imposant und lustig thronenden alten Gotteshause von Dietkirchen vorüber gelangt man dann nach der alten höchst interessanten und malerischen Stadt Limburg deren prächtiger Dom mit seinen fünf Thürmen auf hohem Felsenvorsprung über der Lahn schon weithin die Gegend beherrscht. Hier sollte der Reisende nicht versäumen, wieder eine Station zu machen und namentlich den Dom genauer zu betrachten, welcher zu den schönsten Kirchen des Uebergangs aus dem romanischen zum gothischen Styl gehört (aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts), und nicht nur eine Menge interessanter architektonischer Glieder und Details im Aeußern, sondern in seinem Innern einen sehr alten Taufstein und das Grabmal Kaiser Konrads I. († 918) mit dem liegenden Bilde dieses Gründers der Kirche enthält. Dieses Limburg ist ein reizendes Städtchen, eine unerschöpfliche Ausbeute für den Architekturmaler. Ganz unvermuthet treten dem Besucher jeden Augenblick ganz neue und überraschende Ansichten entgegen: wundersame alte Häuser in Ziegel-, Holz- und Fachwerk, hübsche Aussichten auf den Fluß und den Dom, auf die umgebenden Höhen; ein ewig bewegtes Leben und schöne Aussicht auf der alten, schon 1315 erbauten Brücke. Dazu gute und wohlfeile Gasthäuser, heitere gesellige Einwohner, trefflicher Wein, eine schöne üppige Natur, Fernsichten auf dunkle Wälder und das ewig rege Leben in dem Bett der rasch strömenden ungestümen Lahn.

Nahe bei Limburg ist der Schafsberg, eine der in Deutschland so seltenen Basaltbildungen, welche für den Naturkundigen immerhin eines Besuches verlohnt. Fluß abwärts, auf dem l. Ufer, gewahrt dann der Wanderer das Schloß Oranienstein, die zeitweilige Sommerresidenz des Herzogs von Nassau; dann bekömmt er das sehr saubere Städtchen Dietz mit seinem malerischen, jetzt als Zuchthaus benützten Schlosse zu Gesicht, wo die Gefangenen vorzugsweise zur Marmorschleiferei verwendet werden. Die alte Brücke über die Lahn ist im 13. Jahrhundert auf den Pfeilern einer noch ältern erbaut, die man für römisch hält. Hier in Dietz steigt der verständige, nicht allzu sehr zur Eile gedrängte Wanderer aus und nimmt den Weg unter die Füße, denn hier ist die Gegend so reizend, daß sie, wenn auch in kleinerm Rahmen, vielfach mit den gerühmtesten Landschaftspartiieen am Rhein, Mosel und Neckar wetteifern kann. Zunächst gelangt er auf dem l. Ufer nach den berühmten Fachinger Mineralquellen, deren Wasser in die weitesten Ferne verschickt werden. Der Wanderer erinnert sich nun, daß er in dem, Heilquellen-reichen Nassauer Ländchen ist, wo die Gesundbrunneu besser gedeihen als die Freiheit und Gesetzlichkeit. Dann bekommt der Wanderer oben auf der Höhe zuerst das schöne Schloß Schaumburg zu Gesicht, wo der von Pfaffen und Reactionnären vielgeschmähte aber charaktervolle und freisinnige gastfreundliche Erzherzog Stephan von Oesterreich, der frühere Palatinus von Ungarn, seit 1848 ein den Wissenschaften und Künsten geweihtes beneidenswerthes Stillleben führt auf dem einstigen Sitze des Fürstenhauses Anhalt-Bernburg-Schaumburg, dessen letzter Sproß der Großvater des Erzherzogs war. Das Schloß verlohnt um seiner Gärten, Sammlungen, Gewächshäuser und kleinen Menagerie willen eines Besuchs, denn es liefert den Beweis, daß sein Besitzer noch etwas mehr ist als ein bloßer Prinz. Ohnweit davon ragt von der felsigen Höhe über der Lahn und dem Cramberger Tunnel die malerische Ruine des Balduinsteins in die blaue Luft, der einst 1319 vom Erzbischoff Balduin von Trier hier erbauten mächtigen Zwingburg, an deren Gestein sich manche interessante Sage knüpft. Beim Dorf Laurenburg die gleichnamige Ruine und ein Schlößchen; auf der andern Seite der Lahn Kloster Arnstein mit langen Fensterreihen, dann an der Bahn die Ruine der alten Burg Langenau aus dem 13. Jahrhundert.

Bald darauf erscheint der hübsch gelegene Flecken Nassau, das dem ganzen Lande den Namen gegeben und eines Halts von einem Zug zum andern verlohnt, denn in dem hiesigen Schlosse, das nun dem Grafen Kielmannsegge gehört, wohnte viele Jahre lang einer der verdientesten deutschen Männer, der edle patriotische Minister Freiherr vom Stein (gest. 1831). dessen Wirken so wesentlich dazu beitrug, im Jahr 1813 die Befreiung Deutschlands vom Joch der französischen Zwingherrschaft vorzubereiten. Wir werden von diesem edlen deutschen noch ein ander Mal ausführlicher handeln; aber immerhin ist es für jeden fühlenden und denkenden Reisenden interessant, diese Stätte zu betreten, wo einst ein wackrer unerschrockener Mann gewandelt, der mit That und Wort dem Feinde so viel geschadet als ein siegreiches Heer, und die entmuthigten Geister der Deutschen zu neuer Thatkraft auferweckt. Hier, wo noch so viel persönliche Erinnerungen und äußere Denkzeichen von dem Wirken dieses trefflichen Mannes fortleben, steht auch der gothische Thurm, den Freiherr von Stein als Denkmal der Befreiung des Vaterlandes in den Kriegen 1813—15 erbauen und anschmücken ließ, und wenige Stunden davon im Dörfchen Frücht, auf der Höhe zwischen Ems und Lahnstein, ist dieser tapfre Patriot in der Familiengruft seines Hauses begraben. Eine kurze

Digitized by Google

Ansicht von Wetzlar.

Inschrift feiert daselbst sein Andenken als des Letzten eines Geschlechts, das 700 Jahre lang hier geblüht habe und rühmt mit Recht von ihm, er sey gewesen „demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechten Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier."

Die nächste Station der Bahn ist der berühmte Badeort Ems mit dem hochgelegenen Bahnhof und der freundlichen Neustadt auf dem sonnigen Hügel des linken Ufers die in das schöne malerische Thal hinunterblickt und die alten Häuser überflügelt hat, die ehedem am rechten Ufer sich zwischen dem Flusse und den Hügeln dicht an deren Fuß schmiegten. Ems ist im Sommer ungemein belebt durch Gäste aus aller Herren Länder, welche hier Gesundheit oder Erholung suchen, denn der Ruf der beiden warmen Trinkquellen Krähnchen (26° Reaumur) und Kesselbrunnen (38°), sowie der Badequellen ist ein verdienter, und Ems arbeitet sich mächtig in die Höhe, um es Wiesbaden und den andern Luxusbädern gleichzuthun, denen der fluchwürdige grüne Tisch zum Anziehungspunkte dienen muß. Indeß ist seine Lage in dem Engthal der Lahn ein wesentliches Hinderniß größerer Entfaltung, und so wird ihm die wundersame Kraft seiner Heilquellen immer einen reichen Besuch sichern, wenn auch die Gäste der Spielbanken wegbleiben. Wen die Reize der Gegend oder die naturhistorische Merkwürdigkeit der Emser Quellen nicht fesseln, der gelangt von Ems aus in kurzer Zeit mit der Bahn auf einer großen Kurve um den bewaldeten Berg herum, dessen Kuppe die Ruine Lahneck schmückt, nach Oberlahnstein, dem Endpunkte der Lahnbahn, und kann nun entweder mit einem Retourbillet nach Wetzlar und Gießen zurückkehren und mit den späten Abendzügen noch auf der Mainweserbahn in nördlicher oder südlicher Richtung weiter gelangen, oder aber er kann mit der Bahn die kurze Strecke über Niederlahnstein und Horchheim nach Coblenz fortsetzen, oder über den Rhein hinüber nach der Station Capellen fahren, über welche die schöne Burg Stolzenfels so kühn herunterschaut, und dieser einen Besuch machen, oder aber er kann auf der nassauischen Bahn über Rüdesheim, das paradisische Rheingau entlang nach Wiesbaden und Mainz eilen, wenn ihn die Reize und Sehenswürdigkeiten, die wohlige Luft und anmuthende Natur des Rheingau's und dessen reiche Schätze an landschaftlichen Schönheiten, an Merkwürdigkeiten aus dem Bereich der Geschichte, der Kunst und der Alterthumskunde ꝛc. nicht auf einen oder mehrere Tage zu fesseln vermögen. Jedenfalls aber wird die Wanderung durch das Lahnthal Jedem auf lange Jahre hinaus genußreiche und liebliche Erinnerungen sichern.

Digitized by Google

Das Glasmännchen.

Eine Weihnachts-Geschichte für Jung und Alt, in sechs Kapiteln.

(Fortsetzung.)

Angelika und ihrem Manne erging es ebenso. Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter und ging mit leichtem elastischen Schritt neben ihm her, bis sie wieder in seiner Stube waren, vor der hellbrennenden Lampe. Da fiel sie ihm um den Hals, und küßte ihn sanft und leise, und ihre Thränen fielen heiß auf seine Wangen.

„Ludwig, lieber, lieber Mann, wie glücklich bin ich!“ hauchte sie; „ach, ich möchte sterben, so wohl ist mir. Wir haben ein paar Menschen glücklich gemacht und mit wie Wenigem! ... O wie wenig weiß doch der Mensch, wie selig es ist, seinen Brüdern eine glückliche Stunde bereitet zu haben. Nie, niemals will ich vergessen, daß ich Dir diese selige Stunde verdanke!“

„Nicht doch, herziges Engelchen! ich bin ja in Deiner Schuld! Ohne Dich hätte ich meinen Vorsatz nicht halb so gut ausgeführt. Nur Ihr Frauen findet in solchen Momenten das rechte Wort vom Herzen zum Herzen. Wir Männer sind darin nur Stümper. Ohne Dich hätte der Vorschlag, den ich den Leutchen machte, nur den halben Werth gehabt; er hätte selbstsüchtig geklungen, obwohl ich überzeugt bin, daß Arbeit und ein Lohn nach Verdienst die besten Almosen in der Welt sind!“

Angelika aber wollte gar kein Verdienst daran haben; Alles sollte nur ihrem Ludwig zukommen. Sie war so stolz auf ihn, und ihr Auge glänzte durch die Thränen hindurch, als sie ihn anblickte, und dieser Abglanz inneren Glückes, noch gehoben durch die wehmüthig stille Freude, durch den Widerschein des Bewußtseyns einer schönen menschlichen That, — all das machte sie so ergreifend schön, so erhaben, daß Ludwig sie nie so schön gesehen zu haben wähnte, nie so sehr bewundert hatte.

„Und an unseren Kindern soll es uns vergolten werden,“ sagte die Frau. „Hörst Du, Ludwig, an unseren Kindern?“ rief Angelika. — „Ach, welche Seligkeit muß es seyn, liebe gutgeartete Kinder zu haben, Ludwig! Wie freue ich mich auf meine Mutterpflichten!“

„Und wie stolz bin ich, Dich zur Mutter unserer Kinder zu haben!“ rief er und schloß sie in seine Arme, „Angelika, ich bin Deiner nicht werth!“ — —

Im Stübchen des Schneiders ward mittlerweile eine ähnliche Scene aufgeführt. Die Nacht war schneidend kalt; der Schnee flimmerte und krachte, und die Sterne glänzten wie Eisnadeln und spitze Flämmchen herunter. Der arme Tobias kam daher ganz frostfarr nach Hause. Wie er nun in die Stube trat, fiel sein Blick auf sein Weib und seine beiden ältesten Kinder, die weinend um den Tisch saßen. Kathi war fortgegangen und Frau Grimel hatte sich zuvor schon, noch während des Besuchs, davongeschlichen; sie war höchst verstimmt, und ihr Gewissen sagte ihr, daß sie der Nichte der geschmähten Frau Mohr nicht in's Auge sehen könne. Niklas aber und der Steindrucker waren noch fort, daher konnten sich die Angehörigen Dalem's ganz ihrer Freude überlassen, und diese — äußerte sich in Thränen. Wer konnte ihnen das verdenken! das Lachen und Jauchzen war ja doch hier so selten, und die Zähre ein gewohnterer Stammgast.

„Jesus Maria, Frau, was ist's schon wieder?“ rief Tobias erschrocken; „ist die Wachstube abermals?... Nein, gottlob, da steht sie ja noch! Oder habt ihr Oel auf die Husarenkleider geschüttet? Oder war der Herr Scharrmair da, der Lottoschreiber, der Kassier der Hausfrau? he? hat er tüchtig gescholten, vielleicht uns gar das Logis aufgekündigt?“

„O Tobias, lieber Tobias, wenn Du wüßtest!...“ stammelte Frau Crescenz, und hob das nasse Tuch in den gefalteten Händen empor. — „Die guten, braven Menschen! ach, wie thut das dem armen Herzen wohl!“

„Wär' ich doch schier neugierig zu erfahren, was denn Deinem Herzen wohl thut, wenn der Herr Scharrmair dagewesen ist!“ sagte Tobias kleinlaut und kopfschüttelnd. „Der bringt doch sonst keine Freude in's Haus. Hat er uns den rückständigen Miethzins geschenkt, Crescenz, he?“

„Ach wer spricht denn vom Lottoschreiber?“ sagte Frau Crescenz; „merkst Du denn gar nichts, Tobias?“

Dieser schüttelte den Kopf. „Aber der Herr

Digitized by Google

Scharrmair war doch da? und was er gewollt hat, kann ich mir wohl denken! Ich bin froh, daß ich nicht da war; das hätte mir meine ganze Feiertagsstimmung verdorben. Na, und was hat er denn gesagt?"

„Das alte Lied, Vater," sagte Lenchen. „Gebt nicht Achtung auf ihn, den harten rauhen Menschen, den Zahlenstock. Hat uns wieder Lumpenpack gescholten, Landschuldenmacher, hochmüthiges Bettelvolk. Sollen lieber Stadtalmosen nachsuchen und die Ahne (Großmutter) zu den Pfründnern ins Gutlenthaus geben, als solche Brodfresser aufnehmen, wenn wir selber nichts zu nagen noch zu beißen haben, und zum schuldigen Dank, daß man uns immer den rückständigen Hauszins nachsehe, den Hausherren das Haus überm Kopf anzünden . . ."

„Dacht' mir's doch, daß der Wind daher pfeift!" murmelte Tobias erschrocken und seine Zähne klapperten noch stärker, seine Hände zitterten noch heftiger. „Weiter, weiter!" sprach er toulos.

„Zum Fasching müßten wir ausziehen, sagt' er," fuhr Lenchen fort, „und bis zum Sylvesterabend müsse die Schuld vom Hauszins abgetragen seyn, weil er zu Neujahr der Frau Mehr die Rechnung ablegen solle. Und wenn wir nicht zahlen können, sagt er, so lasse er uns am Neujahrsmorgen aus dem Haus werfen und behalte die Betten!"

„O mein Gott!" seufzte Tobias, „dacht' ich mir's doch gleich! Und das erzählst Du so gleichmüthig, Lenchen, während die Mutter schier vor Jammer vergeht?"

„Ich vor Jammer vergehn, wegen des groben Lottoschreibers da, wegen des Scharrmair?" sagte Frau Crescenz geringschätzend; — „da müßt' ich doch recht stockdumm seyn, wenn ich das thät'! Soll zu den Affen gehen, der Grasaff' von Lottoschreiber . . . Tobias, Männchen, merkst Du denn Nichts? Da, schau' daher! das Alles kommt uns von guten Menschen!"

„Von Menschen?" fragte Tobias in einem wunderlich ergreifenden Tone, der aus Freude und Wehmuth zu gleichen Theilen gemischt war; „ach, ich hätte das nicht erwartet! Auf Menschen nicht, sondern auf den lieben Gott habe ich heute meine Hoffnung gesetzt. Nun hat er uns also doch geholfen und zwar durch Menschen! Aber sprich, Weib, von wem kommen denn diese Kleider und Lebensmittel?"

„Errath's, lieber Tobias!" versetzte Frau Dalem; „fällt Dir denn Niemand ein?"

„Gewiß von Ledermann, dem Barbier, der dem armen Fritz den Fuß so krumm geheilt hat, daß er auf Lebenszeit ein armer Krüppel ist?" sagte Tobias; — „na, mich freut's zwar, daß der Mann an uns denkt und uns wenigstens zeigt, daß ihm seine Dummheit und Ungeschick Leid thut; aber die Sachen freuen mich nicht. Ein schlechtes Schmerzengeld das, wenn der arme Bub zeitlebens dafür leiden muß! Wär' mir lieber, er hätt' das arme Kind recht kurirt — ich zahlte ihm gern die doppelten Kurkosten!"

„Hast fehlgerathen, Tobias!" sagte die Frau, auf deren Gesicht der Wahn des Schneiders ebenfalls eine trübe Wolke gelagert hatte. „Nein, der Feldscheer läßt nichts mehr von sich hören, und ich würde nichts von ihm annehmen. Geschehene Dinge kann er nicht ungeschehen machen, und wenn er uns etwas gäbe, wär's doch eine Wurst nach der Speckseite geworfen, daß wir schweigen über seinen dummen Streich. — Nein, Alter, Du mußt auf einen Anderen rathen!"

„Von Herrn Fansl, dem Meßner etwa?" fragte Tobias.

„Ei, ei, Väterchen, erinnert Ihr Euch denn gar nicht an den Herrn Wurmholz?" rief Lenchen.

„Wurmholz? O ich Pinsel! hätt' ich das doch gleich errathen können!" rief Tobias und sein kleines runzeliges bleiches Gesicht ward ganz verklärt, und in seinen Augenwinkeln zuckte etwas wie ein blitzender Demant. „Der kreuzbrave herrliche Mann! Ja, ja, dem sieht's wohl ähnlich, daß er uns Arme auch erfreut! Von ihm nehm ich's gerne an, denn das bringt Segen in's Haus!"

Und nun zeigten ihm Lenchen und die Mutter die einzelnen Schätze, einen überschwänglichen Reichthum für diese Familie und ihre Mittel. Da war ein ganz schwarzer Anzug für Tobias, aus Leibrock, Beinkleidern und Weste, Hut, Handschuhen und Halstuch bestehend, zwar von altmodischer Façon, aber von einem so feinen Material, wie es der arme Tobias noch selten verarbeitet und noch niemals getragen; da waren andere Kleider, mehr abgetragen, die für die Knaben noch immer trefflich paßten; dann die Frauenkleider, welche Angelika hergegeben, die noch weniger skrupulös gewesen war in ihrer Wahl. Da war ein warmes Thibetkleid für Frau Dalem, ein Umschlagtuch für Lenchen, und dann ältere Kleider von Madame Wurmholz, die sie selber noch in ihren Kinderjahren und als Jungfrau getragen, und denen die schönen Formen ihres anmutzigen Körpers längst entwachsen

Digitized by Google

waren, die sie aber mit echt weiblicher Pietät und Wirthlichkeit seither aufbewahrt hatte. Tobias weinte beinahe vor Freude, als er das Alles Revue passiren ließ; er war wie ein Kind an der Weihnachtsbescheerung, wollte Alles anrühren, und schaute Eines um das Andre nur stumm und selig an. Aber jeder seiner Gedanken war ein Segenswunsch, ein Gebet für die guten Menschen die ihn so erfreut, und den Geist aus der Höhe der ihnen die Idee dazu eingegeben.

„Schau, Crescenz! schaut, Kinder, so hat uns der liebe Gott doch wunderbarlich geholfen!" sagte Tobias; „wie bin ich doch erschrocken über dem Feuer und wie hat mir's gegraut, und Das was unser größtes Unglück hätte werden können, das ist jetzt zu unserem Heile ausgeschlagen. Was für eine kalte böse bange Christnacht hätten wir verbracht, wenn das Feuer nicht bei uns ausgekommen wäre! Gott sey Lob und Preis in Ewigkeit! — Aber Eins macht mir noch immer bange, der Lottoschreiber! Schau, Weib, was wollten wir beginnen, wenn er uns aus dem Hause würfe? — und er ist der Mann dazu!"

„O das soll er nur probiren!" rief Frau Crescenz, sonst die Gemüthsruhe selbst, und ballte grimmig die Faust. „Hat aber keine Eile! da wird der Herr Wurmholz schon sorgen, und der gilt doch bei der Frau Mohr noch ein Bißchen mehr, als der gewaltthätige Federfuchser, der Scharrmairl!" Und nun theilte sie Tobias — wie denn immer das Gute zuletzt kommt, seit der Hochzeit von Cana — noch das Anerbieten mit, welches der Kaufherr ihnen gemacht habe. Jetzt weinte Tobias wirklich. — „Bin ich's auch würdig?" sagte er. „Nein, ich bin's nicht; wir Alle sind's nicht. Hab' ich doch heute Abend beinahe verzweifeln wollen am lieben Gott und an den Menschen. Und verdient haben wir's gar nicht um den guten Herrn Wurmholz, wir die wir ihn beinahe um Hab' und Gut gebracht durch unsere Fahrlässigkeit!"

„Nein, verdient haben wir's nichts!" sagte Lenchen, „sonst hätten wir der Frau Grimsl das böse Maul gestopft von wegen der Frau Mohr. Ich möchte mir selber Ohrfeigen geben, daß ich so was habe anhören mögen; und es ärgert mich nichts mehr, als daß ich der Fratschlerin noch für den Kaffee danken muß!"

„Ach was!" sagte Fritz; „das sind ja nur einfältige Mährlein gewesen, die uns die Frau Grimsl erzählt hat! Was Glasmännchen! wie könnte der liebe Gott solches Zeug dulden! das wär' ja wahrlich den bösen Menschen noch eine rechte Aufmunterung zur Sünde! Das wär' den unverständigen Kindern ein scharfes Messer in die Hand gegeben!"

„Herziger Bub, hast recht!" sagte Frau Dalem stolz. „Hast es gehört, Alter! der Bub spricht schon wie ein Buch!"

Man wähne aber ja nicht, daß unterdessen und während ihm auf seine Frage die Geschichte der Fratschlerin von dem Glasmännchen wiederholt worden war, das kleine schmächtige Männchen die Händchen in den Schooß gelegt hatte. Ei behüte! da hätte man dem Schneiderlein Unrecht gethan! Vielmehr hatte er bereits, seit die erstarrten Hände wieder biegsam genug waren, sein fadenscheiniges schamröthliches Röckchen ausgezogen und hinter die Thüre gehängt, war in den Hauskittel gekrochen und hatte die Husarenkleider für den Leopold auf den Teppich ausgebreitet, um sie zu bügeln. Wohlgefällig lächelte er das Werk seiner Hände an, aber auch Lenchen erhielt manch dankbaren und zufriedenen Blick für den Geschmack und die Kunst, die sie in ihrer Hülfe daran bethätigt. Als aber die Weste, das Beinkleid und der Dolman so fix und fertig, so schmuck und glitzernd über der Stuhllehne hingen und Lenchen die gelben Saffianstiefeln dazu stellte, die sie ebenfalls mit Tressen und Borten benäht, und die Husarenmütze von schwarzem Pelz mit dem Federstutz und dem carmoisinrothen Beutel herbeibrachte, — da freuten sich Jung und Alt mindestens eben so sehr als morgen früh der Leopold.

„Da wär' mir ein Stein vom Herzen!" sagte Tobias; „wenn nur das Wachthäuschen auch schon so weit wäre! Geh', Leuchen, leg' die Uniform hübsch sauber in ein Körbchen, breit' ein Tuch darüber, und trag's zur Frau Mohr mit meinem schönen Empfehl, und das Andre komme nach! Und Du, Fritz, geh' jetzt in Dein Bett, liebes Kind!"

„Laßt mich noch ein Weilchen auf, Vater, bis die Wachtstube fertig ist!" bat der Kleine; „ich krieg' sie ja doch in meinem Leben nicht wieder zu sehen!"

„Na, ich gönne Dir's," sagte Tobias und beschaute sich jetzt den kleinen Bau. Ja, diese Festigkeit hätte er seinem Pappgerüste nicht geben können, auch die Zierlichkeit nicht, mit welcher Thüren und Fenster ausgeschnitten und mit Rähmchen und Leisten eingefaßt waren. Während er es noch so beschaute und auf Verbesserungen sann, damit er

Digitized by Google

wenigstens auch etwas thun könne, kamen Niklas und Aibl zurück, Lenchen und Kathi folgten und erzählten, wie die Husarenkleider ganz nach Wunsch ausgefallen seyen, und große Freude erregt haben, und wie nun die Madame der Wachtstube mit ebenso großer Sehnsucht entgegensehe.

„Die Madam rüstet noch zum Einbescheren," sagte Kathi, „denn sie ist noch drunten gewesen bei unserer Angelika, sie haben den Thee miteinander getrunken. Die Madame hat sich zerstreuen müssen von wegen der Unruh, die ihr der Leopold gemacht hat, weil er so gar lang nicht heimgekommen ist. Viermal hat sie den Kutscher hingeschickt zu Oberst's, aber allemal hat der Leopold nicht kommen wollen. Die Offiziere, sagt der Joseph, haben einen Maskenball gehabt, und da haben die Kinder dazwischen mit herumgetanzt. Und wie ich hinüberkomm', ist das junge Herrchen grade angekommen, und ist so ausgelassen gewesen, daß der Joseph sagt, der Bub habe etwas im Kopf. Da denk' ich halt, es ist besser, Du bringst ihn ganz still in's Bett, da merkt die Mutter nichts. Und so mach' ichs. Aber ich bin in einer schönen Angst um das junge Herrchen; glüht wie ein Ofen und schnaubt so schwer wie eine Stube voll Bettelleute, daß ich fast fürchte, er hat sich übernommen. Wenn nur die Madam nichts merkt! Die hütet den Buben wir ihren Augapfel!"

„Der Joseph mag Recht haben," sagte Niklas beipflichtend; „der Bub hat einen Rausch; auf der Straße hat er gejodelt wie ein Gassenbub, und der Joseph hat Mühe gehabt, ihn auf dem Schlitten zu erhalten. Die Offiziere, sagt er, haben ihm Punsch und Wein eingeschüttet, so viel er begehrt hab' — die Esel. Geschieht aber der Mutter schon recht; warum will sie mit dem Buben allweil höher hinaus, als ihr die Zung' steht!"

„Das wollen wir nicht richten, Gevatter!" sagte Tobias; „geb' Gott, daß dem jungen Herrchen nichts Böses geschieht! Ach, so ein einziges Kind ist ein wahres Angstkind! wie muß da der armen Mutter zu Muth seyn, wenn dem Kleinen etwas zustößt!"

„So! nun wären wir fertig!" rief Niklas nach einer Viertelsstunde und trieb den letzten Nagel in das Band am Thürrahmen. „Nun mag der Leopold das Haus da gesund zerreißen und recht viel Freude daran haben! Das sei mein Bauherrnspruch. Und jetzt, Aibl, packt da drüben an, und stürzt das Ding, daß wir es die Treppe hinuntter bringen und zu Madame Mohr hinüber. Ich seh' es der Frau Crescenz an, wie sehr sie sich sehnt, dem Stübchen eine festliche Gestalt zu geben. Das Gerümpel und die Hobelspähne sind der reinlichen Hausfrau ein Dorn im Auge."

In wenigen Minuten war das Zimmer leer, und der leichte Bau mit dem noch feuchten Anstrich in den geräumigen Vorsaal der Frau Mohr in der Beletage des Vorderhauses hinübergeschafft. Frau Dalem und Lenchen öffneten die Fenster und kehrten und scheuerten die Stube, während Fritz draußen die Holzstücke sorgsam aus den Hobelspänen las, und das „Geschirr" des Böttchers, d. i. seine verschiedenen Werkzeuge, auf dem Flur zusammenstellte. Als Tobias mit Aibl zurückkam, nachdem er sich noch herzinnig bei dem wackeren Niklas bedankt und dieser den Dank mit rauher derber Bescheidenheit geringschätzig abgelehnt hatte, war das Stübchen wieder gesäubert und aufgeräumt. Ein unbeschreibliches Etwas, ein Genius traulicher Häuslichkeit schien unsichtbar aber fühlbar durch diese Räume zu schweben, die dem armen Tobias noch niemals so freundlich erschienen waren. Ist es denn wahr, daß das Glück Alles verschönert, daß es die Zauberlampe ist, welche die finsteren Geister im Leben und die der Leidenschaften bannt? Nein, nicht das Glück allein thut das: Zufriedenheit, Genügsamkeit, menschlicher Sinn, Bruderliebe thun noch mehr.

„Und nun laß uns den Kindern noch ihre Christfreude für den Morgen bereiten!" sagte Frau Crescenz und rückte den Tisch in die Mitte der Stube, holte ein paar irdene Teller aus der Küche und rüstete den Kindern je ein bescheiden Theil darauf zu. Dank der Freigebigkeit von Kathi, Frau Grimsl und der herzensguten Frau Wurmholz erhielt denn auch ein jedes im Hause etwas Backwerk nebst Nüssen und Aepfeln, und Fritz der von seinem Stuhl aus Alles mitangesehen, hinkte herau und legte jedem seiner Geschwister einen von den herzförmigen Nürnberger Lebkuchen auf den Teller, die ihm Kathi geschenkt hatte; den sechsten legte er der Großmutter auf ihren Teller.

„Nun geht Keines leer aus!" sagte Tobias mit stiller Freude; „und nur Eines ist schade, — daß wir heuer kein Christbäumchen haben. Die kleinen Lichter im grünen Gezweige sind mir immer wie Engelein vorgekommen und haben mir jederzeit großen Frieden im Gemüth bereitet."

„Um so lieber ist mir's, daß wir ihn heuer auch nicht entbehren müssen, den schönen Baum!" sagte

Digitized by Google

Lenchen, das unbemerkt in's Stübchen getreten war, ein kleines aber niedlich aufgeputztes Tannenbäumchen in der Hand, das in einem kleinen Gärtchen von Moos und Buchs stand, mit kleinen Wachskerzen, goldenen und silbernen Nüssen und dem kleinen Christkindel von Marzipan mit den Goldschaumflügeln. „Wär' doch schlimm gewesen, wenn die Kinder keinen Baum bekommen hätten, wo ja doch sogar die Kinder im Waisenhaus ihr Bäumchen aufgeputzt kriegen!"

„Und das Bäumchen ist von Dir, Lenchen?" fragte Tobias. „Hast Dir's wieder am Mund abgedarbt?"

„Ach was, seit sechs Wochen hab' ich alle Sonntag der Kathi einen Sechser zum Aufheben gegeben, und da ist mir's nicht schwer gefallen," sagte Lenchen. „Hat mir immer geschwant, es könnte der Frau Mutter schwer werden, wenn die Zeit kommt; So hab' ich's doch errathen."

„Nun wäre der Tag herumgebracht, Kinder!" sagte Tobias. „Er ist mit Gottes Hülfe mir leichter geworden, als ich vermuthet und gefürchtet hab. Aber der liebe Gott hilft immer. Mit Sorgen hat der Tag angehoben, in Freuden hat er geendet. Drum nimm den Kempis, Fritz, und lies noch einen Abschnitt! wir haben es nöthig, daß wir unserem Herrgott dankbar sind!"

Und Fritzchen las — las mit einer Andacht, die den armen Eltern wie ein Himmelsthau in die Seele fiel. Immer und immer, so oft Fritzchen so aus dem Kempis oder dem Angelus Silesius las, der geistlichen Hausmanns- und Alltagskost in dem Heimwesen des armen Schneiders, wandelte Vater und Mutter unwillkürlich eine Sehnsucht an, den Kleinen dem geistlichen Stande zu widmen, um ihn dereinst einmal als Priester vorm Altare oder auf der Kanzel zu sehen. Ja, Frau Crescenz pflegte oft, wenn sie den Kleinen liebkosen wollte, zu sagen: „O Du sakrischer herziger Aff, Du bist halt doch unser Hauskaplan!" Dießmal aber dachte sie nicht einmal daran, so glücklich und froh machte sie die Gegenwart und der passende Text, der von der erhebenden Zwversicht auf Gott und den Segnungen eines gerechten Lebens handelte.

„Und nun geht zu Bett, Kinder! daß ihr morgen um so früher aufstehen könnt!" sagte Frau Dalem.

„Und die Großmutter?" fragte Fritzchen. „Sie schläft so gut im Lehnstuhl, Vater! soll ich sie wecken?"

„Nein, laß sie unten! sie mag in meinem Bette schlafen!" sagte Tobias. „Die Wärme hat dem alten Körper wohlgethan; es wäre Sünde, sie jetzt in die kalte Bodenkammer hinaufzuschicken."

Mit Kuß und Handschlag verabschiedeten sich die Kinder und gingen. Tobias aber und sein Weib setzten sich noch zusammen an den Ofen, stellten das Lämpchen auf den Ofenkranz und begannen zu plaudern von vergangenen Dingen und Zeiten und von der nun so heiter lachenden Zukunft.

Es war gar seltsam anzuschauen, wie das kleine spindeldürre Männchen mit dem spärlichen grauen Haar und dem bleichen faltenreichen Gesicht der robusten stämmigen Frau gegenübersaß, und ihre Hand in der seinigen hielt, und seinen Blick voll Liebe in ihr Auge tauchte. Sie sprachen oft gar nicht und verstanden sich doch. Das Feuerchen im Ofen knisterte und prasselte, der Rauch pfiff und summte mit dem Wind um die Wette im Schlot, die Athemzüge der Kinder und der schlafenden Matrone neben ihnen schwebten zu ihnen herüber, so gleichförmig und taktfest wie das Picken der Uhr im Winkel. Alles um sie her sprach für sie eine verständliche Sprache, — einen stillen Hymnus des Glückes.

„Ist mir heute gar oft so schwer um's Herz gewesen, Tobias!" sagte Frau Dalem endlich. „Ist mir mancher Tropfen aus den Augen auf die Böden- und Treppenstufen geronnen, die ich scheuern mußte, wenn ich an die verlassenen Würmlein gedachte, an die leere Holzkammer und Brodlade. Und nun ist Alles gottlob vorbei, und hat sich so himmlisch schön gefügt. Ach, wie wird mir die Arbeit leicht werden, wenn ich all die Kleinen um mich habe!" sagte sie; „mir ist als wär' ich noch einmal so stark, wenn ich die Würmchen nur sehe, und hoffen darf, daß sie alle so gut gerathen wie Fritz und Lene und Sepherl!"

„Der wackere Herr Wurmholz!" sagte Tobias kopfnickend. „Wenn wir's ihm nur auch recht danken können! — Glaub' mir, Weibchen! das hab ich heute Abend erbetet. Niemals hat die Orgel mich so erschüttert und die heilige Handlung mich so tief angeregt, und wie ich so während der Predigt hinten in meinem dunklen Eckchen auf dem Schemel saß und all des Harms und Jammers gedachte, der auf uns einstürmte, und der Schulden und Nöthen, die mich drückten, — da faßt' ich mir ein Herz und betete so recht aus der Seele, der liebe Gott möge mir zur heiligen Weihnacht nur das bescheren, daß ich meiner Schulden ledig werde, weil ich dann gewiß ein ganz anderer Mann werden würde. Ach

Digitized by Google

Weib, es gibt nichts Drückenderes auf Erden und keine größere Strafe für den Menschen als Schulden; sie sind auch so eine Art von bösem Gewissen .... Und mit dem Beten und Flehen versank ich so tief in mich selber, daß ich's ganz überhörte, wie die Mette aus war, und die Orgel einfallen sollte, und der Organist mußte mich wecken. Das hat wieder eine schöne Standrede abgesetzt. Und weil denn der Herr Fausl sich auch drein legte und auch seine Galle hineinrührte, da verflog jach meine ganze Andacht und ich fühlte mich bänger als je ... Wahrlich, es hätte wenig gefehlt, so hätt' ich am lieben Gott eben so sehr verzweifelt als an den Menschen, denn die rauhen Reden und das Schelten vom Organisten und Meßner klangen just wie Hohn auf mein Gebet. Und das ward noch ärger, als ich die Kirche abgeschlossen und dem Herrn Fausl die Schlüssel heimbrachte, und fand ihn, den gewaltig stolzen Mann, daheim am Abendessen, die fette Gans auf dem Tische, wornach das ganze Haus so appetitlich roch, und Bierkrüge und Weinflaschen und Gäste genug, — und der Mensch machte mich alten Mann da zum Gespötte und Sündenbock vor allen den unbekannten Herren und Frauen, — mich, der ich sein Vater seyn könnte! O liebes Weib, das Herz blutete mir, wie ich von ihm ging, und es war mir nicht anders, als hätte ich's mit Menschen und Engeln verscherzt, und sey der Aermste, Elendeste und Verlassenste auf Erden ... Und nun bin ich wider so stolz, so glücklich, so stark in meinem Glauben und meiner Hoffnung auf Gott! — Hoffnung läßt ja nicht zu Schanden werden!"

„Diesen Christabend werden wir aber auch unser Leben lang nicht vergessen! ... Sag', Tobias, ist Frau Mohr mit all ihrem Gelde reicher als wir?"

Tobias schüttelte mit wehmüthigem Lächeln den Kopf, führte Crescenz hinten an das Bett der drei kleinsten ihrer Kinder und sagte leise: „Kann sie das da mit Geld erkaufen? Kann sie auch so etwas aufweisen?" Dann küßte er mit seiner lieben, schüchternen, linkischen Zärtlichkeit das treue derbe Weib, und schlich sich hinauf in die kalte, von Zugluft durchströmte Kammer. Und kaum hatte er den Rastort gefunden und sprach sein stilles Gebet frostschauernd unter dem leichten Deckbett, da schollen die Schläge der Mitternacht hell und feierlich durch die stille Nacht, und während der letzte Schlag im klaren Nachthimmel verhallte, hub vom nächsten Thurme ein Posaunenschall an — eine feierliche ernste ergreifende Kirchenweise in die heilige Nacht hinausdröhnend. Eine fromme Sitte will nämlich, daß den Gläubigen der Anbruch des ernsten Festes, des höchsten Freudenfestes der Christenheit, auf diese Weise verkündigt werde, und man nennt das: „das Christkindl wiegen." Der innere Nachhall dieser Musik wiegte auch den alten Mann, zum ersten Mal seit langen Wochen, in sanften sorgenfreien Schlummer.

6.

Auch Frau Crescenz war unter diesen Tönen eingeschlafen aber der Ideengang des wachen Geistes wob und spielte in schöpferischer Wirre noch im Traume fort. Sie dachte absonderlich an das Glasmännchen der Frau Mohr, das zwar alle ihre irdischen, weltlichen Wünsche erfüllen könnte, aber ihr Gemüth doch leer ließ. Es war doch ein bequemes Ding, so ein Glasteufelchen in der Flasche, dem man nur einen Wunsch nach Geld und Gut und schlauem Rath oder verborgenen Schätzen mitzutheilen brauchte, um des Erfolges schon im Voraus sicher zu seyn. Dieser Gedanke peinigte die arme Frau bis zum Einschlafen wie ein böser Dämon; er folgte all ihren Gedanken wie ein Schatten, er drängte sich in ihr Gebet. Ihr unwilliges Kopfschütteln, die Erinnerung, daß ein solcher Gedanke schon sündhaft sey, bevor er sich noch zum Wunsch gestalte, verscheuchten den Dämon nicht — noch in ihrem Traume waltete das halb verlockende, halb grausige Spuckgespenst vor.

Crescenz also träumte. Sie sah sich noch jung und schmuck, ein gesundes dralles lustiges Mädchen just in den Jahren, wo man sich eben nichts sehnlicher gewünscht als einen Mann. „Schätze" hatte sie wohl schon gehabt, aber die Mehrzahl der Liebsten waren ihr untreu geworden, weil sie dem Einen nicht reich, dem Andern nicht schön genug war, und jeder von ihnen diese Vorzüge bei einer Anderen in größerer Menge oder Fülle vorfand. Aber sie grämte sich nicht sonderlich um die Treulosen. Fahret hin! dachte sie; eure Liebe ist die rechte nicht, so seyd ihr auch der meinigen nicht werth! Mochte auch bei ihr die rechte Liebe noch nicht gekommen seyn. Aber endlich kam sie doch. Eines Tages begegnete sie einem schmucken Kürassier mit dem stattlichen Helm und den hohen Stiefeln; der grüßte sie mit freundlicher Miene, nannte sie bei Namen und eine Landsmännin. Herrje, das war ja der Fridl, des Sägemüllers Fridolin aus Holzach, dem „Hofe" der zu ihrem heimathlichen Dorfe gehörte. Schon als Kinder hatten sie sich gekannt, waren

Digitized by Google

mit einander gefirmt worden, hatten sonst wohl auch im Fasching oder in der Kirchweih miteinander getanzt, und trafen sich nun seit Jahren zum ersten Mal wieder. Der Fridl wollte wissen, wo Crescenz wohne, und diese hatte kein Hehl. Er war eben seit Wochen wieder zum Regiment eingerückt und in einem halben Jahr sollte er den Abschied bekommen. Dann wollte er heimgehen, die Sägmühle übernehmen und „heiern," und den alten Vater im Ausgeding in die Wirthschaft nehmen. Sein Schatz war gestorben, und der Kummer hatte ihn aus seinen Bergen fortgetrieben; aber auch hier in der Stadt verfolgte er ihn noch immer. Weiß nicht, wie es kam; aber der Fridl war sehr oft am Brunnen wenn die Crescenz ein Schaff Wasser holte, oder unter den Kastanien der Promenade im Hofgarten, wenn sie mit dem kleinen Kind der Herrschaft spazieren ging. Dann plauderten sie wohl zusammen, und da mochte Crescenz denn auch die Zeit erfahren, wann der Fridl auf der Wache war, denn curioser Weise stand sie immer just um jene Zeit, wo er gerade nicht auf dem Posten war, auf dem Platze vor dem Kasernenthore, und erwartete, daß er mit ihr plaudere. Man weiß ja, wie solche Liebschaften verlaufen. Das Ende von dem Liede war, daß Jedes dem Andern ein silbernen Fingerreif schenkte, und auf einem Bierkeller eines Sonntags im Kreise von etlichen Kameraden und Kamerädinnen Verlobung machten, ohne die Eltern gefragt zu haben. Wenige Wochen darauf erhielt Fridl seinen Abschid und ging heim. Häufig schrieb er, und Crescenz ließ ihm durch Landsleute Grüße bestellen, oder durch einen alten Mann schreiben, der neben dem Hause ihrer Dienstherrschaft wohnte, denn sie selber war der edlen Schreibekunst freund. Fridl bestand darauf, daß sie zu Ostern heimkomme, dann wolle er mit dem Vater reden, und Crescenz zählte die Stunden bis zu Ostern und weinte viel vor Sehnsucht. Kein einziges Mal tanzte sie durch den ganzen Fasching, und sparte und knauserte, um wenigstens ein Bett kaufen zu können zur Hochzeit. Da wollte das Unglück, daß ihr Vater, weil der Winter so kalt war, daheim einmal zu Holz ging und von einem Holzstoße nahm, der dem Grundherrn gehörte; der Jäger kam dazu, und war grob, und der Alte wollte sich nicht verhaften lassen. Da schoß ihn der Jäger mit kleinem Blei in die Beine, als er davon lief, holte ihn ein und wollte ihn nun fahen, aber auf den Schuß sprangen auch ein paar junge Burschе aus dem Holz, und ehe der Jäger wieder laden konnte, lagen sein Hund erschlagen, sein Stutzen zerschellt neben ihm, und die Bauern hatten ihn so zerdroschen, daß er für todt liegen blieb. Das brachte den Vater der Crescenz in's Zuchthaus, denn der Jäger schwur hinterher, er habe mit drein geschlagen, und sey mit den Burschen im Complott gewesen; darum wolle er sie nun auch nicht nennen. — All das erfuhr Crescenz erst bei ihrer Heimkehr, und ihre Hoffnungen welkten hin wie Lenzblumen unter einem späten Reif. Fridl verschwur sich zwar, er wolle es sie nicht entgelten lassen; aber sein Vater wollte von keiner Schwiegertochter aus solcher Familie hören; die Tochter eines Züchtlings sollte nie seine Söhnerin werden; so lange Fridl diesen Gedanken hegte, sollte er nicht daran denken, die Sägemühle zu bekommen. Das war die wohlfeilste Anrede für den alten Fridl, denn im Grunde war ihm Crescenz nur deßhalb nicht recht, weil sie so arm war. Bei einer reichen Schwiegertochter hätte er gar leicht ein Auge zugedrückt, und etwas Anderes war dem Mädchen nicht vorzuwerfen, das einen guten Leumund hatte. Crescenz weinte viel, und Fridl suchte sie zu trösten; aber sein Trost war nur Oel in's Feuer. Am Ende packte das Mädchen seine Sachen wieder zusammen, hing das Körblein an den Arm und ging mit Einbruch der Nacht, da sie Fridl noch in der Sägemühle wußte, fort, um nach der Stadt und in ihren Dienst zurückzukehren. Sie war fest entschlossen, ihm sein Verlöbniß wieder zurückzugeben, und hatte einer älteren Schwester bereits seinen Ring gegeben mit dem Auftrag, ihm denselben mit seinem Worte heimzubieten.

Bis hieher war Alles erlebt — eine schmerzliche Jugenderinnerung, die sie im Traume noch einmal ernsthaft durchlebte. Nun aber führte sie der Geist des Traumes auf den Heimweg, in dunkler Nacht über die Berge und die Matten, durch das Joch am Harfenstein herab zum Freiberger Moos. Dort sank sie, vor Ermüdung und Gram erschöpft, am Waldrande nieder und schlief ein. Und wie sie so lag, da trat zu ihr die Frau Grimsl, und dießmal weit herenhafter und bösartiger, als sie selbst dann war, wenn sie sich mit ihrem Stiefsohne oder einer Nachbarin zankte, — und sie konnte doch wohl sehr böse und bissig seyn! — „O Du dummes Gänschen!" sagte die Alte mit ihrer gellenden Stimme; liegst da am Boden und härmst Dich zu todt, und weinst, daß sich die Steine erbarmen möchten, Und warum? frag' ich. Weil Du arm bist, weil Du Deinen Liebsten darum nicht haben sollst. O wie mächtig

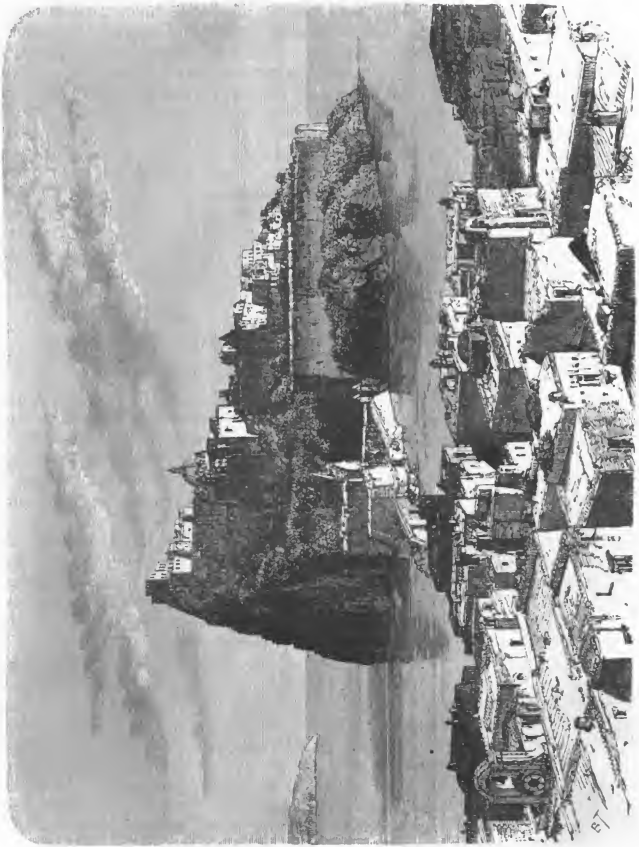
Digitized by Google

Zwei Frauen des Königs von Siam in ihrem Palaſt. (Text hiezu S. 186.)

dumm biſt Du! Schau, Du brauchſt ja nur ein Wörtl zu reden, ſo geb' ich Dir ein Glasmännchen, das mußt Du freien, und dann gibt Dir's, was Dein Herz begehrt: Geld und Gut, und Deinen Fridl, und den ſchönſten Hof im Gebirg, mit Kühen und Rindern und Ochſen und Allem was Dein Herz wünſcht! das koſtet Dich nur ein kleines Wörtl!"

So ſprach die Alte, und ſprach lange. Sie ſchilderte Crescenz den Fluch und Druck der Armuth und die Süßigkeit des Reichthums und eines behaglichen Lebens. Dem armen Mädchen ſchwindelte der Kopf — es hatte den Fridl zu lieb und den Vater der in's Zuchthaus ſollte. Dem konnte ein Glasmännchen wohl auch helfen. Kurz ſie willigte ein, und

Digitized by Google



Anſicht der Inſel Ischia. (Text dazu S. 186.)

die Alte nahm unter der Schürze hervor ein kleines Fläſchchen und zeigte ihr das ſchwarz und weiße Männlein drin mit den Hörnern und dem Schweif und dem Zünglein, das es wie höhnend herausſtreckte; und Crescenz, die wie trunken war, mußte nachſprechen:

„Mannbl im Glas, i küß Di,
Komm, heraus und nimm mi;
Will Di betten, pflegen und waſchen,
Gib mir Geld, und Gut, und ſchöne Sachen;
Gib mir was mein Herz begehrt
Und daß mein' Wünſch' ſeyn erhört.
Dann leb'n wir mit einand' in der Zeit
Und ich bin Dein in Ewigkeit!"

Mit leiſem Schauer hatte Crescenz das Fläſchchen geküßt und den Spruch nachgebetet. Da war die

Digitized by Google

Alte verschwunden, und sie betrachtete bange schaudernd ihre That und das kleine Fläschchen. „Hilf mir jetzt, Männchen!“ sagte sie endlich, und siehe! das Glas zerbarst und gab einen großen Rauch und Dunst, und heraus stieg ein schwarzes Männlein, das sprach zu ihr: Schlag' Dir den Fridl aus dem Sinn, Dirnl, denn ich bin's den Du heiern mußt, und ich mach' Dich glücklich und gebe Dir was Dein Herz wünscht.“ — Anfangs aber wollte sie den Schwarzen gar nicht ansehen, sondern bedeckte ihr Auge mit den Händen und schrie. Aber der Kleine sprach mild und freundlich zu ihr, nahm sie in seinen Arm und trug sie aus dem mitternächtigen Wald in ein warmes kleines Stübchen, setzte ihr Leckerbissen vor und gab ihr gute Worte. Seltsamerweise aber konnte sie ihn nicht sehen, wenn sie gleich seine Nähe spürte und daß er ihr wohlthuend war und der Ton seiner Stimme ihr gefiel und kein Gedanke an Fridl mehr in ihr war und die Sorge um ihren Vater schwieg. Dann legte er sie auf ein weiches Bettchen, und flüsterte ihr in's Ohr: schlafe, mein Seelchen, schlafe! und wenn Du mich einmal nicht mehr fürchtest, so ruf' mir!“ — „Ich fürchte Dich ja nicht, Glasmännchen! gib mir nur mein Augenlicht wieder!“ sagte sie. Da fiel's auf einmal wie Schuppen von ihren Augen, und vor ihr stand — Tobias Dalem, das kleine Schneiderlein, und schloß sie in seine Arme. — „Tobias!“ rief sie; „Du bist das Glasmännchen, Du?... Ja, Du hast mir Glück gebracht, Glück im Ehestande, in meinen Kindern, in meinem Herzen, in Allem was ich bin und habe, und fühle und denke. Und in diesem Glück ist keine Sünde!“....

Damit erwachte sie wie von einem starken Geräusch. Zwischen Traum und Wachen schwebte ihr noch Tobias vor, Tobias als Glasmännchen, — ihr Glasmännchen. Sie lächelte mit geschlossenen Augen, sie lauschte den sanften Athemzügen ihrer Kinder — sie war sich bewußt, daß sie wachte, und dennoch war ihr Tobias noch immer ihr Glasmännchen, ihr spiritus familiaris ∴... da pochte es abermals an der Thüre, schüchtern, dringend.

(Schluß folgt.)

Zwei Frauen des Königs von Siam in ihrem Palaste.

(Mit Bild auf S. 184.)

Von dem merkwürdigen Reiche Siam in Asien, von dem wir früher so wenig gewußt haben, werde ich bald einmal meinen lieben Lesern ausführlicher erzählen. Dießmal nur weniges als Begleitung zu dem obigen Bilde. Siam hat zwei Könige, von denen der eine Namens Mongkut schon sehr viel von europäischer Kultur und Mode angenommen hat und sich in seinen Mußestunden sogar mit Photographiren beschäftigt. So hat er denn auch die Portraits von zwei seiner Frauen aufgenommen, nach denen das obige Bild verfertigt ist, welches einen ungefähren Begriff von der Gesichtsbildung und der halb europäischen halb indischen Hoftracht zu Bangkok, der Hauptstadt von Siam, geben kann. Hohe Schönheit nach unseren Begriffen zeichnet jedoch diese Königsweiber keineswegs aus.

Ansicht der Insel Ischia.

(Mit Bild auf S. 185.)

Unter den drei Inseln Capri, Procida und Ischia, welche dem wunderherrlichen Golf von Neapel soviel Abwechslung verleihen, ist Ischia die bevölkertste. Sie ist ganz vulkanischen Ursprungs und der schrosse zackige Berg Epomeo, dessen Gipfel 2300 Fuß hoch aus der Meeresfläche ragt und den Mittelpunkt der Insel bildet, sowie ein halbes Dutzend anderer ihn umlagernder Berge, sind lauter erloschene Vulkane. Die Einwohner, deren man etwa 30,000 zählt, sind ein bildschöner Menschenschlag, namentlich die Frauen. Ihre Gesichter sind von edlem Schnitt und dunkler bräunlicher Färbung; die Augen groß und intelligent, die Haare rabenschwarz. Die Frauen sind groß und schlank, voll Grazie und Leidenschaft, und unter den Mädchen finden sich Schönheiten ersten Ranges, welche das Entzücken der Maler bilden, zumal in ihrer gefälligen reichen Tracht, welche an die neugriechische erinnert, aber leider immer mehr in Abgang kommt. Dabei sind die Ischioten sehr fleißig, treiben Wein- und Flachsbau, Fischerei u. s. w., die Frauen theilen im Sommer die Arbeiten der Männer und weben im Winter Leinwand und Teppiche oder flechten Körbe und Hüte aus Stroh. — Das Städtchen Ischia, welches auf unserm Bild theilweise im Vordergrunde sichtbar, ist der Sitz eines Bischofs, liegt an der Ostseite der Insel und hat einen kleinen Hafen. Es ist mit dem Kastell von Ischia, einer malerischen kühnen Burg auf einem isolirten, 320' hohen Felsenzacken, welche dermalen eine kleine Besatzung beherbergt, durch einen Damm und eine Brücke verbunden, von welcher aus man eine prächtige

Digitized by Google

Aussicht auf die Insel Procida und den Golf hat. Die Insel Ischia ist vortrefflich angebaut und erzeugt ausgezeichnete Südfrüchte, besonders Feigen, die weithin versandt werden, und einen ganz köstlichen rothen und namentlich weißen Wein, der bis Rom und Genua ausgeführt wird. Das Meer liefert eine reiche Ausbeute von Thunfischen, Schwert- und Hundsfischen, Delphinen u. s. w.; und zweimal im Jahre, zur Strichzeit, werden auf der Insel viele Tausende von Wachteln erlegt. Das Klima ist köstlich, und gar nicht so heiß, wie man glauben sollte, denn der frische Seewind mildert die Schwüle und den Reflex der Sonnenstrahlen auf dem vulkanischen Boden. Daher wird Ischia von manchen reichen englischen und russischen Familien, welche den Winter über in Neapel leben, zum Sommeraufenthalte gewählt, und dient namentlich auch den Künstlern zu einem angenehmen Ruhepunkt in heißer Sommerszeit. Die Aussicht von den Höhen nach dem Festlande hin über die Kette der Apenninen von Terracina bis Calabrien, den Golf von Neapel mit den beiden, gleich Smaragden aus dem sapphirnen Meere auftauchenden Eilanden Capri und Procida, ist unvergleichlich schön und unvergeßlich.

Der entwichene Kassier.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Polizei-Beamten.

(Fortsetzung.)

4.

Wir waren mitten im Fasching, und der Diebstahl bei Duprez war schon halb vergessen, obschon er die furchtbarsten Folgen gehabt hatte. Herr Duprez hatte fallirt; zu Neujahr war er in den Bankerot eines größeren Aktien-Unternehmens, bei dem er stark betheiligt gewesen, verwickelt worden, bevor es ihm noch gelungen, alle seine Depositen-Gläubiger zu befriedigen. Der Konkurs war unvermeidlich, das Deficit aber nicht sehr beträchtlich, nur etwa fünfzigtausend Thaler, und hätte somit nahezu gedeckt werden können, wenn die gestohlenen Effekten wieder beizubringen gewesen wären. Einer der tüchtigsten Advokaten war zum Curator der Ansprüche des noch minderjährigen Fräuleins Adele Duprez ernannt worden, und hatte die Ausscheidung von etwa 15,000 Thalern Muttergut aus der Masse beantragt, um wenigstens dem hartbetroffenen Manne und seinem Kinde noch etwas zu retten, obschon Adele in einer Anwandlung von Stolz und Großmuth auf Geltendmachung ihrer Ansprüche hatte verzichten wollen.

Von Reveillot war noch keine Spur aufgetaucht alle unsere Bemühungen waren vergebens geblieben.

Mit der schönen Margot war ich auch nicht beträchtlich weiter gekommen; sie kokettirte mit mir und heuchelte mir Theilnahme, wollte aber nur „redliche Absichten“ von mir annehmen, und ich trieb das Spiel natürlich nicht so weit, um mich um ihre Hand zu bewerben. Doch galt ich für ihren erklärten Liebhaber, der alle vierzehn Tage einmal bei ihr Thee trank und sie zuweilen aus dem Theater nach Hause geleitete. Ueber Reveillot sprachen wir nie, und wie sehr ich mich auch bemühte, ihr Treiben genauer zu beobachten — ich vermochte kaum etwas zu erkunden, was den Verdacht ihrer Konnivenz mit dem entflohenen Diebe rechtfertigte, diesen oft peinlichen Argwohn, dessen ich mich trotzdem nicht mehr entschlagen konnte.

Seit beiläufig vierzehn Tagen aber hatten mich Dienstgeschäfte abgehalten, die schöne Margot zu besuchen. Wir waren einer Spielerbande auf der Spur, welche in verschiedenen Hotels nach einander ihr Wesen getrieben, und einzelne Gimpel von Stande auf eine Weise gerupft hatte, daß der Verdacht entstand, es habe sich dabei vielleicht auch noch um falsches Spiel gehandelt. An einem Abend waren wir so glücklich gewesen, den Spielklub auszuheben, und hatten mit Erstaunen eine Anzahl Kavaliere des Hofes, Rittergutsbesitzer ꝛc. dabei entdeckt, die freilich meist mit ausgefegten Taschen erschienen, und nach Angabe ihrer Namen entlassen werden mußten. Bei dem Tumulte, den die Protestation der vornehmen Herren gegen unser Eindringen in eine Privatwohnung hervorrief, (obwohl unsere Verfassung keine Habeas-Corpus-Akte aufweist) war es aber einigen der Spieler gelungen, aus dem Lokale zu entwischen und einen Theil ihrer Kasse zu salviren, weßhalb ich meine Leute auf den Bahnhof schickte, um zu versuchen, ob wir nicht der Bursche habhaft werden könnten, denn um 1½ Uhr nach Mitternacht fuhr ja ein Nachtschnellzug durch, mit dem die betreffenden Gauner oder Spieler von Profession (was nach meiner individuellen Anschauung nahezu identisch ist) noch aus unserem Bereich entwischen konnten. Ich selbst hatte mich in aller Eile verkleidet und durch falschen Backenbart, Brille, Schlapphut ꝛc. unkenntlich zu machen versucht und hielt mich in den Wartesälen

Digitized by Google

des Bahnhofs schon eine halbe Stunde vor dem Eintreffen des fremden Zuges auf, mit einem kleinen Reisetäschchen in der Hand, um mir alle ankommenden Passagiere mit Muße zu beschauen.

So sehr ich mir auch Mühe gab, recht unbefangen zu erscheinen, so ergriff mich doch eine Art fieberischer Aufregung, als der Zug endlich einfuhr und die Passagiere ausstiegen. Jetzt kam die Zeit wo meine Vögel ausfliegen mußten, und nachdem ich eine Weile alle diejenigen beobachtet hatte, welche einsteigen wollten — es waren ihrer kaum zwei Dutzend Personen im Ganzen — begann ich mir die einzelnen Coupés zu beschauen und mir von einem der Schaffner hineinleuchten zu lassen, als ob ich einen Platz suchte. Der Bahnhofverwalter war in's Interesse gezogen und hatte den Zugmeister davon benachrichtigt und dieser die übrigen Schaffner beseitigt. Vor jedes Coupé, das einen unserer Verdächtigen beherbergte, stellte sich dann ein Polizeimann in Civil, meines Winkes gewärtig.

Jetzt hatten wir der Vögel zwei erwischt und seelenvergnügt wollte ich an dem fahrenden Postamt vorübereilen, welches mitten im Zuge war, als ich gegen eine hochgewachsene stattliche Dame anrannte, welche über den Perron hergeschritten kam um einen Brief in die Boite zu werfen. Sie fuhr über dem Stoße zusammen und stieß einen Ausruf aus und die Stimme klang mir bekannt. Da aber die Polizei das Vorrecht hat, im Dienste eine gewisse Nonchalance an den Tag zu legen, welche man oft Grobheit zu nennen versucht ist, so ging ich ohne Entschuldigung an der Dame vorüber und wollte meine Untersuchung der Coupés fortsetzen, als mir wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf fuhr: diese Reisekapuze von Weiß und Pensée an der Dame ist dir nicht fremd; trägt nicht beim Nachhausegehen aus dem Theater die schöne Margot manchmal eine solche?...

Rasch sah ich mich um! Die Dame warf nur einen Brief in die Boite des fahrenden Postamts und trippelte dann schnell und verstohlen über den Perron zurück nach dem Ausgang. Dieser Gang, diese Kapuze, diese Stimme? Nein, da mußte mich denn doch alles täuschen, wenn dieß nicht Margot in eigener Person war. — „Schröder," flüsterte ich einem meiner gewandtesten Leute zu, „haben Sie diese Dame gesehen? Gut, folgen Sie ihr unbeachtet und sehen Sie zu, ob sie mit dem Zuge reist oder nicht!" — Sehr wohl, Herr Inspektor! soll gut besorgt werden," hieß es und ich setzte meine Untersuchung fort. Zwei Minuten später hatten wir auch den Dritten unserer Vögel sammt einem sehr schweren Kofferchen mit der Beute, und brachten die Verhafteten einstweilen in den Wartesaal, bis ihr Gepäcke wieder aus dem Packwagen ausgeschieden war. Da trat Schröder zu mir heran und flüsterte: „Herr Inspektor, ich habe gezieumend zu vermelden, daß die fragliche Person eine Hiesige ist, nämlich die schöne Marchande de Mode aus der —Straße. Ich hörte wie sie dem Droschkenführer ihre Hausnummer nannte, als sie einstieg, um nach Hause zu fahren."

So sehr mich auch der Zweck meines Hierseyns beschäftigte, so erschien mir doch das geheimnißvolle Erscheinen Margot's zu dieser Stunde auf dem Bahnhof und die heimliche Abgabe dieses Briefes so auffallend, daß es mir Gedanken aller Art erweckte. „Hatte sie Gepäcke bei sich, Schröder?" fragte ich.

„Nee, Herr Inspektor; nich 'mal ein Parapluie; ich sah sie ganz alleen über den Platz herüberkommen, als ob sie wegreisen wollte. Wenn ich mich übrigens recht erinnere, so hab' ich sie schon einmal um diese Stunde vom Bahnhof weggehen sehen, just in derselben Weise."

Im nächsten Augenblick war ich am Schalter des fahrenden Postamts, legitimirte mich und sagte: „Herr Postoffizial, wollen Sie mir nicht erlauben, einen Blick auf den obersten Brief zu werfen, der in Ihrer Boite liegt."

„Es ist nur ein einziger da — dieser," sagte er und reichte mir den Brief. Die Adresse war von einer festen geläufigen Männerhand und lautete: Monsieur le baron de Proseçki, Hombourg près Francfort s. M.

„Ist sonst kein Brief aufgegeben worden als dieser?" fragte ich und reichte ihm den Brief wieder.

„Nein, heute Abend nicht — übrigens merkwürdig! diese Adresse ist mir nicht unbekannt. Wenn mir recht ist, ward sie schon ein- oder zweimal mir selbst auf dieser Station und um dieselbe Zeit aufgegeben."

„Darf ich mir den Brief aneignen?"

„Behüte, das ist gegen meine Instruktion," sagte der Postbeamte; „nicht einmal unter gerichtlicher Legitimation."

„Gut, so geben Sie mir nur schnell eine Kopie der Adresse auf ein Papierschnitzel!" Diese bekam ich, und mußte mich schnell wieder zu meinen Arrestanden wenden, deren Gepäck nun ausgeschieden war. Mein Geschäft hier war zu Ende. Der Zug-

Digitized by Google

meister und die Schaffner erhielten noch die nöthigen Weisungen wegen solcher Stücke kleinen Gepäckes die etwa in F. in den Wägen liegen bleiben sollten, und der Zug konnte abfahren. Meine Mission war zu Ende.

Die Geschichte mit dem geheimnißvollen Briefe wollte mich aber beinahe den ganzen Rest der Nacht nicht schlafen lassen. Was für ein Zusammenhang bestand zwischen der schönen Margot und dem Baron Prosecki in Bad Homburg, und warum trug die Adresse nicht ihre Handschrift?

In aller Morgenfrühe eilte ich zu meinem Chef und berichtete über den nächtlichen Fang welcher in der Stadt bereits bekannt geworden war und viel Staub aufgeworfen hatte, denn das Einschreiten und die Unparteilichkeit der Polizei in diesem konkreten Fall war sowohl im Jockeyclub wie im Künstlerverein — dort von den Cavalieren, hier von den Bühnenkünstlern, bei beiden aber aus Sympathie für miterwischte Kollegen — sehr herb und tadelnd besprochen worden. Allein das kümmerte mich wenig: es ist ja das Loos der Polizei, daß sie es niemanden recht machen kann; geht sie unparteiisch und ohne Ansehen der Person zu Werke, so nennt man sie schroff; übt sie Rücksichten, so beschuldigt man sie wohldienerischer Schwäche und Parteilichkeit. Meinem Chef, der in solchen Dingen einen eigenen Weg ging, hatte ichs jedoch zu Danke gemacht, und die Rücksichtnahme auf den Klatsch im Publikum, den man so gerne für die „öffentlichen Meinung“ ausgeben möchte, war ihm ein überwundener Standpunkt; den vornehmen jungen Herren, die sich über jedes Gesetz hinwegsetzen zu dürfen meinen, war die verdiente Witzigung und uns eine Beute von etwa sechzehntausend Thalern in Gold und Silber zu Theil geworden — der werthvollere Theil des Raubes der Spieler war leider entwischt. Freude herrschte in Troja's Mauern, und mein Chef war im Begriffe, mich sehr wohlgelaunt zu entlassen, als ich ihn noch um ein kurzes Gehör bat und ihm das auffallende Zusammentreffen mit der Putzmacherin in solch später Stunde sowie meinen Argwohn mittheilte, ob nicht hinter dem Baron Prosecky der entwichene Reveillot selbst oder eine Mittelsperson desselben stecken könnte. Wir überlegten hin und her, was zu thun sey; und ich bestand auf der Ansicht, daß es wohl am rathsamsten seyn würde, sogleich einen unserer Leute nach Homburg zu schicken und sich den Herrn von Prosecky etwas genauer beschauen zu lassen. Meinem Chef dagegen wollte mein Argwohn nicht recht einleuchten; er war der Ansicht, Reveillot habe längst Amerika erreicht, und die Kosten der Reise nach Homburg dürften von dem Ministerium beanstandet werden, wenn die Fährte eine falsche und die Reise erfolglos gewesen sey. Ich erbat mir Urlaub, um selber nach Homburg zu gehen, mit dem Anfügen, daß Fräulein Duprez mit Vergnügen erbötig seyn würde, mir die Reisemittel hiezu zu geben; aber mein Chef wollte hievon noch weniger hören.

„Fräulein Duprez wird ihr Geld noch nothwendig brauchen können,“ meinte er. „Das Motiv, ihren Vater vor dem Bankerott zu bewahren, ist nun keine Triebfeder mehr für sie, und es tauchen neuerdings wieder allerlei Gerüchte auf, welche die Ehrenhaftigkeit des alten Duprez in ein minder günstiges Licht stellen möchten. Ich sprach vor einigen Tagen den Bankdirektor Lüdemann von B., und wir kamen auch auf die Duprez'sche Angelegenheit zu reden, und aus seiner Andeutung darf ich entnehmen, daß man in der Börsen- und Handelswelt sich des Verdachts nicht erwehren kann, Herrn Duprez sey die Entweichung seines Kassiers gar nicht unwillkommen gewesen, beziehungsweise er habe sie sehr zu seinen Gunsten auszubeuten verstanden, und eine genauere Ermittelung seiner Geschäfte dürfte mancherlei Dinge an den Tag bringen, die ziemlich schmutzig seyn würden. Insbesondre meint der Bankdirektor, Herr Duprez habe seinem entwichenen Kassier sicher nicht ohne Absicht vierundzwanzig Stunden Vorsprung gegeben, weil er gefürchtet, der Bursche könnte im Fall seiner Wiederergreifung gegen ihn aussagen. Jedenfalls ist die Sache nicht ganz glatt und sauber.“

„Wenn dieß der Fall ist, Herr Direktor,“ entgegnete ich achselzuckend, „so ist die Beifahung Reveillot's doppelt wünschenswerth; aber ich begreife dann nur nicht den Eifer des Fräuleins, des Entflohenen wieder habhaft zu werden.“

„Hm, wer weiß, ob dieß nicht eine Rolle ist, welche der alte Duprez seiner Tochter übertragen hat, um die Sache desto plausibler zu machen,“ sagte mein Chef. „Ich will mit dem Minister über diese neue Entdeckung reden, und einstweilen an die Polizeibehörde in Homburg telegraphiren und mir Bescheid über den Flüchtling erbitten.“

„Mit nichten, Herr Direktor!“ rief ich; „thun Sie das nicht; das könnte alles verderben. Wenn Baron Prosecky und Reveillot identisch sind, so hat er sicher seine Maßnahmen getroffen, um sogleich gewarnt zu werden, wenn er verfolgt werden will.

Digitized by Google

Meiner unmaßgeblichen Meinung nach ist einem solchen Burschen nur persönlich und mit größter Behutsamkeit beizukommen."

„Bah, ich fürchte, Sie überschätzen die Bedeutung dieses Menschen, Inspektor; doch soll mir Ihr Wink nicht verloren gegangen seyn; ich werde mit dem Minister darüber sprechen. Wenn Sie sich jedoch mit dem Gedanken tragen, selber nach Homburg zu gehen, so kann daraus nichts werden, denn in den nächsten Tagen bedürfen wir Sie hier wegen der Instruktion des Prozesses gegen die Spielergesellschaft."

Der Minister war der Ansicht, daß es genüge einstweilen telegraphische Erkundigungen an die Polizeibehörde in Homburg zu erlassen, und diese gingen gegen Abend ab. Ich ärgerte mich im Stillen darüber, denn nach meiner Ansicht war dieser Weg der unzweckmäßigste, den man sich denken konnte. So wie ich die Sache vom praktischen und erfahrungsmäßigen Standpunkte aus ansah, war von dem homburgischen Polizeiamt nur wenig guter Wille zu erwarten. Es liegt in der Natur der Sache daß man in einem Orte, wo eine Spielbank besteht, alles öffentliche Aufsehen vermeidet, um den Stoff zum Skandal nicht zu vermehren, welcher sich für die Presse ohnedem immer in Menge vorfindet, und daß man lieber alles Andre geschehen läßt, als eine Verhaftung vornimmt, wenn man einer solchen irgend ausweichen kann, zumal wenn es sich, wie im Falle Reveillot's, um ein begangenes schweres Verbrechen handelt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Elennthierjagd in Ost-Canada.

(Mit Holzschnitt auf S. 192.)

Die größte der nordamerikanischen Hirscharten ist das Elennthier (Cervus alces americanus), bei den Engländern Moose-deer, bei den französischen Canadiern Orignal genannt, ein stattliches Stück Wild beinahe von der Größe eines Pferdes, mit weitklafterndem schaufelförmigem Geweih, das zuweilen ein Gewicht von 50 Pfund erreicht. Das nordamerikanische Elenn soll noch etwas größer seyn, als dasjenige welches einst in den Urwäldern unserer Heimath von den alten Deutschen gejagt wurde, nun aber nur in einzelnen Theilen von Rußland, Schweden und Norwegen noch gefunden wird. Es ist durchaus kein solches zierliches Thier wie die übrigen Arten des Hirschgeschlechts, denn es ist am Widerrist bedeutend höher als am Kreuz, der Kopf ist ebenso unverhältnißmäßig groß, als der Hals kurz uno dick, die Beine sind lang und derbknochig, und die Schultern hoch, was im Verein mit der großen Oberlippe, welche den Unterkiefer weit überragt, dem Elenn ein ungeschlachtes und linkisches und nichts weniger als graziöses Ansehen gibt. Die Farbe des Elenns ist ein dunkles Graubraun, das an den Beinen und unter dem kurzen Schwanz bedeutend bläßer wird. Das starke, grobe aber elastische Haar ist auf den Schultern und der Rückenlinie entlang weit länger als an den übrigen Theilen und bildet am Halse eine Art Mähne; unter der Kehle ist ein Auswuchs, von welchem ein steifer Haarbüschel ausgeht. Sein Gang ist unsicher und schwankend, aber sein Trott sehr ausgiebig.

Das Elenn ist ein sanftes harmloses Thier, das seinen Standort immer in dichten Wäldern oder waldigen Niederungen sucht, wo es sich vom Laube und jungem Gezweige der Laubbäume äst; es frißt auch Gras; da es aber wegen seines kurzen Halses und seiner langen Beine nur mit großer Mühe grasen kann, so sucht es zu diesem Zwecke am liebsten Böschungen auf, wo es mit seinen Lippen leichter den Boden erreicht. Sein Fleisch ist von köstlichem Wohlgeschmack, erinnert aber mehr an saftiges Mastochsen- als an Hirschfleisch, und ist daher ein sehr beliebtes und gesuchtes Wildpret, dem Weiße wie Indianer und Halbblütige mit großem Eifer nachstellen.

Das Elenn hat ein sehr scharfes Gehör und ist außerordentlich scheu und vorsichtig und daher schwer zu beschleichen; Geschicklichkeit in seiner Aufspürung und Verfolgung wird daher an dem nordamerikanischen Jäger ganz besonders geschätzt. Trotz seiner friedlichen und harmlosen Natur legt es, wenn plötzlich angegriffen oder verwundet, einen sehr hohen Grad von Muth, Kühnheit und sogar Wildheit an den Tag und vertheidigt sich eben so hartnäckig als umsichtig, nicht allein mit seinem Geweih, sondern auch mit seinen Vorderhufen, in deren Gebrauch es eine besondere Gewandtheit hat, wie schon mancher ungeschickte Schütze erfahren mußte. Das Fell (die Decke) gibt, wenn es gut gegerbt ist, ein weiches, dickes, biegsames Leder, welches die Indianer dadurch bereiten, daß sie die Haare entfernen und das Fell zu ganz gleicher Dicke schaben, worauf sie die Haut mit dem Hirn des Thieres einreiben, bis sie sich weich und schwammig anfühlt, und endlich sie über einem Feuer von

Digitized by Google

stockigem Holze so lange aufhängen, bis das Fell ganz mit dem Rauche imprägnirt ist.

Das Elenn ist so scheu und ungeberdig, daß man es nicht zähmen kann, daher wir es auch nur höchst selten in Menagericen und Thiergärten sehen. Es kommt in Canada, Labrador, Neuschottland und in den Besitzungen der Hudsonbay-Kompagnie noch sehr häufig vor, und wird eifrig gejagt, denn ein erwachsener Elennhirsch gibt gegen vier Centner treffilichen Wildprets und köstlichen Fetts, das von den weißen Ansiedlern sorgfältig ausgelassen und wie Butter benützt wird. Am liebsten jagt man es im Spätherbst, wo es am feistesten ist, indem man es an den Ufern der Flüsse und Seen anpürscht, oder im Frühjahr wenn der Schnee sehr tief aber an der Oberfläche weich ist und dem Thiere das Laufen sehr erschwert. Allein es gehört selbst dann großes Glück und viele Ausdauer dazu, um es zu erlegen, denn man kennt Beispiele, daß drei Jäger auf Schneeschuhen ein Moose-deer vier Tage nach einander verfolgen mußten, bis sie es endlich zu Schuß bekamen. — Daher mag nachstehende Schilderung einer erfolgreichen Jagd auf das Elenn manchem unserer Leser nicht uninteressant seyn.

„Während meines Aufenthalts in Ost-Canada als Feldmesser," erzählte uns ein Bekannter, „saß ich eines Mittags im Spätherbste, kaum von einem Geschäfte heimgekehrt, am traulichen Ofen und rauchte mein Pfeifchen. Ich mochte mit meinem Gehülfen kaum ein Stündchen so gesessen seyn, so kam mein Wirth ganz athemlos in's Zimmer herein und hatte kaum Kraft genug um uns zuzurufen: „Wenn ihr eine Elennthierjagd mitmachen wollt, so folgt mir!" Es kostete mich nur wenige Minuten, meine Büchse und Jagdtasche umzuhängen, meine Schneeschuhe herunterzuholen und in den Schlitten meines Wirths zu springen, der sogleich in nördlicher Richtung mit uns davon fuhr. Als wir ein kleines Flüßchen etwa zwei englische Meilen von unserem Haus erreicht hatten, hielt mein Wirth an, und sagte: „Nun rasch die Schneeschuhe angezogen! haltet euch nordwestwärts, bis ihr auf die Fährten kommt; ihr könnt sie gar nicht verfehlen, denn ein paar Elennthiere mit den Jägern hinter ihnen her, kreuzten den Weg bei der und der benachbarten Lichtung!" — Wir schritten nun rüstig durch den Wald, und mochten kaum noch eine mäßige Stunde gegangen seyn, als wir deutlich ein Hundegebell und den Knall einer Büchse hörten und wenige Minuten später eine prächtige starke Elennkuh von den Hunden verbellt sahen, und drüben auf einer leichten ansteigenden Hügelwelle zwei Schützen bemerkten, welche hinter Bäumen hervorlugten und ihre Schneeschuhe abgestreift hatten, bereit auf die Bäume zu klettern, falls das Elenn geneigt seyn sollte, sie anzugreifen, was das angeschossene Elenn beiläufig gesagt beinahe immer thut, wenn es nicht von Verblutung und Ermüdung ganz erschöpft ist.

Als wir die beiden Schützen erreicht hatten, erfuhren wir, das andere Elennthier sey weiter gelaufen, und erhielten von ihnen Erlaubniß es zu verfolgen, eine Erlaubniß, welche man denen die sich zu einer Jagd drängen nicht immer gern gewährt. Allein die Männer waren den beiden Stücken Wild sechs Stunden lang auf der Fährte gefolgt, und nun so müde, daß sie froh waren, Ersatzmänner zu finden, welche für sie das Wildpret vollends erlegten. Wir suchten also die Fährte und setzten die Verfolgung fort. Mein Wirth bekam das Wild, einen prächtigen Elennhirsch, zuerst zu Gesicht und jagte ihm eine Kugel in die Seite. Das war ein grobes Blei, das ihm viel Schweiß abzapfte, als er nun im Trott wieder aufpackte und fortlief. Wir folgten ihm und ich sah bald, daß der Hirsch sehr erschöpft war; nach einer Stunde etwa ließ er in seiner Eile nach und arbeitete sich nur mühsam durch den Schnee, so daß ich mich ihm bis auf fünfzig Schritte nähern konnte, und ihm eine Kugel dicht hinter das Blatt schoß, worauf er im Feuer zusammenstürzte und etwa nach zwanzig Minuten verendete.

Es war ein Kapitalhirsch; er war am Widerrist sechs Fuß sechs Zoll rhein. hoch, und es kostete uns große Mühe und lange Zeit, das schwere Thier zu zweien zu streifen und zu zerwirken. Wir wurden jedoch damit fertig, ehe noch der Mond unterging; vergruben das Wildpret in den Schnee, um es vor der Gefräßigkeit der Eulen und Wolverinen (Vielfräße) zu sichern, und ich belud mich mit der Haut des Hirsches, mein Freund aber nahm den Kopf mit dem Geweih. Wir hatten beinahe zwei Stunden zu gehen, bis wir wieder zu dem Schlitten kamen, und schwitzten nicht wenig unter unserer Last, denn jeder von uns hatte 50—60 Pfund zu tragen.

„Am andern Morgen nahm ich meinen Tobagin oder kleinen Handschlitten, um unsern Antheil an dem Wildpret zu holen, und brachte 217 Pfund auf einer einzigen Fuhre nach Hause. Ich spannte

Digitized by Google

Eine Elennthierjagd in Oſt-Canada.

mich an die Deichſel und mein Wirth als Wegweiſer zog vorne am Lariat oder Riemen und ſo kamen wir gut, wenn auch nicht eben geſchwind vom ſ[F]lecke. Das Gewicht, welches dieſe kleinen Schlitten zu tragen im Stande ſind, iſt beinahe unglaublich. Unterwegs verloren wir das in ein Bündel zuſammengebundene Fleiſch von der einen Keule des Hirſches, welches von uns unbemerkt vom Schlitten gefallen war. Sobald wir unſern Verluſt inne geworden waren, rief ich meinen Hund, einen edlen Neufundländer, und ſchickte ihn mit den Worten: „Geh', ſuch' verloren!“ auf dem Wege zurück. Er ging ſogleich und brachte etwa nach zehn Minuten das Bündel Fleiſch unangeſchnitten zurück.“ — Später ſchoß ich noch einen Elennhirſch, aber ohne Geweih, denn das Elenn oder der Mushirſch wirft im Dezember ab, und ſchickte ihn zum Ausſtopfen nach Europa an einen Londoner Naturalienhändler, da dieſe Thiere in den Naturalien-Kabinetten noch ziemlich ſelten ſind.

Die Indianer färben das Haar von der Mähne des Mushirſches und verwenden es zur Verzierung ihrer Kamaſchen, Mokaſſinen und anderer Gegenſtände ihres Hausbrauchs.

Gedankenſpähne.

Kein Menſch bedarf im Allgemeinen des Geldes ſo ſehr wie der welcher es verachtet.

Der Egoiſt hat wie das Inſekt oder der Wurm nur eine einzige Kammer an ſeinem Herzen.

Verantwortlicher Redacteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H.“ — Druck von Müller & Bellnagel in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Türken vor Wien, 1683.

Geschichtliche Erzählung von **Otfrid Mylius.**

(Fortsetzung.)

7.

Fridolin lag im Thurm auf dem nackten Boden. Ein Stück Schwarzbrod und eine Pitsche Wasser waren sein Mahl, aber der Gefreite war so barmherzig gewesen, ihm die Stricke abzunehmen, womit Fridolins Hände auf seinen Rücken gefesselt gewesen waren. Die geschwollenen Handgelenke brannten ihn wie höllisches Feuer und ließen ihn nicht schlafen. Wirre wilde Gedanken gingen ihm durch den Sinn, und er lauschte von Zeit zu Zeit auf den klirrenden Schritt der Schildwache, die drunten im Hofe auf dem Steinpflaster auf und nieder schritt, um die schlafenden Kameraden vor einem etwaigen Ueberfall der Türken zu bewahren. Er dachte an die schöne Gräfin und ihre wohlthuende Theilnahme; er dachte an den edlen wackern Bischof Kollonitsch und dessen ehrenden Auftrag; er dachte an Herrn von Tülbing, der ihn offenbar verderben wollte und den er glühend haßte; er dachte an das, was ihm drohen konnte, wenn der Haß der Mächtigen sich gegen ihn, den Unschuldigen, wende, und er fragte sich, ob das Schicksal, welches den alten eigensinnigen Mathias getroffen, wohl schlimmer gewesen sei …

Aber auch an andere Dinge dachte er: an seine arme Mutter in der fernen Heimath, deren frommes Gemüth seine Flucht aus dem Kloster tief betrübt haben mußte, deren Herz er vielleicht gebrochen, weil er so lange verschollen blieb für die Lieben in der Heimath. Er dachte an seinen ernsten Vater und das Vaterhaus auf der waldigen Haide, an die Wälder und Moose und Seeen der Heimath, wo er einst, ein harmlos froher Knabe, sich getummelt ehe man ihm das steinerne Röcklein des Klosters angezogen hatte und ein unnennbares Heimweh nach Vaterland und Vaterhaus und nach den lange entbehrten Lieben schwellte sein Herz bis zum Zerspringen! Dann gedachte er der jüngsten Vergangenheit, der zwecklos vergeudeten Wanderjahre, der Enttäuschungen unter der Fahne! Konnte er so zu den Seinigen heimkehren wie der verlorne Sohn, er, dessen Ausbildung den Eltern so manches Opfer gekostet hatte? Mit nichten; er mußte erst etwas werden in der Welt, um das Unrecht zu sühnen, welches er durch den Ungehorsam gegen der Eltern Willen begangen hatte, bevor er sich selber das Recht zugestand, entsühnt ins Vaterhaus zurückzukehren. Aber jetzt war er abermals gefangen, und sein Loos erschien ihm wie die verdiente Heimsuchung seines Ungehorsams. Es ist die Sündenschuld! sagte er sich im Stillen, und der Gedanke, seine Schuld nicht mehr sühnen zu können, als ein Opfer der Willkür unbekannt und ungerochen in der Fremd zu verderben in irgend einem Gefängniß, preßte ihm heiße Thränen ohnmächtiger Wuth aus, und in verzweiflungsvollem Schmerz versank er in dumpfes Hinbrüten.

Stunde um Stunde war verronnen; Ratten huschten neben ihm auf dem Boden hin und holten die Krumen seines Brodes; Käuzchen wimmerten um die steilen Giebel des Amthauses und das Dach des Thurmes. Jetzt schlich ein leichter dämmeriger Lichtschimmer durch das hoch über dem Boden angebrachte Fensterchen in das Thurmgemach: der Mond war aufgegangen, und sein sanftes Licht fiel tröstlich und sänftigend in den kalten dumpfigen Kerker. Fridolin begrüßte diesen Schimmer, wie einst Noah die Taube mit dem grünen Oelzweig begrüßt haben mochte. Der dämmernde Fleck an der Wand seines Kerkers war ein Glück-verheißendes Licht in seine Trübsal herein, und lenkte aus der Tiefe des Elends seine Gedanken empor zu jener höhern Macht, die hoch über den Gestirnen die Schicksale der Welten wie der einzelnen Menschen lenkt. Mildere Gedanken regten sich in ihm, die Keime der Hoffnung schwollen; er dachte an Flucht, an eine Heimkehr nach Wien, oder wenigstens zum kaiserlichen Heere, daselbst wieder Dienste zu nehmen.

Der Mond stieg höher, der lichte dämmernde Fleck an der Wand ward deutlicher. Er reicht schon bis

Digitized by Google

zur Thüre herab. Instinktmäßig erhob sich Fridolin vom Boden und eilte nach der Thüre — der Riegel des Schlosses war vorgeschnappt, aber nicht in die Schloßkappe, die Eisenriegel hatten nicht in die Hafte eingegriffen! Mit Mühe unterdrückte er einen Freudenschrei bei dieser Wahrnehmung. War es Zufall oder Absicht? hatte der Gefreite ihm eine Gelegenheit zur Flucht geben wollen, oder dieses Dienstes ungewohnt und unkundig die schwere Thüre nicht ganz zugezogen? Fridolin grübelte der Ursache nicht lange nach; er begriff nur Eins: die Möglichkeit einer Flucht. Müdigkeit, Schläfrigkeit, Schmerz und Kummer von sich streifend, erfaßte er mit starkem Arm die schwere Thüre, hob sie in ihren rostigen Angeln, öffnete sie geräuschlos so weit, daß er hinaus konnte, und zog sie dann ebenso sachte wieder hinter sich zu. Er schlich tastend der kleinen Wendeltreppe zu, da stieß sein nackter Fuß an etwas am Boden; er bückte sich darnach; es war ein dünner Strick, wohl derselbe, mit welchem seine Hände gebunden gewesen waren. Lautlos schlich er die Wendeltreppe herunter und hatte schier die Thüre erreicht, da stand er stille — er hörte Athemzüge von Schlafenden: einige der reitenden Jäger hatten sich hier in der Halle auf die Streu gebettet. Ein bitterer Schmerz zuckte bei dieser Entdeckung durch Fridolins ganzes Wesen, und doch war Heil in dieser Entdeckung: ein einziger Schritt mehr hätte vielleicht einen der Schläfer geweckt und ihn verrathen und wieder in seinen Kerker zurückgeliefert. So aber kehrte Fridolin rasch um und schlich die Wendeltreppe wieder hinan bis oben hinauf in's letzte Stockwerk des Thurmes unter der Kappe. Ein Pförtchen führte hier auf die Zinne hinaus, aber es war verschlossen und die kleinen Fensterchen, die auf den Umgang mündeten, waren zu schmal als daß er hätte hindurchkriechen können. Doch vermochte er hindurch zu sehen und da sah er denn dicht vor sich ein hohes steiles Dach mit Luken und hohen Giebelmauern, die in Staffeln und Schnecken endeten, und das Dach streckte sich lang hin über das ganze große Amthaus. Zwei Armslängen und er war frei; nur die Mauer oder das Pförtchen trennten ihn von der ersehnten Freiheit! Welch neckischer Hohn!

Der Mondschein fiel durch die engen, schießschartenartigen Fenster herein, und mählig konnte das an die Dunkelheit gewöhnte Auge das Balkenwerk der Thurmspitze unterscheiden; aber wie sehr sich Fridolin auch strecken mochte, nicht einmal eine Fingerspitze reichte an die untersten Balken des Hängewerks. Mit bitteren Gefühlen der Enttäuschung hatte er sich auf die oberste Treppenstufe niedergesetzt und den heißen Kopf in die Hände gestützt; verzweifelnd fragte er sich, ob denn keine Möglichkeit vorhanden sey, den Thurm zu verlassen? Nein, er wußte keinen Ausweg, hatte kein Werkzeug, das Schloß des niedrigen Pförtchens zu sprengen.

Wie lange er so dagesessen, wußte er nicht. Bittere Enttäuschung erfüllte seine Brust. Da blickte er noch einmal hinauf in das finstre Innere des Thurms, von einem wimmernden Tone angezogen, und siehe da: durch ein kleines Loch, kaum handbreit, war eine Eule hereingeschlüpft und saß auf einem Balken, die leuchtenden Augen im Kopfe drehend, und der schwache Mondstrahl, der durch jene Ritze einfiel, zeigte ihm einige wagrechte Balken, die kaum mannshoch über ihm waren. Dort hinauf und dann einige Ziegel ausgebrochen, dann bist du wenigstens außerhalb des Thurmes, nur einen Katzensprung vom Dache! schien ihm eine Stimme zuzuraunen. Rasch sprang er auf; er hielt den Strick noch in der Hand, mit welchem seine Hände wahrscheinlich gefesselt gewesen waren. Er warf das eine Ende über einen der Balken, daß die Eule schreiend aufflog, fing es auf, schlang es mit dem andern Ende zu einem starken Knoten und trat mit dem Fuß hinein, schwang sich kletternd hinauf und saß bald rittlings auf dem Balken, welchem er entlang rutschte bis zu der Luke, die er vorhin gesehen hatte. Hier war einer der Hohlziegel aus seiner Mörtelbettung herausgefallen, und Regen und Sonne hatten auch die anderen benachbarten Ziegel gelockert, so daß Fridolin sie herausbrechen konnte. Bald war das Loch groß genug, um den Oberleib hindurch zu lassen. Zwölf Fuß unter ihm war der Thurmumgang mit seinen Zinnen; hier konnte der Strick wiederum helfen, der rasch von dem Balken losgebunden und als lange Schleife um den einen Dachsparren gelegt ward....

Eine Viertelstunde banger hastiger Arbeit, lebensgefährlichen Wagens, und Fridolin hatte mittelst seines Strickes das Dach des Amthauses erstiegen, durch eine Dachluke den Speicherboden erklettert, sich tastend zu den Treppen der Speicher zurecht gefunden und die Treppe herunter das erste Geschoß über der Erde erreicht. Ein Söller lag vor ihm, auf den Garten an der jenseitigen Seite des Hauses mündend. Er öffnete das Fenster und stieg hinaus, er schwang sich vom Söller in einen Nußbaum, der

Digitized by Google

seine Aeste dicht bis unter dessen Geländer hinstreckte, gelangte in den Garten hinab, dessen Mauer er überstieg, und war frei im Freien!

Frei! ha, wie dieser Gedanke Fridolin plötzlich mit Muth und Hoffnung durchzuckte und mit Kraft durchströmte! wie er die letzten Strahlen des untergehenden Mondes benützte, um das Bächlein zu gewinnen, das durch die Gemarkung des Fleckens sich hinwand, und in dessen Ufergebüsch geborgen er nun den Wald erreichte, an dessen Saum entlang er gegen Osten hinfloh bis seine Füße ihn nicht weiter trugen, und er sich in der Dunkelheit in das tiefe Tannicht flüchtete und auf dem noch warmen Lager eines verscheuchten Hirsches athemlos niederstreckte und bald darauf in einen tiefen todesähnlichen Schlaf versank! —

Es war der vierte Tag seit jener Flucht Fridolins aus dem Kerker. Ein glühend heißer Juli-Nachmittag lag über der Donaugegend: der Himmel war grau und dunstig und die Hügel- und Waldlinien und Umrisse der einzelnen Theile der Landschaft an der Donau traten mit deutlicher Bestimmtheit hervor. Da wo das Flüßchen Kamp in die Donau einmündet, lag die Landschaft in tiefer Ruhe da. Es war als ob mit den menschlichen Bewohnern, welche der Türkenschrecken vertrieben hatte, auch die Vögel verjagt worden wären, solch schwüle Stille lag auf dem Gelände. Da trieb ein kleiner Nachen wie herrenlos auf den Wellen des Kamp-Flüßchens herab, schwankte eine Weile wie unschlüssig auf dem Stauwasser, das der Andrang der Donau wider die kiesigen Flacken an ihrem linken Ufer zurücktrieb, und ward dann erst von der stärkern Strömung des großen Flusses erfaßt und in dessen Fahrwasser hineingetrieben. Der Nachen war mitten im Flusse, als zwei bärtige Reiter, die ob den hohen Böschungen des rechten Ufers hinter den Bäumen hin- und herritten, wie auf einer Streife, das kleine Ding gewahr wurden und mit einem lauten Freudenrufe begrüßten. Es waren morgenländische Reiter von eigenthümlicher Tracht, und schienen besonders erpicht auf den Kahn, denn sie riefen und winkten rückwärts nach den rückliegenden Feldern und Obstgärten, wo noch mehr solcher Reiter zerstreut waren, und mit Einem Male sprengte eine Schaar derselben einen steilen Weg hinab, welcher zwischen Wein- und Obstgärten hinunter in den Thalgrund der Donau führte.

In diesem Augenblick aber richtete sich eine hagere sonnverbrannte Gestalt, die seitdem flach am Boden des Nachens gelegen und nur bie und da mit dem Arm über den Bord desselben hinausgegriffen hatte, um mit einigen Schlägen in's Wasser dem kleinen Fahrzeug seine Richtung zu geben, in dem Nachen sitzend auf und blickte mit den tiefliegenden glühenden Augen um sich und musterte die Gegend. Da lag zunächst, der Mündung der Kamp gegenüber, auf der hohen Uferböschung ein kleines Dorf, Draysmauer genannt, das ebenfalls öde und verlassen schien, und weiterhin am linken Donauufer noch etliche Flecken und Dörfer, von denen nur die Kirchthürme und einzelne Häuser aus grünen Obstbaumhainen hervorlugten; aber alles war stille und verlassen. Die Mühlen ruhten und weder Floß noch Schiff noch Nachen trieb auf dem grünen Spiegel der Donau dahin. Dort hinunter aber gen Südenstiegen mächtige Wolken schwarzen Rauchs und Qualms auf, und zeugten dafür, daß die Verheerungen der Türken mit Feuer und Schwert schon weit über Wien herauf nach Norden gedrungen seyen.

Der einsame Schiffer war mit seiner Musterung noch nicht weit gekommen, als er, um den Vorsprung des rechten Ufers biegend, worauf das Dörfchen Draysmauer liegt, über den grünen Anger am Strom ein Dutzend tatarischer Reiter herabsprengen und ihre Rößlein auf die Kiesbänke des Ufers und bis an den Bauch in's Wasser hereintreiben sah. Die Reiter winkten ihm drohend zu und bedeuteten ihn durch Geberden, dem Ufer sich zu nähern, und eine Weile schien er sich zu besinnen, ob er nicht wieder nach dem linken Ufer zurückrudern sollte, allein als er seine Ruderstange in den Strom stieß, da war's, als stäche er damit ins Leere, denn die Stange fand keinen Boden mehr und der leichte Kahn trieb als ein Spiel der Wellen auf der Strömung dahin. Zugleich sah er, daß die tatarischen Reiter das Ufer entlang galoppirten und sich vertheilten und ihre Pferde in's Wasser trieben, um zu ihm hinzuschwimmen. Und einzelne Pfeile schwirrten schon durch die Luft und fielen gefährlich nahe bei ihm in's Wasser.

„Allah-il-Allah!“ rief er durch die hohlen Hände ihnen zu und bedeutete sie durch Zeichen, daß er kein Ruder habe, um ihnen nahe zu kommen; dann aber bückte er sich herunter an den Boden des Nachens und zog den Zapfen, daß das Wasser sprudelnd hereinquell, und murmelte vor sich hin „Nun helf' mir Gott; es ist aus. Ihr aber sollt den Kahn doch nicht haben, ihr heidnischen Hunde

Digitized by Google

eher will ich mit demselben auf den Grund der Donau fahren, denn euren Khandscharen werd' ich doch nicht entgehen!" Und sich ruhig und gefaßt wieder niedersetzend, ruderte er den Kahn dem linken Ufer zu; der Nachen sank und sank tiefer ein, je mehr er Wasser schöpfte, und die tatarischen Reiter erhoben ein wildes Geschrei. Einige der hitzigsten trieben ihre Pferde schwimmend zu ihm hin, und als der vorderste nahe genug gekommen war, schwang er seinen Arkan oder Riemen über den Kopf und die Schlinge flog dem Schiffer über die Schulter herein und schnürte ihm die Oberarme an den Leib; allein ehe der Reiter sein Rößlein gewendet, hatte sich der Schiffer mit Händen und Füßen an den Rand des Nachens angeklammert und denselben umfaßt, und als der Strang der langen Fangschlinge angezogen ward, stürzte er den Kahn um, tauchte mit demselben nieder, kam erst auf die Oberfläche, als ihm der Athem fehlte, und schwamm auf dem Rücken landwärts unter dem Zuge des Stranges, bis er Boden fand, worauf er ruhig an's Ufer watete und mitten in dem Haufen der zusammengeeilten Reiter sich pustend schüttelte und nach Athem schnappte.

„Schalem aléchem!" (Friede mit euch) sprach er dann auf Arabisch; „Allah kerim (Gott ist groß), denn er hat mich errettet, daß ich nicht wie ein Hund ertrinken mußte, ob eurer Dummheit. Gott ist Gott, und Mahomet sein Prophet. Aber wer seyd ihr, daß ihr einen Gläubigen behandelt wie ein Gjaur, wie einen räudigen Hund? W'Allah (bei Gott), es war ein Glück für dich, du Kisilbaschi (Rothbart), daß ich keinen Bogen und Pfeil bei mir hatte, sonst wälztest du dich jetzt als Fischfutter auf dem Boden des Stromes!" setzte er auf Türkisch hinzu, als er sah, wie ihn die tatarischen Reiter verwundert anstierten und seinen geschorenen Kopf mit dem einzigen Haarschopf betrachteten, welchen die Moslems stehen lassen, damit sie der Engel daran in das Paradies hereinziehen kann. Und ohne sich an ihr Staunen zu kehren, wandte der Gerettete sein Gesicht nach Osten, schloß die Augen, neigte das Haupt, steckte beide Daumen der ausgebreiteten Hände in die Ohren und begann damit jene seltsamen Bewegungen von Verneigen, Niederbeugen und Sich-zu-Boden-werfen, welche das Gebet des Moslem begleiten.

Die tatarischen Reiter wichen scheu zurück, denn es ist dem Moslem eine Sünde, einen Andern im Gebet zu stören, und betrachteten ihren Gefangenen mit Interesse.

„Bei Gott, er ist ein echter Moslem!" sagte ein alter graubärtiger Krieger zu dem Rothbart, welcher den Arkan geworfen hatte.

„W'Allah, éiladirr (bei Gott, so ist es)! aber wo in aller Welt kam er her?" versetzte der Rothbart.

„Er rief dir ja sein Allah-il-Allah zu, Tollkopf!" sagte der Alte; „konntest du nicht warten, bis er näher kam? Nun ist der Nachen verloren, der uns einen Beutel Goldes eingetragen hätte! Du bist blind wie ein Maulwurf, sonst hättest du sehen müssen, daß er ein Moslem ist!"

Der Rothbart zuckte verlegen und verdrossen die Achseln und stieg vom Pferde wie die Anderen, um die Stiefeln auszuziehen und vom Wasser zu entleeren, und die Uebrigen harrten geduldig, bis die Andachtsübungen des Geretteten zu Ende waren, den sie insgesammt aufmerksam betrachteten.

Jetzt stand der Betende vom Boden auf, den er mit Stirn und Kinn berührt hatte, schaute sich ernst und gefaßt unter den Reitern um, trat auf den ältesten derselben zu und hub in türkischer Sprache an: „Gesegnet sei dein Alter, und deine Jahre mögen Perlen und Edelsteine seyn am Tage des Gerichts! wer bist du?"

„Dein Knecht heißt Ibrahim, der Sohn Husseins, und meine Heimath ist das ferne Daghestan, da wo es sich absenkt zu den Ufern des kaspischen Sees. Und wer ist der Knecht Gottes, der meinem Alter so viel Ehre wünscht?" entgegnete der Graukopf mit den funkelnden Augen.

„Der Sohn meines Vaters — Allah sey ihm gütig! — nennt sich Yussuf, ein armer Knecht Gottes, der vertraute Diener des Aga Abu-Mohammed-Effendi aus Brussa, der bei der fünfzigsten Oka des Heeres stund. Mein Herr war ein Löwe im Kampf, ein Weiser im Rath, ein Edelstein unter den Männern. Wir stürmten bei Petronell vor einigen Wochen in die Schaaren des Gjaurs, meinen Herr voran an der Spitze eines Geschwaders tatarischer Reiter, ich an seiner Seite! wir mähten sie nieder wie der Schnitter die Halme, da knallten ihre Büchsen, und die Kugeln schlugen Hagel-dicht in unsere Reihen. Ein kleines Stück Blei — das Feuer der Gehenna über den Hund, der es abschoß! — zerriß meinen tapferen Effendi die Brust und er sank todt vom Pferde! ich sprang herunter, den Tapfern zu retten, damit wenigstens seine Leiche nicht zum Gespött der Ungläubigen werde; da wurden unsere Reiter geworfen und ich gefangen und fortgeschleppt viele Tage lang, ein Hohn der

Digitized by Google

Gjaurs; aber ich erlauerte meinen Vortheil und vor fünf Nächten schlich ich mich davon wie ein Schakal durch das ganze Heer der Gjaurs, das vor der großen Stadt gen Morgen lagert, und schlug mich in die Wälder wie ein unreines Thier. — Aber Gott ist groß und Mahomet sein Prophet! er lieh mir Augen in der Finsterniß und Wege in der Irre; er ließ mich Beeren finden und Wurzeln und frische Quellen, daß ich nicht ganz verhungerte. Und nach fünf Tagen des Wanderns in der Irre fand ich heute durch Zufall einen Kahn und nützte ihn, denn meine Füße sind wund und zerrissen von der Flucht. Ich schwamm mit dem Kahn und hoffte wieder die Zelte der Gläubigen zu erreichen, und den Führern des Heeres Kunde zu bringen von allem was ich gesehen, — da schlug der Wahn die Augen einiger Tapfern mit Blindheit, und bei Allah, um ein Haar wäre die wichtige Kunde, die ich bringen kann, mit mir ertrunken in dem Wasser der Unreinen. Aber Gott ist Gott, und hat mich für größere Dinge aufbewahrt, obschon ich nur ein unreines Gefäß seiner Gnade bin."

„Möge unser Freund dem Krieger verzeihen, der in seinem Eifer zu weit ging und den Bruder nicht erkannte!" entgegnete der Graukopf. „Khasi Mollah der Kisilbaschi ist ein tapferer Mann und sonst schlau wie der Fuchs und scharfsichtig wie der Adler unserer Berge; allein der Eifer hat sein Auge geblendet. Er sah den Kahn und dachte an den Beutel Goldes welcher zu verdienen war, wenn er ihn dem Pascha brachte; die Habsucht kann bald blenden wie der Zorn, sagt der Prophet. Unsre Schaar ritt aus, Schiffe und Nachen zu suchen, denn unsere Kundschaften sagen: die Gjaurs haben alle Boote zerstört auf Tagereisen den Strom entlang, die Schranke des Wassers zu legen zwischen die Söhne des Propheten und die Christenhunde. Kannst Du uns sagen, Freund Jussuf, ob wir noch mehr Kähne finden werden wo Du diesen geholt?"

„Mein Herz blutet, weil ich die Hoffnung eines Tapfern zerstören muß," entgegnete der Gerettete. „Die Gjaurs sind schlau wie der Schakal. Sie haben auf viele Tagereisen alle Brücken verbrannt und zerstört und alle Schiffe nach der großen Stadt geführt, damit die Söhne des Propheten nicht über den großen Strom gelangen können. Auf meiner Wanderung in der Irre bin ich watend und schwimmend durch viele Wasser gesetzt, und der kleine Kahn, ein Kinderspielzeug, lag versenkt im Boothause eines Schlosses der Gjaurs; es ist kein andrer mehr zu finden, und dieser selbst war schwach und leck und füllte sich mit Wasser ob meinem Eifer zu den Zelten der Söhne des Propheten zu gelangen. Der voreilige Wurf des Ankers hat ihn vollends versenkt, denn ich klammerte mich daran um nicht über Bord gerissen zu werden von dem Ruck des Pferdes. Aber ich bin müde und hungrig; führt mich zu eurem Führer!"

Der alte Krieger reichte dem Geretteten die Hand und bedeutete ihn auf die Kruppe seines Pferdes zu sitzen, und dann trabte die ganze Schaar davon nach den noch immer rauchenden Trümmern eines Dorfes. Dort, in der Nähe eines Gehöfts, von dem nur noch die verkohlten Mauern und Schutthaufen standen, hatte unter den schattigen Obstbäumen eines weiten Gartens eine wilde Horde ihr Lager aufgeschlagen. Auf einem Teppich im Schatten saßen mit unterschlagenen Beinen rauchend auf Kissen drei Männer, welche die Führer der Truppe zu seyn schienen: ein stattlicher junger Türke in der Uniform und Auszeichnung eines türkischen Obersten, und zwei ältere Männer, in hohen zuckerhutförmigen Mützen von schwarzem Lammsfell, in weiten blauen Tuchröcken, die mit Borten und Litzen von bunter Farbe besetzt waren, statt der Gürtel kostbare Shawls um die Hüften, und darin den langen geraden Dolch oder Kinschal, daneben aber den langen geraden, nur gegen die Spitze leicht gekrümmten Säbel oder die Schaschka der Tscherkessen. Die dichte Buchenhecke trennte diese Gruppe von dem Kriegshaufen, der zwischen den waidenden Pferden um die Feuer lag und Beute theilte. Die Augen der drei Krieger funkelten und ihre Zungen gingen lebhaft; vor Zeit zu Zeit kreiste unter ihnen ein schwarzes mit Silber beschlagenes Büffelhorn, von einem halbwüchsigen Jungen kredenzt, und dieses Büffelhorn enthielt kein Wasser, denn die schmutzigen Späße die sie austauschten, das laute Lachen das sie ausstießen, hatten nichts von dem sonstigen Ernste der Orientalen.

Als Jussuf der Gerettete zu der Gruppe trat, sie zu begrüßen und sich ihr vorzustellen, bemerkte er sogleich daß diese drei osmanischen Biedermänner halb betrunken waren. Er erzählte ihn mit vielen morgenländischen Schmeicheleien und Redeblumen seine Geschichte, dießmal hinzufügend, er sey als Kind schon aus Bosnien geraubt und zum Islam bekehrt worden; er ließ einige griechische Worte einfließen, welche den türkischen Obersten sehr für ihn einzunehmen schienen, und bat dann um etwas

Digitized by Google

Speise und Trank und Kleidung, deren er dringend bedürfe, und um ein Geleite nach dem Hauptquartier des Großwessirs, wo er wichtige Mittheilungen zu machen habe.

Offenbar gefiel er den drei Moslems, die ihn mit echt orientalischer Gastlichkeit einluden, bei ihnen Platz zu nehmen und sich einen Imbiß schmecken zu lassen. Gebratenes Schaffleisch mit Brod und Zwiebeln, gebackene Pflaumen und Hirsebrei wurden aufgetragen, dann Eierkuchen und kleines Backwerk, frische Früchte und Kaffee. Jussuf dankte, verrichtete seine Waschung am nahen Brunnentroge und sein Gebet, bevor er aß; dann aber that er dem kalten Mahl alle Ehre an und beantwortete willig die Fragen seiner drei Wirthe, welche sich um die Stärke des Heeres der Christen und um die Städte und Flecken drehten, welche jenseit des Stroms lagen. Dann aber stellte Jussuf sich müde und schläfrig und betrachtete seine wunden Füße mit Mienen des Schmerzes, bis der junge türkische Offizier darauf merkte und ihn einlud, der Ruhe zu pflegen. „Geh' in's Haus und lege Dich nieder, um Dich zu stärken Jussuf!" sagte er. „Ich will Dein Herr seyn und Dir Brod und Obdach geben!"

„Deine Gnade ist groß, tapferer Oberst," entgegnete Jussuf demüthig; „es wäre Deinem schwachen Knechte ein Trost, der Genosse Deines Hauses zu seyn, aber er hat noch einen ernsten Auftrag für den Sohn seines erschlagenen Herrn, einen jungen Krieger, schön wie ein Panther und tapfer wie ein Bär, der ein Anführer ist unter den Kriegern, welche die großen Geschütze bedienen."

„Wie heißt er?" fragte der Oberst voll Interesse „Es ist der Aga Selim Beir-Akbar, ein Liebling des Großwessirs, dem Allah seine Gnade verleihen möge," entgegnete Jussuf kühnlich.

„Ah, der?" versetzte der Oberst; „ich kenne ihn nicht, aber sein Name ist geachtet in den Reihen der Tapferen; seine Stimme ist wie der Donner und seine Schritte wie der Sturmwind. Und welche Kunde hast Du ihm zu bringen?"

Jussuf verzog sein Gesicht zu tiefster Wehmuth. „Mein tapferer Gebieter wolle seinem elenden Knechte nicht zürnen, wenn er hierüber schweigen muß," versetzte er mit demüthigem Tone; „in der Nacht vor der Schlacht bei Petronell, als mein Herr, der Abu-Mohammed-Effendi — der Herr schenke ihm das Paradies — aufstund, sein Gebet zu versehen, da hatte er im Traume gesehen, wie der Todesengel über ihm schwebte und das Schwert der Vernichtung gegen ihn senkte, an dessen Spitze der Tropfen zittert, welcher das Leben raubt. Und er rief mich nach dem Gebete und vertraute mir an, daß ihm der Prophet seinen nahen Tod geoffenbart habe. Und nun vertraute er mir ein großes Geheimniß, von welchem das Wohl oder Wehe seiner Familie abhängt, und ließ mich geloben bei dem Bart des Propheten, bei dem Haupt meines Vaters und dem Schoos meiner Mutter, daß ich seinen Sohn solle aufsuchen, sobald ihn das Schwert der Ungläubigen — Schmutz auf ihr Haupt! — fräße, und daß jenes Geheimniß in kein anderes Ohr gelange, als in dasjenige des tapfern Aga Selim Beir-Akbar. Und darum fleht Dein Knecht demüthig, gestrenger Herr, der unter den Tapfern leuchtet wie die Morgensonne, daß Du ihm mögest Gnade schenken und ihm ein Geleite oder einen Geleitsbrief geben zu dem Sohne seines Gebieters, welcher Dir ewig dankbar seyn wird."

Die beiden lesghischen Krieger nickten zustimmend und bliesen den Rauch aus ihren Nasslöchern, und der junge türkische Offizier sagte: „Gesegnet sei der Diener, der seines Herrn Gebote treu ist. Ruhe Dich aus, mein Sohn, und laß uns später davon reden. Der Knecht von Aga Selim Beir-Akbar, dem Tapfern, ist mir ein werther Gast!"

Der junge Oberst ließ dem Knechte einen Teppich reichen, und nachdem Jussuf noch einmal seiner Pflicht genügend unter jenen wunderlichen Geberden und Verbeugungen gebetet hatte, breitete er seinen Teppich im Schatten der Buchenhecke hin und streckte sich nieder. Eine Weile blieb er noch wach und hörte, wie die drei Krieger ihre Vermuthungen über den Gegenstand jenes Geheimnisses austauschten und in der Vermuthung sich vereinigten, es werde sich um einen Gold- oder Geschmeide-Schatz handeln, welchen Jussuf's Herr noch irgendwo vergraben, bevor er in den Krieg gezogen sey; dann aber übermannte den Horcher die Müdigkeit und er schlief ein.

Als er wieder erwachte, war es schon Abend. Dämmerung lag über dem Gelände und die hoch aufgeschürten Wachtfeuer warfen einen rothen Schein über die lärmenden Gruppen von Kriegern, welche sich um dieselben herumtrieben. Jussuf belauerte sie eine Weile und faßte namentlich die Gruppe der Anführer in's Auge, unter denen noch immer das Trinkhorn kreiste.

„Möge Euer Abend schön sein!" sprach Jussuf grüßend zu den drei Trinkern; „euer Knecht ist wie-

Digitized by Google

der frisch und gesund und möchte Euch seinen Dank erweisen. Beliebt es seinen tapfern Herren, so wird er Euch einige Kunststücke zeigen, die ihm nicht jeder nachmacht. Wollt Ihr ihm erlauben, daß er Euch seine kleinen Künste zeige?"

„Mach' Deine Sache gut und Du sollst mit uns zufrieden seyn," entgegnete der Türke lallend. Jussuf brach einige unreife Aepfel vom nächsten besten Baume und trieb damit ein hübsches Ballspiel, so daß immer fünf bis sechs Aepfel zu gleicher Zeit in der Luft tanzten; dann machte er damit Taschenspieler-Kunststücke und ließ sie unter Mützen und Kochgeschirren verschwinden und zog sie unter anderen hervor, oder warf sie in's Weite und holte sie dann aus den Ohren oder Nasen der verwundert unterstehenden Gaffer hervor, zur großen Ueberraschung der Zuschauer.

„W'Allah, solch einen Burschen sollten wir heimnehmen in unsere Aul am Elbrus," sagte der junge Lesghier zu seinem Vater. „Der Bursche ist ein Hexenmeister!"

„Ein lustiger Teufel," bestätigte der Alte mit schwimmenden Augen; „komm her, Du Teufelskind, und trinke eins!"

Jussuf nahm mit einer Verneigung das Trinkhorn und roch hinein; es war ein köstlich-duftender feuriger Wein. „Aha," sagte er schmunzelnd, „das ist Milch von der hölzernen Kuh! Allah werdy (Gott hat es gegeben)!" rief er und that einen tiefen Zug, während der alte lesghische Häuptling schmunzelnd rief: „Jachschi jol (einen guten Weg gehe es)!" und die Umstehenden lachend riefen: „Jussuf ist ein Schalk; er versteht die Weise!" worauf dieser lachend erwiderte: „Ja, er hat schon mehr Muth von der hölzernen Kuh und grünen Ziege getrunken."

Bis tief in die Nacht hinein unterhielt Jussuf die wilden Krieger mit seinen Kunststücken: mit dem Schwert- und Shawltanz, mit der Nachahmung des Tanzbären, mit dem Vogelconcert und anderen lustigen Dingen, bis die Wachtfeuer tief heruntergebrannt und die kaukasischen Reiter des feurigen Rothweins voll waren und auf ihre Decken niedersanken und schliefen.

Jussuf saß noch lange wachend auf seinem Teppich am Feuer und überlegte, ob er bleiben oder unter dem Schutze der Nacht entfliehen solle; aber endlich legte er sich auf die Seite und schlief zwischen den Pferden und Kameelen ein. Am andern Morgen war er einer der ersten, die aus dem Lager hinaus in's Feld traten und gegen die aufgehende Sonne gewandt ihr Gebet verrichteten. Dann harrte er bis die Anführer kamen und bat den türkischen Obersten um einen Geleitsbrief oder um ein Geleite. Dem Vorschlage, noch länger bei der Reiterschaar zu bleiben, die über tausend Pferde zählen mochte und noch weiter die Donau entlang ziehen sollte, setzte er die Bitte entgegen, zu dem Sohne seines Herrn zurückkehren und den Tod des letztern im heiligen Kriege melden zu dürfen, um seiner Pflicht zu genügen. Diesem Eifer wollten sich die gläubigen Moslemin nicht widersetzen, denn sie sahen darin eine religiöse Obliegenheit. Sie versahen den treuen Knecht mit Kleidern, Waffen und einem Beutepferde, und gaben ihm einen Brief und zwei Reiter mit, die ihn zu der größern ostwärts stehenden Heeresabtheilung des Said Malek Pascha geleiten sollten, von welcher die bei dem niedergebrannten Draysdorf gelagerte Reiterschaar die Vorhut bildete. Nachdem sich Jussuf noch angelegentlich bedankt und den Anführern den Saum des Gewandes geküßt hatte, setzte er sich zu Pferde und trabte mit dem rothbartigen Khasi Mellah und dem grauköpfigen Ibrahim dem Dorfe Reiding zu, aus dessen Trümmern noch schwarze Rauchsäulen emporstiegen, und noch hatten sie das Flüßchen Tule nicht erreicht, so holten sie eine große Reiterschaar von lesghischen und anderen tatarischen Kriegern ein, welche mit Beute beladen von einem Raubzuge zurückkehrten und eine zahlreiche Heerde von Schafen und Hornvieh, aber auch eine Schaar jammernder und weinender Kinder vor sich hertrieben, welche sie gefangen mitschleppten, um sie nach der Heimkehr auf den Märkten am schwarzen Meer als Sklaven an die Türken zu verkaufen. Dieser Anblick schnitt Jussuf so sehr in's Herz, daß er sich die größte Gewalt anthun mußte, um seinen Grimm und Schmerz nicht zu Tage treten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lager von „Voyageurs" der amerikanischen Pelzhandels-Compagnieen.

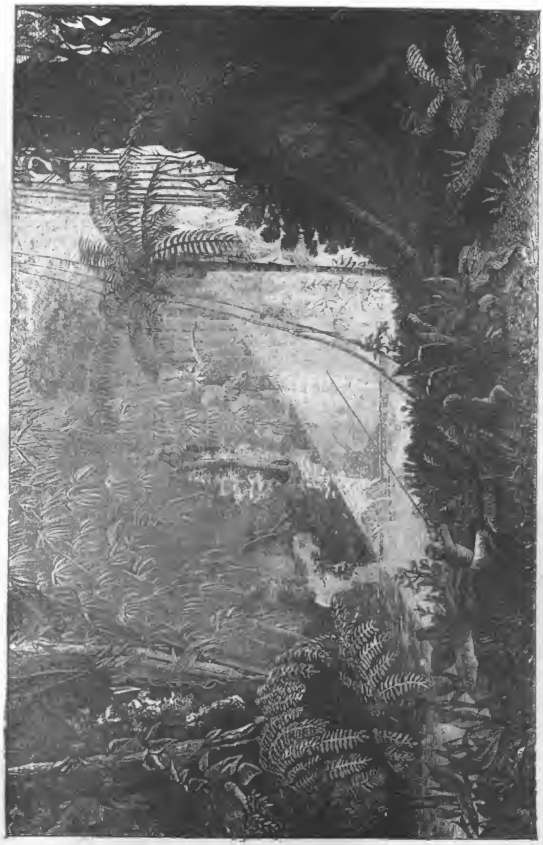
(Mit Holzschnitt auf Seite 200.)

Bekanntlich gehört ein großer Theil des nördlichsten Striches von Nord-Amerika einigen großen Aktiengesellschaften, namentlich der unter dem Namen Hudsonsbay-Compagnie bestehenden Gesellschaft für den Pelzhandel. Diese ist die einzige Vermittlerin des Verkehrs in jenem wenig besiedelten

Digitized by Google

Ein Lager von „Voyageurs“ der amerikanischen Pelzhandels-Compagnieen.

Digitized by Google



Pflanzenleben im braſilianiſchen Urwald. (Text ſiehe S. 203.)

ungeheuren Landſtrich, den nur ganz wenige Weiße und verſchiedene Stämme von Indianern und einzelne Trupps von ſogenannten Halbblütigen bewohnen. Sie hat in der ungeheuren Wildniß, die meiſt nur mittelſt der Waſſerſtraßen der Flüſſe und Seeen zugänglich iſt, Handelspoſten gegründet, ſogen. Forts welche meiſt viele Dutzende deutſcher Meilen von einander entfernt, an den Knotenpunkten von Strömen und Seeen gelegen ſind und durch gelegentliche Bootsfahrten der Reiſediener der Compagnie mit einander in Verbindung ſtehen. Jene Forts oder Handelspoſten werden von ſogenannten Clerks oder Commis der Compagnie verwaltet; den Verkehr mittelſt der Boote aber vermitteln außer den Führern oder Wegweiſern und den Dolmetſchern hauptſächlich nur die ſogenannten Boya-

Digitized by Google

geurs oder Reisediener, arme Weiße oder Farbige welche auf dem Lande als Lastträger, zu Wasser als Bootsleute und Ruderer dienen müssen. Sie sind meist Canadier französischen Ursprungs und ein interessanter Menschenschlag, erhalten für ihre Arbeit guten Lohn und für ihr Alter einen ihren geleisteten Diensten angemessenen Ruhegehalt. Ihre Beschäftigung besteht darin, die europäischen Waaren wie Teppiche, Tücher, Schießgewehre u. Schießbedarf, Messer, Scheeren, Beile, Nähnadeln u. s. w., welche zum Tauschmittel im Verkehr mit den Pelzjägern dienen, oder die nöthigen Lebensmittel und sonstigen Proviant für die Beamten der Compagnie durch die unabsehbaren Einöden des Territoriums der Hudsonsbay-Compagnie von Posten zu Posten zu befördern, und so den größten Theil des Jahres hindurch zu Wasser oder zu Lande unterwegs zu seyn. Merkwürdigerweise gewinnen diese Leute das abenteuernde Leben in der Wildniß bald lieb und setzen es fort, so lange nur ihre Kräfte es erlauben. Jeder Mann hat einen Pack Waaren von etwa 90 Pfund Schwere zu tragen, welchen er auf dem Rückwege gegen einen ebenso schweren Pack Pelzwerk vertauscht; außerdem muß jeder noch seine Waffen und Kleider und seinen Antheil am Reiseproviant tragen, sowie an den sogenannten Portagen oder Trageplätzen mit Hand anlegen, die leichten Boote aus dem Wasser zu nehmen und längs der Stromschnellen und Wasserstürze der Flüsse und Ströme von einem Fahrwasser zum andern zu tragen. Auf diese Weise wurden die Pelzwaaren früher größtentheils auf dem Rücken von Menschen. Tausende von Meilen weit aus den Einöden des fernen Nordens und Westens nach Canada heruntergeschafft und von Montreal aus nach England verschickt. Jetzt hat die Hudsonsbay-Compagnie, welche trotz mehrer neben ihr aufgetauchten amerikanischen Pelzhandels-Gesellschaften doch noch immer die großartigsten Geschäfte im Pelzhandel macht, sich den Verkehr geschickter eingerichtet, indem sie auf dem ausgedehnten System von Strömen, Flüssen und Seen, welches den hohen Norden von Nord-Amerika durchzieht, geregelte Verbindungen von Booten eingerichtet hat, welche da wo der Verkehr zu Wasser stellenweise gestört ist, über die zwischenliegenden kurzen Landstrecken getragen werden. Diese Boote oder Canots sind aus einem Gerippe von gutem starkem Lärchen- oder Fichtenholz erbaut und an der Außenseite mit Birkenrinde überzogen, deren einzelne Theile mit gespaltenen Tannenwurzeln zusammengenäht und deren Nähte mit Harz verpicht sind. Zwischen Rippen und Rinde sind leichte elastische Latten angebracht, welche dem Canot Festigkeit geben. Diese Nachen, von den kanadischen Bootsleuten Maîtres canots genannt, sind 30—40 Fuß lang, nur 5 Fuß breit, wiegen nur 3—4 Centner, tragen aber außer der Bemannung bis zu 40 Centnern und haben nur $1\frac{1}{2}$ Fuß Tiefgang. Von einem sogen. „Lootsen" gesteuert und von acht Mann gerudert, legen diese Boote täglich 20 Wegstunden und mehr zurück. Wo das Wasser seicht ist, müssen sie geschleift werden; hört die Schifffahrt an einem Punkte auf, so müssen die Voyageurs den Kahn und die Ladung über die sogenannten Trageplätze schleppen; über Stromschnellen wird der Kahn an Riemen entweder hinaufgezogen oder heruntergelassen. Die Bemannung der großen Boote hat täglich 16—18 Stunden zu arbeiten und nur sechs Stunden Ruhezeit. Die Nahrung der Voyageurs ist daher eine sehr reichliche und besteht außer dem, was die Jagd unterwegs etwa liefert, vorzugsweise aus dem sogenannten Pemmican, d. h. aus dem getrockneten und gestoßenen Fleisch vom Hintertheil des Büffels, welches mit dem geschmolzenen Fett dieses Thieres vermischt wird. Dieser Pemmican in Ledersäcke von etwa 90 Pfund Gewicht verpackt, hält sehr lange und ist ungemein nährend; er wird entweder roh oder mit Wasser und etwas Mehl aufgekocht gegessen, und die tägliche Ration eines Voyageurs auf den Strömen des Nordens beträgt 8 Pfund davon, während zwei Pfund schon für die Nahrung eines gewöhnlichen Mannes hinreichen. Außerdem erhalten die Voyageurs aber auch noch ihre Rationen an Grog und Tabak, und werden in jeder Hinsicht gut genährt. — Unser Bild stellt einen Lagerplatz am Saskatschewan-Strome dar, wo die Mannschaft zweier solcher Kähne übernachtet. Die beiden Kähne sind in's seichte Wasser am Ufer gezogen und hier festgemacht; die Männer lagern um die Feuer, mit dem Abkochen beschäftigt und des Abendbrods gewärtig. Der Mann der links vom Feuer steht, ist der Guide oder Führer, und trägt die echte Tracht der Waldläufer und Voyageurs, nämlich eine Capotte von grobem Tuch mit Kapuze gegen Regen und Kälte, hirschlederne Hosen und indianische Leggings oder Strümpfe aus Hirschhaut, welche an die Moccassins oder indianischen Schuhe aus Büffelfell befestigt sind. Ein Ledergürtel um die Hüften trägt sein Feuerzeug, Bowiemesser, Handbeil, Pulverhorn und Kugelbeutel

Digitized by Google

eine schottische gestrickte Mütze bildet die Kopfbedeckung. Der Guide ist für die Ladung und rechtzeitige Ankunft am Bestimmungsorte verantwortlich, und ist immer ein Mann, der sich durch Ausdauer, Unerschrockenheit und seltenen Ortssinn auszeichnet. Während ein Theil der Mannschaft mit dem Kochen beschäftigt ist, sind vielleicht einer oder zwei andere Voyageurs noch auf die Pirsch oder den Anstand gegangen, um einen Hirsch oder Büffel oder Bären oder einige wilde Gänse zu schießen, welche den Proviant vermehren und einige Abwechslung in die Kost bringen sollen. Aber trotz all dieser Strapazen sind die Voyageurs immer lustig und guter Dinge, stets zum Singen und Scherzen und allerlei Muthwillen aufgelegt, und erfreuen sich herzlich des kurzen heißen Sommers; denn im Winter, wo die Flüsse und Seeen sechs Monate lang und mehr von Eis überdeckt sind, muß der Bootsmann, wie schon erwähnt, Packträger werden, und auf Schneeschuhen 200—300 Wegstunden weit von einem Posten zum andern reisen, ohne auch nur das mindeste Obdach zu finden. Sein Weg führt mitten durch Einöden, Wälder, Sümpfe und kahle, steinige Hochebenen, wo er froh ist, wenn er nur das nöthige Holz zu seinem Lagerfeuer findet. Die Füße gegen das Feuer hingestreckt, den Körper in eine Wolldecke oder einen Pelz eingewickelt, schläft er am Lagerfeuer, und dankt seinem Schöpfer, wenn er nur nicht Hunger und Durst leiden muß, was ihm in diesen harten Wintern gar oft begegnet, wo Schneestürme die Reise verzögern, so daß der Proviant vor der Zeit zu Ende geht, und wo die Jagd beinahe gar keinen Ertrag liefert. Wo die Gegend es erlaubt, nehmen die Voyageurs im Winter auch Hundeschlitten mit, allein da die Zughunde sehr gefräßig sind, so ist dies nur da möglich, wo man erwarten kann, häufiger ein Paar Caribous, (amerikanische Rennthiere) oder Orignals (amerikanische Elennthiere) zu schießen, welche jedoch beide sehr scheu und schwer zu erlegen sind. So geschieht es denn bisweilen, daß bei ungünstiger Witterung oder wenn die Voyageurs im Schneegestöber gar den Weg verlieren, diese ihre letzten Hunde schlachten oder von Flechten leben oder ihre eigenen Lederkleider verzehren müssen. Hat wohl diese oder jene vornehme Dame, welche warm und behaglich in ihrem weichen Pelze von Nörz oder Baummarder prangt, auch schon bedacht, mit welch ungeheuren Strapazen und Mühen und Opfern von Menschenleben es verbunden war, die Felle dazu aus den Kiefernwaldungen des fernen Westens und Nordens von Amerika herbeizuschaffen? Wie wahr ist doch der Spruch:

Daß der Eine glücklich lebt,
Müssen Hunderttausend jammern!

Pflanzenleben im brasilianischen Urwalde.

(Mit Holzschnitt auf S. 201.)

Wir haben im vorigen Hefte unserer Zeitschrift einen kleinen Einblick in das Thierleben des brasilianischen Urwaldes gegeben, und bieten dießmal einen ähnlichen Einblick in das wuchernd reiche Pflanzenleben jenes Landes, und zwar in einem der großen Sumpfwälder in den Niederungen an der Mündung des Amazonenstroms bei Parà, anderthalb Grade südlich vom Aequator. Unser Bild stellt eines jener zahllosen kleinen Flüßchen vor, welche das flache Gelände dort in allen Richtungen durchschneiden und ein ganzes System von Wasserläufen bilden, welche mit dem gewaltigen Amazonenstrom zusammenhängen, und beinahe die einzige Unterbrechung des dichten Baumschlags bilden, der diese Niederungen mit undurchdringlichem Urwald bedeckt. Treu nach der Natur gezeichnet von dem tüchtigen englischen Reisenden und Naturforscher Bates, zeigt unser Bild eine der seltenen Lichtungen, wo das erbreiterte Flüßchen oder der Umsturz einiger gewaltigen Baumriesen den Sonnenstrahlen einigen Zutritt in den Schoos des Urwaldes läßt, welcher jedoch nur dazu dienen wird, diese Lücke um so schneller wieder mit raschwachsenden Gewächsen auszufüllen. Rechts auf dem Bilde sehen wir einen der gewaltigen Stämme brasilischer Waldbäume mit seinen mächtigen Wurzeln und strebepfeilerartigen Ausläufern, umrankt von allen möglichen Schlinggewächsen und Schmarotzerpflanzen, an denen so eben ein einzelnes Affenweibchen emporklettert, das die Nähe eines Feindes gewittert hat, denn der Indianer im Mittelgrunde hat schon sein langes Blasrohr erhoben, um ihm damit den vergifteten Pfeil aus einem langen Dorn zuzusenden. Schlanke Palmen, gewaltige Aroideen, Farne, Alocasien und Caladien füllen den Vordergrund, hoch genug, daß ein Erwachsener sich darin verstecken kann. Im Bett des Flüßchens selbst gedeihen, theils untergetaucht, theils an der Oberfläche schwimmend, theils aus demselben herausgewachsen, eine Menge Gewächse von jeder Größe und Art; halb baumförmige Farnkräuter, kriechende kletternde Sipós und sonstige

Digitized by Google

Schmarotzerpflanzen, welche sich an den Bäumen einen Halt suchen, um recht rasch zu Luft und Licht emporzuklettern; hohes bambusartiges Röhricht und die verschiedensten Palmenarten, alle so dicht gehäuft und so eng verschlungen, daß sie eine grüne Dämmerung verbreiten, welche aber nichts von dem freundlichen Helldunkel der Wälder unserer gemäßigten Zone hat, sondern durch ihr Düster und Schweigen die Menschenseele mit einer beklommenen Stimmung erfüllt. Die Töne der wenigen Singvögel, welche diese Wälder beleben, sind kläglicher oder wehmüthiger Art. Beinahe alle Thiere welche hier vorkommen, sind Kletterer und hausen hoch über dem Boden in den Wipfeln der Bäume, wo ihnen die Tigerkatze und die Boa Constrictor (Würgschlange) nachstellen. Selbst dem Eingebornen flößt die Schweigsamkeit dieser düsteren Wälder Grausen ein, und seine Phantasie bevölkert sie nur mit dem Curupira oder Waldteufel, dem er alle seltsamen Laute und finsterwaltenden Kräfte der Wildniß zuschreibt und den er sich als einen riesigen verheerenden Affen denkt, welcher hoch oben in den Baumkronen lebt. Darum bauen die Indianer dieser Gegenden ihre Hütten lieber auf die hohen Böschungen der Stromesufer an den breiteren Wasserflächen und leben vom Fischfang, da Brasilien ohnedem an größeren Vierfüßlern des Waldes sehr arm ist, und vermeiden es möglichst, sich in das grausige Düster der Urwälder hineinzuwagen. Sie dringen kaum in ihren Nachen auf den verschiedenen Wasserläufen etwas tiefer in den Schoos dieser Urwälder ein, die wir aus der Ferne so sehr anstaunen als die massenhafteste Entfaltung und Anhäufung des wuchernd üppigsten und wechselreichsten farbenvollsten Pflanzenlebens.

Der entwichene Kassier.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Polizei-Beamten.

(Fortsetzung.)

Ich bereute jetzt sehr, mit meinem Chef darüber gesprochen zu haben, und ging zu dem Maler Eye, um diesem meinen Argwohn mitzutheilen; ich war überzeugt, daß wenn ich ihm diese Mittheilung zuerst gemacht hätte, derselbe sogleich nach Homburg gereist wäre und die Sache selber in die Hand genommen hätte. Doch dazu war es vielleicht noch nicht zu spät; Eye konnte noch immer mit dem Nachtschnellzuge weiter reisen.

Nein, es war schon zu spät. Als ich die Wohnung in der entlegenen Vorstadt erreichte, welche Eye jetzt inne hatte, erfuhr ich, daß er erst um Mittag auf einige Tage in Geschäften nach Berlin gereist, und daß seine Wohnung daselbst nicht bekannt sey. Unter diesen Umständen wollte ich nicht noch zu Fräulein Duprez gehen, sondern lieber erst die Antwort von Homburg abwarten.

Diese traf denn am folgenden Tage gegen Abend ein, und war kurz und bündig. „Baron P.," hieß es, „Alter etwa 38 Jahre, Statur etwa 5'8", wohnt seit Dezember im Hotel N. sehr eingezogen; englischer Konsulatspaß in Ordnung; hat wenig Umgang und Korrespondenz, spielt sehr wenig; in seinem Benehmen durchaus nichts Verdächtiges; spricht nur gebrochen Deutsch, dagegen fließend Französisch und etwas Englisch; soll ein polnischer Emigrant von 1847 seyn. Weitere Mittheilungen willkommen."

„Sehen Sie," sagte mein Chef, als er mir das Telegramm reichte; „da wären wir wieder einmal auf eine falsche Fährte gerathen. Offenbar hat Mademoiselle Margot Sie trotz ihrer Verkleidung erkannt und keinen Brief in die Boite des fahrenden Postamts geworfen, und der Brief rührte von irgend jemand Anderm her, vielleicht von einem der Spieler, denn unter der Spielerbande befinden sich ja auch einige mit polnischen Namen. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Reveillot nicht längst auf amerikanischem Boden wäre. Wie könnte er sich einfallen lassen, in einem Bade wie Homburg den Nachspürungen der deutschen Polizei zu entgehen!"

Ich schwieg, denn die Herren Vorgesetzten lieben ohnedem den Widerspruch ihrer Untergebenen nicht; allein sobald meine Büreauzeit vorüber war, begab ich mich in's Duprez'sche Haus und ließ mich bei Fräulein Adele melden, die mich sogleich annahm und über meine Mittheilungen in eine ungemeine Aufregung gerieth. „Ich theile Ihren Verdacht, Herr Inspektor," sagte sie; „der unglückselige Hang jenes Menschen zum Spiel läßt es glaubenswürdig erscheinen, daß er sich nach einer jener öffentlichen Spielbanken gewandt hat, um an derselben sein Glück zu probiren. Er hoffte vielleicht, sich dort um so eher den Nachstellungen der Justiz entziehen zu können, als man gegen Fremde an solchen Orten immer nachsichtig seyn soll, so lange sie noch Geld zu verlieren haben. Wollen Sie nun die Freundlichkeit haben, sogleich nach Homburg zu reisen und alles Nöthige zur Verhaftung dieses Barons anzuordnen, wenn er mit Reveillot identisch ist?"

Digitized by Google

Ich zuckte bedauernd die Achseln und setzte ihr aus einander, warum ich nicht gehen könne. Aber sie ließ nicht nach mit Bitten, als ob es nur gälte, meine Abneigung zu besiegen, sie versprach mir eine bedeutende Summe; sie wollte selber am andern Morgen alle Thüren aufstoßen und mir die Erlaubniß verschaffen; sie vermaß sich selber nach Homburg zu reisen, wenn ich etwa trotzdem doch nicht gehen dürfte, und erbat sich von mir Verhaltungsmaßregeln und Rathschläge. In diesem Augenblicke unterbrach uns der Eintritt des Briefboten, welcher einen unfrankirten Brief an Herrn Duprez brachte, der aus Frankfurt kam und als „pressant" bezeichnet war, weßhalb der Briefbote expreß hergekommen war. Der Brief war so eben mit dem Abendzuge eingetroffen. Adele bezahlte dem Mann das Porto und gab ihm für seine Mühe eine Kleinigkeit. „Entschuldigen Sie mich auf einen Augenblick," sagte sie dann mit ihrem anmuthigen gewinnenden Wesen; „ich will den Brief nur zu Papa hinüber tragen. Vielleicht bringt er irgend eine gute Botschaft."

Sie kehrte zurück und wir hatten kaum unser Gespräch wieder aufgenommen, als Herr Duprez in sichtlicher Aufregung hereineilte, und ohne sich um meine Anwesenheit zu kümmern, der Tochter zurief: „Adele, Adele, hier ist eine Spur von Reveillot .... lies!" Er war allzu sehr erschüttert und betroffen, als daß er Worte gefunden hätte. Er zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung. Jetzt erst erkannte er mich und sagte: „Welch eine günstige Fügung des Schicksals, daß Sie gerade da sind, Herr Inspektor! Bitte, lesen Sie ebenfalls!"

Adele reichte mir den Brief. Ihre Augen funkelten und schwammen in feuchtem Glanze, ihre Lippen bebten und mit tiefer Erschütterung stammelte sie: „der Inhalt dieses Briefes bestätigt Ihre Vermuthung — der Baron ist wahrscheinlich unser Dieb."

Der Brief lautete: „Wir erlauben uns Ihnen anzuzeigen, daß wir gestern die französische Staatsobligation N. N. über 10,000 Francs in Händen hatten, welche unter den uns Ihnen entfremdeten Werthdevisen speziell aufgeführt ist. Dieselbe wurde uns von dem Géraut einer benachbarten Spielbank zur Einwechselung angeboten, aber auf unsere Bemerkung, daß dieselbe bereits inhibirt sey, wieder zurückgezogen. Die Geschäftsverbindung, worin wir zuweilen mit der fraglichen Spielbank stehen, läßt uns nicht wünschenswerth erscheinen, die Polizei oder Justiz mit einer Denunciation zu behelligen. Allein wir fühlen die Verpflichtung Ihnen die geziemende Anzeige zu machen, und erbieten uns alle weiteren Recherchen von Ihrer Seite nach Kräften zu unterstützen."

Der Brief trug die Unterschrift eines der angesehensten Bankhäuser Frankfurts, mit welchem Herr Duprez früher mehrfach in Verbindung gestanden hat.

„Was ist zu thun?" fragte Herr Duprez.

„Da ist keine Zeit zu verlieren, mein Herr," sagte ich; „bitte, kleiden Sie sich rasch an und folgen sie mir zu meinem Chef. Ich werde vorangehen, denn ich muß wo möglich mit dem Nachtschnellzuge fort."

Ich ging mit dem Briefe zu meinem Chef, der nun allerdings von seinem Skepticismus etwas zurückkam, mir sogleich Urlaub ertheilte und mich mit den erforderlichen Vollmachten und Empfehlungen und einem Verhaftsbefehle versah. Bis Herr Duprez eintraf, war schon alles in Ordnung. Um 1½ Uhr nach Mitternacht stieg ich in den Eilzug, und war am andern Mittag in Frankfurt auf dem Comptoir des betreffenden Bankhauses, wo ich mich mit dem Brief des Hauses selbst und meinen Vollmachten legitimirte, und man mir mit großer Zuvorkommenheit Auskunft ertheilte und mich mit Empfehlungen an den Geschäftsführer der betreffenden Spielbank versah. Diese war nicht Homburg, allein ich wollte zunächst mich vergewissern, ob mein Verdacht wegen des Barons Prosecky richtig sey, und war schon Nachmittags bei guter Zeit in Homburg und im Hotel N., um nach dem Baron zu forschen. Aber er war gestern plötzlich abgereist, niemand wußte wie und wohin. Er hatte seine Rechnung bis zum letzten Heller genau berichtigt, dem Wirthe einen Koffer zum Aufbewahren übergeben mit der Bitte, denselben später auf seine Reklamation an die aufzugebende Adresse abzuschicken, dann eine Droschke rufen lassen und war weggefahren, nachdem er die Dienerschaft des Hotels noch anständig beschenkt hatte.

Offenbar hatte sich der Baron bei den Hausgenossen und dem Wirthe zu insinuiren gewußt, denn meine Erkundigungen wurden vorsichtig beantwortet, und mochten dem Wirth, den Kellnern, dem Portier ꝛc. verdächtig erscheinen. Ich entpuppte mich daher sogleich in meiner wahren Gestalt und ging direkt auf mein Ziel los, nachdem ich mir einen Homburger Collegen gerufen und denselben

Digitized by Google

mit dem Betrag der Prämie bekannt gemacht hatte, welche auf die Beifahung des Flüchtigen gesetzt war. Die Personalbeschreibung, welche man mir von dem Baron gemacht hatte, traf nicht ganz zu; indeß bestärkte mich der Umstand, daß der Baron eine Perrücke tragen sollte, in meinem Argwohn von der Identität desselben mit Reveillot. Ich beweg meinen Homburger Kollegen, ein klein Bißchen Willkür zu üben und den Koffer öffnen zu lassen, welchen uns der Wirth lange nicht aushändigen wollte. Die Schlösser wurden aufgesperrt, die Siegel erbrochen. Wir fanden uns getäuscht. Die Uniform eines russischen Infanterie-Hauptmanns, verschiedene Kleidungsstücke, ganz neue Leibwäsche ohne alle Abzeichen oder Wappen, drei oder vier Perrücken von dunkelbraunem Haar und verschiedener Form, ein Dutzend Bände französische Romane, einige geographische Werke über Amerika u. Canada — das war alles. Nirgends eine geschriebene Zeile, ein Blatt Papier, irgend ein Anhaltspunkt. Vergebens durchblätterte ich alle Bücher, durchstöberte alle Taschen der Kleidungsstücke — nirgend das leiseste Anzeichen, daß wir dem richtigen Manne auf der Spur seyen. Der Droschkenführer wollte anfangs läugnen, daß er den Baron gefahren habe; als ihm aber mit Wegjagung aus dem Dienste gedroht wurde, gestand er daß er den betreffenden Herrn nach Nauheim gefahren habe und leer zurückgekehrt sey. Ich fuhr nun sogleich selber nach Nauheim und ermittelte mit Bestimmtheit, daß der Baron daselbst ein Billet nach Frankfurt genommen habe. Er war mit sehr wenigem Gepäck versehen: nur ein kleines Handkofferchen, eine Rolle Reisetepphiche oder Plaids, und einen Reisepelz nebst Regenschirm und Spazierstock in einem Futteral. Der Fürwitz hatte den Portier der Station zu Nauheim veranlaßt, den Spazierstock aus dem Futteral zu nehmen, während dessen Eigenthümer auf einige Minuten auf die Seite gegangen war, und jener hatte nun bemerkt, daß der Stock, aus Fischbein sehr schön gearbeitet und mit dünnem Fischbein zierlich umflochten, eine dreischneidige Degenklinge enthielt, — ein anscheinend sehr unbedeutender Fingerzeig.

Es war schon spät am Abend, als ich beinahe unverrichteter Dinge wieder nach Homburg zurückkehrte, um daselbst zu übernachten, denn ich war noch nicht mit allen Nachforschungen zu Ende. Ich mußte vor Allem darüber in's Klare kommen, ob der Baron wirklich Reveillot sey oder nicht. Ich saß eben beim Abendbrod im Hotel N., als mein Homburger Kollege eintrat und mir vergnügt zuwinkte. „Endlich ein kleiner Fingerzeig," sagte er ermuthigend; „ich hatte ermittelt, daß der Baron vor der Abreise einem der Stuben-Mädchen noch seinen Schlafrock geschenkt und daß das Mädchen ihn bereits an einen Trödler verkauft habe; ich untersuchte denselben und fand, daß die linke Tasche desselben zerrissen war und sich einige Papiere durch den Riß zwischen Zeug und Futter hinuntergespielt hatten — da sind sie!"

Das Eine war ein Briefcouvert an den Baron, ganz genau dieselbe Handschrift und Aufschrift, welche ich erst vor wenigen Tagen im Bahnhof in Händen gehabt hatte und ebenfalls mit demselben Stempel des fahrenden Postamts versehen. Die anderen Papiere bestanden in einem zerknitterten Streifen Postpapier, worauf eine Anzahl Adressen von Londoner und Liverpooler Gasthöfen und speziellen Reisenotizen in der Handschrift dessen, welcher das Briefcouvert adressirt hatte, stand, in einem abgerissenen Stück des Briefes einer weiblichen Hand, in welcher ich diejenige von Mademoiselle Margot erkannte, und worin sie meiner nicht eben in sehr schmeichelhafter Weise gedachte und ihrem Geliebten gestand, daß sie nur darum meine Annäherung dulde, um hinsichtlich der Schritte, welche etwa von Polizei und Gerichts wegen gegen ihn unternommen werden würden, mir „die Würmer aus der Nase zu ziehen"; endlich in einem weiteren Papiere, welches das Bruchstück der Kopie eines Briefs an die schöne Margot sein mochte und mir die vollständige Gewißheit gab, daß der Baron und Reveillet identisch und daß die Putzmacherin die Mitschuldige des entwichenen Kassiers sey.

Mein nächster Gang war auf das Telegraphen-Bureau um die Meldung dieser Thatsachen nach Hause zu senden, und zur Verhaftung der schönen Margot aufzufordern; dann kehrte ich in das Hotel zurück und suchte noch bei einer Flasche Wein aus den Kellnern und sonstigen Bediensteten des Hauses einzelne Details über das Leben des sogenannten Barons während seines Aufenthalts in diesem Gasthofe zu erfahren. Seit die Leute die Gewißheit hatten, daß der Herr Baron nur ein verfolgter Verbrecher sey und wohl schwerlich mehr nach Homburg zurückkommen werde, waren sie sehr gesprächig und theilten mir gern die verschiedensten Wahrnehmungen mit, welche mit einander zusammengehalten manches Wichtige zu Tage förderten, so namentlich den Umstand, daß der Pseudo-Baron welcher

Digitized by Google

zwei Zimmer und ein Kabinett innegehabt, seine Wohnung so gewählt hatte, daß er möglicherweise, während man vorne an der einen Thüre des Vorzimmers, die er stets verschlossen hielt, pochte, durch die Thüre des Kabinets über eine andere Treppe entwischen konnte; daß er beständig einen geladenen Revolver bei sich gehabt, und daß er meistens nicht selbst, sondern durch Andere gespielt habe, mit denen er sich durch Zeichen in Verbindung setzte; — so namentlich durch einen Buchhalter des Hotels, der seit etwa vierzehn Tagen ausgetreten sei, weil ihn der Hotelbesitzer seines Spieles an der Bank wegen, wozu er sich immer mit einem falschen Bart, mit Perrücke und Brille vermummt, weggeschickt habe.

Am andern Morgen war ich kaum aufgestanden, als man mir ein Telegramm aus der Heimath einhändigte. Es lautete: „die S. ist entwischt seit gestern früh, Spuren undeutlich, verwarnt durch Telegramm aus Frankfurt, gezeichnet Tropcourt. Forschen Sie dort nach, wer es aufgegeben Donnerstag Nachmittags 4 Uhr 55 Minuten. Verfolgung nur fortzusetzen, wenn gegründete Aussicht auf raschen Erfolg vorhanden, im andern Fall umgehend hieher zurück; zuvor noch kurzen schriftlichen Bericht einsenden."

Die schöne Margot ebenfalls entwichen! Na, wie ganz anders, wenn ich sogleich auf meine Entdeckung am Bahnhof hin hätte hieher reisen können, um persönlich mich des Flüchtlings zu versichern. Dann wären jedenfalls beide in unsern Händen gewesen! Allein jetzt war's zu spät zur Reue. Ich zahlte meine Zeche, fuhr nach Frankfurt und stellte auf dem Telegraphenamte die nöthigen Nachforschungen an, die mir zur Genüge darthaten, daß Herr Tropcourt und mein Pseudo-Baron wieder identisch seyen und daß es keinen Gewerbsmann oder Händler dieses Namens in Frankfurt gebe, der mit einigem Schein von Wahrscheinlichkeit an die Putzmacherin hätte telegraphiren können: „Bestellte Waare geht so eben per Schnellzug ab; das Weitere von London verschrieben. Alles gut!" — Diese Warnung und der gewählte Name der Unterschrift waren also offenbar nur zuvor vereinbarte Losungsworte, welche Margarethens Verhalten regeln sollten. (Fortsetzung folgt.)

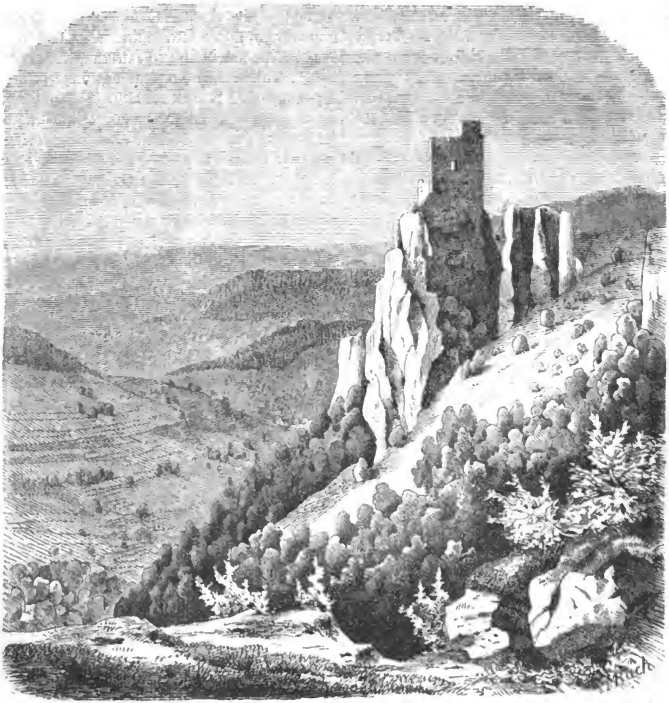
Die Ruine Reissenstein.

(Mit Holzschnitt auf S. 208.)

Unter den Höhenzügen Süd-Deutschlands ist einer der malerischesten und an Abwechslung reichsten die Schwäbische Alb, jener nordöstliche Ausläufer des schweizerischen Jura. Nicht nur die Natur hat überaus viel gethan, um diese Bergkette mit den herrlichsten Buchenwäldern, den saftigsten Wiesengründen, den kühnsten Felsenformen, den lauschigsten Waldthälern und den interessantesten Höhlen auszustatten, sondern auch Geschichte und Sage schlingen ihre anmuthigen Ranken um diesen Gau, und helfen ihn zu einem der genußreichsten und lohnendsten Ziele für Fußwanderungen und kleinere Ausflüge zu machen. Mächtige Geschlechter hatten ihre Wiege in diesem Bergrevier, an dessen Norden der Hohenstaufen als ein mächtiges Denkzeichen entschwundener Größe der Vorzeit steht, während am südwestlichen Rande dieses Höhenzugs der verjüngte Hohenzollern sein leuchtendes neues Königsschloß weit über die Lande hinein schimmern läßt, und beide so an die bedeutendsten Herrscherhäuser der Gegenwart und der Vergangenheit: an die Zollern und Hohenstaufen, gemahnen.

Die Ruine, welche unser obiger Holzschnitt darstellt, liegt in einem der schönsten Theile der Alb. Wenn man am frühen Morgen mit der Eisenbahn Stuttgart oder Tübingen verläßt und nach dem reizend gelegenen Kirchheim fährt, so gelangt man auf einer Wanderung von zwei Stunden am Fuße des massigen, überaus malerischen Breitensteins hin auf einem reizenden Wege bis zum Fuße der Ruine Limburg, nach dem Städtchen Weilheim mit seiner schönen alten St. Peterskirche, in welcher prächtige alte Chorstühle und ein altdeutsches Wandgemälde, der „Rosenkranz," höchst sehenswürdig sind. Ein weiteres mäßiges Stündchen Wanderns durch herrliches Wald- und Wiesenthal, dessen Frische und Lieblichkeit oft an Schweizer-Gegenden, namentlich an's Toggenburg, erinnert, führt nach dem großen Dorfe Neidlingen am Schlusse des Thales, das hier auf allen Seiten von hohen steilen Felsenwänden und theils kahlen, theils bewaldeten Hängen umgeben erscheint, von deren Häuptern fünf Ruinen hernieder schauen, nämlich Erkenberg, Lichtenstein, Windeck, Lichteneck und Reißenstein. Im Dorf selbst stand ehedem ein festes Schloß, einst der Wohnsitz des tapfern Wiederhold, des hartnäckigen Vertheidigers von Hohentwiel. Hat man das Dorf durchschritten, so steht man im Schooß des Thales, angesichts einer Schlucht, wo nach starken Regengüssen ein Bach einen malerischen Wasserfall bildet; und man sieht droben an der linken Thalwand kühn und drohend die prächtige Ruine des Reissenstein's in's Thal herunterragen, während rechts in nahezu gleichen Höhe ein herrliches Felsgebilde, der Heimenstein

Digitized by Google



Die Ruine Reussenstein.

genannt, seine zerrissenen Schluchten und Höhlen zeigt. In einer kleinen Stunde steigt man vom Dorfe nach dem Maierhofe und von da nach der Ruine der alten Burg Reissenstein hinan, wo der Niederblick über die schroffen Felsenhänge in das tiefe stille Thal hinunter sich mit dem Schönsten vergleichen läßt, was der Harz zu bieten vermag, und die Fernsicht über die Höhen der Alb und die umgebenden Wälder ein ungemein genußreicher und und wechselvoller ist. Von der Burg herunter steigt man durch schönen Laubwald und das freundliche frisch-grüne Anthal in einer Stunde nach dem Städtchen Wiesensteig herab, wo manchfache helfensteinische und hohenstaufische Alterthümer zu sehen sind, und der Wanderer sich durch ein gutes Mittagsmahl mit Forellen und trefflichem Bier erlaben kann. Von hier gelangt man zu Fuße in starken vier Stunden durch das reizende wechselvolle Filsthal herunter über Mühlhausen, Gosbach, Ditzenbach, Deggingen, Hausen, Ueberkingen nach Geißlingen, wo man Abends noch rechtzeitig ankommen kann, um mit dem letzten Bahnzuge nach Stuttgart zurück zu gelangen. Man hat dann eine der ansprechendsten Partieen der herrlichen Schwäbischen Alb gesehen, welche in ihrer Art an Naturschönheiten reichlich mit dem Thüringer Wald und Harze wetteifern kann, und einen Tag verlebt, von dessen Erinnerungen sich noch viele Jahre zehren läßt.

Digitized by Google

Das Glasmännchen.

Eine Weihnachts-Geſchichte für Jung und Alt, in ſechs Kapiteln.

(Fortſetzung.)

Tobias Dalem und Frau Mehr am Bette des kleinen Leopold.

„Frau Dalem! Frau Dalem! machen Sie auf!“ rief eine ängſtliche Stimme, und auf das ‚Werda?‘ der Erwachten rief es: „Ich bin's, die Kathi! o machen Sie auf, machen Sie auf! Ein großes Unglück iſt geſchehen!“

„Heilige Mutter! ein Unglück?“ rief Frau Dalem und ſprang wie ein Pfeil zur Thüre, die ſie aufriegelte. „Was gibt's denn, Jungfer Kathi? iſt Feuer aus?“

„Nein, noch ſchlimmer!“ jammerte die Weinende, die mit einer Laterne eintrat, kaum mit einem Unterröckchen bekleidet. „Das junge Herrchen iſt krank, tod krank! Er phantaſirt und ſchreit und ſchlägt um ſich. Der Tobias ſoll kommen — nein, er ſoll zum Doctor gehen, ſoll zum Leibarzt! ſoll ihn holen — ich kann nicht gehen, weiß das Haus nicht, die Köchin auch nicht, der Joſeph iſt nicht zu finden! Um Gottes willen, Frau Dalem! der Tobias ſoll ſich beeilen, daß der Doctor zur Stelle kommt — der Doctor Ringler! Die Madame iſt am Verzweifeln!“

„So gehen Sie nur raſch wieder hinüber! es ſoll Alles beſorgt werden!“ rief Frau Dalem und zündete ihre Lampe an. „Jeſus Maria, wer hätte das gedacht! das iſt eine ſchöne Chriſtnacht für die arme Frau!“ Und während ſie die Treppe hinaufflieg nach dem Boden murmelte ſie: „O Glasmännchen, dein Glück iſt ſo eitel wie Glas!“ dann weckte ſie den Tobias, machte ihn mit dem Unglück bekannt, und ſandte ihn nach dem Arzte.

* * *

Im prächtigen Bette lag der Knabe, ein bildſchönes Kind; aber dunkle Glut lag auf ſeinem Antlitz, die Adern an Stirn und Schläfen liefen

Digitized by Google

wie große blaue Striemen unter der Haut hin. Glühender Athem quoll aus dem halbgeöffneten Munde, dessen Lippen mit gespenstiger Geschwindigkeit spielten und zuckten und heisere unverständliche Laute preisgaben, während die Augen stier aus halb geöffneten Lidern nach dem hellen Ringe stierten, den der Schein der Nachtlampe an der Decke beschrieb. Und daneben saß im einfachen weißen Nachtgewand die Mutter, das hohe schöne Weib, aufgelöst in Schmerz, über den Liebling gebeugt, und stierte mit gerunzenen Händen in den Kampf, den sichtbar hier das Leben mit dem Tode rang. Sie sah nicht, daß zwei Personen, die ihr sonst so theuer waren, Angelika und ihr Gatte, mit Kathi eingetreten waren, sie hörte die schüchternen bangen Fragen, die Worte des Trostes nicht, welche Herr Wurmholz der Mutter spendete — sie merkte seine Nähe erst, als er auf der andern Seite des Bettes die Vorhänge zurückschlug und, die zuckende Hand des armen Leopold erfassend, nach dessen Puls fühlte.

„Ach, Sie sind's?" sagte sie mit tonloser Stimme. Ich dachte es wäre der Arzt! Kathi, Kathi! wo ist der Doctor? kommt er? ist er geholt worden? Warum bist Du nicht selbst nach ihm gegangen?

„Er kommt," sagte Tobias unter der Thüre und zögerte einzutreten. „Er kommt gleich, — man holt ihn vom Balle?"

„Vom Balle?" rief die Mutter schmerzlich; — „er tanzt und mein armer Knabe stirbt! Warum seyd Ihr nicht zu einem andern gegangen, unbesonnener Mann? Jede Minute Verzug kann Tod seyn!"

„Um diese Stunde besinnt sich Mancher aufzustehen," sagte Tobias. „Die Herren Aerzte sind hier verwöhnt, Madame; aber wenn Sie erlauben, ich habe schon manchen Kranken verpflegt — vielleicht thäte einstweilen ein Hausmittelchen gut, bis der Doctor ...."

„Schnell, Mann! schnell!" rief die bekümmerte Mutter; „helft wenn Ihr könnt! bedenkt daß es mein einziges Kind ist! seyd aber vorsichtig!...."

Scheu und frostzitternd war Tobias herangetreten, als ob er auf Eiern ginge, um mit seinen plumpen Schuhen den Teppich nicht zu beschmutzen, auf dessen dichtem, buntem, reichem Gewebe der Schritt erstarb. Er wagte nicht den Puls des Knaben zu befühlen, aber er sah schon am äußeren Habitus genug.

„Es ist wie eine heftige Hirnentzündung!" sagte er; „hier hälfe ein Brechmittel am besten; das leitet den Druck vom Hirn ab! Nur ein Bißchen Brechwurz, Herr Wurmholz, wenn Sie haben! Und Sie, Jungfer Kathi, laues Wasser und Milch! Ich will's auf mein Gewissen nehmen bei'm Leibarzt!"

Herr Wurmholz billigte des Schneiders Anordnungen und flog beinahe nach seinem Magazin, und Frau Mohr beschwor den Schneider, doch ja Allem aufzubieten und recht behutsam zu seyn. In wenigen Minuten war dem Kleinen eine Dosis beigebracht, und in athemloser Spannung harrten die Mutter und Angelika auf den Erfolg. Aber die zuversichtliche Miene des kleinen Tobias beruhigte sie beinahe im Voraus wunderbar. Er stand da wie ein Arzt, und seine bleichen Züge verriethen eine tiefe Bewegung und Theilnahme. Das war aber auch nicht zu verwundern. Wirkte schon die Nähe des braven Herrn Wurmholz und seiner herzigen Frau ermuthigend, ja begeisternd und gewaltig auf den armen Tobias ein, um ihn Alles daran setzen zu lassen sich seinen Wohlthätern dankbar zu erweisen, so mußte dem armen Mann, dessen geistiges Leben und Thätigkeit sich mehr nach innen entwickelten, doch auch nicht entgehen, daß selbst in diesen prächtigen Räumen das Glück nicht wohne. Wohl war Alles beinahe feenhaft schön: die weichen Teppiche, die bunten sammetnen Tapeten, die Spiegel und Bilder in den schweren Goldrahmen an den Wänden, die Gardinen an Fenstern und Thüren; aber ein Blick auf die tiefgebeugte, von namenloser Pein erfaßte Mutter überzeugte den unbefangenen Betrachter, daß alle diese Pracht nicht Zufriedenheit, nicht Glück und Genüge biete. Ach, ahnungsvoll hatte Tobias am Abend gesagt: ein einzelnes einziges Kind sey ein Jammer-, ein Angstkind; hier fand er es grausig bestätigt, denn das glühende Auge der Frau Mohr verkündete einen Schmerz, der an Wahnwitz grenzte. Wie unendlich glücklicher war er im Kreise seiner hungernden Kinder, die von Gesundheit strotzten, als diese reiche Frau mit all ihrem Reichthum!

Indeß wirkte das Brechmittel; der röchelnde Athem des Kranken ward leichter, die Augenlider schlossen sich, das Zittern ließ nach, und das Delirium minderte sich. Tobias warf Herrn Wurmholz einen triumphirenden Blick zu, der der besorgten Mutter nicht entging. Eine schwere Last sank ihr vom Herzen, aber noch war diese von solcher Wucht, daß sie noch keine Hoffnung darauf zu

Digitized by Google

setzen wagte; sie blickte Tobias in's Gesicht, und als sie diese unschönen verkümmerten Züge dennoch vom tiefen Mitleid und Mitgefühl bewegt sah, als ihr der kleine Alte mit einem hoffnungskündenden frohen Blick in die Augen sah, als wolle er sie versichern, daß nun keine Gefahr vorhanden sey, da senkte die stolze Frau das Auge, und eine tiefe Röthe der Schaam und Verlegenheit flog so sichtbarlich über ihre Züge, daß sie sich schnell abwenden mußte. Sie gedachte der rauhen Art, mit welcher sie am Abend auf der Straße einen zärtlichen Vater behandelt, der seinem armen Kinde wenigstens eine Freude des Schauens hatte bereiten wollen .... es brannte ihr wie ein höllisches Feuer in der Seele.

Glücklicherweise kam nun der sehnlichst erwartete Leibarzt. Er billigte die Anordnungen des alten Tobias und erklärte, daß man noch damit fortfahren müsse, verordnete Senfteige auf die Füße und Beine und hinterher kalte Tücher auf den glühenden Kopf. — „Danken Sie Gott, Madame, daß Sie den wackeren Alten da in der Nähe gehabt haben und daß er Ihnen mit seinem Hausmittelchen helfen konnte!" sagte der trockene lakonische Mann. „Ohne dieß Mittel wäre der Knabe vielleicht schon eine Leiche. Ist schwachnervig, feingebaut, verweichlicht, der Junge; hat vermuthlich am Abend recht getollt und gerast, und unverständige Dienstboten haben ihn betrunken gemacht. Ist ja der lautere Punsch und Glühwein, den der Knabe vomirt hat!.... Brav Milch zu trinken, gleiche Wärme, kalte Tücher, aber nicht nasse, auf den Kopf, — das leitet vielleicht den Anfall ab. Jedenfalls überlassen Sie dem Manne da allein die Pflege und bleiben Sie selber vom Bette weg, — braucht überhaupt keine Seele sonst im Zimmer zu seyn. — Guten Morgen, Madame! guten Morgen! will am Tage wiederkommen!"

Damit ging der Sonderling; man war an ihm schon gewöhnt, daß er niemals mehr sprach. Herr Wurmholz und Angelika räumten jetzt die Stube, suchten die Tante zu beruhigen und schieden mit Segenswünschen für Leopold. Kathi aber erzählte der Frau, was sie von dem Kutscher erfahren, und was die Vermuthungen des Arztes auf so eigenthümliche Weise bestätigte. Allein Madame Mohr hörte nur mit halbem Ohr; ihre Gedanken waren anderwärts. Sie ging an ihren Sekretär und nahm eine schwere Rolle heraus, dann trat sie wieder in ihr Schlafgemach zu dem Alten.

„Tobias," sagte sie; „ich habe Euch gestern Abend wehe gethan; vergebt mir's, tragt mir's nicht nach! Ihr seyd ein braver Mann; Ihr habt keinen Groll gegen mich geäußert, ja Ihr habt vielmehr mein Kind gerettet. Kommt, gebt mir Eure Hand! sagt mir, daß Ihr mir verzeiht!" ....

„Ach, gnädige Frau .... Madame!" stammelte Tobias und wich erschrocken zurück. „Sie mich beleidigt? Kein Gedanke! — Ein Bissel rauh waren Sie; aber das sind die reichen Leute alle, und solch Bettelvolk wie wir darf's auch nicht auf die Ambition nehmen. Aber es war nicht so böse gemeint! Hatt' es längst vergessen!"

„So gebt mir die Hand darauf, daß Ihr mir vergeben habt!" bat Frau Mohr, der die Worte des kleinen Schneiderchens wie glühende Spitzen in die Seele drangen. Tobias aber zögerte erröthend. Das würde sich nicht schicken, meinte er, daß er einer so reichen Frau die Hand gäbe. Aber sein Wort verpfände er, daß er ihr nichts nachtrage; er bekenne sich schuldig, daß er nicht hätte ausgehen sollen, ehe er ihren Auftrag ausgeführt habe.

„Aber man liebt halt seine Kinder, und je mehr man hat, desto mehr gewinnt man das Eine deßwegen lieb, und ein Anderes wegen einer andern Eigenschaft!" sagte Tobias. „Ich habe zwar nur ihrer sechse und keines ist so schön, wie das junge Herrchen da; aber jedwedes würde mir ebenso wehe thun als Ihnen das Ihrige, und eben darum hab' ich meinem kleinen Stubenhockerl eine Freude bereiten wollen mit der Musik in der Kirche und den Schaufenstern auf den Gassen!"

„Ich weiß es, ich fühl's," sagte Frau Mohr; „aber damals spürt' ich es nicht so. Nun erlaubt mir, als Schmerzensgeld für heute und oftmals, wo ich Euch vielleicht sonst schon wehe gethan habe, Euch etwas zu geben zur Linderung Eurer Noth in dem harten Winter! nehmt das da als Christgeschenk von meinem Leopold, und wenn Ihr ihn rettet, sollt Ihr noch zwei solche Rollen haben!"

Tobias schob erschrocken das Geld zurück und weigerte sich standhaft es zu nehmen. „Nein, Madame," sagte er, „ich kann's nicht annehmen. Das sähe aus, als hätten Sie mir Unrecht gethan, und ein Unrecht kann ich wohl vergeben, aber abkaufen laß ich mir's nicht. — Und was das Genesen von dem jungen Herrchen anlangt, Madame," setzte er mit ernstem Blicke hinzu, „so kann das nur der liebe Gott machen, nicht meine schwache Kraft, und

Digitized by Google

darum mögen Sie Dem vertrauen, aber mir gebührt nichts dafür. Ich kann nicht mehr dazu, als den lieben Gott darum bitten!"

Frau Mohr erglühte abermals; der Alte hatte sie wiederum mehrfach und absichtslos beschämt. Mit einem Blick auf den ruhiger gewordenen Knaben verließ sie schnell das Zimmer.

Auf ihren Befehl brachte Kathi dem Wärter des Kranken Brod, Wein und Braten, und man ließ ihn mit seinem Pfleglinge allein. Kathi ging ab und zu, bereitete die Umschläge, und sprach hie und da ein Wörtchen mit Tobias. — —.

Die Nacht schwand, die Morgenstunden kamen, die grauen Schatten wichen und die hohen Thurmspitzen leuchteten schon weißer in ihrer Schneekrone. Leopold war wieder zum Bewußtseyn gekommen, hatte Kathi erkannt und nach seiner Mutter gefragt. Jubelnd flog Kathi aus dem Schlafzimmer, um diese Kunde der Herrin zu überbringen, welche sie in einem der anstoßenden Zimmer vermuthete. Aber weder im Wohngemach noch in den beiden Prachtzimmern war Frau Mohr zu treffen. Im Balkonzimmer stand die lange Tafel mit den köstlichen Geschenken, welche die prachtliebende reiche Frau aus Anlaß des Weihnachtsfestes an alle Bekannten und Schmarotzer zu vergeben pflegte, und an deren Austheilung sie noch bis nach Mitternacht beschäftigt gewesen war. Aber auch hier war sie nicht. Da fiel Kathi das Eckstübchen nach Norden ein, das stets so geheimnißvoll verschlossen gehalten wurde; sollte Madame dort seyn? Mit Herzklopfen schlich sie sich durch die öden dunklen Zimmer vor die Thüre. Lichtschein blinckte aus dem Thürfalze, und lauschend vernahm Kathi unverständliches Gemurmel wie Gebet oder Beschwörung.

„Helf mir Gott!" flüsterte Kathi; „sie ist mit ihrem Glasmännchen drinnen. So ist's also doch wahr, daß sie's mit dem Bösen hat?... Na, wir wollen sehen, ob der dem Leopold geholfen hat oder der liebe Gott! — Alle guten Geister!"... flüsterte sie und pochte an. Ihr Herz aber pochte lauter als ihr Finger.

Keine Antwort; aber dasselbe Gemurmel, nur von tiefen Seufzern unterbrochen. — Kathi pochte wieder, und als abermals keine Antwort erfolgte, drückte sie auf die Klinke — die Thüre öffnete sich fingerbreit. Aber noch kämpften Angst und Neugier in dem Mädchen, das sich unschlüssig und gleichsam über seinen eigenen Muth erschreckend umwandte. Bei dieser Bewegung aber sah sie draußen durch die Läden den dämmernden Morgen. Und Tageslicht ermuthigt, nur Finsterniß macht bange. Leise öffnete Kathi vollends die Thüre und trat auf die Schwelle.

Das geheimnißvolle Zimmer war klein und überfüllt mit Geräthe. Eine dumpfe Luft und eine lange halbverglühte Lichtschnuppe ließen die Kerze nur einen trüben Schein verbreiten, der kaum die engen Räume zu überblicken erlaubte. Möbeln von alterthümlicher Form standen ohne Symmetrie an den Wänden, von denen verräucherte alte Bilder herabblickten. Frau Mohr aber lag auf den Knieen vor einem alten Lehnstuhl, hielt einen schwarz und weißen Gegenstand in der Hand und betete halblaut. Kathi stierte sie mit verwunderten Augen an, da berührte der Luftzug die Betende, und .....

„Kathi, was suchst Du hier?" rief sie hastig und sprang empor. Kathi aber sah, daß der Gegenstand, den ihre Herrin in der Hand trug, die Umrisse einer Menschengestalt hatte.

„Jesus Maria, das Glasmännchen!" rief sie und sank mit einem jähen Schreckensschrei halb ohnmächtig auf der Schwelle zusammen.

„Was ist Dir? Was suchtest Du hier?" fragte Frau Mohr; „woher Dein Schrecken?"

Kathi aber stierte nur immer auf den Gegenstand, den sie für ein Glasmännchen hielt; als aber Frau Mohr sich zu ihr hinabbeugte und die Entsetzte auffaßte, erblickte Kathi deutlich ein Kruzifix aus Ebenholz mit einem Christus aus getriebenem Silber. Da schwand die Angst aus ihren Zügen und ihr frisches freundliches Gesicht verklärte sich und ward doppelt heiter.

„Ein Herrgöttl?" rief sie, „ach gottlob, daß es nur ein Kruzifix ist und nicht das verfluchte Glasmanndl!... Ich hab's schon von Anfang nicht von Ihnen glauben können, Madame, daß Sie es sollen mit dem Bösen haben! Nein, Sie sind zwar etwas streng, Madame, und ein wenig rauhhorstig, aber so eine Sünderin sind Sie doch nicht!"

„Ein Glasmännchen? mit dem Bösen haben? Sünderin?!" fragte Madame Mohr. „Mädchen, bist Du von Sinnen, oder ist Dir der Schlaf in den Magen gefallen!"

„Ach, schaun's, vergeben Sie mir, Madam! ich will ja Alles bekennen!" rief Kathi; „die heilige Mutter Gottes ist mein Zeuge, daß ich's nicht recht geglaubt habe, und das Lenchen auch nicht; aber die Frau Grimsl hätte darauf sterben mögen, daß

Digitized by Google

Sie ein Glasmannbl haben, das Ihnen großen Reichthum und viel Geld giebt und Ihre Wünsche erfüllt!"

Und nun erzählte sie der halbverwunderten, halb geärgerten Frau, was die Fratschlerin bei Tobias erzählt, und was vermuthlich auch bei anderen Leuten Glauben fand. Sie versuchte zu lächeln, aber dennoch warf die Erzählung einen trüben Schatten auf ihre Züge, der erst wich, als Kathi die fröhliche Nachricht zu guter Letzt vorbrachte, daß Leopold wieder schier gesund und erwacht sey und schon nach der Mama gefragt habe.

Frau Mohr machte mit einem tiefen Seufzer ihrer gepreßten Brust Luft, und eilte voll inniger Freude zu dem Kleinen.

7.

Der Abend war herniedergesunken, ein stiller Festtagsabend; — besonders stille aber war's in der wenig belebten Glockengasse. Leopold war außer aller Gefahr, aber noch schwach, sehr schwach. Angelika war bei ihm und Dalem's kleiner Fritz, der als artiger kluger Knabe auf Kathi's Empfehlung herbeigeholt worden war, um den Kleinen in den Augenblicken zu unterhalten, wo er wach war. Der Arzt hatte selber darauf angetragen und die Gefahr für überstanden erklärt. Mit der stolzen Bräuerswittwe war eine seltsame Umwandlung vorgegangen, aber eine wohlthuende. Ihre regelmäßigen Züge und ihr trotziges Auge hatten nicht mehr den strengen Zug kalten selbstsüchtigen Stolzes wie sonst; vielmehr hatte eine leise innige Wehmuth ihre Züge gemildert, und ihr Auge suchte den Boden. Kathi hatte den ganzen Tag hindurch die Herrin entschuldigen müssen, die für Niemand zu Hause war, als für Wurmholz und Angelika; die verschiedenen Personen, welche zur Weihnachtsbescherung eingeladen waren — fast lauter Schönwetterfreunde, Schmarotzerinnen, Schmeichlerinnen der reichen Bräuerswittwe, welche diese mit Leckereien fütterte und von denen sie sich huldigen ließ — erhielten aus Kathi's Hand das für sie Bestimmte, und wurden wieder weggesandt, ohne daß ihnen der Wunsch gewährt wurde, an dem Lager des Kleinen ihre heuchlerischen Zähren zu weinen. Ja nicht einmal auf ihre Beileidsbezeugungen ward geachtet wie sonst; Kathi fertigte sie sehr schnippisch ab, und Einer um den Anderen von diesen Schmarotzern trollte sich leise und kopfschüttelnd über diese Wendung der Dinge.

Das geheimnißvolle Eckstübchen aber stand den ganzen Tag offen, die Läden waren geöffnet und ließen den hellen Wintertag mit seinem Eis- und Schneeblinken hereinscheinen. Die neugierigen Dienstboten sahen nichts darin als alte Möbeln im schwerfälligsten Altvaterstyle, geschweift, geschnörkelt, verbogen, mit gedrehten Säulchen und Voluten, und hohen Aufsätzen und eingelegten Vögeln und Blumen von hellem Kirsch- und Ahornmaser. Wackelnde Stühle mit hohen Lehnen und verschossenem grünem Tuch; trübe Spiegel in verblichenen Rahmen; steife Porträts in Tempera- und Honigfarben und der Frisur und Kleidung der Urgroßväter — und all das noch dazu ärmlich und mit Spuren des Gebrauches durch mehrere Generationen hindurch an sich.

Und dieses Stübchen hatte sich Frau Mohr wieder geordnet, ja sie hatte einen Theil des Tages allein darin verbracht. Man hatte verweinte Augen an ihr bemerkt, so oft sie heraustrat. Was hatte das zu bedeuten? — Und trotz des Kranken im Hause, trotz der Stille rüstete man in der Küche doch eine größere Mahlzeit, und Kathi deckte einen langen langen Tisch im Balkonzimmer? Was war da im Anzuge? Wem galt die Festlichkeit, und wofür überhaupt eine solche?

Die Glocke schlug sieben Uhr, als Madame Mohr aus dem Eckzimmer auf den Vorsaal trat, um in die Küche zu treten. Da öffnete sich die Thüre des Vorsaals, und leise und schüchtern traten herein Tobias und Crescenz mit Lenchen und den vier anderen Kindern. Scheu wie ein Häufchen Schafe drückten sie sich in eine dämmernde Ecke, da sie die Stimme der Hausherrin vernahmen. Aber diese ward ihrer beim Heraustreten ansichtig und empfing sie mit ungewohnter Güte und Herzlichkeit.

„Nur hier herein, liebe Leutchen!" sagte sie; das Essen ist fertig und wartet nur auf Euch. Aber wo habt ihr denn Niklas den Böttcher? Warum kommt er nicht?"

„Er genirt sich, Madame," sagte Tobias; „er will nicht kommen, weil er's für unschicklich hält, mit Herrn Wurmholz an Einem Tische zu speisen!"

„So geh', mein Kind! und hole ihn!" sagte Herr Wurmholz, der mit Angelika am Arme unter die Zimmerthüre getreten war, und mit Wohlgefallen auf die Familie des armen Bälgetreters blickte, dessen Kinder wie die Orgelpfeifen aufgereiht dastanden, nur daß Fritzchen von oben herab fehlte — zu Lenchen. „Sag' ihm, mein liebes Kind!

Digitized by Google

ich lasse ihm befehlen zu kommen, weil Madame Mohr darauf rechne."

„Ja, sag' ihm das, Lenchen!" setzte Madame Mohr hinzu; „sag' ihm, daß ich ihm danken wolle, weil er für meinen lieben Leopold sich den Schlaf gebrochen und so viele Mühe gegeben!"

Und dann führte sie das Häuflein in das Zimmer, nein sie trieb es beinahe vor sich her, wie eine kleine Heerde Schafe, denn Tobias und sein Weib waren gewaltig verlegen, und trippelten herum wie wenn sie auf Eiern gingen, und waren gar nicht so frei, in die schöne Stube hineinzutreten. Und als sie nun gar an den Tisch sitzen sollten, der mit dem schneeweißen feinen Tafeltuche aus Linnen-Damast belegt war, und auf dem Alles von eitel Silber war: Messer, Gabeln, Löffel, Salzfässer, Senftöpfe, Karaffinen, da bedurfte es beinahe noch mehr Nöthigens. Und dasselbe wiederholte sich bei Niklas, als ihn endlich Lenchen brachte. War aber allerliebst, war herzig anzusehen, wie sie so um den Tisch saßen: obenan natürlich die Hausfrau, aber ganz schlicht bürgerlich angethan mit einem einfachen schwarzen Thibetkleid, nicht einmal eine goldene Uhr an. Neben ihr einerseits Tobias, andererseits Niklas, und neben Tobias Angelika, neben Niklas Herr Wurmholz, neben ihm Frau Crescenz; neben Angelika aber Lenchen, dann Fritzchen, dann Seyherl und Anton und so fort, bis Therese und Agathe wieder hart bei ihrer Mutter saßen. Kathi aber lächelte und glühte wie eine Rose und sprang so geschäftig um den Tisch, um die Gäste zu bedienen, und stieß je zuweilen Lenchen oder ihre Mutter oder Tobias vertraulich an, und flüsterte: „Eßt nur recht, sonst nimmt's die Madam übel."

Eine mächtige Suppenterrinne dampfte auf dem Tische. Da erhob sich Wurmholz und sagte: „Liebe Leutchen! unsere Frau Tante hat Euch und sich einen heiteren Abend bereiten und die Schuld der Dankbarkeit abtragen wollen, die sie gegen Euch hat! Es macht uns Allen Freude, einmal unter braven wackeren Menschen zu seyn, die ihr Loos so christlich fromm und geduldig tragen; und darum thut uns den Gefallen und zieret Euch nicht, sondern gebt Euch, wie Ihr seyd, geberdet Euch als ob Ihr daheim wäret! — Fritzchen, bete Du das Tischgebet! Du sollst ja so schön zu beten wissen!"

Fritzchen erröthete ein Wenig, sprach aber dennoch sogleich mit seinem dünnen rührenden Stimmchen fest und andächtig:

„Du theilst, o Gott, die Stunden ein
In Arbeit und Genuß;
Gibst unsre Nothdurft nicht allein,
Sondern noch Ueberfluß;
Dieß danken wir mit großer Freud'
Herr, Dir bei diesem Mahl,
Und bitten um Genügsamkeit
Und Segen allzumal.
Laß uns bei jedem Bissen Brod,
Bei jeglichem Gericht
Gedenken ärm'rer Brüder Noth
Und unsrer Nächstenpflicht.
Damit Dein' Gnade nicht umsonst,
Der Lehre wir getreu,
Und würdiger stets Deiner Gunst
Dieß unser Leben sey!"

Dann begann das Mahl, bei welchem Angelika, Herr Wurmholz und Madame Mohr ein trauliches Gespräch unterhielten, indem sie allerhand Fragen an die Gäste richteten, um so recht auf den Grund von ihren Verhältnissen zu kommen. Am öftesten aber weilten die Blicke der Frau Mohr auf den Kindern, die sich so artig, gesetzt und sittsam betrugen, bescheiden dankten und noch bescheidener ablehnten, daß man wohl sah, wie ein frommer Geist im Hause walte und Liebe, nicht Gewalt im Kreise regiere. Und wie ihnen die trefflichen nahrhaften Speisen mundeten, den kleinen Engeln — es war eine Freude, und Frau Mohr sah oft recht lange auf den Boden ihres Tellers, um nur durch das feuchte Auge nicht ihre tiefe Rührung zu verrathen. Herr Wurmholz aber flüsterte, da er auch Angelika's Blicke mit so innigem Vergnügen und einer recht erklärlichen Rührung auf den Kindern verweilen sah, auf Französisch ihr zu: „Denke Dir, mein Engelchen! wie himmlisch schön, wenn einmal auch um unseren Tisch solch ein Häuflein sich schaart!" Worüber Angelika denn hoch erglühend ihm einen zürtlich verweisenden Blick zusandte, und eine Thräne aus ihren Wimpern über die sammtene Wange herabperlte.

Noch war das Mahl nicht zu Ende, da verschwand Madame Mohr plötzlich vom Tisch. Sie weinte beinahe laut, und eilte hinein zu ihrem Knaben, der ruhig schlummernd in seinem Bette lag. Ihre Küsse weckten ihn sogar, und doch bedurfte er der Ruhe so sehr. Erst nach mehr als einer halben Stunde kam sie wieder heraus.

„Lieber Meister Dalem!" sagte sie; „Ihr habt mir gestern und heute eine gute Lehre gegeben, und

Digitized by Google

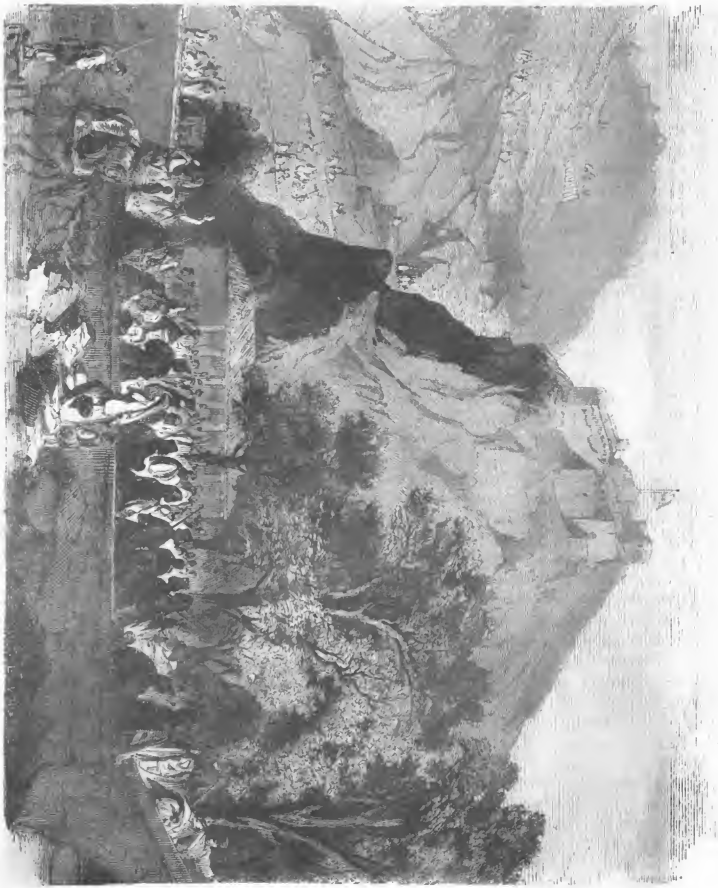
ich will Euch zeigen, wie ich sie mir zu Nutz gemacht habe. Ihr habt mir meinen Knaben erhalten, mein größtes Kleinod; nun müßt Ihr schon zugeben, daß ich auch etwas für Eure Kinder thue, um ihr Wohl für Zeit und Ewigkeit zu gründen. Herr Wurmholz hat mich berathen, wie ich das angreifen soll, und hat mir die schöne Hoffnung gemacht, daß mir der liebe Gott an meinem Kinde vergelten werde, was ich an den Eurigen thue. Hört nun einmal, ob Euch mein Vorschlag gefällt. Lenchen, das so viel Geschmack und Geschicklichkeit besitzt, soll die Putzmacherei recht gründlich auf meine Kosten erlernen; ist sie dann erst gewandt und erfahren genug, sich selber fortzuhelfen, so soll ihr ein Anleihen werden, mit dessen Betrag sie sich selber etabliren kann; dann hat sie ihre Zukunft ganz in der Hand. — Der kleine Fritz da, welcher so glückliche Gaben verräth, soll auf meine Kosten zuerst in eine orthopädische Anstalt, damit ihm der Gebrauch seiner Gliedmassen wieder gegeben wird, um welchen ihn der ungeschickte Stümper von Wundarzt gebracht hat. Ist er dann erst körperlich stark genug, so soll er in die lateinische Schule gehen und Tüchtiges lernen; und ist es alsdann Zeit, an einen Beruf für ihn zu denken, so soll's ihm an meiner Unterstützung nicht fehlen, gleichviel, ob er sich für den geistlichen Stand oder für ein Gewerbe bestimmt. Mit dem anderen Knaben soll's ebenso gehalten werden, und für die Mädchen will ich ebenso Sorge tragen. Für Arbeit will Herr Wurmholz sorgen, und so soll's denn unsre Schuld nicht seyn, lieben Leutchen, wenn Ihr Eure Kinder nicht zu guten Menschen erzieht und ihnen nicht ein gesegnetes Andenken hinterlaßt!"

Tobias und seine Frau warfen sich beinahe der wackeren Frau zu Füßen, dankten weinend und beschworen des Himmels Segen auf sie und ihre Angehörigen und Herrn Wurmholz und seine Frau herab; aber Frau Mohr bat sie ihr noch eine Weile das Wort zu gönnen, und fuhr fort:

„Ich weiß, liebe Leute, daß ich viele Feinde und Neider habe — Feinde weil ich stolz und hart war, und Neider wegen meines ungewöhnlichen Glückes und Reichthums. Wohl bin ich vielleicht an beiden selber Schuld, denn ich habe seither nur einen eigensüchtigen, stolzen und unrichtigen Gebrauch von Dem gemacht, was mir Gott beschieden. Ich darf mich daher nicht beklagen, wenn man mir Schuld gibt, ich habe meinen Reichthum auf ungerechte Weise erworben. Aber, meine Freunde! so wahr ich an Gott und seine Heiligen und an eine heilige christliche Kirche glaube, es haftet kein Fluch an meinem Eigenthum: keine Thränen des Armen, kein Blutgeld durch Wucher oder Erbschleicherei; kein Glasmännchen oder Kobold hat mir's bescheert! — Nein, ich war arm wie Ihr es seyd, und mein Mann war es auch; aber gute Freunde halfen uns z. B. der Vater dieser Frau da," und sie deutete auf Angelika, — „der uns als fleißige sparsame Leute kannte und uns das Kapital an die Hand gab, ein kleines eigenes Geschäft zu begründen. In jener Stube, wo meine Neider und ihre dummen Nachbeter mich mit Gespenstern und bösen Geistern verkehren lassen, könnt Ihr die Mitgift sehen, die ich meinem seligen Manne zubrachte — das hatte ich von meiner armen Mutter ganz allein. Allein Fleiß und Umsicht, Genügsamkeit und Sparsamkeit hatt' ich theils von meinen Eltern, theils vom lieben Gott, und so kam's, daß wir etwas vor uns brachten, weil wir immer so lebten, als müßten wir erst beginnen und für die Zeit arbeiten, wo uns der liebe Gott Ruhe schenken würde.

„Sehet, meine Freunde!" sagte sie, und stieß die Thüre auf, welche in die geheimnißvolle Eckstube führte, — „das ist mein ganzes Geheimniß. Der reiche Löwenbräu lebte und starb unter diesen alten Möbeln, und noch auf seinem Todbette befahl er mir an, sie auf unsere Kinder zu vererben. ‚Laß sie Dir ein Wahrzeichen seyn, wie uns der liebe Gott weiter geholfen hat, und erzieh' unsere Kinder zur Genügsamkeit wie wir!' sagte er. Ich versprachs, aber ich war ein eitles schwaches Weib. Als ich ihn verloren hatte, meinen festen besonnenen Rathgeber, als ich das große Vermögen kennen lernte, dessen Umfang und Größe mir mein seliger Mann weislich verschwiegen hatte, um mich nicht hochmüthig zu machen, als mich gemeine Schmeichler und kriechende Lobredner umgaben, da ward ich auch rauh, hart und meiner Vergangenheit vergessen. Die Schlingen des Teufels, in die ich gerathen war, machten mich zu Der, die ich ward. Viele Arme kamen und wollten Wohlthaten von mir, und hinterher lernte ich sie als unwürdig kennen, und bereuten was ich an ihnen gethan. Das machte mich bitter und mißtrauisch, und wie ich mich von den Armen zurückzog, so konnten sie noch weniger ein Herz zu mir fassen, und ich sah nun an jedem der mir nahte, nur habsüchtige Absichten. Dadurch

Digitized by Google



Der Bazar der Montenegriner in Cattaro. (Text hiezu S. 218.)

aber ward ich selber von Habsucht und Geiz erfüllt, und mit diesen kehrten Stolz und Geringschätzung gegen Andere in meinem Herzen ein. Und weil ich selber in vielen Jahren nicht mehr gefühlt, wie tief Unglück und Armuth schmerzen, konnt' ich freilich mich auch kaum in die Lage von Unglücklichen denken, und wollte nur lachende Gesichter und Schmeichler um mich sehen! — Vielleicht wären mir niemals die Augen aufgegangen ohne die vorige Nacht. Aber nun sind die Schuppen von meinen Augen gefallen, und ich habe mich selber wieder gefunden. Vergebt mir das Vergangene und helft

Digitized by Google

Abraham Lincoln (Text hiezu S. 218.)

Digitized by Google

mir für die Zukunft, dann mögen wir Alle mit gleicher Freude und gleichem Segen an diesen Christabend denken, und dann hab' ich wirklich in jenem Stübchen ein zauberisches Glasmännchen versteckt! Gott sey Dank, daß er Alles so schön gefügt hat!"

„Amen!" sagte Wurmholz, und umarmte seine Frau, und Allen war's als tönten Aeolsharfen durch die Stube, in welcher das nun erlöste Glasmannl wohnen sollte! — —

In jedem Herzen der Betheiligten stand diese Christnacht mit ihren Begebenheiten und ihren segensreichen Folgen noch lange mit Flammenschrift eingetragen. Möge sie nun auch an unseren Lesern nicht spurlos vorübergehen! — Otfrid Mylius.

Der Bazar der Montenegriner in Cattaro.

(Mit Bild auf S. 216.)

Cattaro und sein Meerbusen, die Bocca genannt, bilden vom adriatischen Meere aus den Zugang zu dem serbischen Berglande, wo zunächst der Küste die Montenegriner in ihrem kleinen Freistaate Montenegro oder Tschernagora hausen und eifersüchtig ihre Freiheit und Unabhängigkeit vom Türkenjoche wahren. Die Montenegriner oder Tschernogorzen bringen die Erzeugnisse ihrer Bodenkultur und ihres Gewerbsfleißes von ihren rauhen Bergen herunter nach Cattaro, namentlich Brennholz, Eis, Gemüse, Wolle, Fische und Castradin, d. h. an der Luft getrocknetes oder geräuchertes Schaf- und Ziegenfleisch, und vertauschen dieselben hier gegen die Erzeugnisse und Waaren anderer Länder. Da kein Montenegriner bewaffnet die Stadt betreten darf, so hat man denselben vor den Thoren, dicht am Fuß des in vielen Zickzacklinien an den steilen Berghängen hinaufführenden Weges in die Tschernagora, einen Bazar im Freien eingerichtet, auf einem von Mauern eingefriedigten freien Platze unter den Bäumen, welchen unser umstehendes Bild darstellt. Hier findet beinahe täglich, hauptsächlich aber an den Markttagen, ein ungemein lebhafter Verkehr zwischen den Montenegrinern und den Boccheſen, d. h. den Umwohnern der Bocca oder des Meerbusens, in dessen Schooße, am Fuße wunderbar kühn geformter Berge, Cattaro liegt, statt. Unsere lieben Leser sehen die Montenegriner kommend und heimkehrend in langen Zügen zu Fuß und zu Pferde auf dem Zickzackweg, welcher von ihren wilden Bergen zum Meere herabführt, und gewinnen so einen lebhaften anschaulichen Einblick in das Leben und Treiben dieser Südslaven, die durch ihre hartnäckigen Kämpfe gegen die Türken und ihr kriegerisches Wesen überhaupt schon viel von sich reden gemacht haben.

Abraham Lincoln.

(Mit Bild auf S. 217.)

Der edle Mann, den unser Bild darstellt, der fünf Jahre lang in bewegter Zeit das Ruder eines der größten Staaten der Welt in fester Hand geführt hatte, bis er am 15. April d. J. der meuchlerischen Kugel eines elenden gedungenen Bravo erlag, ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig, und ein lehrreiches Beispiel dessen, zu welchem Ziele in einem freien Staate der sittlich-reine willensstarke Mann von Talent sich erheben kann, wenn er seinem Streben auf Selbstvervollkommnung unverwandt treu bleibt. Abraham Lincoln, der „redliche Abe", wie er bei seinen Landsleuten schon vor seiner Erwählung zum Präsidenten der Vereinigten Staaten hieß, war einst ein Feldarbeiter; Frederick Douglas, sein Mitbewerber um die Präsidentenwürde, war einst ein Kunsttischler; Andrew Johnson, Lincoln's Nachfolger auf dem Präsidentenstuhle, war zuvor ein Schneider! Was lernen wir also daraus? daß in jener gewaltigen, durch den jüngsten Bürgerkrieg neuverjüngten Republik das Prinzip der gleichen Berechtigung Aller auf Mitregierung und auf zweckentsprechende Verwendung ihrer Anlagen zum Besten des Staatswohls praktisch verwirklicht ist, daß dort der Stand des Arbeiters zu seiner Gleichberechtigung mit den übrigen Ständen gelangt ist, und daß deßhalb der Staat noch nicht aus den Fugen geht! Daß ferner redliches Streben und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung dort noch über dem allmächtigen Reichthum und über der vornehmen Geburt und Stellung steht. Diese tröstliche Erscheinung läßt erwarten, daß es auch bei uns mit der Lage der arbeitenden Klassen und mit der Achtung vor Denen, welche Hand und Fuß des Staates sind, bald besser werden möge als seither. Mit welcher Geringschätzung sah noch vor wenigen Jahren der sogenannte Gebildete auf den Arbeiter, auf den Handwerksburschen herab! welche entwürdigende Behandlung mußte sich, ja muß sich theilweise noch heute der zu seiner Ausbildung wandernde Handwerker von dem Troß der Paßvisirer, Polizeischreiber und Gendarmen

Digitized by Google

gefallen lassen! Ja mit welchem souveränen Dünkel sieht noch heutzutage der Student, der Offizier und die Mehrzahl der sogenannten Gesellschaft auf den Mann mit der Schürze und der schwieligen Hand herab! — Das muß auch bei uns anders werden, aber die Achtung, welche der Arbeiter als Mensch und Bürger beanspruchen darf, muß er sich auch erwerben durch geistige Fortbildung wie durch sittliche Würde; dann wird der Fall auch bei uns nicht mehr selten werden, daß aus dem Arbeiter von Talent und Rechtschaffenheit ein öffentlicher Charakter wird. Noch steht die Thatsache vereinzelt, daß ein Schneider General wurde wie Derfflinger, ein Marqueur Marschall wie Murat; ja wenn auch in einzelnen Fällen bei uns in Deutschland ein besonders begabter Mann aus dem Volke sich zu einer hervorragenden Würde im Staate emporschwang, so geschah es immer nur durch die nivellirende Laufbahn des Universitäts-Studiums oder durch die praktische Laufbahn des Staatsdienstes. Aber die nächsten fünfzig Jahre werden die Universitäten zu bloßen Fachschulen herunterdrücken und die Verbesserung der Schulen und des Unterrichts und die Bildungsmittel der Literatur und des öffentlichen Lebens werden die Bildungsstufe des Volks so hoch emporheben, daß die Vorrechte der Stände, die Schranken der Kasten gebrochen, daß den Prinzipien der Gleichberechtigung der Individuen, der Anwartschaft Aller auf öffentliche Aemter auch ohne akademische Studien wird Geltung verschafft werden. Und da diese Zeit nicht mehr so ferne ist, so kann Lincoln's Leben jedem Einzelnen ein lehrreiches Vorbild zum Guten werden.

Abraham Lincoln war am 12. Februar 1809 auf einem kleinen Bauergehöfte in Hardin-County im Staate Kentucky geboren, wo sein Vater als armer Tagelöhner lebte. Im J. 1816 zog er mit Weib und Kind nach Spencer County im Staate Indiania und siedelte sich mitten im Urwalde an, um sich hier für die Seinigen ein besseres Loos „herauszuhauen". So lernte der Knabe Abraham schon frühe 'hart Holz bohren', wie man zu sagen pflegt, und mußte bis in's 23. Jahr mit Hand anlegen, um den Unterhalt der Familie zu sichern, und genoß keines andern Unterrichts, als nur etwa ein Jahr lang denjenigen einer armseligen Dorfschule. Mit 19 Jahren fuhr er mit einem Floß den Mississippi hinab nach New-Orleans und machte den ersten Ausflug in die Welt, der für ihn in mehr als einer Beziehung lehrreich war. Im Jahr 1830 übersiedelte Lincoln mit seinen Eltern und Verwandten in den Staat Illinois, und half ihnen bei der Ansiedlung. Im folgenden Jahr aber erwarb er als Tagelöhner sich seinen eigenen Unterhalt. 1832 machte er einen Feldzug gegen die Indianer als Freiwilliger mit, wurde zum Hauptmann einer Kompagnie und nach dem Kriege in die Legislatur des Staats gewählt, und hiemit begann seine öffentliche Laufbahn. Aber die Kenntnisse, welche Lincoln selbst hiezu mitbringen mußte, mangelten ihm nicht: er hatte schon als Jüngling rastlos nach Wissen gestrebt und jede freie Stunde zum Lesen weniger aber guter Bücher, zum Studium der englischen Grammatik und der Geschichte und Gesetzgebung seines Vaterlandes und zum Nachdenken darüber benützt. Er wußte nicht *vielerlei*, aber was er wußte, das wußte er recht und gründlich. Er hatte nie geraucht oder geschnupft, war in seinem Leben nie betrunken und im Genuß geistiger Getränke von jeher überaus mäßig gewesen, — eine Selbstbeschränkung, welche für die Entwickelung eines Charakters weit wichtiger ist, als manche glauben. Sein Körper war durch strenge Arbeit und stete Uebung seiner Kräfte außerordentlich abgehärtet, und für die Stärke seiner Willenskraft zeugt genugsam, daß er es fertig brachte, ohne jegliche andere Anleitung, als die des praktischen Lebens und durch bloßes Selbststudium nach Feierabend, sich diejenigen Kenntnisse anzueignen, welche ihn in den Stand setzten, als Advokat zu wirken und sich bald zu einem der gesuchtesten und geachtetsten Anwälte des Staats Illinois aufzuschwingen. Der arme Ackerknecht, der im Winter 1831—32 noch am Kaminfeuer aus einem alten Lehrbuche in seinen Feierstunden die englische Grammatik studirt hatte, erhielt 1836 schon die Advokatenlicenz, nachdem er sich durch eine Prüfung über seine Befähigung hiezu ausgewiesen hatte, und siedelte am 15. April 1837 nach Springfield, der Hauptstadt von Illinois, über, wo ihn ein Freund mit Beiferung zum Associé in seine Advokatenpraxis aufnahm und er bald die wichtigsten Processe, namentlich über staatsrechtliche Fragen, übertragen erhielt. Nachdem viermal: 1834, 1836, 1838 und 1840, in den gesetzgebenden Körper von Illinois gewählt worden war, wurde er 1846 als einer der Vertreter von Illinois in den Kongreß der Vereinigten Staaten gesandt, wo sein Freisinn, seine Humanität, Festigkeit und unbestechliche unerschütterliche Rechtschaffenheit und Uneigennützig-

Digitized by Google

keit im Verein mit seinem glänzenden Rednertalent und seiner unerbittlichen Logik ihm bald zu einer solch allgemeinen Achtung verhalfen, daß er im Jahr 1860, als die Zustände in Nord-Amerika bereits zu einer höchst gefahrdrohenden Spannung zwischen Süd und Nord gediehen waren, mit einer sehr bedeutenden Mehrheit zum Präsidenten erwählt ward und höchst achtbare Gegner wie Oberst Fremont, Douglas u. A. m. aus dem Felde schlug. Und nun erst als der furchtbare Bürgerkrieg zwischen den Nord- und den Südstaaten ausbrach — ein so blutiger Bürgerkrieg, wie ihn die Weltgeschichte kaum wieder aufweist, — als durch den schändlichsten und frevelhaftesten Verrath der Sklavenbesitzer-Partei der Norden von Kriegsmaterial, Flotte, Geschütz, Ossizieren u. s. w. entblößt, dem ungestümen und übermächtigen Angriff des Südens kaum Widerstand entgegensetzen zu können schien, da erst bewährte sich Lincolns gediegener goldgetreuer und reiner Charakter auf das schönste. Mit einer ungeahnten Thatkraft, Festigkeit und Ruhe lenkte er das Staatsschiff durch alle Fährlichkeiten, versöhnte die Parteien des Nordens durch seine Mäßigung und Humanität, vergab seinem Prinzip auch nicht das Mindeste, und war unerschöpflich im Auffinden von Hülfsquellen, unermüdlich in Förderung des Krieges, unerbittlich in der Strenge gegen die Niederträchtigkeit und Gemeinheit. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit übersteigen, wollten wir ihm im Einzelnen durch all die Schwierigkeiten folgen, die er zu bewältigen hatte, und die nicht der Krieg allein, sondern auch das Treiben der Parteien und die eigenthümlichen Staatseinrichtungen Nord-Amerika's noch vermehrten. Aber die glänzendste Rechtfertigung seiner Leistungen lag unbedingt darin, daß er trotz der unerhörten und nicht immer redlichen Anstrengungen seiner Gegner, die besonders für General Mac Clellan Stimmen sammelten, im vorigen Jahre wiederum zum Präsidenten erwählt ward, weil die Mehrzahl der Nation fühlte, daß nur Lincoln der Mann sey, dem Lande den Frieden wiederzugeben. Und für wahr, wenige Wochen, nachdem er zum zweiten Mal als Präsident den Eid auf die Verfassung geleistet, hatte er die Freude und Genugthuung, durch die entscheidenden Siege seiner Generale die Rebellion niedergeworfen und den Bürgerkrieg geendet zu sehen. Der Süden wie der Norden begrüßte dieses Ereigniß mit Jubel, und athmete freier auf, daß der lange blutige Streit endlich beigelegt war, der sich in seinen letzten Stadien beinahe nur noch um persönliche Interessen des Rebellen-Präsidenten und der kriegführenden Generäle und der Fanatiker der Südpartei gehandelt hatte. Da fiel plötzlich wie ein Donnerschlag aus heitrer Luft die Schreckenskunde, daß Präsident Lincoln am Abend des Charfreitags meuchlings ermordet worden sey, in die allgemeine Freude herein. Lincoln war am Abend des 14. April mit seiner Frau in Ford's Theater in Washington gegangen, um der Aufführung eines Lustspiels beizuwohnen, da knallte während des dritten Akts ein Pistolenschuß durch das dichtgefüllte Haus, und gleich darauf sprang aus der Loge, worin der Präsident mit seiner Frau, Miß Harris und Major Rathbone saß, ein Mann, einen Dolch schwingend, auf die Bühne herab, rief unter theatralischer Gestikulation: „Sic semper tyrannis (so geschehe immer den Tyrannen)!" und entkam durch eine Hinterthüre des Theaters. Lincoln war von hinten durch den Kopf geschossen durch einen elenden gedungenen Meuchelmörder, einen liederlichen Buben, den Schauspieler Booth, der nur das Werkzeug einer weitverzweigten Verschwörung war und später der rächenden Kugel erlag. Lincoln starb am 15. April, 22 Minuten nach 7 Uhr Morgens — das Opfer der größten Niederträchtigkeit, zu welcher jemals Parteiwuth sich versteigen konnte. Aber Segen wird seinem Andenken ebenso sicher folgen, wie Fluch und Verachtung Denen, welche die Hand des Meuchlers gedungen haben, — Segen und Ehre ihm, so lange es eine Weltgeschichte gibt. Abraham Lincoln war vielleicht kein *großer* Mann im Sinne eines Plutarch, aber diese haben selten die Völker beglückt. Der Ruhm der aufrichtigsten uneigennützigsten Gesinnung und der redlichen treuen Erfüllung einer riesenhaft großen Aufgabe, die er bei Besteigung des Präsidentenstuhles vorfand, kann ihm niemals streitig gemacht werden!

Der Mann mit der eisernen Maske.

(Schluß von S. 143.)

Jener beim König verdächtigte Claude de Bourdeville Graf von Montresor, damals ein bildschöner Mann von etwa 27 Jahren, war ein Großneffe des bekannten Brantôme und ein persönlicher Gegner Richelieu's. Der Kardinal hätte ihm schon längst gerne etwas am Zeuge geflickt, wenn er ihn nur hätte überführen können; er ahnte vielleicht instinktmäßig, daß Montresor dieselben Gefühle des Hasses gegen ihn hegte, auch wenn er nicht wußte,

Digitized by Google

daß Montresor mit St. Ibal und Anderen ein Komplott angezettelt hatte, um Richelieu zu ermorden. Im Mai 1637 ließ die Königin Anna dem König durch ihren Leibarzt wissen, daß sie sich in gesegneten Umständen befinde und bereits mindestens im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft sey. Diese Nachricht kam so unerwartet, daß der König nicht daran glauben wollte, zumal die Ehe seither kinderlos gewesen war. Richelieu, den der König zu Rathe zog, ergriff die Gelegenheit, die eheliche Treue der Königin zu verdächtigen, und beschuldigte sie nun offenbar eines Ehebruchs mit dem Herzog von Orleans. Vergebens betheuerte die Arme ihre Unschuld; sie ward von dem Könige nach Chantilly gebracht und in engem Gewahrsam gehalten und genas daselbst am 12. August 1637 eines schönen kräftigen Knaben. Der König aber wollte denselben nicht als sein Kind anerkennen, sondern überantwortete ihn der Hebamme, welche ihn zur Welt befördert hatte, zur Erziehung. Da seine Ehe seither kinderlos gewesen und die Schwangerschaft der Königin so lange unbekannt geblieben war, so wollte er nicht eher an die legitime Abkunft dieses Kindes glauben, als bis die Königin noch ein weiteres Kind geboren habe, und Richelieu bestärkte den König in dieser Ansicht, weil er sich davon in jeder Hinsicht Vortheil versprach. Zugleich wurde eine Untersuchung gegen die Königin eingeleitet, um wo möglich irgend einem verbrecherischen Einverständniß derselben mit ihrem Schwager auf die Spur zu kommen. Ihre Hofdamen und Kavaliere wurden verhört und ihr vertrauter Kammerdiener Laporte in die Bastille geworfen; allein diese Maßregeln lieferten kein Resultat, und die Freunde und Anhänger der Königin: der Graf von Soissons und der Herzog von Orleans, wußten es dahin zu bringen, daß die Maitresse Ludwigs XIII., Fräulein von Lafayette, gegen eine Belohnung von 200,000 Livres, welche ihr durch Montresor angeboten ward, den König mit seiner Gemahlin wieder aussöhnte. Anna von Oesterreich hatte zwar in des Königs Gegenwart die Hostie darauf genommen, daß der Prinz den sie am 12. August geboren, von dem König empfangen sey; allein sie mußte gleichwohl sammt den wenigen getreuen Personen ihrer Umgebung schwören, die Geburt dieses Kindes so lange geheim zu halten, bis der König sie dieses Schwures entbände. Dieß war die Vorfrage der Versöhnung, deren Frucht die Geburt eines andern Prinzen am 5. September 1638 war, welcher mit drei Zähnen im Munde zur Welt kam („den Zeichen der echten Raubthiernatur," wie Hugo Grotius an den Kanzler Oxienstjerna schrieb) und der nachmalige König Ludwig XIV. war. Obschon der Beweis von der Fruchtbarkeit der Ehe des königlichen Paares geliefert war, wollte der König doch immer noch nicht an die Rechtmäßigkeit der Geburt jenes ersten Kindes glauben, sondern bestimmte den zweitgeborenen zum Dauphin. Der erste verblieb in der Pflege der Hebamme bis zu Anfang des Jahres 1643 und ward dann einem Verwandten des Herrn v. St. Mars in der Auvergne zur Obhut übergeben, mit der strengsten Weisung, den Knaben als sein eigenes Kind zu erziehen und nie seine Geburt ahnen zu lassen.

Der König starb bekanntlich, ohne sich mit der Königin ganz ausgesöhnt zu haben und von seinem Argwohn wegen der Intrigue der Anna von Oesterreich mit seinem Bruder zurückgekommen zu seyn. Er hatte den Kardinal Mazarin in's Interesse gezogen und ihm das eidliche Versprechen abgenommen, den erstgebornen Sohn, welcher den Namen Gaston erhalten hatte, so lange versteckt und unschärlich zu halten, als der Dauphin noch am Leben sey; erst der Tod des Ludwigs, welcher der vierzehnte seines Namens auf Frankreichs Thron seyn sollte, durfte das unglückliche Putativkind Gaston in seine Rechte einsetzen. Mazarin befolgte den Befehl des Königs um so gewissenhafter, als er sich dadurch dem jungen Ludwig furchtbar machen konnte als Mitbesitzer eines Geheimnisses, welches dessen Legitimität in Frage stellte. Anna von Oesterreich's mütterliche Besorgnisse beschwichtigte der allmächtige Minister leicht durch die Vorstellung der Gefahren, welche für den Thron und das Land daraus erwachsen könnten, wenn je irgend wer eine Ahnung von dem Vorhandenseyn Gastons bekäme, weil diese Thatsache nur auf's neue zum Vorwand für bürgerliche Unruhen und Komplotte des Feudaladels dienen würde. Er gab daher Befehl, alle Mitwisser um das Geheimniß unter strenger Kontrole zu halten, und schüchterte jeden einzeln unter Drohungen ein, das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Lange Jahre blieb Gaston bei seinem Hofmeister auf dessen Gütern, erhielt eine gute Erziehung und hatte keine Ahnung von seiner Herkunft; da fiel ihm eines Tags ein Brief der Königin-Mutter in die Hände, welcher von ihm handelte und ihm trotz verschiedener dunkler Andeutungen oder vielleicht eben wegen derselben die Ueberzeugung gab, daß er der Königin

Digitized by Google

sehr nahe stehen müsse. Der damals achtzehnjährige Jüngling grübelte der Sache nach, gerieth eines Tags über die Schatulle seines Pflegevaters und ermittelte aus dessen Briefen und Papieren alles, was man ihm seither geflissentlich verborgen gehalten hatte. In seiner Herzensfreunde vertraute er sich einem Jugendfreunde Namens St. Aubin an, und überzeugte diesen von seiner königlichen Herkunft. St. Aubin, um einiges älter als Gaston, erschrak anfangs über dieses Geheimniß, aber gewandt und schlau wie er war, empfahl er Gaston vorerst das tiefste Schweigen darüber und versprach ihm, in Paris, wohin er demnächst gehen werde, um als Kornet bei einem Leibregiment einzutreten, alle nöthigen Erhebungen zu machen und namentlich die Personen ausfindig zu machen, welche um Gaston's Geburt wüßten. Vor Allem aber empfahl er seinem Freunde das tiefste Stillschweigen darüber, daß er ihn zum Mitwisser eines solchen Geheimnisses gemacht habe, weil es ihm, St. Aubin, sonst alsbald unmöglich gemacht würde, etwas für ihn und die Geltendmachung seiner Rechte zu thun. Gaston war ebenso klug und umsichtig als schön, und wußte die Winke seines Freundes zu würdigen. Er blieb hinter dem Rücken seines Aufsehers mit St. Aubin im Briefwechsel, nachdem dieser in Paris unter das Militär getreten war, und erhielt durch denselben Kupferstich-Portraits von Anna von Oesterreich, Ludwig XIII. und XIV., welche ihn vermöge seiner Aehnlichkeit mit denselben überzeugten, daß seine Vermuthungen und Hoffnungen nicht trogen. Lange waren Gaston und St. Aubin unschlüssig, auf welche Weise sie die Geburtsrechte des erstern geltend machen sollten, da kam der Pyrenäenfriede und als Frucht desselben die projektirte Verbindung des jungen Ludwigs XIV. mit der Infantin von Spanien. St. Aubin begriff, daß der Kronprätendent auftreten müsse, bevor diese Heirath vollzogen sey, und die beiden Jünglinge geriethen auf einen solch abenteuerlichen Einfall, wie er nur im Kopfe romantischer junger Leute entstehen konnte. St. Aubin wollte nämlich nach Bayonne kommen und unter den jungen Herren vom Hofe eine Verschwörung anzetteln. Gaston sollte seinem Pflegvater entlaufen und ebenfalls nach Bayonne eilen und sich den Verschworenen zeigen und dann in dem Augenblick, wo der König mit der Infantin getraut werden sollte, hervortreten und seine Ansprüche geltend machen. Die jungen Leute rechneten darauf, daß der Schreck der Königin-Mutter die Bestätigung der Geburtsrechte Gastons entlocken und eine Appellation an die Lehnstreue der französischen Großen, namentlich des Herzogs von Orleans und Anderer, möglich seyn und daß man Ludwig XIV. zur Thronentsagung zwingen würde. Allein Gaston beobachtete nicht die nöthige Vorsicht in den Zurüstungen zu seiner Flucht und sein Pflegevater schöpfte Argwohn und belauerte ihn ängstlich; der Fluchtversuch mißlang, Gaston ward eingeholt und sein Plan entdeckt. Die Folge davon war, daß Mazarin Gaston und seinen Pflegevater nach Pignerol bringen ließ, und daß von da an der Prinz im engsten Gewahrsam behalten wurde. St. Aubin war es gelungen, nach Spanien zu entkommen, wo er aber bald eingeholt und nach Frankreich zurückgebracht wurde. Man legte ihn auf die Tortur, um ihm das Geständniß seiner Schuld und die Namen seiner Mitschuldigen abzuringen, aber er schwieg beharrlich, und erlag endlich im Donjon von Vincennes, wo man ihn eingesperrt hatte, den Folgen der Tortur am 20. Januar 1661.

Der Rest der Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske, dessen Identität mit dem Prinzen Gaston unser Gewährsmann als zweifellos hinzustellen versucht, lautet in dieser Lesart beinahe genau so wie wir sie oben in der Version von dem angeblichen Zwillingsbruder Ludwigs XIV. erzählt haben. Wir überlassen es daher jedem Einzelnen unserer Leser, sich für die eine oder die andere Version dieser unleugbaren obschon noch nicht ganz gelösten geschichtlichen Thatsache zu entscheiden, je nachdem ihm die eine oder die andre glaubwürdiger erscheint.

Das Erdschwein.

(Mit Holzschnitt auf S. 224.)

Was ist denn das für ein seltsames Thier? werden manche unserer Leser beim Anblick des umstehenden Bildes fragen, welches eines der wenigst bekannten und scheuesten Nachtthiere von Südafrika auf der Aesung darstellt. Dieses Thier ist das Erdschwein, das Aardvark der Holländer, bei den Naturforschern Oryctoropus capensis, ein höhlenbauendes Thier, welches meist in den selbst gewühlten unterirdischen Bauen liegt und nur äußerst selten am Tage gesehen wird. Der Name Erdschwein erklärt sich selbst zur Genüge aus seiner Lebensweise und aus der Aehnlichkeit seines Kopfes mit demjenigen eines Schweines; es gehört jedoch keineswegs zum Schweinsgeschlechte, sondern zu den Ameisen-

Digitized by Google

fressern. Die gewaltigen Klauen, womit das Thier bewaffnet ist, sind ganz geeignet zu der Aufgabe, welche der Schöpfer dem Thiere gestellt hat, nämlich die harten Baue der Termiten und großen Ameisen, von denen die Ebenen Süd-Afrika's wimmeln, aufzubrechen, und daraus die Ameisen und ihre Larven zu holen, in denen die Nährung des Erdschweins vorzugsweise besteht. Dieser Bau der Termiten und mauernden Ameisen, von denen unser Bild mehrere darstellt, sind nämlich so fest errichtet, daß sie eher Stein als Lehm gleichen und das Gewicht vieler Menschen auf ihren Gipfeln oder Kuppen tragen können; sie wimmeln förmlich von den emsigen kleinen Insekten, Termiten wie Ameisen, welche von dem Erdschwein aus ihren Behausungen geholt werden. — Gegen Abend verläßt das Erdschwein seinen Bau, worin es den Tag über schlafend liegt (und wovon unser Bild im Vordergrund einen idealen Durchschnitt darbietet), begibt sich nach den Ebenen und sucht einen wohlbevölkerten Ameisenhaufen in voller Thätigkeit. Mit seinen mächtigen Klauen bricht es ein Loch in die Seite eines solches Hügels, eröffnet die steinharten Wände ohne große Mühe und bringt Schrecken und Unordnung unter dessen Bewohner. Wenn die Ameisen nach allen Seiten auseinander stieben, weil ihre Behausung wie eine vom Erdbeben erschütterte Stadt einstürzt, so streckt das Erdschwein seine klebrige Zunge heraus und streift sich die Flüchtlinge mit derselben zu Hunderten in's Maul. Hiedurch thut dieser Ameisenfresser der Vermehrung der gefräßigen Insekten Einhalt, welche durch ihr Ueberhandnehmen und ihre Wanderzüge ganze Gegenden kahl legen können.

Die Ameisen siedeln sich in einem auf diese Weise gebrochenen Bane nicht wieder an, und diese leeren Höhlen geben nun den Schakalen und anderen Raubthieren oder verschiedenen giftigen Schlangen Obdach. Die Kaffern bedienen sich ihrer zuweilen als Grabstätten und beerdigen darin ihre Todten. Wegen seiner außerordentlichen Gewandtheit im Graben wird das Erdschwein nur selten lebendig gefangen, denn seine gewaltigen Krallen überholen den Spaten des Menschen weit. Wenn es jedoch nicht gestört wird und aus Furcht vor Verfolgung tiefer graben muß, so wühlt sich das Erdschwein nur einen ganz seichten Bau aus und hat seinen „Kessel“ oder sein Lager nur wenig unter der Oberfläche. Dagegen sind diese Baue so häufig und vielverzweigt und so tief, daß sie den Reisenden in jenen Gegenden sehr gefährden, weil die Wagenräder in dieselben einbrechen und die Wägen davon umschlagen. Auch die Pferde brechen sehr häufig in dieselben ein, wenn der Jäger in vollem Rennen darüber hinsprengt, so daß der Reiter sich beim Sturze zuweilen gefährlich verletzt. Allein außerdem ist das Aardvark ein ganz harmloses und mehr nützliches als schädliches Thier. — Von den Termiten und anderen großen Ameisen der südlichen Länder und deren merkwürdigen Bauen aber wollen wir unseren lieben Lesern ein ander Mal erzählen.

Ein Wort über das tägliche Brod.

Das Brod ist nicht allein das allgemeinste Nahrungsmittel, sondern bildet auch gleichsam die Grundlage aller übrigen Speisen, welche der Arme wie der Reiche genießt. Fast kein Tag geht vorüber, an welchem wir nicht Brod essen, und das Brod hat zugleich die für das Leben so außerordentlich wichtige Eigenschaft, daß selbst der tägliche, häufige Genuß desselben keinen Widerwillen und Ekel gegen dasselbe erregt, wie dies fast bei allen anderen Speisen der Fall ist. Ist es nun dadurch auch zum täglichen Nahrungsmittel geeignet und gleichsam vorherbestimmt, so mangelt ihm hingegen eine andere Eigenschaft, welche das tägliche Nahrungsmittel eigentlich durchaus besitzen sollte, nämlich die Leichtverdaulichkeit. Brod, namentlich Schwarzbrod, ist schwerer zu verdauen als Fleisch, Eier und manche Gemüse; seine Verdaulichkeit wird aber dadurch gefördert, daß wir zum Brod meist Fette genießen, wie Butter, Schmalz, fettes Fleisch u. s. w. Das Brod ist nämlich seinen meisten Bestandtheilen nach ein Fettbildner, und diese werden durch beigenossenes Fett leichter verdaut. Auf der andern Seite wird die Verdaulichkeit des Brods dadurch bedeutend erschwert, daß sehr häufig ganz frisches Brod genossen wird. Viele Menschen ziehen den Geschmack des frischen Brods dem altbacknen vor, aber gerade weil es schwerer zu verdauen ist, sollte frisches Brod nie gegessen werden.

Der wesentliche Unterschied zwischen frischem und altbackenem Brode ist, so deutlich er äußerlich in die Augen fällt, den wenigsten Menschen bekannt, ja es ist der Wissenschaft noch nicht einmal gelungen, ihn völlig zu erforschen. Beim frischen Brode ist die Rinde spröde und die Krume weich, zäh, elastisch, während sie bei dem altbacknen Brode mehr krümlich und die Rinde weicher ist. Gewöhnlich glaubt man, das frische Brod enthalte viel mehr Wasser, welches bei dem altbacknen austrockne, weshalb man dieses auch trocknes Brod nennt; dies ist aber in der Wirklichkeit nicht der Fall, und wenn auch, so würde der größere Wassergehalt des frischen Brodes die Verdaulichkeit desselben nicht erschweren. Der Unterschied zwischen dem frischen und altbacknen Brode wird nicht durch die Verdünstung des Wassers, sondern durch das Erkalten desselben hervorgerufen. Es geht mit dem Brode ein chemischer Prozeß vor, welcher bis jetzt noch nicht hinreichend erkannt ist. In fünf Tagen verliert das Brod ungefähr nur ein Hundertel seines Wassergehaltes, also eine ganz unbedeutende Masse. Frisches Roggen- und Weizenbrod enthält ungefähr 48 bis 48½ Prozent Wasser; das Weißbrod verliert allerdings schneller und mehr von seinem Wassergehalte, weil es weniger Kleber enthält als das Roggenbrod. Ein zehn Pfund schweres Roggenbrod verlor in den ersten achtundvierzig Stunden nur zwei Loth an Gewicht. Nach sechs Tagen, in welcher Zeit es nur ein ganz Unbedeutendes am Gewichte verloren hatte, aber doch in dem Zustande des völlig altbackenen Brodes war, wurde es wieder in einen Ofen von 55 Grad R. gebracht und glich nachher wieder dem völlig frischen

Digitized by Google

Das Gretschwein.

Brode; es war wieder weich, zäh und elastisch im Innern und seine Rinde spröde, und trotzdem hatte es gerade im Ofen durch Austrocknen zwölf Loth an Gewicht verloren. Daß selbst altes, äußerlich als völlig trockenes und wasserarm erscheinendes Brod im Backofen wieder frisch wird, ist bekannt.

Dieses Alles würde von geringer Bedeutung sein, wenn nicht eben das frischbackene Brod um ein Erhebliches schwerer zu verdauen wäre als das altbackene, und wenn alle Menschen so vernünftig wären, nur altbackenes Brod zu essen.

Das altbackene Brod wird durch das Kauen zerkleinert und mit Mundspeichel vermischt; es gelangt dann in den Magen, und der zersetzende Magensaft vermag es leicht zu durchdringen, aufzulösen und zu verdauen. Anders ist es mit dem frischbackenen Brode. Es wird durch das Kauen nicht zermalmt und zerkleinert, sondern zu festen, zähen Klumpen zusammengeballt, diese werden mit Mundspeichel überzogen, schlüpfrig und gelangen scheinbar sehr leicht durch die Speiseröhre in den Magen. Der Magensaft vermag nun aber diese zusammengeballten zähen Klumpen nicht zu durchdringen und zu zersetzen, er muß sie von außen gleichsam zernagen. Der Verdauungsprozeß wird dadurch bedeutend erschwert und verlangsamt, die schwer löslichen Brodmassen bleiben lange Zeit im Magen liegen und verursachen natürlicher Weise einen nachtheiligen Reiz. Die gewöhnlichen Folgen des Genusses von frisch gebackenem Brode sind Magendrücken, Beklemmungen, Appetitlosigkeit. Durch den krankhaften Reiz des Magens wird sodann der Blutumlauf gehemmt, es treten Congestionen nach dem Kopfe, Kopfschmerzen, Schlaganfälle und Hirnreizung, Krämpfe und selbst Delirium und Hirnentzündungen, sowie langwierige Magenbeschwerden und Krankheiten ein. In vielen Fällen ist durch den Genuß von frischem Brode schon der Tod erfolgt.

Dies Alles gilt von Schwarzbrod mehr wie von Weißbrod, weil jenes schon an und für sich schwerer zu verdauen ist, und sein größerer Klebergehalt das Zusammenballen des Brodes begünstigt und seine Zähigkeit erhöht. Solche Brodklumpen erhalten im Magen die Dichtigkeit und Festigkeit der Seife, der sie sehr ähnlich sind.

Noch mehr wie vom Brode gilt dies Alles vom Kuchen. Der Kuchen ist schon an und für sich durch seinen reichen Fett- und Zuckergehalt schwer zu verdauen; frischer und warmer Kuchen wird fast zu Gift, und doch gibt es so viele Menschen, welche leichtsinnig genug sind, den Kuchen frisch zu essen, und viele Mütter, welche unwissend oder gewissenlos genug sind, ihren Kindern selbst warmen Kuchen zu geben. Es haben ja namentlich viele Frauen den unheilvollen Glauben, daß der Kuchen feinnd und leicht zu verdauen sei, weil er gut schmeckt.

Verantwortlicher Redacteur: Otfrid Myslus. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck von Müller & Bellnagel in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Türken vor Wien, 1683.

Geſchichtliche Erzählung von **Otfrid Mylius.**

(Fortſetzung.)

Bilder aus dem türkiſchen Heereszuge von 1683.

8.

Juſſuf und ſeine Begleiter waren eine Strecke weit mit den kaukaſiſchen Reitern gezogen, als ſie ganz unverſehens bei dem Dorfe Abſtetten eine gewaltige Staubwolke gegen ſich heranziehen ſahen. Die ganze Reiterſchaar machte Halt, umzingelte die Beute und ſandte Vorwachen aus, um zu ermitteln, ob es Freund oder Feind ſey, der ſich hier in ſtarkem Heereshaufen nähere. Aber bald kamen die Späher zurückgeſprengt und ihr lauter Allahruf verkündigte, daß die heranziehende Heeresſäule eine türkiſche ſey. Es war ein Streithaufe, welchen der Großweſſir Kara Muſtapha dem Said Malek Paſcha zu Hülfe geſandt hatte, um das kleine feſte Städtchen Tuln zu erobern, auf deſſen Beſitz die Türken Werth zu legen ſchienen, um von dort wo möglich

Digitized by Google

eine Brücke nach dem linken Ufer der Donau zu schlagen und drüben ihre Raubzüge sowie die Umzingelung der Stadt Wien fortzusetzen.

Es waren endlose wilde Haufen, welche an unseren drei Kriegern vorüberzogen. Zuerst kam ein Geschwader türkischer Spahis oder Reiter in bunten grellfarbigen Gewändern, auf edlen leichten Rossen, ein wandernder Wald von Speeren; dann kamen die geschlossenen Reihen der Jenkitscheris oder Janitscharen, der Kern des türkischen Fußvolks, dergleichen unsere Leser einen im Mittelgrunde des umstehend Bildes sehen: stattliche, wettergebräunte, kriegsgeübte Männer im weiten Kaftan, die kegelförmigen Mützen mit den umgeschlagenen Tuchlätzen daran auf dem Kopfe, die schweren Musketen in der Hand. Dann kamen kurdische und andere Reiter in seltsam fremdartigen Trachten des fernen Asiens, und geleiteten die Züge groben Geschützes, welche herbeigefahren wurden, um Tod und Verderben und zerschmetternden Eisenhagel und feurige Sprenggeschosse auf die armen Bewohner des Städtchens Tuln zu schleudern; und diese schweren Geschütze waren je mit zehn bis zwölf Paar Ochsen bespannt, um sie nur fortbringen zu können, und neben jedem Geschütze ritten zwischen den türkischen Kanonieren auch einige Männer, die obzwar in türkischer Tracht, doch hinlänglich durch den Schnitt ihrer Gesichter, ihr volles Haupthaar und ihre Art zu reiten verriethen, daß sie nicht aus dem Morgenlande stammten und mit dessen Sitte und Sprache wenig vertraut waren. Das waren die französischen Artilleristen, welche der nichtswürdige König Ludwig der Vierzehnte von Frankreich, jener eitle schwache Wollüstling, den seine Schmeichler den 'großen Monarchen' nannten, dem türkischen Sultan zu Hunderten geliehen hatte, damit sie die Türken im Gebrauche des groben Geschützes unterwiesen und ihre Christenbrüder in Deutschland hinwürgen halfen und lehrten. Jussuf's Auge schoß finstere Blitze beim Anblick dieser Männer, wenn sie in der Ungeduld über die Langsamkeit der Ochsengespanne und die Verwirrung um sie her zornig und ungeduldig von ihren Röslein herunterschrieen: „En avant les canons! marche, marche, bougres! en avant!“ und die türkischen Troßknechte die schweren drahtdurchflochtenen Peitschen schwangen und ebenfalls „Hannawân' bugri“ brüllten.

„Maschallah! was thun diese Gjaurs hier unter den Kindern des Propheten?“ fragte Jussuf den grauköpfigen Ibrahim und deutete auf diese kleinen nichtswürdigen schwarzäugigen Franzosen. „Sind wir nicht stark genug ohne diese fränkischen Christenhunde?“

„Hm, w'Allah, unsere Väter haben Rhodus genommen und die Gjaurs aus El Khosch (der heiligen Stadt, Jerusalem) vertrieben ohne diese fränkischen Kanoniere!“ brummte der alte Ibrahim unwillig. „Auch ich traue den Verräthern nicht. Schmutz auf ihr Haupt, denn sie sind unreine Hunde, aber der Padischah schickt sie und sie werden gut belohnt.“

„Dann stehlen sie den Söhnen des Propheten den verdienten Lohn,“ sagte Jussuf, und freute sich, daß der Kisilbaschi Khasi Mollah ebenfalls gehässige Blicke auf diese Franzosen warf und eine wilde Verwünschung in seinen rothgefärbten Bart murmelte.

Hinter den Kanonen aber kam der Troß: beladene Kameele, Esel und Saumrosse, schwere Wagen mit allem möglichen Gespann von Hornvieh, Maulthieren und Pferden, lange Züge prachtvoll aufgeschirrter edler Rosse von der echten Zucht der Wüste, den Pascha's und anderen Offizieren gehörig, herrliche Thiere, wie dasjenige, welches sich auf unserem Bilde darstellt. Dann hohe kegelförmige, dichtverhangene Zelte oder dichtverschlossene viereckige Kästen auf Kameelen, umgeben von weißen und schwarzen Verschnittenen oder Eunuchen, welche mit langen Stäben und Peitschen die Troßknechte und Soldaten aus der Nähe dieser Kameel-Palankine hinwegtrieben, denn in diesen Kästen und Zelten waren Weiber und Sklavinnen, welche die Offiziere mit in's Feld genommen hatten.

Noch standen unsere drei Reiter am Rande der Straße, und ließen den Heerhaufen vorüberziehen, als sie auf einem schönen reichgeschirrten Pferde einen alten vornehmen Türken in kostbarer Tracht herantraben sahen, den ein zahlreiches Gefolge umgab. Als er nahe herbeikam, schwangen die drei Reiter sich von ihren Pferden herunter und warfen sich mit vor der Brust gekreuzten Armen an den Boden. Der Pascha hielt sein Pferd an und winkte ihnen herbei, worauf sie mit tiefem Bückling sich ihm näherten und ihm den Friedensgruß entboten.

„Was befiehlt mein gestrenger Herr, die Blüthe der Tapferen?“ fragte Ibrahim.

„Wer seyd ihr und warum lenkt ihr den Huf eurer Rosse rückwärts nach Morgen?“ fragte der Pascha finster; und Ibrahim beeilte sich, dem alten Pascha Auskunft über seinen Auftrag zu ertheilen, den er für Said Malek Pascha erhalten hatte, und

Digitized by Google

dem finstern alten Türken den angeblich geretteten Jussuf vorzustellen. Die dunklen Augen des alten Pascha hafteten forschend und stechend auf Jussuf, allein dieser hielt den Blick ruhig und bescheiden aus.

„Deine Miene ist offen, aber die Lüge borgt stets das Gewand der Wahrheit," sagte der alte Türke; „Dein Gesicht ist nicht das eines Morgenländers."

„Nein, Herr," versetzte Jussuf; „ich bin als ein Kind geraubt worden aus Bosnien, und der Herr, der mich kaufte, erzog mich zum Islam; es war ein Herr, an dem der Prophet Wohlgefallen hatte, ein Aga in der fünfzigsten Oda des Heers des Padischah, dem Gott Gnade verleihe. Abu-Muhammed-Effendi war sein Name, der mit Ehre und Stolz genannt ward unter den Söhnen des Propheten. Deinem Ohr, Herr, wird dieser Name nicht fremd seyn."

Der Pascha schüttelte verneinend den Kopf und sah seine Offiziere an, als wollt' er fragen: Hat Einer von euch diesen Namen schon gehört? und einer sagte: „Mich dünkt, o Sonne der Gnade, erlauchter Pascha, ich habe diesen Namen schon gehört als einen der Führer von Petronell. Aber es wird ja leicht seyn, hierüber die Wahrheit zu erfahren, denn die fünfzigste Oda des Heeres liegt vor der belagerten Stadt unweit dem nördlichen Thore, das sie Schottenthor nennen."

„Oh, Preis sey Dir, tapferer Aga, daß Du mir diese Kunde gibst, die mir tönet wie der Gesang der Bulbul (Nachtigall) in der Nacht," sagte Jussuf halblaut, und küßte dem Offizier den Saum des Gewandes. „Dann bitte ich nur in Demuth den erlauchten Pascha, diese streitbare Hand des Propheten, daß er mich zu der Truppe zurückgeleiten lasse, um mich anerkennen zu lassen, denn der ganzen Oda ist mein Gesicht vertraut wie der Tag, und der Bimbaschi wird mich zum Großvessir führen lassen, damit ich ihm erzähle, was ich gesehen unter den Gjaurs. Der Prophet hat mir Gelegenheit gegeben, Wichtiges zu sehen und zu hören."

„Gib den Brief des Obersten, Jussuf, denn Du stehst vor Said Malek Pascha," sprach ein älterer Offizier, und nahm den Brief aus Jussufs Hand, um ihn dem Pascha zu überreichen. Der alte General öffnete die Rolle und las deren Inhalt; dann hieß er Jussuf sich seinem Gefolge anzuschließen und setzte sein Pferd wieder in Bewegung. Jussuf merkte wohl, daß er verdächtig und gleichsam ein Gefangener sey, denn einige der Reiter drängten ihre Pferde hart an die Seite des seinigen, und wichen nicht mehr von ihm. Der Zug ging der Donau zu, und auf dem wellenförmigen Gefild, welches sich zwischen dem Dorfe Sterzing und dem Städtchen Tuln hindehnt, wimmelte es bereits von türkischen Schaaren, die hier ein Lager aufschlugen und zu beiden Seiten des Flüßchens Tuln die Zelte errichteten und Schanzen aufwarfen. Der Pascha und sein Gefolge hatten auf einer kleinen Hügelwelle Halt gemacht, welche einen Theil der Gegend beherrschte. Ein schöner Teppich ward im Schatten eines uralten Kirschbaums hingebreitet und Decken und Kissen darauf gelegt; eine leichte Decke ward über die untersten Zweige gehängt um eine Art Schutzdach vor der Julisonne zu bilden, und hier lagerte sich nun Said Malek Pascha und ließ sich und einigen seiner Günstlinge Kaffee, Pfeifen und Sorbet reichen, während dicht daneben sein Gefolge die großen schönen Zelte aufschlug und die Koppeln für die Pferde errichtete, wobei Jussuf ungeheißen mit Hand anlegte und sich so anstellig bewies, wie kaum Einer, so daß der Offizier, welcher diese Arbeit leitete, ihm mit einigem Wohlgefallen zusah. Währenddem hielt der Pascha mit seinen Offizieren Kriegsrath, ordnete die Stellung der Belagerungs-Batterieen und die Aufstellung des Lagers an, und ließ die schwersten Geschütze außer der Schußweite der Kanonen von Tuln über die Brücke fahren und auf den leichten Höhen über den Donau-Ufern aufstellen, und es währte nicht lange, so schleuderte eine der großen Feldschlangen schon ihre erste schwere Kugel hinüber gegen die festen Mauern der sonst so friedlichen und harmlosen Stadt.

Jussuf und seine beiden Begleiter waren unter dem Gefolge des Pascha gelagert, hatten mit denselben ihren Pillau und Schafbraten verspeist und lauschten den Schilderungen, welche einzelne der Schreiber und Unteroffiziere von den furchtbaren Belagerungsarbeiten vor Wien machten, als ein Hauptmann der Türken Jussuf vor den Pascha holte, der noch unter dem Baume saß, aber umgeben von etlichen und zwanzig seiner Offiziere. Ein riesiger Janitscharen-Aga, ein erfahrener alter Krieger mit schwarzgefärbtem Bart, saß zur Linken des Pascha's und nahm nun ein Verhör mit Jussuf vor. Dieser erzählte einfach seine Geschichte und was er in der Gefangenschaft gesehen haben wollte, und machte Angaben über die Stellung und Stärke des kaiserlichen Heeres, aber immer mit großer Behutsamkeit und dem Bemerken, daß dieß schon vor so und so viel Tagen der Fall gewesen sey. Der

Digitized by Google

alte Aga setzte ihm hart zu mit Kreuz- und Querfragen, aber Jusuff antwortete so unbefangen und bescheiden, bald eine Frage verneinend, bald sich mit Nichtwissen entschuldigend, daß er sich im Ganzen ziemlich gut aus der Schlinge zog, und endlich durch eine gleichgültige Handbewegung des Pascha entlassen wurde.

„Der Mann ist kein Spion," sagte der Aga zu den Offizieren; „er ist ein verwöhnter Sklave, aber er hat gesehen, was er erzählt, und seine Angaben können dem Großwessir von Werth seyn. Möge es meinem Herrn gefallen, ihn morgen an den Großwessir zu senden."

Der Pascha nickte, und einer der Offiziere ward beauftragt, Jussuf unter genauer Aufsicht zu behalten und ihn morgenden Tages nach dem Hauptquartiere abzuliefern.

Jussuf war schon bei den Lagerfeuern, wo er bei seiner Rückkehr mit einiger Achtung empfangen worden war, weil Ibrahim und Khasi Mollah inzwischen erzählt hatten, was für ein lustiger pudelnärrischer Kerl dieser Jussuf sey und wie er in vergangener Nacht seine Wirthe ergötzt habe. Man drang in ihn, seine Kunststücke zu zeigen, und froh, die Aufmerksamkeit in anderer Weise auf sich zu lenken, willfahrte Jussuf, und ergötzte den Troß mit seinen Taschenspielerstückchen und komischen Tänzen, als der Offizier ankam und ihm ankündigte, daß er am andern Morgen mit ihm nach dem Hauptquartier zu Kara Mustapha reiten müsse. Jussuf beugte sich schnell herab und küßte dem Offizier den Aermel seines Gewands, um seine Betroffenheit zu verbergen, denn diese Nachricht kam ihm sehr ungelegen. Aber er fügte den Befehl des Pascha, und wandte sich dann wieder zu seinen Possenreißereien und Wunderstückchen; die innere Unruhe zu verbergen, führte er seine tollsten Stückchen auf und versetzte seine zahlreichen Zuschauer in solches Erstaunen und solche Aufregung, daß das Gerücht von seinen Leistungen auch zu den Ohren des Pascha drang und er dorthin berufen ward, um ebenfalls seine Kunst zu entfalten.

Wer in diesem Augenblicke dem armen Burschen hätte in's Herz sehen können, dem wäre nicht entgangen, daß dieser tolle Uebermuth seiner Tänze und Liedchen, seiner Taschenspieler- und Jongleurs-Künste nur die Maske einer halben Verzweiflung war, denn er sah voraus, daß er als Lügner entlarvt werden würde, noch bevor er zum Großwessir gelangte. Wenn ihn sein Begleiter zu der 50. Oda brachte, war's mit ihm aus und seine Maske fiel. Als er daher am späten Abend wieder zu dem Troß zurückkehrte, vom Pascha und seinen Offizieren mit einigen Stücken Silbergeld beschenkt, und sich zwischen den Knechten und Soldaten auf einen alten Teppich niederstreckte und bemerkte, daß einer der Soldaten sich auf das Ende der Filzdecke legte, in welche er sich gehüllt hatte, da floh ihn der Schlaf und die Sorge vor der Zukunft drückte ihm beinahe das Herz ab. Er stellte sich zwar schlafend, aber die Gedankenpein ward dadurch nur größer, und er sah nur Einen Weg der Rettung vor sich: Flucht aus der Gewalt der Türken, Rückkehr nach Wien oder wenigstens nach dem andern Donauufer und zu dem Lager bei Enzersdorf. Damit war allerdings Gefahr verbunden, allein was lag daran, ob ihn unterwegs ein Pfeil oder Speer erreichte, oder ob ihm der Großwessir den Kopf abschlagen ließ? Lieber noch sein Leben gewagt und verkauft, als wehrlos und schmachvoll gestorben.

Jussuf hatte den ganzen Tag sich die Gegend genau angesehen. Jene Höhen gen Süden hin welche östlich mit dem Kahlenberg endeten, trennten ihn von Wien, das wußte er. Dort ostwärts strömte die Donau mit den großen Inseln bei Langenlebern und Kloster-Neuburg; der Wasserstand war nicht allzu hoch, und er konnte möglicherweise zu Pferde oder schwimmend weder über die Donau setzen und auf deren linkem Ufer entkommen, oder er konnte sich in das türkische Lager vor Wien schleichen und dort im Troß des gewaltigen Heeres verschwinden, bis sich irgend eine Gelegenheit bot, in die belagerte Stadt zu gelangen. Nur Eines stand als unumgänglich nothwendig vor seinem Geiste: fort mußte er von hier.

Es war nahezu Mitternacht und die Wachtfeuer niedergebrannt; ein leichter Wind rauschte in den Baumwipfeln und übertönte die Athemzüge der Schläfer und das Geräusch, welches die Pferde in der nahen Koppel mit Schweif und Haut machten, sich der Schnaken zu erwehren, als sich Jussuf leise aufrichtete und horchend umschaute. Der türkische Soldat hatte sich vorhin im Schlafe gedreht und den Zipfel der Decke losgelassen, und Jussuf schlüpfte nun behend aus der Decke, stand leise auf und stieg über einige der Schläfer hinweg bis er außerhalb ihres Kreises war; dann kroch er auf Händen und Füßen nach der Pferdekoppel hin und suchte sich einem der edleren Thiere zu nähern, ohne einen der dazwischen umherliegenden Trokknechte zu wecken

Digitized by Google

oder die Pferde selber zu erschrecken. Er hatte eines der Pferde erreicht, das bei seinem Näherkommen plötzlich aufgestanden war und pustete; er klopfte es auf Hals und Nacken; er fuhr ihm mit der Hand über die Nase und liebkoste es, bis des Thieres Angst wich und es den Kopf noch etwas scheu zwar aber doch ohne Mißtrauen zu ihm herüberbog; dann erfaßte er es an den Ganaschen, blies ihm in die Nüstern und hätschelte es, bis die Stute zutraulich wurde und sich von ihm fassen ließ. Hierauf bog er sich herunter, suchte am Boden nach dem Kampirpflock und der Leine, lockerte den Pflock im Boden, und wickelte die Leine auf und richtete sich eben auf, um das Pferd an der Trense vorsichtig aus der Koppel herauszuführen, als beinahe im selben Augenblick eine dunkle Gestalt auf der andern Seite des Pferdes erschien und im nächsten Moment ein Arm mit einer blitzenden Klinge sich erhob, während eine kräftige Faust ihm nach der Kehle griff. Allein Jussuf war behender als sein Gegner: im Nu hatte er denselben an der Kehle gefaßt und mit der andern Hand die zum Stoß erhobene Faust ergriffen. „Verdammter Türkenhund!“ murmelte Jussuf; „einer von uns beiden bleibt auf dem Platze!“ — Aber zu seiner Verwunderung sagte der Andre so gut als seine zusammengeschnürte Kehle es ihm erlaubte, in gutem Deutsch: „Laß los, Brüderl! ich bin ja auch ein Christ! um Gotteswillen, laß los, oder wir sind beide verloren!“ — „Wer bist Du, Mensch?“ fragte Jussuf leise und lauernd. — „Ein christlicher Sklave, einer von den Troßknechten,“ war die Antwort; „ich will Dir Nichts zu leide thun, sondern nur fliehen.“ — „Dann gehen wir beide denselben Weg; nimm den nächsten Gaul und folge mir, aber sey vorsichtig!“

Der Andre ließ sich dieß nicht zweimal sagen; ebenso leise als Jussuf machte er das Pferd ledig und führte es behutsam den Wiesplan hinab und folgte Jussuf der in weitem Bogen die äußersten Grenzen des türkischen Lagers umging und sich nach dem Dorfe Absteten wandte. Nach einer Viertelstunde hielt Jussuf an, knüpfte den Zaum von dem Halfter seiner Stute und begann sie aufzuzäumen; dann schlang er den Zügel um seinen Arm und wandte sich zu seinem Gefährten mit der Frage: „Nun sag' mal, Kamerad, wer bist Du denn eigentlich?“

„Ich? ah, ich bin der Hansjörgl Fechthelm aus Hittendorf an der Schwechath meine Zeichens ein Fleischergesell, aber seit drei Jahren ein armer Christensklav unter den Türkenhunden,“ erwiderte der Andre treuherzig; „vor drei Jahren auf der Wanderschaft drunten in Ungarn fiel ich einem Haufen Raubgesindels in die Hände, der mich mitschleppte und in Semlin an türkische Händler verkaufte. Nun bin ich mit dem Troß hieher gekommen und lauere schon seit zehn Tagen auf die Gelegenheit das Weite zu suchen, denn die Heimathluft hat mir's angethan, daß ich frei werden möchte, und da ich hier herum jeden Weg und Steg kenne, so . . . .“

„So kannst Du mich also führen, nicht wahr?“ fiel ihm Jussuf in's Wort, welcher sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, seinem Gefährten sogleich einen gewissen Respekt einzuflößen. „Soll Dein Schade nicht seyn, wenn Du Dich geschickt und treu erweisest. Du kennst also die Straßen?“

„Jeden Fußsteig hier herum, Herr; ich stand fünf Jahre in Arbeit beim Fleischer Pichlmayr in der Himmelpfortgassen und hab' Tag und Nacht manches Paar Ochsen in die Stadt getrieben.“

„Und wohin willst Du nun reiten, Hansjörgl?“

„Hm, ich denke, nach St. Pölten hin und am Fluß hinauf wird es am sichersten seyn; das ist wohl auch Euer Weg, Herr?“

„Mit nichten, Brüderchen! ich will nach der Stadt Wien oder nach Groß-Enzersdorf zum Heere,“ versetzte Jussuf; „dort hinauf gegen St. Pölten kommen wir nicht durch; da wimmelt alles von Streifcorps und tatarischen Reitern. Ich will lieber nach Wien zurück und dort die Stadt vertheidigen helfen. Besser ein ehrlicher Soldatentod auf einer Bastei, als wie ein Stück Vieh niedergemetzelt werden von den Türken. Bringst Du mich nach der Stadt, so so soll Dir ein hübsches Stück Geld werden.“

„Na, meinethalben denn, meinte Hansjörgl; „dort drüben vor Wien sucht uns freilich Niemand, und den Weg kenne ich. Also in Gottes Namen aufgesessen und fortgeritten. Wenn ich nicht irre, seyd Ihr der Mann der gestern die Kunststücke gemacht hat, und wohl ein Spion, he?“

„Nein, Hansjörgl! das ist mein Handwerk nicht. Wer ich bin, wirst Du wohl bald noch erfahren; für jetzt nur vorwärts!“

Die beiden Männer ritten nun nach dem Flüßchen Tuln hinunter, durchschwammen es und hielten auf Dietrichskirchen und Königsstetten, und Hansjörgl hielt was er versprochen hatte, und führte seinen Begleiter über Feld und Wiesen den Anhöhen zu, welche sich an den Kahlenberg anlehnen. Als der Morgen graute, sahen sie sich in einem einsa-

Digitized by Google

men Waldthale vor einem Weiler, der sich um ein Kloster herum angesiedelt hatte. Es war Kloster Maurbach, wie Hansjörgl sagte; aber die Karthause war verlassen wie der Weiler und Kloster und alle übrigen Gebäude geplündert und verwüstet. Sie fanden nur noch Obst im Klostergarten und Futter für ihre Pferde, die sie etwas ruhen ließen, dann zogen sie über den Tafelberg weiter in der Richtung gegen Sallmannsdorf, versteckten sich über Mittag im Walde, denn von den Höhen herab sahen sie jedes Mal nach allen Richtungen hin türkische Streifkorps und Marodeurs ziehen, und erst gegen Abend wagten sie sich weiter und eilten bis tief in die Nacht hinein, bis der Mond unterging und sie den Weg verloren. Sie pflöckten die Pferde wieder an und legten sich zur Ruhe nieder, aber sobald die Morgenkühle sie weckte, die dem grauenden Tag voranging, waren sie wieder unterwegs, denn nach Hansjörgel's Versicherung konnten sie nur noch wenige Stunden von Wien entfernt seyn.

Der Tag graute kaum, so ritten sie aus dem Walde heraus und die Anhöhe herunter, welche südwestlich vom Kahlenberg zu dem Dorfe Ober-Sievering sich herabsenkt; der Blick schweifte hier südwärts hinunter nach Wien, dessen Stephansthurm und sonstige Thürme halb verschleiert vom Morgennebel sich vom lichter werdenden Horizont abzeichneten. Wenige hundert Schritte vor ihnen lag eine einsame Schwaige, ein vereinzeltes Gehöft, aber aus dem niedrigen Schornstein wirbelte Rauch empor und deutete darauf hin, daß dieses Gehöfte bewohnt und der Verheerung entgangen sey. Unsere beiden Reiter waren hungrig, denn sie hatten außer etwas unreifem Obst und Beeren seit mehr als dreißig Stunden nichts mehr gegessen, und Hansjörgl, dessen Magen noch lauter bellte, als derjenige seines Gefährten, machte den Vorschlag dorthin zu reiten, weil er sich vermaß, wenn die Schwaige der Plünderung entgangen sey, doch mindestens noch eine Speckseite im Rauchfang zu finden. Vorsichtig ritten sie also bis in die Nähe, banden dann ihre Pferde an die Hecke, krochen durch diese und schlichen sich ganz behutsam dicht an's Haus. Drinnen war alles stille, kein Hofhund schlug an, keine Gans schnatterte und zischte den Ankömmlingen entgegen, kein Hahn rief den Tag an; nur auf dem Vorplatz hörten sie jemand hin und hergehen, und im Stalle stampften Pferde. Jussuf war dicht bis an das Haus herangeschlichen und schaute nun durch das Fensterchen in eine niedrige Kammer; da sah er vor dem Muttergottesbilde an der Wand ein Frauenzimmer knieen, das über ein geistliches Gewand einen reichgestickten türkischen Schleier und einen bunten Shawl geschlagen hatte und in tiefer Andacht versunken mit thränenden Augen zur Gnadenmutter betete, während ein anderes dickes Frauenzimmer noch im tiefen Schlafe in der großen Himmelbettlade lag. Dann schlich er zum andern Fenster der kleinen Wohnstube und sah auf einer Decke am Boden vor der Thüre der Kammer einen dicken Schwarzen schlafen, den blanken Säbel neben sich, während auf der Bank am Ofen ein stämmiger Knecht in türkischer Tracht schnarchte. In der Küche aber war ein halbwüchsiger Junge damit beschäftigt, das Wasser im Kaffeekessel zum Sieden zu bringen und die duftige Bohne von Mokka in einem kleinen Erzbecher mit hölzerner Keule zu zerstoßen.

Als Jussuf dieß wahrgenommen, kehrte er zu seinem Gefährten zurück, welcher mittlerweile den Stadel der kleinen Schwaige untersucht hatte. „Dort im Stalle stehen zwei Kameele und zwei Pferde," berichtete Hansjörgl; „und das eine der Kameele trägt offenbar den Weiberkasten, der dort im Barn steht. Allem Anschein nach wohnt hier ein vornehmer Türke."

„Ich habe nur einen Eunuchen und einen Knecht gesehen und einen kleinen Knaben, der das Frühstück zurichtet," erwiderte Jussuf; „wir wollen aber sogleich Bescheid haben." Er kehrte nochmals an das Kammerfenster zurück und lauschte; da hörte er das Frauenzimmer laut beten und erkannte den lateinischen Text des englischen Grußes; er trat ganz dicht zu dem Fenster, legte den Finger auf den den Mund und suchte mit den Blicken das Auge der Beterin, wenn sie zu ihm aufblicken würde, denn er sagte sich, daß die Verdunkelung des Fensters durch seine Gestalt die Beterin auf ihn aufmerksam machen würde. In der That drehte sich diese auch sogleich und voll Schrecken nach ihm um und zeigte ein wunderliebliches, edles aber bleiches Antlitz und ein feuchtes Auge voll Entsetzen; aber die Miene und Geberde Jussuf's schien sie zu beruhigen, und mit einem Blick fragender Ueberraschung wandte sie sich zu ihm als er leise flüsterte: „Friede sey mit Dir, ehrwürdige Frau! bist Du allein?"

Die Nonne, denn eine solche war sie, warf einen raschen fragenden Blick auf die Schläferin im Bette; dann trat sie dicht an's Fenster und verneinte durch

Digitized by Google

eine haſtige Geberde, die halb Hoffnung halb Angſt ausdrückte. „Wer biſt Du, Mann, der Du mich deutſch anredeſt, da Du doch das Kleid der Feinde trägſt?“ flüſterte ſie und man ſah beinahe, wie ihr das Herz vor bänglicher Erwartung pochte.

„Ich bin ein Freund, ein Chriſt, ein Verfolgter wie Du, und kann Dich vielleicht retten,“ flüſterte Juſſuf; „biſt Du eine Gefangene?“ Sie bejahte.

„Wie viel Männer ſind im Hauſe?“ — „zwei Männer und ein Knabe,“ gab ſie zur Antwort; „wir ſind geſtern Abend von der Nacht und dem Gewitter überfallen hier angekehrt, und ſollen heute weiter nach dem Hauptquartier, wo ich,“ ſie ſchauderte bei dieſem Bekenntniß, „in den Harem eines Türken geſteckt werden ſoll. O Mann, wer Du auch ſeyſt, um aller Heiligen willen rette mich, wenn Du irgend kannſt. Meine Familie wird es Dir reichlich lohnen!“

„Seyd ruhig und faßt Euch in Geduld — was geſchehen kann, wird geſchehen; nur haltet Euch hübſch ſtille, komme auch, was da wolle!“

Er ging raſch um die Ecke und winkte Hansjörgl; dann traten ſie an die Thüre des Hauſes und Juſſuf flüſterte dem Gefährten einige Verhaltungsmaßregeln zu. Juſt in dieſem Moment öffnete der Knabe die Thüre und wollte erſchrocken zurückſpringen; aber Juſſuf hatte ihn mit einem einzigen Satz ergriffen und um den Leib gepackt und drückte ihm ſeine Hand feſt auf den Mund. „Thuſt Du einen einzigen Schrei, ſo biſt Du verloren,“ raunte er ihm zu; „hältſt Du Dich aber ſtill, ſo ſoll Dir kein Leid geſchehen und Du ſollſt frei werden!“

Der Knabe ergab ſich ſtille darein, daß ihm die beiden Männer ſeinen Tarbuſch als Knebel in den Mund ſchoben und Hände und Füße an einen ſchweren Schleifſtein banden, der vor der Thüre ſtand. Dann drangen ſie hinein in's Haus, nahmen dem ſchwarzen Eunuchen und dem Knecht die Waffen hinweg und Juſſuf holte Stricke aus der Küche und kniete mit dem blanken Yataghan zwiſchen den Zähnen dem Eunuchen plötzlich auf die Bruſt und umſchloß ſeine beiden Handgelenke wie mit eiſernen Schrauben. „Sohn einer ſchwarzen Hündin, ich tödte Dich, wenn Du Widerſtand wagſt!“ ſprach er zu dem jäh Erwachten, der einen gellenden Schrei ausſtieß, aber im nächſten Moment nicht mehr Wind genug hatte, um zu ſchreien, denn Juſſuf preßte ſein Knie mit aller Macht auf des Mohren breite Bruſt, und Hansjörgl ſchlug den Knecht, der erſchrocken aufgeſprungen war, mit einem Knittel ſo kräftig vor den Kopf, daß dieſer beſinnungslos und mit blutiger Stirne zurückſank. Der vereinten Anſtrengung der beiden Männer gelang es bald, den Mohren an Händen und Füßen zu binden und zu knebeln, und ihm einen Sack über den Kopf zu ziehen, worauf ihn Hansjörgl in den Keller hinuntertrug. Dem Knecht erging es ähnlich und der dicken Türkin ebenſo, und jede dieſer beiden Perſonen ward an einem andern Orte verſteckt. Dann aber banden die beiden Männer den Knaben wieder los und hießen ihn das Frühſtück vollenden, dem ſie alle Ehre antha ten, denn die Körbe des einen Kameels waren reich gefüllt mit Speiſen, und Hansjörgl hatte wirklich im Schornſtein noch eine halbe Speckſeite entdeckt, welche der Zerſtörungswuth der Türken entgangen war.

„Jetzt zäume die Kameele auf, Hansjörgl, und ſattle die beiden Pferde,“ ſagte Juſſuf; „wir laſſen die unſrigen an der Hecke ſtehen.“ Und während ſein Gefährte dieſen Geſchäften nachging, erfuhr Juſſuf von der Nonne, daß ſie eine Freiin v. Biberſtein und auf der Flucht aus dem Kloſter der Servitiinnen zu Lilienfeld ſammt den übrigen Kloſterfrauen einer Streifparthie türkiſcher Spahis in die Hände gefallen ſey, daß ein junger Offizier ſie ſich angeeignet und an einen Bei verkauft und daß dieſer ſie geſtern mit ſeinem Weib nach dem Lager vor Wien zurückgeſchickt habe, während er noch mit ſeiner Truppe weiter geritten. Der Knabe aber, von Geburt ein Serbier und ebenfalls von den Türken geraubt, erzählte, daß ſein Herr Ammalat Bei heiße und bei den Spahis des Paſcha von Gemlek ſtehe, und daß ſein Herr zu den Truppen gehörte, welche in den abgebrannten Vorſtädten bei Ingendorf ihr Lager geſchlagen.

„Ich beſchwöre Euch bei allen Heiligen, laßt mich nicht in den Händen der Türken,“ bat Schweſter Veronika von Biberſtein den angeblichen Juſſuf; „ſtoßt mich lieber hier nieder!“

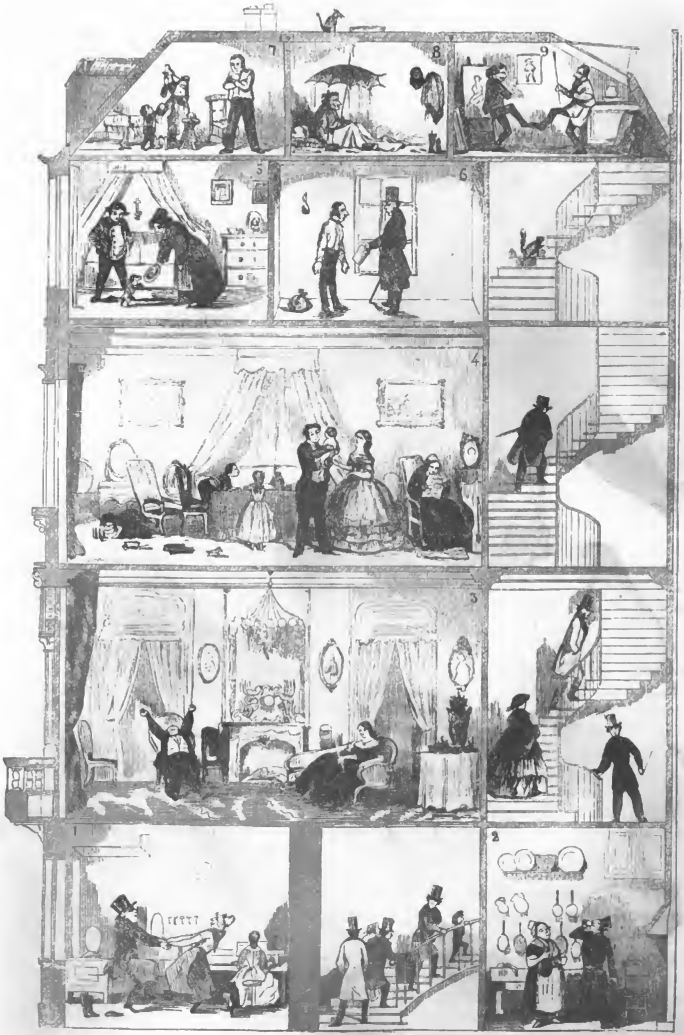
„Mit nichten, fromme Frau!“ verſetzte Juſſuf; „ſo Gott will, bringe ich Euch lieber nach Wien zu unſeren Chriſtenbrüdern. Das Ding erſcheint zwar als ein gefährliches Wagniß, aber es iſt die einzige Freiſtätte die ich Euch zu eröffnen weiß, und ich habe meinen Plan gefaßt!“

Gleich darauf ward aufgebrochen. Juſſuf beſtieg das beſſere der beiden Pferde, nachdem er beide Kameele an einander gekoppelt und Schweſter Veronika in den Palankin und dem Knaben auf das Laſtkameel geholfen hatte. Das zweite Pferd am

Digitized by Google

Wie ein deutscher Ritterdmann hispanischen Uebermuth züchtigte. (Text hierzu S. 237.)

Digitized by Google



Fünf Stockwerke. (Text hiezu S. 238.)

Digitized by Google

Zaum führend, ritt er voran, während Hansjörgl als Kamelstreiber nebenher ging und die Thiere durch Schnalzen und Zuruf, durch Liebkosungen und Tadel antrieb. Bald hatten sie eine geraume Strecke zurückgelegt und begegneten vielen türkischen Reitern und einzelnen Abtheilungen Fußvolk, welches Bauholz zu den Barracken und Schanzen und Batterieen herbeiholte; und so oft ihnen eine Abtheilung Soldaten in den Weg kam, rief Jussuf: „Im Namen des Propheten, des Allgerechten, schaut beiseite, denn hier sind Frauen! Gebt uns die Bahn frei!“ und wenn man ihn befragte, rief er: „Es ist Ammalat Bei mein Herr, von der zwölften Oda der Spahis, und ich bringe diesen Attatisch (Kameelpalankin, nach seinen Zelten!“ Und den Satzungen des Islam und der türkischen Sitte getreu, wichen die sonst so rohen Soldaten dem Kameelpalankin aus und ließen Jussuf mit seinen Begleitern ungehindert ziehen.

Aber diesem war nicht ganz wohl bei der Sache; gar oft wandte er die Blicke rückwärts, um zu sehen ob er nicht verfolgt würde, und so oft er Hufschlag hinter sich klappern hörte, pochte ihm das Herz laut in der Brust, als ob ihm die rächenden Feinde schon im Nacken säßen. Und Jussuf hatte in der That auch allen Grund zur Besorgniß, denn wie leicht konnte einer der Gefangenen seine Bande sprengen oder abstreifen? wie leicht konnte irgend ein leidiger Zufall ein türkisches Streifkorps auf jenes vereinzelte Gehöft leiten und zur Entdeckung des Streiches führen, welchen Jussuf dem Eunuchen des Ammalat Bei gespielt hatte? und was war alsdann anderes die Folge dieser Entdeckung, als eine erbitterte hitzige Verfolgung der Schuldigen, um die Verletzung des Frauengemachs, das dem Türken so heilig ist, und den begangenen Verrath zu rächen? — Und nicht genug, daß die Besorgnisse Jussufs sich rückwärts erstreckten, — sie hatten sozusagen ein Janushaupt und trugen auch der Zukunft bange Besorgnisse entgegen, denn zwischen ihm und der Stadt lag das türkische Lager mit seinen hunderttausend Insassen, und er zerbrach sich vergebens den Kopf, wie er es anstellen sollte, angesichts der türkischen Belagerungswerke in die belagerte Stadt zu gelangen.

Jetzt war der Zug Jussufs der Stadt schon ziemlich nahe gekommen, hatte die niedergebrannten und zerstörten Vorstädte betreten, aus deren Trümmern die Türken Tausende von Barracken und Hütten zwischen ihren Zelten aufgebaut hatten, und bog nach der Stelle hin, wo die Belagerer dem Schottenthor gegenüber zwei gewaltige Erdwerke für ihre schweren Batterieen aufgeführt hatten. Ueberall ward noch an Schanzen und Gräben gearbeitet, und bei jeder Biegung des Weges rief man Jussuf wieder ein gebieterischer „Zurück“ zu.

„Wohin willst Du mit Deinem Weiberkasten?“ fragte ihn barsch ein türkischer Ingenieurоffizier herantreibend, der von seinem arabischen Rosse herab die Erdarbeiten an der großen Batterie beaufsichtigte.

„Möge Dein Abend schön seyn, mein tapferer Gebieter,“ erwiderte Jussuf mit einem tiefen Bücking; „Dein armer Knecht sucht die Zelte seines Herrn, des Ammalat Bei von der zwölften Oda der Spahis, um ein Mädchen von den Giaurs in die Zenâna (Frauengemach) seines Gebieters zu bringen, — ein Mädchen schön wie eine Houri des Paradieses, ein Ding das seinem Herrn so lieb geworden ist wie der Apfel in seinem Auge.“

„Und wo hast Du diese Ungläubige gefunden?“ fragte der Türke mit funkelnden Augen.

„Oh, nicht ich fand sie, mein tapferer Herr, dessen Haupt Allah hoch ragen läßt über die Schaaren der Krieger des Propheten. Die muthigen Spahis fielen in einen Trupp Flüchtlinge und nahmen ein Häuflein jener Frauen gefangen, die wie Derwische zusammenleben und dem Gott der Christendienen, und die Schönste davon kaufte mein Gebieter von dem Erbeuter für seinen Harem. Aber das Mädchen trauert wie eine Turteltaube, der der Stoßvogel das Männchen geraubt hat, und hängt das Köpfchen wie eine Narcisse, und darum möcht' ich schnell nach dem Zelte meines Gebieters gelangen; aber ich habe den Weg verfehlt und man treibt mich von allen Seiten zurück.“

„Die ersten Odas der Spahis liegen dort drüben jenseit der Stadt, dort am Berge hinten;“ sagte der Offizier; „Du mußt Dich hinter den verbrannten Häusern halten und einen weiten Bogen längs der Vorstädte hin machen, und dennoch wird der Tag um mindestens drei Stunden älter seyn, bevor Du die Zelte der Spahis erreichst. Geh mit Allah, und möge Dein Herr Freude erleben!“

„Allah segne den milden Herrn, der mit Deinem Sklaven so freundlich ist,“ versetzte Jussuf, und ritt weiter. Aber kaum war er einige hundert Schritte weiter gekommen, so gelangte er an einen freien Raum, einen Wiesplan und Ackerland mit zertretenem Getreide und niedergehauenen Obstbäu-

Digitized by Google

men, und jenseit desselben erhoben sich kühn und drohend die Basteien, welche das Schottenthor deckten, und davor waren Erdwerke und Schanzen der Belagerer aufgeführt, und von Zeit zu Zeit donnerten einzelne Schüsse der schweren Karthaunen von den Bastionen herunter und trieben die bei den Erdarbeiten beschäftigten türkischen Schanzer aus einander wie einen Flug Sperlinge.

„Hm, das könnte gehen!“ murmelte Jussuf und hielt seine Stute an, während er nach den Befestigungen hinüberschaute. Schottenbastei und Mölkerbastei waren voll Menschen, die theils an den Verschanzungen arbeiteten, theils zur Vertheidigung der Werke dort oben standen. — „Höre, Hansjörgl,“ wandte er sich dann an seinen Gefährten, der ebenfalls in der Hauptstraße der zerstörten Vorstadt stehen geblieben war; „könntest Du etwa die Kameele so scheu machen, daß sie wie toll ausbrächen und dort nach den Basteien hinlaufen würden?“

„Oh, nichts leichter als Das — aber wozu denn, Herr?“

„Hm, um wo möglich unter die Schußweite der Vorwerke zu gelangen und vor der Verfolgung der Türken sicher zu seyn, denn einmal müssen wir dem Kugelregen trotzen, sey's von hüben oder drüben.“

„Mir einerlei, — es treffen ja halt nicht alle Kugeln,“ meinte Hansjörgl gleichmüthig; „die geistliche Frau da drinnen wird freilich nicht so leicht nehmen; aber das hilft ja nix mehr — mitgefangen, mitgehangen. Und wie soll's denn werden? was soll ich thun?

„Suche die beiden Kameele ungeberdig zu machen, und dann gegen jene Bastei hinzutreiben, als ob sie ausgebrochen wären; dann jag' ich Dir nach wie wenn ich euch einholen wollte, und wenn wir erst aus der Schußweite der türkischen Musketen sind, dann reiß oder stich die Kameele nieder, hebe den Knaben herunter und schwing Dich mit ihm auf das eine Pferd, während ich die Nonne zu mir auf mein Roß nehme, und dann heidi, nach dem ersten besten Thore hin, ehe die Türken recht begreifen, was wir vorhaben!“

„Hm, ich will schon das meinige thun, aber leichter wär's schon, wenn wir die Frau und den Buben nicht bei uns hätten,“ meinte Hansjörgl, und wandte sich zu seinen beiden Thieren, die er nun mit Zerren an den Zäumen und mit Stockschlägen in die Sprunggelenke zu erbittern begann. Aber dennoch wäre sein Werk vielleicht kaum halb gelungen, wenn nicht in der nächsten Minute ganz unerwartet zur Linken unserer Bekannten in geringer Entfernung ein halbes Dutzend der schwersten Belagerungsgeschütze gelöst worden wären und die Thiere so erschreckt hätten, daß sie mit lautem Geschrei wie blind davon liefen, und gerade auf die freie Ebene hinaus trabten, wohin Jussuf, sie haben wollte. Und Hansjörgl mit Geschrei und Gellen und Peitschen hinterher, daß die Thiere noch scheuer wurden und Schwester Veronica laut aufkreischte und der kleine Junge sich krampfhaft an die Stricke des Packkorbes anklammerte.

Jussuf sah mit innigem Vergnügen dem Treiben zu. In ihrer Verblüffung rannten die Kameele wieder links, dicht unter den Strich der türkischen Batterie, die zu spielen fortfuhr und Schuß auf Schuß abgab, so daß der Pulverrauch zuweilen die ganze Schanze einhüllte. Aber jetzt antworteten die Kanonen auf der Schotten- und der Mölkerbastei, und schleuderten ihren Blitz und Donner gerade gegen die verdutzten Thiere und trieben sie zurück, so daß sie den Kopf vollends verloren und verwirrt im Kreise herumrannten, bald dahin bald dorthin sich wendend, je nachdem der furchtbare Geschützdonner hüben oder drüben gegen sie heruntergrollte. Hansjörgel war schon längst den Kameelen nicht mehr nachgekommen, schrie und gestikulirte wie besessen und wünschte aus Herzensgrund den serbischen Knaben und die Nonne dahin, wo der Pfeffer wächst. In diesem Augenblick schickten sich türkische Soldaten und Troßknechte an, die scheuen Kameele einzufangen, um sich von deren Eigenthümer einen Backschich zu verdienen, denn die Decken der Kameele und die Vorhänge des Palankins waren von köstlichen Stoffen und verriethen sie als Eigenthum eines reichen Mannes. Jussuf sah die Gefahr, welche ihm und seinem Begleiter drohte, wenn die beiden Kameele mit ihrer Last den Türken in die Hände fielen; er ließ dem Handpferd die Zügel lang und sprengte seine Schimmelstute im vollsten Rennen gegen die Kameele hin. Als er in die Nähe seines Begleiters kam, rief er diesem zu, sich des ledigen Pferdes zu bemächtigen, und Hansjörgl ließ sich das nicht zweimal sagen; er sprang neben dem Thiere her, bis er die Hand in die Mähne legen konnte; dann schwang er sich mit einem schnellen Ruck auf dessen Rücken, erfaßte die Zügel und in der nächsten Minute war er bei den Kameelen und ritt dasjenige, welches den Palankin trug, so hart an, daß es stürzte und Schwester Veronika mit einem lauten Angstschrei herausfiel. Ehe

Digitized by Google

sie sich aber noch halb betäubt vom Boden aufgerafft hatte, parirte Jussuf dicht neben ihr sein Pferd, rief Hansjörgl zu, den Knaben vor sich auf den Gaul zu nehmen, und bat die Nonne, ihm rasch ihre Hand zu reichen, wenn ihr Leben und Freiheit lieb seyen. Im Nu hatte er sie unter den Armen gefaßt und zu sich auf's Pferd hinaufgehoben, und nun sprengten die beiden Reiter mit verhängten Zügeln in gestrecktem Rosselauf dem Schottenthore zu.

Das Beifallsgeschrei, womit die Zuschauer von den türkischen Schanzen aus die That der Rettung begrüßt hatten, verwandelte sich in ein Wuthgeheul, als die Türken die Absicht der beiden Reiter sahen, sich unter den Schutz der Befestigungen von Wien zu flüchten. Einige Reiter jagten ihnen nach, Musketen und Pistolen wurden auf sie abgefeuert, Pfeile flogen hinter ihnen her; aber Jussuf achtete ihrer nicht und trieb mit dem blanken Yataghan sein edles Pferd zum tollsten Rennen und lenkte es dicht unter die Wälle der belagerten Stadt, auf denen eine Menge neugieriger Zuschauer zusammenliefen und diesen Auftritt mit gespanntem Interesse beobachteten. „Vivat Oesterreich! Vivat Leopoldus!" rief Jussuf, riß seinen Turban herunter und ließ das weiße Tuch als Friedenszeichen flattern. Und die Büchsen und Musketen, welche noch kaum erst auf die beiden Reiter gerichtet waren, richteten sich nun auf ihre Verfolger, seit man erkannte, daß jene Ueberläufer waren, die sich ranzioniren wollten, und lautes Freudengeschrei bewillkommte sie bei dem Thore in der Verpfählung vor den Außenwerken der Schottenbastei, wo Jussuf das keuchende Roß anhielt und seinen weiblichen Schützling vom Pferde herunter gleiten ließ. Ueber und neben ihm knatterte das Kleingewehrfeuer gegen seine Verfolger, und ein Falkonet donnerte vom Walde herunter und schleuderte einen Hagel von Kartätschen gegen die arabischen Reiter, welche die beiden Ueberläufer verfolgten, so daß diese erschrocken aus einander stoben und über Hals und Kopf unter den Schutz der türkischen Schanzen zurückritten.

„Gelobt sey Jesus Christ! das war der wildeste Ritt in meinem ganzen Leben!" rief Hansjörgl, sprang mit dem Knaben im Arm ebenfalls von seinem Pferde, und ballte die Hand gegen das türkische Lager. „Ich wollte, der liebe Gott ließe Feuer und Pech und Schwefel regnen, daß es all die geschworenen Hunde da drüben verzehrte! Heiliger Joseph, waren das zwei angstvolle Tage! ist alles gut, nun sind wir ja wieder z'Wien, und 's gibt nur Ein Wien!"

„Herrjeh, wer seyds denn, Leute?" riefen die Soldaten und bewaffneten Bürger, die sich um die dampfenden Pferde und ihre halb athemlosen Reiter drängten.

„Ja, i bin der Hansjörgl von Hittendorf," versetzte dieser; „aber wer der da ist, das muß er halt besser wissen, als ich. Aber soviel ist wahr, er kann mehr als Brod essen!"

„Herr Hauptmann von Wastlberger, kennens denn mich nit mehr?" rief in diesem Augenblick Jussuf einem dicken Offizier zu, der die Rampe hinter der Schanze herunter kam.

„Jesus Maria, bist Du es oder Dein Gespenst, Fridolin?" rief der dicke Hauptmann pustend; „ja, Du Blitzschwab, wo kommst denn Du her?"

„Recta aus dem türkischen Lager von Tulln, Herr Hauptmann!" rief Fridolin oder Jussuf, wie wir ihn früher genannt haben; „aber jetzt lassens mir nur ein Schlückchen Wein zukommen und hernach mich zu meinem hochw. Herrn Bischof Kollonitsch gehen; das Andre erzähl' ich Ihnen dieser Tage einmal in einem Weinhaus bei einem Seidel Bößlauer!"

„Ja, Teufelskind von einem Schwaben, was bist Du denn eigentlich?" fragte der Hauptmann noch ganz verblüfft.

„Ein Spion ist er, ein Hauptspion von den Kaiserlichen!" rief Hans Jörgel; „merkens denn das noch nicht, gnädiger Herr? Aber um so a Schlückerl Wein möcht' i schon auch schön bitten!" —

Eine Stunde später stand Fridolin in seiner türkischen Tracht, von einem Offiziere geleitet, von einem Schwarm Gassenjungen verfolgt, auf der Löwelbastei, wo die Kanonen donnerten und Kugel auf Kugel nach den türkischen Batterieen schleuderten und wo der edle Bischof mitten im heftigsten Kugelregen da den Konstablern einen Rath gab, wohin sie zielen sollten, dort einen Verwundeten verbinden oder auf eine der Säulen legen half, womit man sie in die Stadt hereinschaffte.

„Hochwürdigster Herr!" redete ihn Fridolin an.

„Was willst Du mein Sohn? — Was seh' ich? Du, Fridolin?" rief Herr von Kollonitsch. „Du bist wieder zurück und in dieser Vermummung? Und die Gräfin Agnes, mein Mündel? wo hast Du sie?"

Fridolin zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht, Hochwürdigster," entgegnete er; „aber ich denke

Digitized by Google

das edle Fräulein ist wohl und gesund, denn ihr kann es ja nicht an Beschützern fehlen, und der Herr, der sie mir abnahm, schien nicht übel geneigt, sie recht für sich zu behalten!" Darauf erzählte er in Kürze dem hochwürdigen Herrn Bischof die Begegnung mit Herrn von Tülbing und was daraus für ihn entstanden und wie er dem Thurm und dem Türkensäbel entkommen sey.

Das ernste Auge des Kirchenfürsten hing fest und forschend auf ihm, und beobachtete ihn argwöhnisch; aber Fridolin hielt den Blick ruhig aus. „Wehe Dir, wenn Du nicht die Wahrheit gesprochen hast, Mensch," erwiderte Herr von Kollonitsch. „Diese ganze Geschichte klingt wie ein Märchen, aber die Wahrheit muß ja bald an den Tag kommen."

„Wäre ich hier, hochwürdiger Herr, wenn ich ein bös Gewissen hätte?" fragte Fridolin treuherzig. „Wäre ich mir einer Schuld bewußt gewesen, so wäre ja die weite Welt offen vor mir gelegen. Aber es zog mich hieher, meinem hochwürdigsten Herrn Bericht abzustatten und mich zur Rechtfertigung zu stellen, denn die Zeit wird noch kommen, wo ich dem Herrn von Tülbing 'mal scharf in's Auge sehen und ein Hühnchen mit ihm pflücken werde, und einstweilen hab' ich mit dem Heidenvolke da drüben auch noch abzurechnen, und will inzwischen hier meinen Mann stellen, gnädigster Herr! In so lange geruhen Sie, mich in Ihrer Nähe zu lassen!"

(Fortsetzung folgt.)

Wie ein deutscher Rittersmann hispanischen Uebermuth züchtigte.

(Mit einem Holzschnitt auf S. 232.)

Als im Jahre 1521 der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, Kaiser Maximilians I. Enkel, zu Linz sich mit Anna, der Tochter des Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen vermählte, da waren an dem Hoflager zu Linz auch viele spanische Edle, denn Erzherzog Ferdinand war selber 1503 zu Alcala de Henares in Spanien geboren, wie denn damals die für Deutschland so verderbliche Verbindung zwischen dem spanischen Königs- und österreichischen Erzhause in vollster Blüthe stand. Unter jenen edlen spanischen Herrn zu Linz aber befand sich auch ein stolzer Rittersmann, Don Hernan de Guevara, welcher mit großem Uebermuthe auf die Deutschen herabschaute und in dem abgehaltenen Turnier die meisten deutschen Ritter von ihren Rossen herunterstach, ja sogar am Rathhaus zu Linz seinen Schild aufhing mit einer Aufforderung an jeden ritterbürtigen waffenfertigen deutschen Herrn, mit ihm auf Leben und Tod zu kämpfen um den Vorrang, ob selbiger Spanien oder Deutschland gebühre. Die deutschen Ritter verdroß das sehr, doch wollten sie die Hochzeitsfreude nicht stören; worauf der Spanier von Neuem mit verächtlichen Worten gegen Deutschland und deutsches Ritterthum ausfiel. Darob ergrimmten zwei österreichische Edle, und verbanden sich, mit den Spaniern zu kämpfen auf Leben und Tod und diesen Schimpf zu rächen; und einer derselben: Sebastian von Losenstein, aus dem Lande ob der Enns, ein Sproß aus altsteyrischem Herzogsstamme, ließ durch den Herold seinen Schild neben dem des Spaniers aufhängen. Darauf verglichen sich beide Theile über Zeit und Ort des Kampfes, welcher angesichts der hochfürstlichen Herrschaften vor sich gehen sollte, und am anberaumten Tage ritten beide Kämpfer auf dem mit Bühnen umgebenen Kampfplatz ein: Der Spanier auf einem edlen andalusischen Hengst in reicher gothischer Rüstung, der von Losenstein aber auf einem schweren Streitroß, das wundershalben einen Beißkorb trug, während er selber ein gewichtiges zweihändiges Schwert an der Seite hängen hatte, was die Zuschauer baß überraschte. Nachdem sie ihre Pferde etliche Male weidlich durch die Bahn getummelt, zu großem Ergötzen der hohen Herrschaften und des Frauenzimmers, das auf den Bühnen versammelt war, rannten sie mit den Speeren gegen einander, fehlten aber beide, und griffen nun zu den Schwertern, wobei der Spanier mit Hieb und Stoß dem Herrn von Losenstein hart zusetzte, so daß dieser lange Zeit Mühe hatte, sich genugsam zu decken, und seine Freunde fürchteten, der Spanier habe ihn verzagt und erschrocken gemacht. Als aber der Guevara sich und sein Roß unnöthig abgemüdet, da ersah der von Losenstein seine Gelegenheit, warf seinem Pferde den Maulkorb ab und trieb es an mit Zuspruch. Des Losensteiners Roß aber war also abgerichtet, daß es auf seines Herrn Befehl des Gegners Pferd alsbald heftig anfiel. Und ehe sich nun der Spanier dessen versehen, hatte des Losensteiners Roß den andalusischen Rappen des Spaniers bei der Nase erwischt und festgehalten, und Herr von Losenstein hieb nun mit seinem Zweihänder auf den Spanier ein, hatte ihm mit zwei Streichen den Helm aufgehauen und ihn am Kopfe hart verwundet, also daß er schon daran war, dem Spanier den Garaus zu machen.

Digitized by Google

was er auch gethan hätte, wenn nicht Herzog Ferdinand Fried zu machen geboten und die spanischen Ritter ihren Landsmann hinweggetragen und bei Leben erhalten hätten, dessen der von Losenstein und die deutschen Ritter übel zufrieden gewesen. Dennoch aber zog der Herr von Losenstein mit seinen Freunden unter lautem Jubel ab, und die hispanischen Ritter begaben sich zur Ruhe und wurden hinfort etwas stille und kleinlaut, wie in Herrn von Hormayr's Taschenbuch für deutsche Geschichte vom Jahr 1838 nach alten Chroniken ausführlicher zu lesen ist.

Fünf Stockwerke,

oder wie es in einem Pariser Hause zugehen kann.

(Mit Holzschnitt auf S. 233.)

Wenn man über die Pariser Boulevards wandert, wo die himmelhohen palastartigen Häuser in die Höhe ragen, kommt Einem unwillkürlich die seltsame Idee: du lieber Himmel, was doch in einem solchen Hause nicht alles vor sich gehen mag! Ob wohl da drinnen auch Alles lauter Glanz und Freude ist, wie das Aeußere des Hauses zu verrathen scheint? — Dieser Gedanke ist auch einem Pariser Maler gekommen und hat ihm die Idee zu der umstehenden Zeichnung eingegeben, welche in dem Durchschnitt eines hohen Hauses uns Freud und Leid und seltsame Kontraste in den fünf Stockwerken darzustellen sucht, und uns einen Einblick in das innerste Treiben seiner Bewohner verstattet.

Treten wir ins Haus, so gelangen wir zunächst an die Loge des Hausmeisters oder Concierge, und sehen wie der Alte mit seiner Frau ein Tänzchen macht, während das Töchterlein am Klavier sitzt und dazu aufspielt, denn die Demoiselle ist natürlich eine Zögling des Conservatoriums oder der großen Musikschule, da die Eltern sie zur Künstlerin ausbilden lassen und um so höher mit ihr hinauswollen je tiefer sie geboren worden. Nach hinten hinaus aber ist die Küche der vornehmen oder reichen Leute, die im ersten Stockwerk wohnen, und da sehen wir die Jungfer Köchin mit ihrem angeblichen „Vetter" oder „Landsmann," wie die denselben mit der besten Kraftbrühe ihres Fleischtopfs bewirthet, mit der „Bouillon der Liebe," bei der man ein Uebriges thut, denn die andre Kraftbrühe wird hernach mit Wasser gestreckt und mit gebranntem Zucker braun gefärbt, was, wie die Jungfer Köchin sich ausdrückt, „für das Lumpenpack von Herrschaft" noch lange gut genug ist.

Im ersten Stockwerk Nr. 3, wohnen jene reichen müssigen Leute, die von ihren Renten leben und eine solche wohlmeinende, fürsorgliche, anhängliche Köchin haben. Diese Leute besitzen alles, was nur das Leben schön und genußreich macht: eine schöne Wohnung, elegante Möbeln, alle Behaglichkeiten, aber — sie langweilen sich halb zu Tode, denn ihr Leben hat keinen Mittelpunkt, sie haben nichts zu sorgen und zu schaffen. Sie sind erst seit Kurzem verheirathet; die hunderttausend Franken des Herrn haben die hundert und fünfzigtausend der Frau geheirathet, und das junge Ehepaar steht im letzten Viertel des Honigmonds. Der junge Ehegatte renkt sich vor Gähnen die Backen und die Arme schier aus und die Frau ist eingedruselt bei hellem Tage, denn ihr Hauptgeschäft ist nun: Besuche anzunehmen, und in Erwartung solcher amüsiren sie sich so, wie es unser Bildchen zeigt. Was wird aus den beiden werden, wenn erst die Flitterwochen vollends vorüber sind? Müssiggang ist aller Laster Anfang, zumal in einer Stadt voll Verführungen wie Paris; und welch ein Band des Herzens kann zwei solche Leute verknüpfen, die nur der Vortheil und die Berechnung zusammengeführt hat? wo soll da die eheliche Liebe herkommen? und:

den ganzen Tag gelangweilt seyn,
da kann die Treue nicht gedeih'n!

Da lob' ich mir das Leben im zweiten Stockwerk No. 4.; da gedeihen die häuslichen Tugenden besser! da ist das Haupt der Familie ein fleißiger Kaufmann oder Künstler oder sonst ein arbeitsames nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft; dieser hat nach Neigung gefreit, und der häusliche Herd hat für ihn seine Weihe, seinen Heiligenschein, seinen hohen Werth. Wie freut er sich den ganzen Tag bei seiner Arbeit auf die Stunde, wo er von der Arbeit heimkehren kann zu seinem lieben Weibchen, zu seiner Mutter die ebenfalls ein Plätzchen an seinem Herde gefunden hat, zu seinen Kindern die er nüchtern und arbeitsam zu nützlichen Menschen erziehen will und denen er nichts abgehen läßt, was ihnen eine bescheidene Behaglichkeit sichert! Da ist ein guter Geist im Hause, ein Heimchen auf dem Herde.

Oben im dritten Stockwerk sind zwei Wohnungen. Da in No. 6. wohnt ein Junggeselle, welchen der Hauseigenthümer so eben um die verfallene Miethe angeht und den er nun natürlich schleunigst an die

Digitized by Google

Luft setzen, wenn nicht im Schuldthurm unterbringen läßt, denn des Miethsmannes Habseligkeiten scheinen alle in dem „Berliner Koffer“ enthalten, der am Boden liegt, und das ganze Geräthe beschränkt sich auf die einsame alte Tabakspfeife an der Wand, diesen Tröster der Hungernden. — Da sieht es doch in Nr. 5. etwas behaglicher aus. Da wohnt auch ein alter Junggeselle, der ehemalige Commis einer Ersparnißkasse, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat und nun mit seiner alten Wirthschafterin Babette und seinem Hündchen Azor von seinen Renten lebt, und das Bißchen Liebe und Neigung, welches die Selbstsucht in dem alten Junggesellen noch nicht ganz verdrängt hat, zwischen der alten Babette und dem dicken Seidenpudel theilt. Babette dagegen liebt keinen von beiden, weder den Hund noch den Herrn. Sie hat beide so lieb, daß sie sie zu Tode füttern würde, nur um desto schnell den alten Herrn zu beerben, welcher sie, wie sie wohl weiß, in's Testament gesetzt hat, damit sie ihn recht gut verpflege. Die alte Babette zählt die Tage, bis sie sein Geld in Händen hat und ihre eigene Herrin wird, denn je länger und leichter ihr Dienst, desto mehr drückt er sie. — Droben aber unter dem Dache, wie ganz anders sieht es da aus! Im Nr. 7. der arme brodlose Arbeiter, ohne Geld und ohne Arbeit, die Kinder hungernd und weinend, das arme Weib in Verzweiflung, der Speiseschrank leer, der Ofen kalt! — daneben in Nr. 8. das verkannte Genie, der unpraktische alte Gelehrte, das ewige Stichblatt der Karikaturenzeichner; da heckt er in seinem ungeheizten Zimmer, in seinem ärmlichen Bette und studirt in einer uralten vergessenen Scharteke über die Quadratur des Zirkels oder das Perpetuum-mobile, und muß mit aufgespanntem Regenschirm dastzen, um sich gegen die Nässe zu schützen, die von oben eindringt. Daneben aber in Nr. 9. die beiden armen Maler, die ein Bißchen Cancan tanzen müssen, um nur Hände und Füße nicht zu erfriren! du lieber Himmel, was doch in diesen Dachstuben nicht alles vor sich geht! Wie in der menschlichen Maschine der oberste Theil das Edelste am Menschen umschließt: den Sitz der Sinne und des Gedankens, den Mittelpunkt des Geistes, — gerade so enthalten in der Hauptstadt der Künste und der Civilisation die Dachstuben meist ebenfalls das Talent, den Fleiß, den geduldigen Eifer der Forschung. Dort oben unter jenen dünnen Dächern, die im Sommer so heiß, im Winter so kalt sind, hausen der Student, der angehende Gelehrte, Künstler, Techniker, der Handwerker. Dort bildet sich in der Stille der Maler aus, dort schreibt der Dichter seine ersten Verse, seinen ersten Roman, dort brütet das Talent über dem Meisterstücke, das seinen Namen einst zu Ehren bringen soll, und dort — verhungert langsam der Arme, dem nicht Glück und Geschick und Talent genug zu Theil ward, um sich zu etwas Besserm als einem Lohnarbeiter aufzuschwingen!

Man spricht und predigt so viel von Humanität und von der Pflicht werkthätiger Menschenliebe. In diesem einzigen Haus wäre so viel Gelegenheit für die einzelnen Bewohner, einander zu unterstützen und zu helfen, aber sie gehen fremd und zugeknöpft an einander vorüber, denn jeder ist nur sich selbst der Nächste, und Selbstsucht und Eigennutz sind das Losungswort der heutigen Welt, zumal in jenen Riesenstädten, wo die Menschen millionenweise auf Einen Haufen zusammengedrängt sind! Das zeigt auch unser Bildchen!

Das Wäscherschlößchen,

die älteste Hohenstaufen-Burg.

(Mit Holzschnitt auf Seite 240.)

Von einer Zeitschrift die in Schwaben erscheint, erwartet man mit Recht, daß sie auch der geschichtlich so denkwürdigen Stammsitze der beiden schwäbischen Geschlechter gedenke, welche mit ihrem Ruhm und ihrer Herrlichkeit das Mittelalter und die neue erfüllt haben, nämlich der Hohenstaufen und der Hohenzollern. Die übrig gebliebenen Erinnerungen an diese beiden Häuser werden uns in den nächsten Heften unsrer Zeitschrift beschäftigen. Unser vorstehendes Bild gibt zunächst die Ansicht von derjenigen Stätte, die man als die Wiege des Geschlechts des Hohenstaufen zu betrachten gewöhnt ist. Etwa anderthalb Stunden von dem Flecken Lorch an der Württembergischen Remsthalbahn, in dessen altromanischer Klosterkirche sich die Gräber der Hohenstaufen befinden, liegt mitten in Wald und Wiesengelände ein alter Burgstall, das Wäscherschlößchen oder die Wäschenburg genannt, heutzutage nur noch ein Fruchtspeicher, aber vor Zeiten eine stattliche Burg des Geschlechts jener Büren oder Beuren, aus welchem die Staufen hervorgingen, und nach dem dabei liegenden Orte Wäschenbeuren füglich als der einstige Stammsitz dieser Beuren zu betrachten. Heutzutage zeugen nur noch

Digitized by Google

Das Wäſcherſchloßchen.

das unverwüſtliche Gemäuer des Unterbaus aus großen Quadern und die Spuren eines doppelten Burggrabens von dem hohen Alter dieſer Burg, über deren Geſchichte nur ſehr wenig Authentiſches erhalten iſt, da wahrſcheinlich ein großer Theil derſelben ſchon im Bauernkrieg das Schickſal der meiſten Burgen dieſer Gegend theilte, und eine Anzahl alter Urkunden und Pergamente, welche man vor etwa 60 Jahren in einem verſteckten Wandkaſten des alten Gebäudes fand, von dem damaligen Vogt ſeinen Kindern zum Zerſchneiden überlaſſen worden war. Am meiſten aber hat das vorige Jahrhundert mit ſeiner Gleichgültigkeit gegen mittelalterliche Merkwürdigkeiten ſich an dieſer Stätte verſündigt, denn die Kapelle, welche noch 1759 auf dem alten Burghof der Wäſchenburg ſtand, iſt zerſtört worden, ohne daß man ihre geſchichtlich merkwürdigen Theile zu erhalten verſucht hätte. Der Obſtgarten bei der Burg iſt einer der prachtvollſten Ausſichtspunkte der ſchwäbiſchen Alb mit einem ausgedehnten Ueberblick eines Panorama's von 8—12 Meilen in der Runde. Der Berg im Hintergrunde unſres Holzſchnitts rechts iſt der Hohenſtaufen von der Nordweſtſeite.

Gedankenſpäne.

Alle Kinder lieben die Menſchen mit kräftigen ausdrucksvollen Geſichtern. Einem Mann mit einem willenskräftigen genialen Geſichte ſind Hunde und Kinder zugethan, und freuen ſich königlich, wenn er ſich mit ihnen abgibt.

Digitized by Google

Der Eisberg.

Eine Seemanns-Geſchichte von R. Nellenburg.

Eſter und ihr Kind.

„Ihr ſeid wohl auch Walfiſchfänger geweſen, Ben?“ fragte ich den alten Seemann.

— „Ja wohl, Herr, aber freilich iſt es ſchon lange Jahre her.“

„Da iſt Euch wohl manch Abenteuer dabei aufgeſtoßen, nicht wahr? Und welches haltet ihr denn für das gefährlichſte Stück, das Ihr beſtanden habt?“

— „Sie wollen wohl fragen, was für eines ich für das ſchwierigſte, mühſalvollſte, für das wunderſamſte halte?“ Ich nickte bejahend. „Jemn, Herr, ich bin manchmal aus dem Boot geſchleudert worden, und einmal — ich entſinne mich noch ganz deutlich — da ward ich nicht nur mit dem Boote umgeſtülpt, ſondern kriegte auch noch eines auf den Kopf mit dem Schwanze des Walfiſches. Du lieber Himmel! Das war 'ne Ohrfeige! ſie machte mir auf einen ganzen Monat lang Kopfſchmerz, — von dem Sturzbade noch gar nichts zu ſagen.“

„Habt ihr auch Eis geſehen?“

— „Polareis? Hm, ja — mich dünkt, ich kann ein Wörtchen davon reden. Ich habe noch ein Tagebuch dort in jener Eckſchublade — nein, nicht da! in der unterſten am andern Ende — da ſteht etwas drinnen von ſolchem Eis. Ja, das iſt's! Da habt Ihr Alles beiſammen, die Bilder und die ganze Geſchichte. Na, ich konnte noch ein Bißchen zeichnen vor fünfundzwanzig Jahren, und ich gab's ſo gut als ich eben konnte; ſieht freilich kaum aus, als ob es ähnlich wäre. 's iſt übrigens eine gute wunderliche Geſchichte — ſo ein Stückchen Robinſon Cruſoe. Den habt Ihr doch geleſen?“

„Und wie oft. Habt Ihr je einen Menſchen getroffen, der ihn nicht geleſen hatte?“

Digitized by Google

— „Nein," sagte Ben; „hab' nie einen jungen Burschen gekannt, der den Robinson nicht hätte gelesen gehabt. Ich glaube, dieses Buch hat mehr Jungen veranlaßt, zur See zu gehen, als irgend ein anderes, welches je geschrieben ward!"

„Mögt darin recht haben, Ben; aber wie wär's, wenn Ihr mich ein wenig in Eurem Tagebuch da blättern ließet: ich möchte Eure Geschichte kennen lernen!"

— „O, sie ist nicht so geschrieben, daß Ihr sie verstehen könntet, Herr. Ich will 'mal ab und zu hineinsehen und Euch die Geschichte erzählen, wenn Ihr sie hören wollt, Herr — allein ich muß damit ganz von vorn anfangen, wie man ini gemeinen Leben sagt. — Ihr müßt nämlich wissen, Herr, daß ich 'mal ein Bißchen verschossen war in ein Mädchen — will sie Esther Thompson nennen, obschon das nicht ihr rechter Name war, aber der Name thut ja nichts zur Sache. — Sie aber kümmerte sich nicht viel um mich, und ich war damals nur zweiter Bootsmann. Ich dachte, sie stieße sich daran, und so versucht' ich denn eine Stelle als erster Maat zu bekommen, sobald ich von einer kurzen Reise heimkam, die ich freiwillig mitgemacht hatte, um meine Zeit bei den Schiffseignern vollends auszudienen. Sie sagte, sie wolle warten und keinen Andern heirathen, bis ich zurückkäme. Mit diesem Trost ging ich in See. Als ich heimkam, ging ich hin, aber sie war fort und niemand konnte mir sagen, wohin. Ich erfuhr bald, daß ungefähr einen Monat nach meinem Weggehen ein schmucker junger Matrose ihr nachgestrichen war, dem sie gar nicht so übel gewogen zu seyn schien. Ich war ungefähr acht Monate ausgeblieben gewesen. Ich erzählte die Geschichte meiner Mutter, und nach einiger Zeit fand ich, daß sie der Ansicht war, jener Bursch — Montague Fitzjames hatte er sich genannt — habe nicht rechtschaffen an Esther gehandelt. Mit Einem Wort, sie war ins Unglück gebracht und deßwegen davongelaufen. Ich verlor darüber beinahe den Verstand, und machte mich sogleich daran sie aufzusuchen, und nach ungefähr drei Monaten fand ich sie in Manchester. Ich rückte ihr nicht sogleich auf die Stube, sondern erkundigte mich zuerst in der Nachbarschaft nach ihr, und fand, daß sie ein Kind bekommen hatte — ein Knäblein — und nun um's Geld arbeitete für eine Hemdenmacherin, und eine ganz anständige und ordentliche Frauensperson war. Ich wußte, sie wäre lieber gestorben, als das geworden, was manche in ihrem Falle geworden waren. So ging ich denn hin und besuchte sie. Sie war erschrecklich abgemagert und ihre glänzenden Augen lagen ihr tief im Kopf drinnen. Der Säugling schlummerte in seiner Wiege neben dem Kamin — das Feuerchen in demselben war so klein, daß es kaum das Stübchen warm hielt.

„'Esther,' sagt' ich, 'kennst Du mich noch?'

„Sie schaute auf und sah mich an. 'Ben!' rief sie und sank dann in einer Ohnmacht wie todt in den Stuhl zurück. Ich nahm etwas Wasser aus dem Becken und besprengte ihr Gesicht damit, nestelte die obersten Haften ihres Kleides auf und nahm ihr die kleine Halsbinde von Sammt ab. Sobald sie wieder zu sich kam, sagte sie: 'O Ben, Ben! ich hab' unrecht an Dir gehandelt, ich weiß es, aber ich hab' es nun büßen müssen. Künftigen Mittwoch werden es vier Monate, daß ihn nicht mehr gesehen habe, und das Kind ist morgen schon einen Monat alt. O Ben, ich weiß, ich habe schlecht an Dir gehandelt. Du mußt mir aber vergeben; er war ein so hübscher Mann und hatte mich so gerne. Ich weiß, er hat es nicht schlecht mit mir gemeint.

„Es war eine kuriose Ansicht von ihr, daß ich vergeben müsse, weil er solch ein schmucker Bursche gewesen sey — ich war's auch gewesen, ehe mir die Pocken das Zifferblatt zerwühlt hatten. Da sagt' ich denn zu ihr: 'Esther, ich weiß, Du hast unrecht an mir gehandelt, aber mir steht es nicht zu, Dich dafür zu bestrafen. Der liebe Gott hat es so gefügt, und es gibt Leute genug, die ihm lieber helfen werden ein Weibsbild zu bestrafen, weit mehr als es Leute gibt, die ihm in anderer Weise zu Willen sein möchten. Es thut mir leid für Dich, Esther; ich will auch gar nicht mit Dir schelten, sondern bin gekommen, um Dich wieder nach Hause zu bringen.'

„'Nein, Ben, das geht nicht; — nein, Ben, das kann ich nicht thun! Alle Mädchen im Orte werden mich zum Spott und Schimpf machen.'

„'Das kann nichts helfen, Esther,' sagt' ich zu ihr. 'Denk' an Deinen alten Vater und an die alte Mutter daheim. Ich bin vor drei Monaten nach Hause gekommen und habe seither immer nach Dir gesucht und geforscht. Noch vor vierzehn Tagen war ich bei Deinen Eltern, und wenn Du gehört hättest, wie sie mich fragten, ob ich Dich gefunden habe, Du würdest mit nach Hause zurückkehren.

„'Ich kann nicht — sie werden mich verfluchen, Ich weiß, das werden sie thun. Ich kann nicht

Digitized by Google

heimgehen. Der Vater war so angesehen und beliebt bei jedermann. Nein, nein, Ben! nach Hause kann ich nicht.'

„'Esther, ich weiß gewiß, sie werden Dich nicht verfluchen. Ich fand sie beide vor Schmerz und Verzweiflung ganz von Sinnen, als ich zum ersten Male zu ihnen kam; aber ich ging zu dem neuen Pfarrer, der damals gerade an des alten Jenkins Stelle gekommen war, und erzählte ihm Alles, und er kam und besuchte die alten Leutchen und las ihnen jene Kapitel von dem verlornen Sohn und dem verlornen Schafe vor und sprach mit ihnen, und die alte Mutter weinte — und der Alte mußte ebenfalls die Augen wischen, ich hab' es wohl gesehen, — und so werden sie Dich nicht verfluchen. Komm', Esther, kehre mit mir nach Hause zurück! sey gescheidt, komm' mit!'

„'Mit Dir, Ben? O nein, auf diese Weise nicht! Denk' Dir, wie würden sie da erst über mich lästern und sagen, ich ziehe schon wieder mit Mannsleuten herum, Ben.'

„'So reise denn heim, auf welche Art Du nur immer willst, Esther. Ich sag' Dir nur dieß Eine: wenn Du nicht wieder heimkommst, so wird es der Tod seyn für die alten Leutchen,' — Das machte sie doch stutzig und sie begann in ihrem Entschlusse wankend zu werden; da überließ ich sie denn eine Weile ganz sich selber, denn ich kannte der Weiber Art und Weise genugsam, um zu wissen, daß wenn sie erst zaudern und schwanken, es am räthlichsten ist, sie sich selber zu überlassen — man muß ihnen den Anschein lassen, als wählten sie selber.

„Jenun, endlich willigte sie doch ein, mitzugehen, da kam aber eine andere Verlegenheit: sie war mit einer vierzehntägigen Miethe im Rückstande. Ich erbot mich, ihr einiges Geld zu leihen; ich wußte wohl, daß sie es von mir nicht als Geschenk annehmen würde; darum ließ ich sie eine Quittung über Ein Pfund Sterling unterschreiben, und sie bezahlte, und am andern Morgen kamen wir nach Hause. Ich führte sie zu ihren Eltern und ließ die Leutchen dann allein, denn, wie gesagt, ich gehörte ja nicht zur Familie. Etliche Tage später ging ich wieder zu den Leutchen, und sie waren dann gegen mich voller Dankbarkeit. Ich nahm Alles so gleichgültig wie nur immer hin, obschon ich mir hätte die Augen ausweinen können. Dann kam eine andere Noth: sie hatten nachgefragt und niemand wollte Esther Arbeit geben. Daran hatte ich allerdings nicht gedacht, aber ich ließ mir auch jetzt nichts davon merken, sondern begab mich von ihnen hinweg sogleich zu dem jungen Geistlichen. Ich weiß nicht, was mir eine besondere Vorliebe und ein Vertrauen zu ihm eingeflößt hatte, denn ich war kein eigentlich frommer Mensch und konnte mich in dieser Beziehung nicht so richten, wie es viele Andere thun; wahrscheinlich sind wir in diesem Stücke nicht alle gleich geschaffen. Aber der Pfarrer gefiel mir einmal, und warum? ich hatte ihm eines Tages zugesehen, wie er ein Kind vom Boden aufhob, das gerade außerhalb des Dorfes mitten in den Koth der Straße hineingefallen war; er zog sein eigenes weißes Taschentuch, wischte dem Kinde die Händchen und die Kniee damit ab, fand dann noch ein reines Fleckchen, um ihm auch die Augen und die Nase damit abzutrocknen, schenkte ihm dann einen Penny, denk' ich, nahm es an der Hand und ging mit ihm ein Stückchen weit nach dem Dorfe zurück. Ich wußte damals noch nicht, daß er der Pfarrer war, denn er trug keine Kleider von schwarzem Tuch, sondern von einem röthlichgrauen Stoff auch keine weißen Bäffchen, sondern ein dunkles Halstuch mit einem Seemannsknoten und flatternden Enden. Jenun, denk' ich, als ich hörte, wer er war, das gefällt mir, — namentlich das mit seinem weißen Taschentuch; er ist von der echten Christensorte, die ich liebe, und so ging ich ihm einmal in die Kirche, um ihn predigen zu hören, und auch da gefiel er mir recht gut. — Kurzum, wie ich vorhin sagte, am andern Tage ging ich um eilf Uhr zu ihm hin, er ließ mich hereinkommen, und seine Frau saß auch da. Sie war ein kleines Frauchen mit grauen Augen, sehr blaß und hager und mehr einem Mädchen ähnlich als einer Frau, bis man sie genauer beobachtete.

„'Liebe Alice,' sagte er, 'das ist Herr Stevens, von dem ich Dir erzählt habe.'

„'Ich erinnere mich; Sie haben sie hoffentlich gefunden, Herr Stevens?'

„'Zu dienen, Madame, und ihretwegen komm ich eben.'

„'Setzt Euch, Ben!' sagte er. Ich mag's wohl leiden, wenn mich jemand bei meinem Taufnamen nennt; klingt weit freundlicher, als so 'n steifes Herr; so setzt' ich mich denn. 'Nun, Ben, womit können wir Ihnen dienen?'

„Ich erzählte ihm nun, daß niemand Esther Arbeit geben wolle, weil sie ihren guten Ruf verloren habe und daß ihre Eltern sie umsonst nicht bei sich behalten könnten, obschon sie gerne bei ihnen leben

Digitized by Google

möchte. So frage ich ihn denn, ob er sich nicht dazu hergeben wolle, sie zu bezahlen, daß sie Hemden nähe für einen Mann in Liverpool, den ich kenne. Er würde ihr sechs Pence für die Anfertigung jedes Hemds bezahlen, und ich wolle ihr meinen Halbsold hier lassen, denn ich hatte mich entschlossen, auf eine lange Reise zu gehen, und Alles, um was ich ihn nun bitte, sey: es so einzurichten, daß sie glauben würde, sie bekomme mehr für die Hemden, als sechs Pence vom Stück, denn ich wußte, daß sie das Geld nie von mir annehmen würde. Er war ganz damit einverstanden und zu Allem bereit. 'Denn', sagt' ich, 'mich dünkt, wir allesammt sind zu strenge gegen solch ein Frauensbild, wenn es einen Fehltritt begeht. Wohin sollt' es führen,' sag' ich, 'wenn die Leute uns Männern es ebenso machen sollten? Da müßte, schätz' ich, die Mehrzahl von uns betteln gehen.'

„'Ben, da habt Ihr ganz Recht!' sagt' er und sprang ganz aufgeregt von seinem Stuhle auf; 'Ihr habt ganz Recht, Mann!' und er seufzte, als ob er Schmerzen hätte.

„'Mein lieber Walter!' sagte seine Frau und legte ihm beschwichtigend die Hand auf die Schulter; und er setzte sich zitternd wieder nieder.

„'Nichts für ungut, Herr!' sagt' ich; 'es war nicht böse gemeint. Ich....'

„'Freilich, Ben; ich weiß es; aber ein Schuß in's Blaue trifft manchmal auch.'

„Ich bemerkte, daß sie ihre Hand von der Schulter herunter gleiten lassen und die seinige in ihren beiden Händen erfaßt hatte; sie saß gerade ein wenig hinter ihm, als er sich in den Armstuhl zurücklehnte; sie mochte meinen, ich könne sie im Schatten des Stuhles nicht sehen, aber ich konnte es deutlich wahrnehmen, daß sie seine Hand so fest hielt, als sie nur konnte.

„'Laßt es nur gut sein, Ben!' fuhr er fort; 'keiner unter uns ist besser, als wir seyn sollten, und wir dürfen daher auch nicht so hart und strenge seyn, wie wir es sind. Ich habe gottlob keinen Grund zur Klage,' sagt' er sich umwendend und sah sie an.

„'Ich hab' nie zuvor in meinem Leben eine solche Veränderung über ein Frauenangesicht kommen sehen. Sie that ihre grauen Augen auf und sah ihn in einer Weise an, daß es mir vorkam, als zuckte ein heller Blitz in der Dämmerung durch den Sommerabend — wenn es noch nicht ganz dunkel ist, versteht Ihr — und das Licht davon könnte uns schier glauben machen, es wolle wieder heller Tag werden. Ich habe nie solch einen Blick gesehen; er sagte so deutlich wie Worte, sie wisse Alles und vergebe ihm und liebe ihn so sehr, daß sie für ihn sterben könnte. Jener Blick that mir ordentlich wohl, und so oft mich die Laune anwandelt, einen Spaß zu machen über die Frauen, daß sie gerne zanken und schmälen und Fehler an Anderen finden, da fällt mir jener Blick wieder ein. Ich denke, sie muß irgend etwas gewußt haben, wornach sie, um mit anderen Weibern zu denken und zu reden, Grund genug gehabt hätte, ihm wegen seiner Aeußerungen böse zu seyn, aber sie war's nicht. — So waren denn der Geistliche und sein Frauchen erbötig, Esther meinen Halbsold zu geben, so daß sie glauben sollte, sie verdiene das Geld an den Hemden.

„Ich ging nun zu Esther, unmittelbar ehe ich wegreiste, um ihr Lebewohl zu sagen und ihr mitzutheilen, daß ich Arbeit für sie gefunden hätte. — 'Esther,' sagt' ich, 'ich gehe auf eine lange Reise, auf den Walfischfang, und bleibe vielleicht vier Jahre lang aus. Sey nun ein gutes Kind und verlaß Deine alten Eltern nicht wieder. Du wirst doch den .... („Kerl" wollt' ich sagen, aber ich that's nicht, denn man kann sich in den Augen eines Mädchens nicht mehr schaden, als wenn man auf seinen Liebsten schimpft) — Du wirst doch den Fitzjames nicht wieder finden, wenn er nicht selber hieher kommt; darum bleib bei Deinen guten Eltern!'

„'Ben,' sagte sie und das Wasser trat ihr in die Augen, 'Du hast wie ein Freund an mir gehandelt; ich werd' es Dir niemals vergessen. Ich weiß, er wird wieder zurückkommen, ich bin davon überzeugt; und wenn er nicht kommt, so werd' ich nie einen andern Mann heirathen. Ich weiß, er hat es niemals schlecht mit mir gemeint und mir nie ein solches Herzeleid bereiten wollen. Er kam durch's Trinken in's Unglück; aber er hat mich nie in's Elend stürzen wollen, das weiß ich.'

„'Gott sei mit Dir und segne Dich, Esther! leb' wohl!'

„Sie kam auf mich zu und schlang ihre Arme um meinen Hals, küßte mich und sagte: 'Ben, Du kommst mir immer vor wie ein Bruder, Du bist mir immer so erschienen und darum küsse ich Dich. Du bist ein guter Bruder gegen mich gewesen; wollte Gott, Du hättest mir niemals mehr seyn wollen!'

„'Leb wohl, Esther!' sagt' ich und küßte sie zum ersten Mal in meinem Leben...."

Digitized by Google

(Mein Freund Stevens hat einen Husten, der ihn nöthigt, ab und zu sein Taschentuch zu nehmen; und das roth und gelbe ostindische Schnupftuch war nun für einige Sekunden in angestrengter Thätigkeit.)

„So nahm ich mir denn vor, auf den Walfischgang zu gehen," fuhr Ben Stevens nach einer Weile fort; „weil dieß das härteste Leben war, das ich kannte, und harte Arbeit hindert einen Mann, daß er an sich selber und seine Gefühle denken kann. Ein Fockſegel bei starker Brise aus Nordost einreffen, oder einen Walfisch harpuniren, läßt einem Burschen nicht viel Zeit, um in sich hineinzusehen, wenn er seine Schuldigkeit thun will wie ein Mann. — Da ging ich denn nach Aberdeen und nahm Dienste als Maat an Bord der „Belle of Aberdeen", Kapitain Macaulay. Wir gingen im März in See und erreichten Kap Farewell ungefähr um die Mitte April; da aber Windstille eintrat, als wir den Hafen verließen, so machten wir uns in die spitzbergensche Strömung und wurden von ihr nordwärts geführt bis zum 66sten Grad; dann stießen wir auf einen regelrechten Nordwind, der uns durch Mark und Bein drang, wie schneidende Messer. Natürlich fror unser Fahrzeug ein, da es noch früh im Jahre war, und da blieben wir denn bis Ende Mai bei anhaltendem Nordwinde. Eines Morgens nach dem Frühstück sagte der Kapitän zu mir: 'Mister Stevens, der Wind weht diesen Morgen mehr aus West; er kann nach Süden umschlagen, so daß wir aus dieser Klemme vielleicht herauskommen können, wenn das Eis dabei aufbricht.'

„'Ich war diesen Morgen im Marskorbe,' sagte Cummins, unser zweiter Maat; 'und mich dünkte, jener kleine Kanal dort im Eise reiche bis in's offene Wasser hinaus.'

„'Dann dürft' es wohl der Mühe lohnen, ein Stück weit aufzuhauen, um darin einlaufen zu können,' sag' ich. 'Finden wir in dem Kanal auch nicht, was wir suchen, so treffen wir doch vielleicht ein Stückchen Wild an.'

„'Das ist wahr,' meint der Kapitän; 'wollen sehen, wie der Wind in einer Stunde ist, und dann eine Abtheilung aufbieten, welche die Fahrt machen soll.'

„Der Wind schlug wieder etwas nach Norden um, deßhalb entschieden wir uns für die Fahrt; der Kapitän konnte natürlich das Schiff nicht verlassen, darum mußte ich die Fahrt leiten und er hieß mich mir meine Mannschaft auswählen. — Ich wählte mir zunächst einen Matrosen — den schmucksten Burschen, denk' ich, der mir noch jemals vor Augen gekommen war," fuhr Ben gedankenvoll fort. „Die Augen schienen dem Kerl im Kopfe zu tanzen, wann er lachte, und ein gutmüthigerer Geselle ist mir nie vorgekommen. Du liebe Zeit! wie er singen konnte, alle möglichen Lieder, verliebte und komische! Meiner Treu, wenn man ihn 'mein hübsches Hannchen' Abends im Vorkastell singen hörte, so war's eine wahre Lust. Ich habe manchen Kerl im Theater und in den Singkaffeehäusern in Liverpool gehört, der ihm das Wasser nicht reichen konnte. Und nun gar tanzen! hab' all mein' Tage lang keinen Burschen so fix auf den Beinen gesehen als ihn; — er pflegte den Lancashirer Holzschuhtanz aufzuführen in einem Paar abgeschnittener Schifferstiefeln, und man konnte das Klappern zwischen den Eishügeln hören, wie Musketenfeuer bei einer Revue. Ich war ganz vernarrt in den Kerl: er verrichtete seine Arbeit so leicht, brauchte gar keine Weisungen, sah im Nu Einem im Gesicht ab, was man wollte, und ich glaube nicht, daß er auf der ganzen Fahrt auch nur ein einzig Mal sich das mindeste Versehen zu Schulden kommen ließ. Jack Sands — so hieß er — war ein ganzer Kerl.

„Außer ihm nahm ich noch einen andern mit, einen stämmigen Burschen — wir nannten ihn den 'schläfrigen Sam', — derb, aber so bedächtig und lahm, daß ich es erlebt hatte, wie er auf dem Lugaus eingeschlafen war, obschon das Schiff verwünscht stark schlingerte. Wir nahmen einen Sack voll Proviant mit und unsere Pfännchen für den Fall, daß wir die Nacht auf dem Eise zubringen müßten. — Bei Tage war's nicht so mächtig kalt, als Ihr es Euch etwa einbilden mögt, denn wir waren eigentlich erst innerhalb des Striches, worin sich nur Winters Eis bildet, und hatten Südwind vor uns, der dann hinter uns in Nordwind umschlug.

„Wir wollten just eben in's Boot steigen, da kam ein Junge, den wir bei uns an Bord hatten, und verlangte auch mit uns zu gehen. Es war der Sohn des Schiffsherrn und uns an Bord gegeben worden, um ihn von seinem Gelüste zu heilen zur See zu gehen. Viele von denen, welche für ihr Leben gern zur See gehen wollten, sind schon auf solche Weise kurirt worden. Der Kapitän wollte es nicht zugeben, daß er mit uns gehe, aber er bat so inständig, daß ich selber für ihn um Er-

Digitized by Google

laubniß anhielt und mich erbot, für ihn Sorge zu tragen; und so ging er denn mit uns Dreien.

„Wir fuhren den Kanal entlang bis zu Einbruch der Nacht, drückten uns dann unter die Eisklippe, zündeten ein Bißchen Feuer mit dem Treibholze an, zogen den Kaffee und Zwieback aus dem Sack, und ließen's uns wohl munden. Dann streckten wir uns um das Feuer, und Einer mußte Wache halten. Ich fand es verzweifelt kalt, nur mit meinem Teppich und meiner Friesjacke auf dem Leibe, und ich mußte auch noch den Jungen in den Arm nehmen, da ihm so übel war; aber ich glaube nicht, daß es uns beiden darum besser geworden ist. Am Morgen hatten wir etwas Kaffee und gesalzen Schweinefleisch zum Frühstück. Um acht Glasen war's hell genug um die Fahrt fortzusetzen, und als wir in den Wind kamen, war es reiner Südwind, und wir hatten so warm wie im Sommer. Wir fuhren weiter bis Mittag, hatten dann ein Mittagbrod, und brachen wieder auf. Gerade vor uns konnten wir nämlich den Himmel über der offenen See erkennen und fuhren deßhalb fort. Der Kanal war beinahe auf dem ganzen Wege offen, und nur hie und da mußten wir ein wenig aufhacken, aber nicht viel.

„Gegen zwei Uhr erblickten wir die offene See selbst. Am Rande des Packeises lag noch eine große Menge Treibeis an der Oberfläche, aber das Aufthauen ging rasch vor sich; gerade vor uns war ein dick aussehender Eisberg; so ließen wir denn den 'schläfrigen Sam' am Fuße desselben und kletterten hinauf — ich, Sands und der Junge.

„'Wir können vor Nacht nicht wieder zum Schiffe zurückkommen, wenn wir es auch versuchen wollten,' sagte Sands; 'jedenfalls würden wir am besten thun, hier zu übernachten und morgen dann eine lange Fahrt daraus zu machen.'

„Ich hielt dies für einen guten Plan, drum stiegen wir wieder hinunter und erwarteten Sam zu finden, aber er war fort, rein fort, und nirgend's eine Spur von ihm zu erblicken. Wir schrieen nach ihm und feuerten unsere Gewehre ab, allein es war nichts mehr von ihm zu sehen.

„'Jetzt müssen wir schon hier bleiben', sagte der Junge; 'es wird dunkel und es wird nichts Gescheidtes dabei herauskommen, wenn wir heute Nacht zwischen den Eisbuckeln herumkrabbeln.'

„Und so blieben wir denn. —

„'Wir thäten am besten, wenn wir wieder auf den Berg hinaufsteigen würden,' meinte Sands; 'er hat dann eher die Möglichkeit, uns zu sehen, und wir sehen ihn ebenfalls besser.'

„Wir zündeten einige Stecken an und machten uns wieder ein Feuer; ich erbot mich, die erste Wache zu thun; Sands und der Junge legten sich nieder und ich wachte. Ich begriff nie recht, wie es kam, aber ich wachte plötzlich aus dem Schlaf auf, weil ich gerade auf mein Gesicht fiel; als ich mich wieder aufraffte, fand ich, daß der Berg sich von dem Packeis losgerissen und sich um wenigstens zehn Fuß höher aufgerichtet hatte und zwar nur an einer Seite. Sands und der Junge wachten gleichzeitig mit mir auf, und Sands sagte: 'Der Eisberg treibt auf dem Meer, Stevens.' Er sah todesbleich aus, denn wir konnten schon sehen — es war eben Morgen. Es war nur allzu wahr daß unser Eisberg schwamm und rings herum das kleine Eis zertrümmerte und auf eine Weise schwankte und schaukelte, daß wir uns am ersten besten Gegenstande festhalten mußten, um uns nur auf den Füßen zu erhalten.

„Der Eisberg trieb fortwährend langsam nach ostwärts hin längs dem Rande des Packeises und zertrümmerte dasselbe unterwegs, so daß uns keine Möglichkeit blieb, wieder von dem Eisberg los und auf das feste Eis zu kommen, um das Schiff zu erreichen. Ungefähr eine oder zwei Stunden nachdem sich der Eisberg in Bewegung gesetzt hatte, redete mich der Junge an: ‚Mister Stevens . . . .'

„'Laßt den Mister aus dem Spiel,' sagt' ich; 'es klingt hier nicht natürlich.'

„Nun denn, Stevens also — dort ist Sam!"

„Meiner Treu, dort war er und rannte längs dem Rande des Packeises hin wie ein Rennpferd, blieb aber bald stehen. Wir bedeuteten ihm durch Zeichen, daß es nichts helfe, und baten ihn, nach dem Schiffe zurückzugehen und Hülfe zu holen, obschon nur wenig Aussicht vorhanden war, daß er seinen Weg dorthin noch rechtzeitig finde, um uns irgend von Nutzen zu seyn. — So kehrte er denn um, und ich kann wohl sagen, es ward uns seltsam zu Muthe, seinen Rücken immer kleiner werden zu sehen, bis er nichts mehr war als ein kleiner, schwarzer Fleck auf dem Eise wie von einer Fingerspitze; endlich aber kam es noch schlimmer: er kletterte über einen Eisbuckel, hinter welchem er bald verschwand. — Diese ganze Zeit über, bis zur Einbruch der Nacht, trieben wir ostwärts — ob mit der Strömung oder mit dem Winde, kann ich nicht sagen; aber vorwärts gingen wir unter Stampfen,

Digitized by Google

Schlingern und Schwanken, als ob der Berg uns abschütteln wollte.

„Sei unverzagt," sagt' ich zu dem Jungen; „es ist schon mancher Seemann vor uns auf dem Treibeis fortgetrieben worden; es gibt eine Geschichte, von der Du dem Alten daheim wirst erzählen können, wenn Du wieder nach Hause kommst!"

„Aber wie sollen wir wieder nach Hause kommen?" fragte er ganz traurig, denn das Weinen war ihm nahe und er sprach ganz anders von ‚zu Hause', als sonst seine Art war.

„Oh," meinte Sands, „schon gut. Wollen lustig und guter Dinge seyn, bis man uns hier herunter holt; der Eisberg wird sich dort unten im starren Eis festrennen — seht nur, Stevens!" Damit bezeichnete er mir eine Art Bucht mit einem langen Stück Eisfluc dicht am festen Eise, gerade quer vor der Richtung, in welcher wir vorwärts trieben.

„Da thäten wir wohl am besten daran, hier herunterzusteigen," sagt' ich, „damit wir gleich bereit wären!" — So stiegen wir denn auf den nächsten Punkt herab, wo der Zusammenstoß stattfinden mußte, und hielten uns sprungfertig. Der Eisberg drückte das kleine Eis in die Höhe, als er ihm näher kam, so daß wir uns wieder höher hinaufflüchten mußten. Aber wir würden doch die Flue erreicht und uns nach dem Schiffe zurück durchgeschlagen haben, wenn der Junge nicht ausgeglitten und heruntergerutscht wäre. „Stevens!" rief er, „ich bin verloren." Und meiner Treu! er würde auch mit einem einzigen Rutsch in das offene Wasser heruntergeglitten seyn, wenn seine Büchse nicht in einer Eisspalte stecken geblieben wäre. Er war mindestens über ein Dutzend Blöcke heruntergestürzt und so schlimm zerschlagen, daß er nicht gehen konnte.

„Was ist nun zu machen?" fragte er.

„Zu machen?" rief Sands ganz wild; „warum zum Henker bleibt Ihr nicht fest auf den Füßen stehen, Ihr junger Thor?" Und er raffte ihn auf und wollte den Sprung mit ihm wagen, da rief ich plötzlich: „Halt fest, Sands! der Berg ist wieder im Schwimmen!" Und so war es denn auch: die Flue hatte sich vom Haupteis losgetrennt und trieb vor uns und schwang uns herum und gerade wieder in die Strömung hinein.

„Da haben wir's!" sagte Sands ganz ungehalten zu dem Jungen; „da hat uns Eure verwünschte Ungeschicklichkeit einen Streich gespielt! wir hätten uns auf das große Eisfeld retten können„ wenn Ihr nicht gewesen wäret, und ich könnte es noch thun, wenn ich allein wäre!" — Und ich denke, er hätte es in der That auch fertig gebracht, denn das Ende von der Flue stieß in einer Entfernung von etwa fünfhundert Schritten noch immer mit dem Packeis zusammen.

„Nun, nun, Sands! da hilft kein Murren mehr!" sagt' ich; „zu seinem Vergnügen und mit Absicht ist er jedenfalls nicht gefallen! Ich hab' es all' mein Lebtage nicht leiden mögen, wenn jemand wegen einer Sache gescholten wurde, die er nicht verschuldet hatte, und wozu denn auch jemand tadeln über etwas, worunter er selbst am meisten zu leiden hat?"

„Habt Recht, Alter!" sagte Sands; „ich war ein Bißchen hitzig, allein nun ist alles vorbei. Wir wollen uns für die Nacht behaglich einrichten — Murren hilft ja doch zu nichts, wie Ihr sagt, Stevens!"

So holten wir denn den Proviant hervor und thaten uns gütlich. Natürlich hatten wir kein Feuer und froren gewaltig, als der Wind sich legte. Wir schliefen aber alle und am Morgen erwacht' ich zuerst.

„Sands," sagt' ich, „das ist eine schöne Geschichte."

„Wir sind in die Nordströmung gerathen," sagte er. — Und so war es auch! auf hundert Armslängen rechts und links war keine Spur von Eis mehr zu sehen; nur in der Ferne gewahrten wir gerade noch den Eisblink.

„'Auf das Schiff zurückzukommen, daran ist nun gar nicht mehr zu denken, Sands.'"

„'Nein,' sagte er; 'das Schiff muß nun zu uns kommen; wir stecken in einer schönen Patsche. Zudem ist es verzweifelt kalt, und wir wollen daher lieber auf die Windabseite hinüber gehen.'

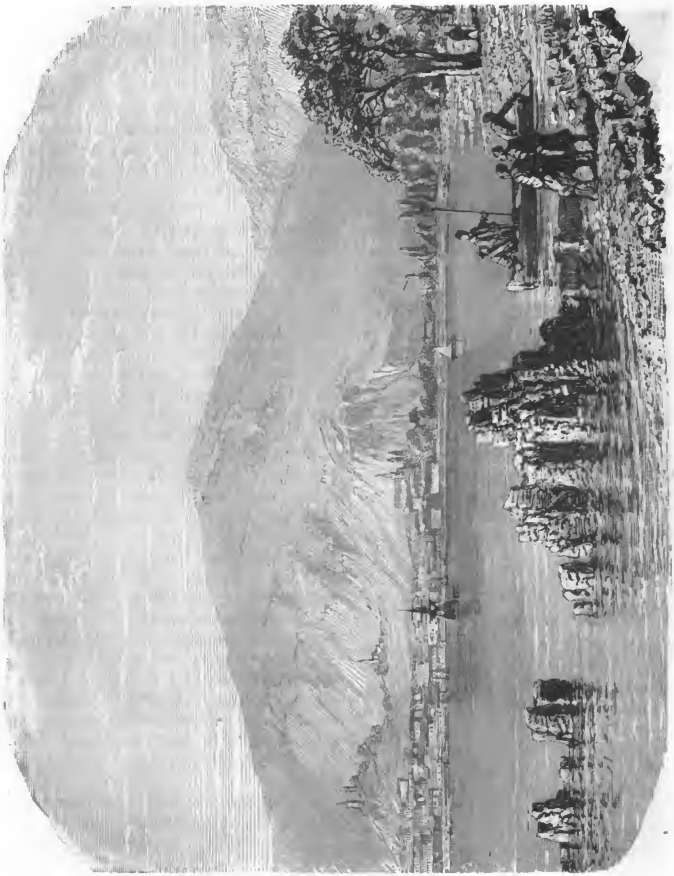
„Wir faßten den Jungen beim Arm, denn er konnte nur ein wenig gehen, und kletterten hinüber auf die Seite unter dem Winde. Hier war es besser, wenigstens nicht so kalt. Wir hatten ein Frühstück aber kein Feuer, und an einem Stückchen Eis zu saugen, ist ein armseliger Ersatz für eine Tasse heißen Kaffee, auch abgesehen vom Geschmack und Geruch. — 'Paßt 'mal auf, Jungens!' sagt' ich; 'wir müssen vermuthlich eine geraume Zeit hier bleiben, darum werden wir wohl daran thun, wenn wir uns unser eisiges Fahrzeug ein Bißchen genauer ansehen und unsere Mundvorräthe mustern!' — Seht her," wandte sich der alte Seemann dann an

Digitized by Google

(Obet Kra, ein Dorf in Kleinaſien. (Text hiezu auf S. 250.)

mich und nahm das Tagebuch vom Tiſche, worin er blätterte; „ich mußte von jeher das Logbuch führen und pflegte daneben noch ein Tagebuch für mich ſelber zu halten, und ſo gewöhnte ich mich nach und nach ſo ſehr daran, daß mir zu Muthe war, als hätte ich eigentlich meine Schuldigkeit gar nicht gethan, wenn ich mir mein eigen Logbuch nicht hielt, und ſo hab' ich es denn gehalten all' mein Leben lang, ſelbſt nachdem ich nicht mehr auf der See war. Und dort drinnen in dem Schranke liegen meine Tagebücher, worin ich Alles verzeichnet habe, was ich gethan und was mir zugeſtoßen iſt, ſeitdem

Digitized by Google



Gemälde in Kleinasien. (Text siehe auf S. 250.)

ich die See verlassen habe. Ich schreibe mir jeden Abend nach dem Thee meine Aufzeichnungen nieder, und es ist mir gar nicht wohl zu Muthe, wenn ich es nicht gethan habe. Dieß Heft hier ist nun, wie ich sagte, das Logbuch meiner Fahrt auf der 'schwimmenden Insel', wie ich sie im Scherze einmal gegen meine Frau genannt habe, und sie fand den Namen so gut, daß ich ihr denselben seither gelassen habe."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ghel Ara, ein Dorf in Kleinasien.

(Mit Bild auf S. 148.)

Wir haben schon einmal von der Verkommenheit der herrlichen Länder von Kleinasien unter dem Türkensäbel gesprochen. Zum Beweise dafür bieten wir unseren geehrten Lesern in dem obigen Bilde die Ansicht eines anatolischen Dorfes, Ghel Ara genannt, welches dadurch merkwürdig ist, daß die Wohnungen, welche dasselbe bilden, keine Häuser nach unseren Anforderungen und Begriffen sind, sondern nur viereckige Kästen von wenig mehr als Mannshöhe, die aus rohen Steinen mehr aufgeschichtet als erbaut sind, denn diese Feldsteine sind nicht einmal mit Mörtel zusammengefügt, und diese Wohnstätten haben auch kein Dach, sondern sind nur flach mit Balken und Stangen überdeckt, auf welche man Erde und Rasen geworfen hat, um sie zum Schutz gegen Regen und Wind zu machen. In solchen armseligen Gebäuden leben die Leute dieses Landes inmitten der reichsten Natur, unter einem ewig heitern milden Himmel, auf dem fruchtbarsten Boden, der freilich dürr und öde zu werden droht, denn die faulen Bewohner hauen alle Wälder schonungslos nieder, ohne für deren Fortpflanzung zu sorgen, und hiedurch entsteht im Lauf der Zeit Trockenheit und Dürre wie im heutigen Griechenland.

Gemlek in Kleinasien.

(Mit Bild auf S. 149.)

Das Städtchen Gemlek in Kleinasien, vor etwa acht Jahren durch eine jener Feuerbrünste verzehrt, welche in der Türkei so häufig und so verheerend sind, weil die Häuser größtentheils von Holz erbaut und allzu eng auf einander gedrängt sind, liegt an einer prächtigen tief eingeschnittenen Bucht des Marmora-Meeres, welche den schönsten natürlichen Hafen bildet. Wenige Stunden landeinwärts liegt die Stadt Brussa, eine der gewerbsamsten im heutigen Anatolien, in wundersam fruchtbarer Gegend, deren Natur- und Kunst-Erzeugnisse meist über Gemlek oder Gimlik ihren Weg nach Konstantinopel und dem ferner gelegenen Smyrna finden. Auch hier ist unverkennbar, wie wesentlich die Fruchtbarkeit dieses schönen Küstengeländes gehoben werden könnte, wenn diese Berge und Hügel wieder mit Wäldern bestockt würden.

Der entwichene Kassier.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Polizei-Beamten.

(Fortsetzung.)

Ich forschte weiter nach und ermittelte auf dem Bahnhofe der Taunusbahn, daß ein Herr, auf welchen meine Personalbeschreibung und Schilderung seines Reisepelzes zutrafen, sich an jenem Abend in einem Wagen erster Klasse nach Mainz begeben hatte. Ich fuhr nach Mainz, und suchte die Spur weiter zu verfolgen, aber hier stand ich am Ende alles Erfolges und konnte nur ermitteln, daß der Herr in dem Reisepelz ausgestiegen und im abendlichen Dunkel verschwunden sei. Weder in der Richtung nach Köln, noch in derjenigen nach Ludwigshafen und Metz war seine Spur zu ermitteln, und nachdem ich einen halben Tag vergeblich geforscht und kein Mittel unversucht gelassen hatte, ging ich nach Wiesbaden, wegen jener Obligation von 10,000 Franken die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Man kam mir auf dem Direktions-Bureau der Spielbank gar nicht entgegen, sondern suchte mir eher Schwierigkeiten in den Weg zu legen; allein ich ging beharrlich auf mein Ziel los, drohte mit gerichtlichen Schritten und Veröffentlichung, und erhielt endlich mit großer Mühe die schriftliche Bescheinigung, daß der fragliche Rentenschein bereits nach Paris an den Banquier der Spielunternehmer abgeschickt sey, sowie das Versprechen, daß man denselben zurückkommen lassen und behufs der Recognition an die Behörden meiner Heimath senden werde. Ob derjenige, welcher den Rentenschein beim Spiel an der Bank verloren hatte, wirklich mein Pseudo-Baron gewesen, konnte ich nicht genau erfahren, da die Croupiers und übrigen Beamten der Bank die Weisung zu haben schienen, hierüber die strengste Diskretion zu beobachten.

Wenn ich von meiner Reise ermüdet und beinahe mit leeren Händen heimkehrte, so war mein Mißerfolg wenigstens doch nicht mir beizumessen, denn ich hatte die Genugthuung gehabt, zu ermitteln, daß, wenn mich mein Chef an jenem Morgen nach der Beobachtung, die ich auf dem Bahnhof gemacht, hätte abreisen lassen, ich den Dieb noch in Homburg erwischt hätte. Bei mir stand die Ueberzeugung unerschütterlich fest, daß der sogenannte Baron entweder von einem der Telegraphen- oder einem der Polizei-Beamten in H. eine Warnung erhalten habe,

Digitized by Google

denn seine Abreise war erfolgt, ehe noch das antwortende Telegramm aufgegeben war. Auch Herr Duprez und seine Tochter theilten diese Ansicht, und ergingen sich in bitteren Anklagen gegen meine Vorgesetzten, welche nun ebenfalls ihren Mißgriff halb zugestanden.

Die erste Unterredung, welche ich nach der Heimkehr mit meinem Chef hatte, bestätigte dieß. Der Direktor mochte deutlich einsehen, daß er durch seine Saumseligkeit und Bedächtigkeit die schöne Gelegenheit versäumt habe, den gefährlichen Dieb zu ereilen; aber er hütete sich wohl, dieß zu gestehen, und ging daher über das was ich ihm von meinen Erfolgen und Ermittelungen in Homburg und Frankfurt vorzutragen hatte, flüchtig hinweg. „Ich glaube noch nicht so unbedingt daran, daß Reveillot und Prosecky identisch sind," sagte er; „eher vermuthe ich, daß wir es in diesem Baron mit einem dritten Mitschuldigen, mit einem Gauner ersten Ranges zu thun haben. Leider hat die Haussuchung bei der Sievers gar keine Anhaltspunkte wegen ihrer Mitschuld an dem Verbrechen, sondern nur eine Ueberschuldung ergeben, welche zum Konkurse führen wird, und so kann ihre Entweichung ebenso gut mit dieser Ursache zusammenhängen, als mit jener, und wir sind in den Ermittelungen über den Diebstahl an Duprez um keinen Schritt weiter gediehen!"

Ich hatte eine Entgegnung auf den Lippen, schluckte sie jedoch hinunter, denn ich sah deutlich ein, daß es in den Kram meines Direktors taugte, die von mir erhobenen Thatsachen anzuzweifeln oder zu unterschätzen, um sich selbst keine Blöße zu geben, und ich entfernte mich daher ohne weitere Erörterung. Als ich aber Herrn Duprez und seiner Tochter genauen Bericht über Alles abstattete, was ich ermittelt hatte, konnte ich es dem unglücklichen Manne kaum verdenken, daß er in bittere Klagen darüber ausbrach, man habe in dieser Angelegenheit von Seiten der Oberbehörden mit rücksichtsloser geflissentlicher Lauheit gehandelt und dem Diebe Zeit gelassen, seine Vorkehrungen zur Flucht auf das umfassendste zu treffen.

„Ich bin weit entfernt, Ihnen irgendwie nahe zu treten zu wollen, denn ich habe mit aufrichtigem Danke alle Ihre Bemühungen anzuerkennen, Herr Inspektor!" sagte er gegen mich gewandt; „allein die Behörden haben mich kaum anders behandelt, als ob ich der Mitschuldige des begangenen Diebstahls wäre, und mir beinahe jede Gelegenheit abgeschnitten, um durch energische Verfolgung der Spuren des Verbrechers mein geraubtes Eigenthum wieder zu erlangen und meine Unschuld darzuthun. Wenn Reveillot nur in der geringsten Weise politisch gravirt wäre, so würden die Justiz- und Polizei-Behörden einen ganz anderen Eifer an den Tag gelegt haben, seiner wieder habhaft zu werden."

„Lassen wir dieß, bester Papa!" fiel ihm Adele begütigend in's Wort; „die Behörden haben uns ja nicht ganz im Stich gelassen und uns doch vielleicht die Mittel geliefert, um durch eigenes Zuthun den ruchlosen Verbrecher noch zu ereilen. Meine einzige Hoffnung beruht auf der Vorsehung, und alles was wir seither ermittelt haben, dient nur dazu, diese tröstliche Zuversicht in mir zu bestätigen. Warten wir aber, bis Herr Eye aus Berlin zurückkommt; berathen wir uns dann erst mit dem Herrn Inspektor und handeln wir dann auf eigene Faust! Nicht wahr, auf Ihre Mitwirkung können wir zuversichtlich rechnen?" setzte sie hinzu und bot mir mit einem fragenden und bittenden Blick ihrer großen thränenfeuchten Augen die kleine Hand.

Ich bestätigte Fräulein Duprez in diesem Vertrauen, und verließ Vater und Tochter. Die nächsten Tage hindurch versäumte ich keine Gelegenheit, um zu ermitteln, wie und in welcher Richtung die schöne Margot geflohen sey, aber ich fand nirgends eine Spur von ihr. Sicherlich war sie nicht direkt mit der Eisenbahn abgereist, sondern muthmaßlich nach irgend einer kleinern Station im Wagen gefahren und hatte von dort an erst die Eisenbahn genommen; allein dieß genau zu ermitteln mangelte mir die Gelegenheit.

Es erhob sich jetzt die Frage, ob ich nicht sogleich nach London abreisen sollte, um daselbst nach dem entwichenen Reveillot und nach Margarethe Sievers zu forschen. Ich meinerseits war der besten Hoffnung voll, jetzt die beiden Flüchtlinge entdecken zu können; allein abermals war der Vorschlag nicht nach dem Belieben und Gutdünken meiner Vorgesetzten. Mein Chef und die übrigen Herren von der Polizei theilten meine Ansicht von der Dringlichkeit einer solchen Reise und befürworteten sie energisch; aber der Minister, ein starrer Jurist, wollte davon nichts hören. Obschon erwiesen war, daß das Briefcouvert mit der Adresse des Barons Prosecky von Reveillots Hand herrührte, lagen doch keinerlei überführende Indizien gegen die Putzmacherin vor, und den Herren vom Stadtgericht erschien es höchst problematisch, ob die englischen Behörden sich dazu verstehen würden, die Marga-

Digitized by Google

rethe Sievers auszuliefern, da die gegen sie vorzubringenden Indizien so vag seyen. Sie hatte schon seit längerer Zeit einen Paß aus ihrer Heimath in Händen, den sie, wie nun erhoben wurde, schon vor Reveillet's Verbrechen genommen hatte, um angeblich nach Amerika auszuwandern. Ihre Verhältnisse in der Heimath waren von ihr in einem brouillirten Zustande zurückgelassen worden, doch ergab sich keine bedeutende Ueberschuldung, wenn ihre Ausstände eingingen; sie konnte möglicherweise nur der Bezahlung einiger Wechsel ausgewichen seyn, welche in den nächsten Tagen verfielen und für welche sie keine Deckung in der Kasse hatte. In ihren zurückgelassenen Effekten hatte sich auch nicht der mindeste Anhaltspunkt gefunden, welcher sie incriminirte; namentlich waren alle Briefe ꝛc., welche etwa ihr Verhältniß zu Reveillot betroffen hätten, sorgsam vertilgt oder gebergen worden. Der Beschluß der Kriminal-Abtheilung des Stadtgerichts ging also dahin, daß Margarethe Sievers vorerst noch nicht steckbrieflich verfolgt werden könne, und daß man es der Civil-Abtheilung überlassen müsse, sie zur Rückkehr aufzufordern; daß dagegen von Gerichts wegen an die Londoner Kriminalpolizei in Scotland Yard das Ersuchen ergehen solle, nach Reveillot zu fahnden, und zwar unter Hinweis auf die früher ausgesetzte Prämie. Wir Polizeileute lächelten darüber und versprachen uns wenig oder nichts von der ganzen Veranstaltung.

Am dritten oder vierten Tage nach meiner Rückkehr von Homburg meldete mir der Maler Eye, daß er von Berlin wieder eingetroffen sey, und bat mich um ein Stelldichein am Abend in einem Kaffeehause in der Nähe des Theaters. Bevor ich zum Mittagstische in den ‚goldenen Bären' ging, sandte ich ihm noch Antwort daß ich mit seiner Bestellung einverstanden sey, und sogleich nach Tische, als ich noch bei einer Tasse Kaffee und Cigarre in dem Billardzimmer der Restauration saß, kam Eye selbst, um mir zu danken und mich zu bitten, daß wir uns lieber bei Madame Willmaar treffen möchten, weil Fräulein Duprez an unserer Unterredung Antheil nehmen möchte. Zugleich theilte er mir mit, daß er in Berlin eigens die Bekanntschaft einiger Autoritäten im Fache der Kriminal-Polizei gesucht und ihnen den Fall vorgetragen habe, und daß sie alle der Ansicht seyen, wenn der Dieb noch nicht nach Amerika entwischt sey, so dürfte die Wiederherbeischaffung der Werthpapiere noch nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegen. Auch jene gewiegten Polizisten waren der Ansicht, daß der Dieb direkt oder indirekt einen Versuch machen werde, jene Werthpapiere dem Bestohlenen oder den Interessenten um eine Abtragssumme zurückzuverkaufen, und daß es dann vielleicht klüger seyn dürfte, in diesen Rückkauf unbedingt zu willigen, als diese Gelegenheit zur Habhaftwerdung des Diebes zu benützen. „Ich habe mich auf beide Fälle gefaßt gemacht," sagte Herr Eye; „ich habe in Berlin meine Bilder verkauft und mein einziges Vermögen: eine Leibrente von etwa 800 Thalern, in eine Kapitalsumme zu verwandeln gesucht, um damit Herrn Duprez meine Dienste zu weihen, denn es steht fest bei mir beschlossen, den Dieb zu verfolgen bis an die fernsten Enden der Erde, dem alten Duprez wieder zu seiner Ehre zu verhelfen und von Adelens Seele jenen schweren Druck zu nehmen, welcher möglicherweise auf Lebenszeit einen düstern Schatten in ihr weiches reines Gemüth werfen würde. Ich liebe Adelen, und wenn mich vordem ein sehr erklärliches Zartgefühl abgehalten hat, mich offen um die Hand der reichen Erbin zu bewerben, deren Herz mir schon halb gehörte, so will ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, in den Tagen des Leids die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit meiner Neigung zu Adelen und meiner Freundschaft und Dankbarkeit für ihren Vater zu bethätigen . . "

„Um Vergebung, Herr Inspektor!" unterbrach uns in diesem Augenblick ein Marqueur; „draußen auf dem Flur ist jemand, der Sie dringend zu sprechen verlangt "

Derartige Störungen waren nichts Ungewöhnliches, und mit einem entschuldigenden Wort gegen Herrn Eye folgte ich dem Marqueur auf den ziemlich dunklen Flur, wo mich ein Frauenzimmer erwartete. Es war eine Frau von beiläufig 46 Jahren und anständigem Aussehen, welche ich auf den ersten Blick als die Gattin oder Wittwe eines Beamten vom Lande ansprach.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Madame?" fragte ich zuvorkommend, denn ich sah sie in einer peinlichen Aufregung und nervösen Unruhe.

„Ich wünschte Ihnen unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit eine Mittheilung zu machen, die Ihnen vielleicht nicht unwichtig erscheinen dürfte, und mir Ihren gütigen Rath erbitten," erwiderte sie mit bebender Stimme. „Ich hoffe, Sie werden nicht gering von mir denken, wenn ich Ihnen alles sage, denn ich versichere Sie, daß nur meine eigene bedrängte Lage und die Sorge für meine Kinder

Digitized by Google

und die Aussicht auf ein reiches Kostgeld mich bewogen haben, das Kind aufzunehmen."

„Ah, also um ein Kind handelt es sich, Madame? Bitte, treten Sie hier herein in den Damensalon, wo wir augenblicklich ungestört sind, und tragen Sie mir Ihr Anliegen ganz vertrauensvoll vor, denn ich versichere Sie zum Voraus meiner unbedingten Verschwiegenheit, soweit dieselbe meinen Amtspflichten nicht zuwider läuft. Um welches Kind handelt es sich denn?"

„Um dasjenige von Fräulein Margarethe Sievers . . . ."

„Ah, Fräulein Sievers?" fragte ich so unbefangen, als ob mir diese wichtige Nachricht gar nichts Neues sey; „also Sie sind seine Pflegerin, die Frau Pastorin . . . ."

„Die Rektorin Blumröder aus Dietwald."

„Ah, sehr angenehm! Richtig ja, die verwittwete Frau Rektorin Blumröder! Eine Verwandte der Mademoiselle Margot, nicht wahr?"

„Nein, nur eine alte Bekannte, eine Freundin der alten Frau Sievers, der ich zu großem Dank verpflichtet war, so daß ich es vor fünf Jahren Margot nicht abschlagen konnte, ihr Wochenbette in unserem abgelegenen Städtchen unter meinem Dache zu halten."

Das Lange und Kurze von der ganzen Mittheilung war: das Kind war ein Mädchen, ein engelschönes liebes Geschöpf und der Pflegemutter, die es vom ersten Tage an erzogen hatte, ordentlich an's Herz gewachsen. Frau Blumröder wußte, daß Herr Reveillot sich als Vater des Kindes bekannt und früher das Kostgeld bezahlt hatte unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Rektorin hierüber ganz reinen Mund halte und niemand erfahre, wer des Kindes Eltern seyen. Die Frau Rektorin hatte von Reveillot's Flucht gehört und an Margot geschrieben, aber nur beruhigende Antworten erhalten; allein die mancherlei Gerüchte über den Diebstahl und seine Folgen waren auch nach Dietwald gedrungen und hatten die ehrliche Frau in große Sorge und Unruhe versetzt, man werde sie etwan zwingen, die erhaltenen Kostgelder herauszubezahlen. Sie hatte sich unter der Hand hierüber Auskunft verschaffen wollen, und die Ansichten ihrer Berather gingen dahin, daß sie wirklich vor dem Gesetz Ersatzpflichtig seyn würde, wenn nachgewiesen werden könne, daß jene Summen gestohlene gewesen seyen. Sie hatte namentlich in den letzten Tagen mehr und mehr alle Ruhe deßhalb verloren und an Margarethe Sievers geschrieben, aber der Brief war unerösfnet zurückgekommen mit dem Beisatz auf der Enveloppe: „Adressatin ist durchgegangen und wird steckbrieflich verfolgt." Der Postbeamte, welcher den zurückgekommenen Brief geösfnet, um die Schreiberin zu ermitteln, und von seinem Inhalt unwillkürlich Kunde genommen, hatte ihr gerathen, sich privatim an mich zu wenden und sich Raths zu erholen, und in dieser Absicht hatte sie die sechs Meilen von Dietwald nach der Hauptstadt zurückgelegt.

Diese Entdeckung war für mich von großer Tragweite, und ich knüpfte sogleich Hoffnungen daran, die nicht allzu sanguinisch waren. Doch galt es zuerst, das Vertrauen der guten Frau zu gewinnen und ihre Berufung auf mich zu rechtfertigen. Ich ließ ihr zunächst Kaffee bringen und Herrn Eye benachrichtigen, daß er mich erwarten möge, wenn ich auch etwas länger als billig verzögern würde. Dann sprach ich ungefähr folgendermaßen zu ihr: „Wenn das was Sie mir so eben angegeben haben, alles buchstäblich wahr ist, liebe Frau, so kann ich Ihnen wenigstens einigen Trost mitgeben. Ich glaube kaum, daß man Sie zur Zurückerstattung der früher empfangenen Kostgelder gesetzlich wird anhalten können oder wollen, da ja Reveillot damals auch Gehalt bezog und also nicht nachzuweisen seyn wird, daß er dazu gerade gestohlenes Geld verwendete. Dagegen hüten Sie sich aber ja, fürder auch nur einen Pfennig von Margot oder Reveillot anzunehmen, weil Sie sich hiedurch einer großen Verantwortung aussetzen würden. Ich sehe in all den Mittheilungen, welche Sie mir gemacht haben, gar nichts, was mich zwänge, meinen Vorgesetzten Anzeige zu machen; aber ich muß Ihnen auf das dringendste anempfehlen, allen Verkehr mit den beiden Eltern des Kindes einzustellen, und erbiete mich, in jedem speziellen Fall Sie zu berathen, damit Sie in keine Verlegenheit kommen. Sie müssen mir daher versprechen, mir jeden Brief mitzutheilen, welchen Sie mittelbar oder unmittelbar von den Eltern des Kindes erhalten, und vor Allem niemanden auch nur ahnen zu lassen, daß Sie mit mir gesprochen haben. Unter diesen Bedingungen sollen Sie nicht nur die kleine Pauline behalten, sondern ich mache mich anheischig, Ihnen sogar noch ein kleines Kostgeld für dieselbe zu verschaffen, indem ich mit einer wohlhabenden Dame rede und diese für den armen verlassenen Wurm interessire. Aber ich mache Sie wiederholt darauf aufmerksam,

Digitized by Google

daß Sie nichts ohne mich thun, damit Sie nicht sich und mich in Verantwortung bringen, und wenn Sie diesen Bedingungen genügen, so soll sogar der Aufwand für Ihre Reise hieher Ihnen vergütet werden. Nehmen Sie hier ein Zimmer, und ich bringe Ihnen noch heute Abend die Dame, welche Ihnen vielleicht das Kostgeld bezahlen wird, wenn ihr die Mittheilungen genügen, welche Sie über die kleine Pauline machen können."

Die einfache gutherzige Frau war bis zu Thränen gerührt und beinahe aller Sorge ledig. Ich bestellte ihr sogleich ein Zimmer im ‚goldenen Bären' auf meine Rechnung, und bat sie, sich die Zeit bis zum Abend nicht lange werden zu lassen, vor Allem aber gegen niemand den Zweck ihres Hierseyns zu verrathen. Selbst dem niedern Kanzleibeamten, welcher sie an mich gewiesen, einem entfernten Verwandten, sollte sie nichts über das Ergebniß unserer Unterredung mittheilen, und am liebsten ihn gar nicht wieder besuchen. Ich versprach sie am Abend in's Theater zu führen, wenn die Unterredung mit der fraglichen Dame vorüber sey, und verließ die Frau in der hoffnungsvollsten Stimmung.

Eye begriff im Nu die Wichtigkeit dieser Ermittelungen und eilte zu Adelen, um ihr alles mitzutheilen. Gegen halb sechs Uhr fuhren Fräulein Duprez, Frau Willmaar, Eye und ich vor dem goldenen Bären an, hatten mit Frau Blumröder eine lange Unterredung, in deren Verlauf wir erfuhren, daß Margarethe Sievers, wie leichtsinnig und verworfen auch sonst ihr Charakter war, doch mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit an dem Kinde hing daß sie es mindestens viermal im Jahre besucht und bei jeder Trennung sich untröstlich geberdet, daß sie für seine Kleidung und seinen Putz mit einer Verschwendung gesorgt hatte, welche in Dietwald zu dem Gerede Veranlassung gegeben, die Mutter der Kleinen, die alle Vierteljahre komme, sey eine sehr reiche und vornehme Dame vom Hofe, und daß Margot immer geäußert, sobald das Kind erst einmal das richtige Alter erreicht habe, müsse es unter einem angenommenen Namen in einer der ersten Erziehungs-Anstalten Süddeutschlands untergebracht werden, — ein Augenblick, welchem die Pflegemutter mit einem wahren Herzweh entgegensah.

Adele Duprez bezahlte der Rektorin Blumröder nach deren Verlangen die bescheidene Summe von 25 Thalern als Rate für das nächste Vierteljahr, legte noch eine Pistole als Reisevergütung für die gute Frau hinzu, die mit vier eigenen Kindern von einem kleinen Wittwengehalt leben mußte, und schied von der Frau unter den reichsten Segenswünschen, welche die Rektorin über diesen Engel von Fräulein Willmaar ausgoß. Ja, ich glaube, in die unbeschreibliche Bewunderung, welche die Aufführung des ‚Sommernachtstraums' der guten Frau abnöthigte, der ich diese nie gesehenen Wunder der Theaterwelt Stück für Stück erklären mußte, mengte sich etwas wie abergläubische halb abgöttische Verehrung für die junge Dame, und nicht leicht ist wohl eine Provinzialin mit größerer und aufrichtigerer Dankbarkeit gegen die Hauptstadt in ihre Heimath zurückgereist, als die gute Rektorin.

* * *

Zehn Tage waren seither vergangen, als ich den zweiten dicken Brief von der Rektorin erhielt, dem ein anderer an Fräulein Willmaar mit einer Photographie der kleinen Pauline für ihre Wohlthäterin beigeschlossen war. Frau Blumröder hatte das Goldstück, welches sie als Reisekostens-Entschädigung von Fräulein Duprez erhalten, theilweise dazu angewandt, ein kleines Bild von ihrem Pflegekind für dessen Wohlthäterin anfertigen zu lassen, damit diese ihren Schützling wenigstens im Bilde kennen lerne, wie die Frau bemerkte. Die Photographie stellte ein sehr hübsches Kind von etwa fünf Jahren vor, das gesund und blühend, unschuldig, frisch und keck aus dem Bilde herausblickte und unverkennbar das verjüngte Ebenbild seiner Mutter war. Ich gestehe unverhohlen, daß der Anblick dieses Bildchens mit der Kleinen, die in der einen Hand ihre Puppe, mit der andern sich auf die Armlehne eines Korbstuhles stützend, so kindlich froh und lieblich den Beschauer ansah, in der glücklichsten, ahnungslosesten Unbekanntschaft mit den Schmerzen des Lebens, mit dem Damokles-Schwerte, das über den Häuptern seiner Eltern hing, auch mich innig rührte. Um so viel tiefer war der Eindruck, welchen das Bildchen auf Adelen machte, und ich begriff vollständig, daß sie, wie mir Frau Willmaar später erzählte, im ersten Drange ihres Herzens gegen Eye geäußert: sie habe sich gelobt, diesem Kinde Mutter zu seyn, wenn seine leibliche Mutter es nicht reklamiren könne oder werde, — ein Entschluß, welchen Eye ebenfalls begriff und guthieß.

In dem für mich bestimmten Schreiben theilte mir Frau Blumröder noch eine Menge Einzelnheiten über ihre und des Kindes Bezüge zu Margarethe Sievers mit, unter denen mich jedoch nur die eine Nachricht interessirte, daß sie eine der Pho-

Digitized by Google

tographieen nach Hamburg an eine nähere Verwandte Margots, welche Paulinens Pathe gewesen und um das Geheimniß gewußt, geschickt habe mit der Bitte, der Mutter des Kindes das Bild mitzutheilen, wenn sie etwa deren Wohnort erfahre. Anfangs hätte ich der Rektorin darob zürnen mögen, allein bei näherer Erwägung knüpfte ich einige Hoffnungen daran, auf diese Weise vielleicht ein Lebenszeichen von Margarethen zu erhalten. Diese Erwartung trog auch nicht, denn etwa fünf Tage später erhielt ich wieder einen Brief von der Rektorin, worin ein anderer lag, — ein Brief von der schönen Margot, welcher folgendermaßen lautete:

„Meine liebe Tante Auguste!

„Ich danke Dir tausendmal für das schöne Bild von meinem armen Kind, welches mir Emilie Brandis mitgetheilt hat, und ich küsse meinen kleinen Engel viel tausendmal. Du hast ohne Zweifel erfahren, daß ich von N.N. fortgereist bin, weil ich Unglück in meinem Geschäft gehabt habe und einem unverschuldeten Falliment nicht entgehen konnte. Ich habe den Gedanken nicht ertragen können, mich bemitleidet und verachtet zu sehen, wenn mein Falliment bekannt würde. Glaube aber ja nicht den Verlästerungen, womit meine Feinde mich hinter meinem Rücken verfolgen, indem sie mir niederträchtigerweise nachsagen, ich sey in jenen Diebstahl verwickelt, welchen Reveillot an seinem Prinzipal begangen haben soll. Dieß ist eine erbärmliche Lüge. Obwohl ich mit Reveillot schon seit langer Zeit gespannt war, so kenne ich ihn doch zu gut, als daß ich nicht wüßte, er ist kein Dieb. Vielmehr glaube ich, daß jener Duprez ihn umgebracht hat, weil er um seine Betrügereien wußte, und daß Duprez das Geld, welches Albert ihm gestohlen haben sollte, beiseite schaffte, weil er mit einem betrügerischen Bankerott umging. Ich habe von dem armen Albert gar kein Sterbenswörtchen mehr gehört, seit er verschwunden oder von dem spitzbübischen Duprez auf die Seite geschafft worden ist, und ich habe ihn ernstlich und treulich beweint. Ach, Gott ist mein Zeuge, wenn Albert noch am Leben wäre, dann wäre jenes Schicksal nicht über mich hereingebrochen; er hätte Mittel gefunden mich zu retten, und ich wäre nicht genöthigt gewesen, bei Nacht und Nebel durchzubrennen und so viel Angst und Kummer und Leiden durchzumachen, wie ich in den letzten vierzehn Tagen gehabt habe, denn es ist erlogen, daß ich viel Geld mitgenommen habe, wie meine Feinde sagen sollen — denn ich habe kaum so viel gerettet, um damit nach Amerika zu kommen, was meine Absicht ist. Ich habe in den ersten Tagen nach meinem Hierseyn Arbeit bei einer Putzmacherin nehmen müssen, um mein Bißchen Reisegeld nicht anzugreifen, und bin recht froh, daß ich vergangenen Herbst etwas Englisch gelernt habe, denn man kann das hier sehr gut gebrauchen. Die Sehnsucht nach meiner armen Pauline drückt mir aber beinahe das Herz ab und ich werde nicht rasten noch ruhen, bis ich so viel verdient habe, um mein armes Kind, das nun keinen Vater mehr hat, nachkommen zu lassen. Ich habe nur noch ein Geschäft zu besorgen, welches mich vielleicht noch drei Wochen in England aufhält; dann gehe ich nach Amerika, wo man mit dem Modengeschäft sehr viel Geld verdienen soll. Ich habe hier die Bekanntschaft eines jungen Amerikaners gemacht, der mir drüben goldene Berge verspricht und mich bei meinem Etablissement unterstützen will; er ist aus einer sehr angesehenen und reichen Familie in New-York und hat mir schon seine Hand angeboten, was eine sehr gute Versorgung wäre, wenn ich nur meinen armen Albert vergessen könnte. So aber muß ich immer wieder von neuem weinen, so oft ich an diesen unschuldig Gemordeten denke, dem sein ruchloser Mörder Duprez auch noch die Ehre abgeschnitten hat! — Ich sende Dir, liebe Auguste, einstweilen fünf Pfund in einer Banknote als Kostgeld für meine liebe arme Pauline; das ist alles was ich vorerst entbehren kann, und dieß wird auf ein Vierteljahr reichen, denn mit Schuhen, Kleidern und Wäsche ist ja das Kind noch versehen. Später schicke ich Dir alle Vierteljahre ebenso viel, und vielleicht noch mehr, wenn es mir drüben gut geht, und ich verspreche Dir, wenn ich einmal meinen eigenen Herd habe, Deine Elise oder Deinen Amand herüberkommen zu lassen. Einstweilen glaube ja nichts von den elenden Verleumdungen, welche meine Feinde über mich ausstreuen, sondern glaube mir, daß ich Dir später alles reichlich vergelten werde, was Du an meinem lieben Kinde thust, und daß ich immer bin Deine dankbare aufrichtige Base Margarethe.

„Nachschrift: Schreibe mir bald durch Emilie Brandis, der ich meine Adresse mittheilen werde, denn ich wohne nur noch ein paar Tage hier in der Umgegend von London, dann reise ich in eine Hafenstadt. Schreibe mir auch, was für Gerüchte über mich zu Dir gedrungen sind, denn es interessirt mich doch, all die Lügen zu erfahren, welche man über mich schutzloses armes Mädchen ausstreut. Von ganzem Herzen Deine Marg."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Mägdlein schläft.

Von Karl Gerok.*)

Das Mägdlein schläft, ihr Eltern, jammert nicht,
Gönnt ihm die süße Ruh';
Aus Blumen blickt sein friedevoll Gesicht
Und spricht euch tröstlich zu:
Ein lieblich Loos ist mir beschieden,
Ich lieg' und schlafe ganz mit Frieden;
Das Mägdlein schläft.

Das Mägdlein schläft; es hat sich müd' gespielt
Und hat sich satt gefreut.
Die Puppe, die es stolz im Aermchen hielt,
Sein liebes Sonntagskleid,
Sein Büchlein dran es fromm gesessen,
Sein Reichthum all ist nun vergessen;
Das Mägdlein schläft.

Das Mägdlein schläft; sein Lebenstag war mild
Und leicht sein Erdenloos,
Ein Bächlein das durch's blumige Gefild
In klaren Wellen floß.
Kein Weh hat ihm durch's Herz geschnitten,
Der letzte Kampf war bald gestritten;
Das Mägdlein schläft.

Das Mägdlein schläft; wie selig schlief es ein
In seines Hirten Arm!
Noch war sein Herz vom Gift der Sünde rein,
Drum starb es ohne Harm;
Ein schuldlos Herz, ein gut Gewissen,
Das ist ein sanftes Sterbekissen;
Das Mägdlein schläft!

Das Mägdlein schläfet; Erdenweh und Noth
Verschläft's im sichern Zelt.
Weißt, Mutter du, was bittres ihm gedroht
In dieser argen Welt?
Jetzt mag der rauhe Winter stürmen,
Der schwüle Sommer Wetter thürmen:
Das Mägdlein schläft.

Das Mägdlein schläft; nur eine kurze Nacht
Verschläft's im Kämmerlein,
O wenn es einst vom Schlummer auferwacht,
Das wird ein Morgen sein!
Der eintrat in Jairus' Kammer,
Der stillt sodann auch euern Jammer;
Das Mägdlein schläft.

Das Mägdlein schläft; und nun den letzten Kuß
Auf seinen blassen Mund;
O Mutterherz, so sei es denn weil's muß;
Gott hilf durch diese Stund'!
Ihr Kinder, folgt mit Chorgesange
Dem Schwesterlein zum letzten Gange;
Das Mägdlein schläft.

Das Mägdlein schläft; nun Hirte, nimm's,
Es ist ja ewig dein, an's Herz,
Ihr Sterne, blicket freundlich niederwärts
Und hütet sein Gebein;
Ihr Winde, weht mit leisem Flügel
Um diesen blumenreichen Hügel;
Das Mägdlein schläft.

*) Als Probe für Text und Illustrationen aus der Pracht-Ausgabe der „Palmblätter von Karl Gerok" entlehnt, — jener ausgezeichneten Sammlung religiöser und ernster Dichtungen, welche zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was die Literatur der Gegenwart auf diesem Gebiete aufzuweisen hat. Unter der Fluth von leerem Reimgeklingel und sinnlich aufregenden, wildleidenschaftlichen oder die nachahmenden Dichtungen, welche in unsrer heutigen Lyrik so sehr vorherrschen, ragt diese Sammlung durch ihren tiefen Gehalt an echter Poesie, wahrer Empfindung und Gedankenfülle, durch ihren Seelenfrieden, ihre Reinheit und Innigkeit hervor, wie ein Komet am Sternenhimmel, und sey unseren lieben Lesern von Herzen empfohlen. Die wunderschöne Prachtausgabe enthält auf prächtigem Tonpapier in vorzüglichem Druck ganz ausgezeichnete Holzschnitte nach Zeichnungen der bedeutendsten Künstler der Gegenwart; die gewöhnliche Ausgabe ist in elf Auflagen in einem hübschen handlichen Taschenformat erschienen bei A. Oetinger und E. Greiner in Stuttgart. Anm. d. Red.

Verantwortlicher Redacteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck von Müller & Vollnagel in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Türken vor Wien, 1683.

Geschichtliche Erzählung von **Otfrid Mylius.**

(Fortsetzung.)

8.

In der freundlichen alten Stadt Budweis in Böhmen stand damals am südwestlichen Ende, dicht über den Ufern der Moldau, ein großes Steinhaus, dessen Staffelgiebel weit über die Mauern der Stadt hinausragte, und von dessen oberen Geschossen aus man eine weite Aussicht über das Thal der Moldau hin genoß. In einem Erker im dritten Stockwerk jenes Hauses, welches damals der schwarzenbergische Kämmerer Ulrich von Menzhausen bewohnte, saß eines Morgens die schöne junge Gräfin Agnes von Seybelstorff und blickte mit feuchten Augen und wehmüthiger Miene in die Ferne hinaus. Sie war soeben aus einer Messe im Dom zurückgekehrt und hatte ihren Schleier abgelegt, und die Morgensonne fiel mit hellem Strahl auf ihr blasses gedankenvolles Gesicht. Die schlichte weibliche Tracht kleidete sie besser als der Anzug des slowakischen Bauerknaben, und über ihrer ganzen Erscheinung lag eine rührende stille Anmuth. So in die Ferne blickend, erschrack sie ordentlich, als sie die Thüre ihres Stübchens hinter sich knarren hörte und, sich umwendend, Frau von Menzhausen erkannte, die ihr freundlich einen guten Tag bot.

„Was seh' ich, Gräfin? Thränen in Ihren lieben Augen?" fragte die Frau vom Hause; „es ist nicht gut, daß Sie so viel allein sind, Gnädige. Kommen Sie herunter in die Wohnstube zu meinen Töchtern, und lassen Sie sich zerstreuen!"

Agnes schüttelte wehmüthig den Kopf und aus den feuchten Augen brachen die hellen Zähren. „Bitte, beste Frau v. Menzhausen, lassen Sie mich; ich bin nicht zur Gesellschaft aufgelegt," erwiderte sie weich.

„Ach mein liebstes Fräulein, das sind Grillen! Wenn Sie so allein sind, so verzehrt Sie der Kummer noch, und wir bieten ja doch redlich Allem auf, um Ihnen das Obdach in unserm Hause angenehm zu machen. Du lieber Himmel, da steht ja auch die Morgensuppe noch unberührt! Armes Kind, schmeckt Ihnen die Suppe nicht?"

„Doch, doch, aber ich habe keine Lust zum Essen, liebe Frau," entgegnete Agnes. „Ich fühle mich so seltsam, so unleidlich ..."

„Jesus Maria, Sie werden doch nicht etwa krank werden, liebstes Herz? Da will ich ja gleich zu dem Herrn Physikus Hosiander senden, daß er Sie besucht und Ihnen etwas verordne!"

„Nein, ich bitte, thun Sie das nicht!" rief Agnes lebhaft und warf sich stürmisch an den Hals der Frau. „Ich fühle mich nicht krank, sondern nur gereizt, ungeduldig; ich weiß nicht, was mir fehlt, ich möchte nur immer, immer weinen! — Ach verzeihen Sie mir: es ist wohl sehr unrecht von mir angesichts der vielen Güte und Nachsicht, die Sie mit mir haben, und die ich dankbar anerkenne. Aber ich komme mir vor wie eine Gefangene, wie ein Vogel im Bauer, und ich möchte lieber jetzt in Wien sein unter all den Schrecken und Greueln des Krieges, als hier ..."

„Ei du himmlische Barmherzigkeit, welche frevelhaften Gedanken, mein liebstes Kind!" rief Frau von Menzhausen erstaunt; „der liebe Gott verzeihe Ihnen den schrecklichen Wunsch! Hört man nicht täglich, wie der tückische Erbfeind in und um Wien haust, wie er die Stadt von allen Seiten einschließt und auszuhungern droht, und wie der Großwesir geschworen hat, daß nicht Mann noch Maus lebend aus der Stadt entrinnen soll, wenn Graf Starhemberg sie nicht übergebe? Hat er nicht geschworen bei dem heidnischen Götzen, dem Propheten, daß er die Stadt wolle stückweise mit Pulver in die Luft sprengen?"

„Gott steh' meinem wackern Vormunde bei!" rief Agnes entsetzt; „der hochwürdige Herr dem Untergang geweiht — das ist ein Schwert mehr durch meine Seele! Doch nein, nein! so sehr kann der liebe Gott unser nicht vergessen! er wird ein Einsehen haben mit unsrer Noth. Ach heilige Mutter Gottes, bitt' für uns! Wien zerstört und so viele edle Männer unter seinen Trümmern begraben, das wäre ja entsetzlich!

„Ja, das wäre eine furchtbare Strafe unserer

Digitized by Google

Sünden, wie unser hochwürdigster Herr Probst sagt!" entgegnete Frau von Menzhausen. „Aber kommen Sie herunter in die Wohnstube, gnädige Gräfin! Die Einsamkeit thut Ihnen fürwahr nicht gut."

Agnes schüttelte wehmüthig das Haupt und legte dann die Stirne auf den Fenstersims. „Ist denn mein Bote noch nicht zurück?" fragte sie nach einer Weile, sich energisch aufrichtend.

„Mit nichten, liebste Gräfin. Es ist heute Nacht ein reisiger Bote aus Linz eingetroffen, daß Kaiser Leopoldus mit den Majestäten und Hoheiten sich in Linz nicht mehr sicher gefühlt und gen Passau gereist sei, was sattsam das Ausbleiben Ihres Boten erklärt. Doch was wollt' ich Ihnen sagen?... Ach ja, ich wollt' Ihnen kundthun, daß mein Bruder sich zur Abreise rüstet, um nach Passau zum Hofe zu gelangen. Florian bittet sie um die Gnade, Gräfin, daß er Ihnen Lebewohl sagen und Ihre etwaigen Aufträge entgegen nehmen darf."

„Und wann reist denn Herr von Tülbing?" fragte Gräfin Agnes lebhaft.

„Florian gedenkt nach Tische wegzufahren, liebe Gräfin, und möchte nicht reisen, ohne Sie noch einmal gesprochen zu haben," sagte Frau von Menzhausen einschmeichelnd. „Haben Sie ein Bißchen Nachsicht mit ihm, Gnädige; es thut ihm so wehe, sich von Ihnen mißverstanden zu sehen; er wünscht, es solle klar werden zwischen Ihnen und ihm, denn er hat Sie wahrlich nicht geflissentlich kränken wollen! Er hält so große Stücke auf Sie und hat mir Sie so dringend auf die Seele gebunden, daß Sie ihm wahrlich nicht böse seyn sollten."

„Ich bin ihm nicht böse," erwiderte Agnes ruhig; „ich trage ihm nichts nach; ich bin ihm dankbar für seinen Schutz, für die Gastfreundschaft, die er mir bei Ihnen verschafft hat."

„Er darf also kommen, meine liebe Gräfin?"

„Ich bin bereit, ihn in Ihrer Gegenwart zu sprechen und will ihm danken.

„Nun, dann hol' ich ihn sogleich, liebste Gräfin! Schönen Dank für Ihre Güte!"

Agnes athmete leichter auf, als die Frau vom Hause den Rücken gewandt hatte, als ob ihr mit der Nachricht von Herrn von Tülbings Abreise ein Stein vom Herzen genommen würde, aber der Ernst ihrer Züge wich noch nicht, als der Angemeldete in Begleitung seiner Schwester eintrat, mit lauerndem süßlichem Lächeln der Gräfin einen glückseligen Tag wünschte und in zierlichen Worten seine Absicht vorbrachte, von der Gräfin Abschied und ihre Befehle entgegen zu nehmen.

„Ich habe zu beklagen, gnädigste Contessa, daß ein Uebermaß von beeiferter Sorge für Dero Sicherheit zu Mißverständnissen zwischen uns geführt hat," sagte Herr v. Tülbing kriechend. „Ich habe in guter Absicht und auf Treu und Glauben gehandelt, und ich darf getrost hoffen, daß die Zukunft meine Ansichten und Befürchtungen rechtfertigen wird. Wenn ich in meinem Eifer vielleicht zu weit ging, wenn ich Dero Gefühle verletzte, meine Gnädige, so wollen Sie mir vergeben."

„Lassen wir die Vergangenheit, Herr v. Tülbing!" antwortete ihm die Gräfin ruhig.

„Sie wissen ohne Zweifel, meine Gnädigste, daß ich nach Passau zu reisen gedenke zum Hoflager meines allergnädigsten Herrn und Kaisers," fuhr Tülbing geschmeidig fort; „sollte ich nicht Dero Gnaden irgend einen Auftrag bestellen können? Gnaden mögen überzeugt seyn, daß ich es nicht an Eifer und Pünktlichkeit fehlen lassen werde, Dero Befehlen nachzukommen."

„Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Erbieten, Herr von Tülbing, aber ich habe Ihnen weder Befehle noch sonstige Aufträge zu geben," entgegnete Agnes mit kühler Artigkeit. „Der Bote, welchen ich zu Hofe abgeschickt, hat meinen Brief an den Herrn Kanzler Geyer mitgenommen, worin ich alle meine Anliegen zusammengefaßt."

„Ich hatte mich mit der stillen Hoffnung getragen, Dero Gnaden würden geruhen, sich meinem Schutze anzuvertrauen und mit mir gen Passau an das kaiserliche Hoflager zu reisen," fuhr Tülbing lauernd fort; „aber ich sehe nunmehr, daß ich die Gnade meiner gnädigsten Contessa verscherzt habe und mir nicht schmeicheln darf, Dero Vergebung zu erlangen...."

Agnes heftete einen ruhigen festen Blick auf ihn und sagte kalt: „Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, Herr von Tülbing; ich erkenne gerne an, daß Sie mir Ihren Schutz angedeihen ließen und mich hieher brachten, und ich bin Ihnen dafür zu Dank verpflichtet, und werde denselben abzutragen suchen, sobald ruhigere Zeiten da sind, wo...."

„O, meine gnädigste Contessa, reden Sie nicht von Dank!" fiel ihr Tülbing in's Wort und blickte sie süß und schmachtend an; „wenn Sie wüßten, wie glücklich es mich gemacht hat, Ihnen nahe zu seyn, und wie sehr ich mich glücklich schätzen würde, auch jetzt wieder an Ihrer Seite die Reise nach

Digitized by Google

Passau zu thun und Sie mit aller nur erdenklichen Sorgfalt und Liebe zu umgeben!..."

„Ich danke Ihnen! Es wäre gegen jede Schicklichkeit, wollte ich mit Ihnen allein reisen, Herr von Tülbing!" sprach die junge Gräfin rasch. „Nicht als ob ich mich irgendwie fürchtete, noch vor mir selbst und meinem Gewissen dadurch etwas einbüßte; denn ich weiß mich selber zu beschützen; aber ein Mädchen von Ehre muß auch selbst den schlimmen Schein meiden. — Und dann, was damals die Noth zu entschuldigen vermochte, das trifft nicht mehr zu — ich habe hier bei Ihrer lieben Frau Schwester eine Zuflucht gefunden, wo mich meine liebe Frau von Menghausen sicher so lange dulden wird, bis des Herrn Kanzlers Excellenz, dem mich mein hochwürdiger Vormund anempfohlen, über mein Schicksal beschlossen haben mag. Nicht wahr, meine liebe Frau von Menzhausen, Sie verstoßen mich noch nicht?"

„Mit nichten, liebe Gräfin, mit nichten! Betrachten Sie sich hier wie zu Hause," sagte Frau von Menzhausen. „Unser ganzes Anwesen steht zu Ihrer Verfügung!"

„Jenun, meine Gnädigste, ich dachte nur, Dero Gnaden würden sich am kaiserlichen Hoflager zu Passau weit besser unterhalten und belustigen, als in diesem kleinen böhmischen Städtchen," sagte Tülbing.

„Die Zeitläufte sind so ernst, Herr von Tülbing, daß es keinem fühlenden christlichen Gemüth dermalen einfallen wird, an Vergnügen und Belustigung zu denken, wo die Hand Gottes so schwer auf unsers Herrn und Kaisers Erblanden liegt," entgegnete Gräfin Agnes lebhaft; „ich denke allzu gut von unserm allergnädigsten Kaiser Leopoldus, als daß ich glauben könnte, er und sein Hof vermöchten jetzo auf Spiel und Tanz und Lustbarkeiten denken, wo der Türke so hart an unsers Herren Krone greift. Und zudem, ich habe niemanden am Hofe, der mir näher steht. In Zeiten, wie die jetzigen denkt jeder nur an sich selbst."

„Euer Gnaden Wort in Ehren, denn die Bemerkung ist im Allgemeinen richtig," versetzte Herr von Tülbing einschmeichelnd und kriechend, — „so kann ich dennoch behaupten, daß selbige im Besondern nicht zutrifft, meine gnädigste Contessa. Vielmehr gibt es auch noch Männer, welche zunächst mehr an den Schutz der Frauen und der Schwachen denken, als an die Bergung der eigenen Haut; — ja denen es das höchste Anliegen wäre, ihre Hingebung an die Verlassenen und Waisen mit ihrem Herzblute zu besiegeln. Glauben Sie nicht an die Möglichkeit einer solchen Hingebung und Treue, meine Gnädige?"

„Oh doch, doch! ich weiß, es gibt noch treue Menschen in der Welt, — wer wollte daran zweifeln?" erwiderte Gräfin Agnes gedankenvoll, denn sie dachte in diesem Augenblick an den armen Fridolin und ihr Gemüth wurde weich; — „es gibt noch wackere treue Seelen, wenn auch selten!" setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

Herr Tülbing gab seiner Schwester einen Wink mit den Augen, und diese verließ leise und unbemerkt das Zimmer. — „In Zeitläuften wie anjetzo, meine theuerste, gnädigste Contessa, ist der Schutz eines für- und umsichtigen Mannes von Weltklugheit ein werthvoll Ding für eine alleinstehende Frauensperson, und je höher eine solche stehet, desto weniger vermag sie einen starken Schutzes zu entbehren. In Leid und Noth lernet man auch seine Freunde kennen, und unruhige Zeiten mögen manches entschuldigen, was in gewöhnlichen Zu- und Umständen minder zu rechtfertigen wäre. Wollten Eure Gnaden geruhen, mir ein freies bescheidenes Wörtlein zu erlauben?"

„Reden Sie, Herr von Tülbing," sagte Gräfin Agnes gedankenvoll und gelangweilt, denn ihr Geist war in diesem Augenblick mit ganz anderen Dingen beschäftigt.

„Wohl weiß ich, meine liebwertheste, gnädigste Contessa, wie hoch Dero Rang Sie über Ihren getreuen Knecht stellt," fuhr Tülbing geschmeidig fort; „hochdero hochseliger Herr Vater war Stuhlherr und Kämmerer der steyrischen Landtafel, der meinige nur Aktuarius bei hohem Obergericht im Lande ob der Enns. Euer Gnaden sind Gräfin, — Dero Knecht nur ein Junker von leonischem Adel; aber ich habe 'was Tüchtiges gelernt, bin bei meinen Kanzellei-Verwandten und Vorgesetzten wohl angesehen und wohlgelitten, besitze auch ein hübsches Gütchen auf dem Marchfelde, so die Türken mir nicht wegtragen werden, wenn auch das Haus zu Wien in der Renngassen bei der Verennung und Beschießung der Stadt vor die Hunde ginge...."

„Wo will das hinaus?" murmelte die Gräfin unruhig und sah Herrn von Tülbing so fest und lauernd an, daß er einigermaßen aus dem Koncept kam.

„Ohne ruhmredig zu seyn oder mich selber zu überheben," fuhr Tülbing halb verlegen und stot-

Digitized by Google

ternd fort, „darf ich des Ferneren hoffen, daß, wenn daher wieder ruhigere Zeiten kommen und mir Gelegenheit gegeben werden wird, meinen guten Willen und Brauchbarkeit zu beweisen, es mir bald gelingen werde, mir durch meine hohen Gönner am Hofe ein Amt zu verschaffen, als welches mich recht gut nähren und mir den Weg nach oben bahnen soll, so daß ich meiner liebwerthen Zukünftigen ein Loos werde bieten können, das...."

„Aber was geht dieß alles denn mich an, Herr von Tülbing?" rief Gräfin Agnes verwundert, denn erst jetzt machte sie die überraschende Entdeckung, daß Frau von Menzhausen weggegangen, daß sie mit Herrn von Tülbing allein war.

„O meine liebwertheste Gnädigste, das geht Sie weit näher an, als Sie vermuthen, sintemalen ich Ihnen nicht mehr vorenthalten kann, daß hochdero Anmuth, Schönheit und Tugend mein armes Herz in Fesseln gelegt und mir meinen sonst so klaren Kopf verrückt haben...." fuhr er fort und haschte nach ihrer Hand.

Agnes von Seybelstorff aber war rasch aufgestanden und stand voll zürnender Hoheit vor ihm. Ihre Wange glühte, ihr Auge funkelte vor Entrüstung, ihr Haupt und Schultern waren halb abgewandt. „Genug, Herr von Tülbing!" sprach sie mit erzwungener Ruhe, obschon ihre Lippe bebte; „hätten Sie nicht selbst gesagt, daß Ihr Kopf verrückt sey, so wäre Ihr Gebahren unverzeihlich. Wann gab ich Ihnen ein Recht, eine Ermuthigung, diese Sprache mit mir zu reden? Ist es edel, meine jetzige Lage zu solchen Dingen zu mißbrauchen, mich des einzigen Asyls, das ich habe, hiedurch zu berauben? Ist es billig, in solchen Zeiten an solche Dinge zu denken?...."

„Vergebung, meine theuerste Gräfin! Wenn ich zu weit ging, hat nur der Ungestüm meines Herzens mich hingerissen! Verzeihung, meine Gnädige!" rief Tülbing auf den Knieen. „Zürnen Sie mir, aber lassen Sie mich nicht ohne Hoffnung — ich beschwöre Sie!"

„Stehen Sie auf, Herr von Tülbing, oder Sie zwingen mich, diese Stube und dieses Haus zu verlassen!" sagte Gräfin Agnes gefaßt und voll Hoheit. „Kein Wort mehr von diesen Dingen wenn Sie nicht meine Achtung und Dankbarkeit verscherzen wollen!"

Tülbing stammelte einige Worte und versuchte einzulenken; aber die junge Gräfin war stolz zur Thür gegangen und stand mit der Klinke in der Hand. Die Lage der beiden war gleich peinlich, doch überwog die Verlegenheit auf Seiten des jungen Edelmannes, und nachdem er lange vergeblich nach Worten gerungen, seine Verwirrung und Enttäuschung zu bemänteln und seinen Aerger und Beschämung zu verbergen, sagte er: „So leben Sie denn wohl, meine gnädigste Contessa, und verdammen Sie mich wenigstens nicht ungehört! Ob ich auch, wie ich nicht leugnen will, zu weit gegangen bin, so ist daran nur jenes Gefühl Schuld, welches Ihr ganzes Wesen in mir geweckt hat, denn ich gestehe es, schon in den Tagen, da ich so glücklich war, im Hause der Frau von Khevenhüller in der Rauhensteingasse Sie zu sehen und Ihre hohe Schönheit und Anmuth zu belauschen, ist ein Zauber über mich gekommen, der...."

„Genug, Herr von Tülbing! oder Sie zwingen mich, Sitte und Höflichkeit zu vergessen! Ich will diese Sprache nicht hören!" rief Agnes entschieden.

„Verzeihung, meine Gnädige! seyn Sie nicht grausam!" flüsterte Tülbing inständig; „es werden Zeiten kommen, — Stunden ruhigerer Ueberlegung, wo sie meinen Versicherungen glauben und mich wenigstens nicht verdammen werden und auf diese baue ich, wenn gleich mir jetzo schier das Herz brechen will...."

„Hoffen Sie nichts, Herr von Tülbing!" sagte Agnes kalt und sah ihn mit festem abweisendem Blicke an; „ich verdamme Sie nicht, ich werde mich blos bemühen, diesen Auftritt zu vergessen, der mir unsäglich peinvoll ist."

Das ganze Gebahren der Gräfin ließ keine Mißdeutung mehr zu; diese Gewißheit mußte sich nun auch Herrn von Tülbing aufdrängen. Seine Stirne runzelte sich, seine Augen schossen düstre Blitze. „So leben Sie denn wohl, Gräfin Seybelstorff, und vergessen Sie diese Stunde!" sagte er und seine Stimme bebte vor verhaltener Wuth; „wollte Gott, ich könnte sie ebenfalls vergessen! Sie haben ein ehrliches Gefühl gemordet. Gott gesegne Ihnen diesen Triumph Ihres gräflichen Stolzes; aber mögen Sie ihn nie bereuen!"

Agnes zuckte mehr gleichgültig als mitleidig die Achseln, und Tülbing ging; schon hatte er die Thüre geöffnet, da drehte er sich noch einmal um und sagte auf der Schwelle: „Noch Eins, Contessa, daß ich es nicht vergesse! Der Richter zu Gratzen hat Bericht eingesandt, daß die Strickreiter einen Landstreicher aufgetrieben haben, bei dem man Geld und Kleider eines Viehhändlers gefunden, welcher

Digitized by Google

vor vier Tagen erschlagen worden. Der Vagabund heißt Fridolin und die Beschreibung seiner Person paßt auf den jungen Kerl, welcher aus dem Thurm zu Ober-Hollabrunn ausbrach. Auch sollen des Kerls Angaben gar wundersam lauten und ärgerliche Dinge enthalten über ein vornehmes Fräulein, so mit dem Burschen in die Welt gelaufen und ihrer Tugend und Frauenwürde viel vergeben — wohlgemerkt, meine Gnädigste, ich sage nur, was ich vernommen!"

„Mit nichten, Herr von Tülbing, Sie sagen da eine Unwahrheit, die Ihnen wider Willen die Röthe der Scham auf die verhärtete Stirne treibt!" entgegnete ihm Agnes von Seybelstorff, welche zu Anfang seiner Rede erschrocken und erblassend zugehört hatte, nun aber wunderbar ruhig und gelassen war. „Der Mann, dessen Obhut mein Vormund mich anvertraute, war kein Raubmörder, und ich brauche mich seines Geleits nicht zu schämen, wie Andere ihrer — Verdächtigungen. Hüten Sie sich, jenem Knechte je wieder zu begegnen, damit Sie nicht auch vor ihm erröthen — wo nicht erbeben müssen!" Und sie wandte sich zum Fenster und schaute mit gefalteten Händen und Thränen des Zorns im Auge hinaus.

Florian von Tülbing war auf der Wendeltreppe der Schwester begegnet, und sie las in seinen Zügen sein Mißgeschick. „Sie hat mich verschmäht, mit Hohn und Verachtung abgewiesen, Wallburga," murmelte er zwischen den Zähnen; „aber sie soll es mir schwer büßen!"

„Sey nicht unbesonnen, Florian, thu' nichts Unbedachtes!" sagte Frau von Menzhausen; „Du hast sie überrumpelt! Laß ihr Zeit und schreib' ihr ein Brieflein! Das was auf dem Papiere steht, spricht lauter und mächtiger zu einem Mädchenherzen, als was ihr im Ohr verklingt. Du bist ein schmucker Bursche und gescheidt, wirst doch mit dem Lärvchen fertig werden. Ein ander Mal mußt Du es fürsichtiger angreifen, und einstweilen wollen wir alle mit Eifer Deine Sache führen. Handle schlau und besonnen; die Mitgift einer Gräfin Seybelstorff ist schon eines Opfers werth!"

In den nächsten Tagen war Agnes wo möglich noch scheuer und zurückgezogener als bisher und verließ ihre Stube nur, um an den Mahlzeiten theilzunehmen. Sie schaute die Frau von Menzhausen immer mit ihren großen Augen verwundert an, wenn diese ihres Bruders Florian bei jedem Anlaß lobend erwähnte oder in Agnes drang, ihr doch zu sagen, warum sie seit dessen Abschied so viel weine und die Einsamkeit suche; aber sie schwieg auf alle solche Fragen und Andeutungen hartnäckig.

Eines Morgens aber kehrte Gräfin Agnes nicht aus der Frühmesse im Dom zurück. Sie hatte beim Aufstehen Briefe aus Passau erhalten, einen von dem Herrn Hofkanzler Geyer, den andern von Florian von Tülbing, und war nun in das Kloster der Servitinnen geflüchtet, um dort einen Zufluchtsort zu beziehen, bis ihr Geschick sich weiter entwickle.

* * *

„Eins, zwei — eins, zwei, — links, rechts, — links, rechts! Ei paßts doch auf, ihr sakrischen Schwerenöther!" rief Herr Zundl, der „Schnallenbrücker" beim Hofgewandamt, der vordem Hatschier gewesen und nun die undankbare Mission übernommen hatte, die 150 Mann von der Bäckerzunft einzuexerciren. „Jesus Maria, was seyds denn für Ochsen, ihr sakra Teigaffen! könnts denn nit grad treten? O Du blutigs Herrgöttl, und das soll'n Soldaten werden, und können nit einmal den simplen Hahnentritt begreifen! — O sakra, Kompagnie, halt! rührt euch!"

„Ja schauts, Herr Zundl, dös Marschirn will uns nit recht ein, weil wir halt nit sehr ans Laufen gewöhnt seyn," sagte der dicke Bäcker Zöpfl vom Hohenmarkt, stellte den Spieß auf den Boden, und wischte sich pustend den Schweiß vom fetten Gesicht. „Dös Bißl Hitze in diesen Tagen und den halben Tag in der Sonnen stehen oder eins, zwei, eins, zwei machen. Sagts nur, Herr Zundl, ghört dann das Exercirn wirkli zum Soldatn? ich schätz' doch, ging's an's Zuschlagen auf den Türken, wär' halt die Zeit nicht mehr, draufzuschauen, ob wir auf dem rechten oder linken Fuß stehen!"

„Ach was, der Herr Obermeister schwatzt halt wie er's versteht!" brummte Herr Zundl unmuthig und räusperte sich ganz hohl, denn der Hals war ihm trocken vom vielen Schreien. „Was eine Aktion ist, versteht Er, das muß halt Ein Schlag seyn! Eins, zwei, drei! eins, zwei, drei! sonst könnts keinen Türken oder Janitscharen vom Parapet hinunterstoßen. Kipfln wanns in den Ofen schiebt, da könnts wohl das Tempo entbehren, aber beim Spieß, da gilt's halt zählen!"

„O heiliger Joseph, wanns doch nur wenigstens Musketen wären, wie die Studenten haben!" rief der Bäcker Musil vom tiefen Graben; „warum hat denn der Herr von Starhemberg Excellenz den la-

Digitized by Google

teinischen Bürscheln die Kuhfüße in die Hand gegeben, nicht uns? Ich bin doch schon seit zehn Jahren bei der bürgerlichen Schützengilde, und andere Meister sind's auch!"

„Oje, jetzt laßts mi aus, Meister!" rief Zundl lachend; „ihr Bäckermeister mit den dicken Wänsten, und Schützen, o Jemine! Ja, wenn's da auf der Schießstätt in der Erzgruben das schwere Standrohr aufgelegt habt und ein Viertelstund' zu jedem Schuß zielen könnt, da meint's ihr seyd Schützen; aber das geht kaum hinter den Ramparts, geschweige denn in den Schützengräben oder hinter den Verhauen; ja, Meister Wusl, da darf sich der Schütz nit so lang besinnen, eh' er knallen läßt! Da heißt es anders feuern. Ihr Herren und Meister da vom ersten Glied, mit den dicken Bäuchen und runden Rücken, mit den Elephantenfüßen und Doppelkinnen gehört zur schweren Infanterie, darum gibt man auch Euch die Spieße in die Hand oder allenfalls die Handgranaten!"

„Ja, ja, Herr von Zundl, das ist schon alles recht, wenn nur das Marschirn nit wär!" sagte der Meister Zöpfl noch immer keuchend; „ich wenn ich hätt' wählen dürfen, wär' wahrlich nit mitgegangen; aber als Obermeister hab' ich mich doch nit ausschließen können trotz meinem Zipperlein! Aber wenn ich davon komm', so weiß ich schon, daß ich den ganzen Winter wieder im Bett liegen muß. He Xaverl," rief er seinem Lehrbuben zu, der mit den Händen in den Hosentaschen am Gitter des „Stock- im -Eisen" lehnte und sich über die schwerfälligen Bewegungen der Meister in's Fäustchen lachte, — „he, Xaverl, Du Teufelsbub, wo hast Du denn die Feldflaschen? Gib die Feldflaschen her!"

Worauf der Bäckerlehrling sich rasch umdrehte und aus dem Korbe hinter ihm eine Kürbisflasche vom größten Kaliber nahm, deren Anblick die Herzen aller Bäckermeister erheiterte. Herrn Zundl's Nase, schon von Haus aus kein kleines Exemplar, von deren glänzender Oberhaut der purpurne Widerschein der unzähligen Maßl Ungarwein funkelte, die unter dem borstigen Schnurrbart schon durchgelaufen waren, — streckte sich noch um einen halben Zoll länger, um die „Blume" des Weins zu erspüren, welcher in dem weiten kühlen Bauche der Kürbisflasche enthalten war, und seine Aeuglein hingen sehnsüchtig verlangend daran, während Meister Zöpfl trank und es seinen Nachbarn zubrachte.

„He, Herr von Zundl, thut's Bescheid!" sagte endlich der Eigner der Kürbisflasche und reichte sie dem Exerciermeister.

„Guts Wohlseyn, Herr Zunftmeister Zöpfl!" sagte der Exerciermeister schmunzelnd und seine Hände bebten der Flasche entgegen, die er so inbrünstig an seinen Mund drückte, als ob er sie nicht lassen könne.

In diesem Augenblick erschollen eilige Schritte aus der Entfernung und eine Abtheilung bewaffneter Studenten stürmte die Grabengasse herauf und bog in den Graben ein, um über diesen, den Kohlmarkt und die Schauflergasse nach der Löwelbastei zu kommen. Die Jünglinge waren meist vom Pulver geschwärzt und verwundet, aber lustig und guter Dinge, und brachen beim Anblick der rastenden ehrenwesten Bäckermeister in lautes Gelächter und Scherzen aus.

„O je, wer sind denn die da?" riefen Einige; „oh, die Bäckerzunft mit Bäuchen wie die Garnisonsbacköfen! — He, Meister Speck da, wie viel hat denn Ihn sein Bissel Bauch gekostet?.... Mit den Speckseiten und Schweinscarminadlen, die der dort schon verspeist hat, könnt' man alle Türken wieder über den Hellespont jagen!.... O sakra, was steht's denn hier und probirt rechtsum und linksum, wenn's droben auf der Burg- und Löwel-Bastei so heiß hergeht?.... He, Meister, gehts doch auf zur Löwelbastei!" rief ein Anderer von den Studenten; „am äußern Ravelin dort haben die Türken die Brustwerke heruntergeschossen! Dort gehts hin und stellt euch auf! So ein Bäckerbauch ersetzt zwei Schanzkörbe!"

Einzelne der Bäckermeister murrten und wollten die Spottreden übel nehmen, aber Meister Zöpfl rief: „Laßt ihnen doch ihren Spaß! sind wackere Jungen und seit drei Tagen nicht aus den Kleidern gekommen! Man muß ihnen auch ihren Spaß lassen. — Heda, Herr Student, will Er nicht Bescheid thun?" rief er dem ersten besten zu; der aber sagte lächelnd:

„Nein, Meister, ich dank' Euch; ich komme eben aus dem Rochuskeller in der Blutgassen. Aber da ist Einer, dem's wohl thun wird, unserm Drillmeister Fridolin! Der Bursch hat in drei Nächten kaum ein Aug' zugethan und ist noch wie der alte Ueberall -und- Nirgends! — He, Fridolin, Du weißt ja alles, sag' 'mal, was ist der Bäcker Meisterstück?"

„Ein Schwein in Pantoffeln fangen und keinen

Digitized by Google

Latschen dabei verlieren, und einen Gulden Scheidemünz in Pfennigen auszählen," versetzte Fridolin lachend; „nichts für ungut, Meister Bretzelbreher! Bäcker sind ja eine nothwendige Zunft — wann's keine Bäcker gäb', müßten die Leute Brei essen. Euer Wohlseyn, Meister!"

„Den sollt' ich kennen," sagte einer im zweiten Gliede der Bäcker, „das ist ja der Blitzschwab, den wir vor etlich Wochen im Kameel in der Grünangergassen ...."

„Habt bügeln helfen, ja wohl, der ist's, Meister!" versetzte der Drillmeister der Studenten. „Das war eine rechte Heldenthat von euch Spießbürgern! Aber gleichviel, hat mir doch geholfen. So, nun noch einen Schluck, denn es wird wohl heute heiß hergehen da droben um die Burg."

„Ihr seyd ja schon verwundet, Mann! Das Blut läuft Euch über's Gesicht herab," sagte Meister Zöpfl erschrocken; „und da am Arm tragt Ihr auch eine Binde."

„Das da ist von vorgestern, Mann! ein verwünschter Türkenpfeil, der mich am Oberarm streifte," sagte Fridolin; „ein Glück, daß es der linke war. Und das da am Kopf ist nur ein Hautriß von einem Granatensplitter! Unkraut verdirbt nicht, denn sonst wär' der Splitter einen Finger breit tiefer eingeschlagen. Aber heda, Compagnie, Achtung! In Reih' und Glied aufgerückt und im Laufschritt vorwärts marsch!" Und im Hui sprangen die Studenten, welche den Bäckermeister bei den Fleschlaschen und „ewigen Lampen", wie sie ihre Halbmaßkrullen nannten, die sie im Wamms trugen, Bescheid gethan hätten, — in Reih' und Glied zurück, ordneten sich, zogen weiter und sangen:

Wenn's heißt: Der Feind rückt an,
Und die Karthaunen blitzen,
Da freut sich jeder Mann,
Zu Pferd muß alles sitzen.
Man rückt in's weite Feld
Und schlägt sich tapfer 'rum;
Der Feind kriegt Schläg' für's Geld,
Wer's Glück hat, kommt davon.

Hinter dem Zuge her aber hinkte ein junger Feldscheer von den Studenten, Herr Aloysius Donati aus Admont, bei den Studenten nur schlechtweg der krumme Loysl genannt; der hatte einen Klumpfuß und konnte nicht recht marschiren, aber wenn er irgendwo stand, wo er nicht zu gehen brauchte, da konnt' er seinen Stutzen führen so gut wie sein Scalpell; darum war er Feldscheer geworden bei der dritten Studentenkompagnie, und wenn es zu Anfang des Gefechts noch nichts zu flicken und zu pflastern gab, da hing er den Scheersack als Feldscheer an seinen Stock, nahm den Stutzen und knallte auf die Türken, und hat manchem türkischen Kahlkopf eines hinaufgebrannt, daß ihm kein Pflaster noch Träuklein mehr helfen konnt'. Und just wie der heranhumpelte am langen Stock, denn er hatte doppelt zu tragen am Stutzen und Scheersack, da trat ein schönes junges Frauenbild in halb geistlicher Tracht mit einem Kapuzinermönch aus dem Haus zum goldenen Schlüssel auf dem Graben, deutete der wegziehenden Kolonne der Studenten nach und sagte: „Ja gewiß, der eine war's, der in dem grauen Sammetjanker mit verbundenem Kopf und Arm. O fragt die Leute dort, wie der Mann heißt, denn sie müssen ihn wohl kennen."

Der Mönch gieng zu den Bäckern und fragte sie nach dem Namen des Mannes, der so eben mit ihnen getrunken, aber keiner wußte mehr, als daß derselbe der Drillmeister der dritten Studentencompagnie und ein Schwab sey. „Aber fragt den Feldscheer da, der wird es euch wohl sagen können, denn er gehört ja zu den Studenten!" meinten sie. Und der Kapuzinermönch trat auf den krummen Loysl zu mit dem Gruß: „Gelobt sey Jesus Christ!"

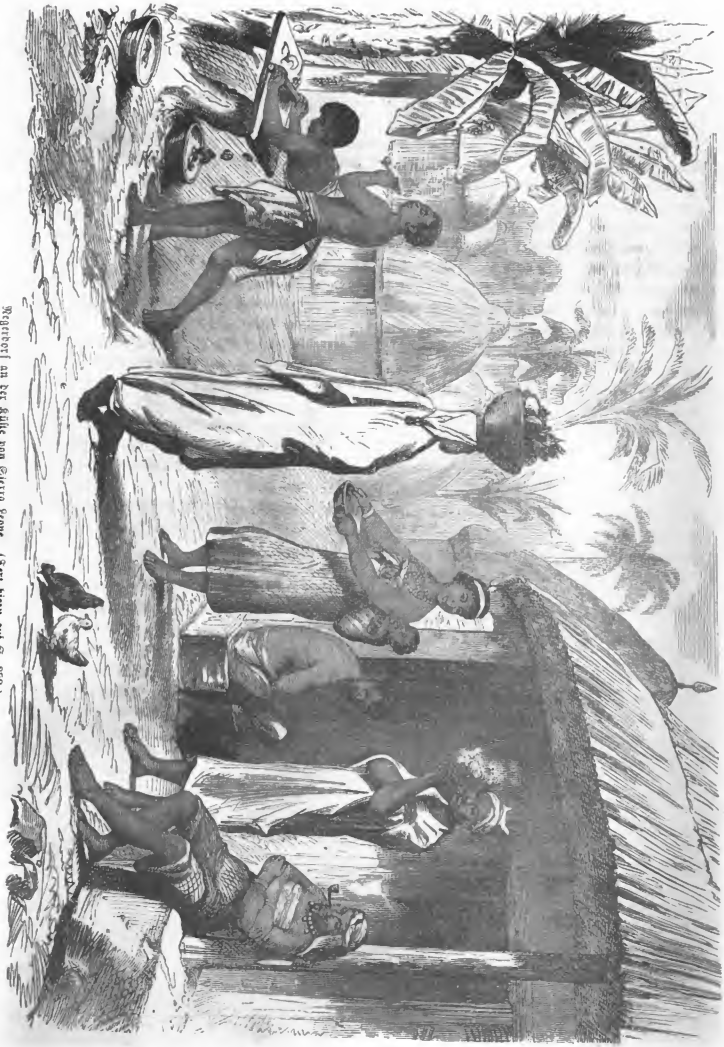
„In Ewigkeit, Amen," versetzte Loysl; „das steht dem ehrwürdigen Pater zu Diensten?"

„Wo ist der Drillmeister der Kompagnie Studenten, die so eben hier vorüber zog?"

„Der?" versetzte der junge Feldscheer; „das ist der braufe Kerl, der je den Schießprügel getragen, — ein wackerer Bursch, nennt sich Fridolin und weiß niemand, wessen Kind er ist, will aus Schwaben gebürtig und gemeiner Arkebusier gewesen seyn, kennt aber seinen Horaz auswendig wie ein Baccalaur der schönen Künste. Ich weiß nicht, wie er auf einmal unter die Kompagnie gekommen, aber das weiß ich, daß er unerschrocken und tapfer ist wie ein Löwe, und doch immer bescheiden und guten Muths, und daß die ganze Kompagnie für ihn durchs Feuer gienge. Es sitzt halt bei Wenigen so Kopf wie Herz an der rechten Stelle wie bei ihm!"

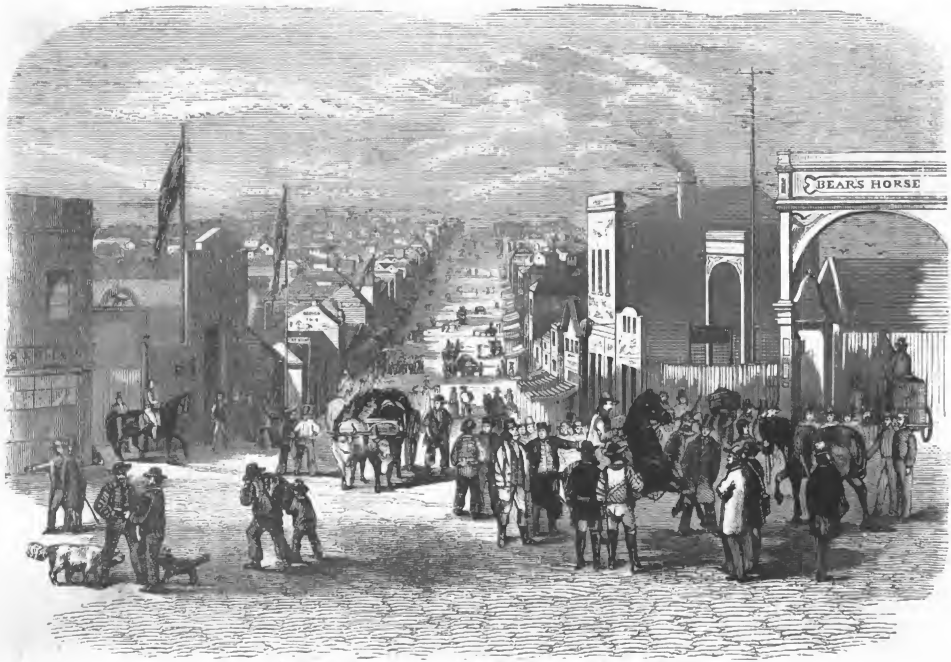
Das trifft zu, das ist just der Mann, den ich meine — auf Ketter!" rief die geistliche Frau welche herzugetreten war und diese Rede mit angehört hatte; „o Herr, wenn Ihr ihn seht, dann grüßt ihn von der Klosterfrau, die er aus der Gefangen-

Digitized by Google



Negerdorf an der Küste von Sierra Leone. (Text siehe auf S. 270.)

Digitized by Google



Melbourne, die Hauptstadt von Südost-Australien. (Text hiezu auf S. 270.)

Digitized by Google

schaft gerettet, und sagt ihm, daß sie ihn in jenem Hause dort zum Goldenen Schlüssel erwartet, ihm den Dank zu zollen dem er sich seither entzogen hat!"

Loysl schaute auf und sah die Klosterfrau an; es war ein freundliches holdes junges Gesicht, dem jetzt die dankbare Rührung einen besondern Liebreiz lieh. „Das sieht dem wackern Kerl gleich," sagte Loysl. „Verlaßt Euch drauf, ehrwürdige Frau! ich werds bestellen. Gott befohlen!"

„Und wohin geht Ihr? wo steht die Kompagnie, Herr?" fragte der Kapuzienermönch.

„Nach der Burgbastei, wo heute ein Sturm der Türken zu gewärtigen ist," erwiderte der Feldscheer. „Fragt nur nach der gefährdetsten Stelle, da werdet Ihr die Kompagnie sicher finden!"

„Gott sey mit Euch allen!" sprach der Mönch, und der Feldscheer hinkte weiter; der Mönch aber sagte: „Geht ruhig zu Hause, Frau Veronika! ich werde hinauf gehen und den Mann aufsuchen, denn wenn mich unsere Muthmaßung nicht täuscht, so ist Euer Retter auch ein alter Bekannter von mir. Ich werde ihm Euren Gruß bestellen, Frau Veronika."

„Ach, gebe Gott, daß Ihr ihn lebendig antrefft, Pater Sulpitius!" sprach die Klosterfrau. „Himmlische Barmherzigkeit, welch ein Kanonendonner! Die Erde bebt und die Häuser zittern, und der arme brave Mann ist mitten darin! Oh wie mir die Angst das Herz zusammen preßt."

„Wir stehen all in Gottes Hand, Schwester Veronika, und ist jedem bestimmt zu sterben. Aber es ist ein hartes Ding, so im heißen Sonnenbrand des Juliusmondes im Kugelregen dazustehen und die Brust dem mörderischen Eisen entgegenzuwerfen!"

„Ach ja, Ihr bringt mich auf einen guten Gedanken, Pater Sulpitius!" rief die Klosterfrau; „wie wär's wenn ich mit Euch ginge und den tapfern Studenten einen Imbiß brächte?"

„Mit nichten, Schwester Veronika, das dürft Ihr nicht selbst thun — es ist ein grausig blutiges Schauspiel, das dort droben Euer wartet, zu entsetzlich für ein Frauen-Gemüth; aber laßt mich den Ueberbringer Eurer Labe seyn, und ich werde Euren Auftrag sicher bestellen!"

Schwester Veronika nahm es dankbar an und der Mönch ging bald darauf den Graben entlang mit einem Armkorb, der von Weinkrügen und frugalen Speisen, wie sie zu Zeiten knappen Proviants des Einzelnen Speisekammer vermochte, schwer war.

Es war etwa acht Uhr Morgens, als Peter Sulpitius die Burg erreichte. Ein furchtbarer Kanonendonner dröhnte, denn draußen vor der Burgbastei hielten vierzig Stücke schweren Geschützes und schleuderten einen Hagel von Sprengs- und Zündgeschossen der größten Art in die Stadt herein, und von den Basteien vor der Burg antworteten mindestens zwanzig schwere Karthaunen und Feldschlangen. Das ganze Quartier von den Minoriten bis zu den Augustinern war in einem Aufruhr von Angst und Sorgen, denn die Granaten fielen bald da bald dort ein und zündeten, und eine Menge Bürger war auf dem Platze, um dem Brande Einhalt zu thun, und die Wiener Bürger wetteiferten in Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit, das Feuer zu löschen. Allenthalben hatte man das Pflaster aufgegerissen und abgetragen, um das Platzen der Hohlgeschosse und das Aufschlagen der Vollkugeln minder gefährlich zu machen, und das große Theater auf auf dem Burgplatz war ganz bis auf den Boden herunter abgerissen, weil es allzuviel Holzwerk enthielt und durch einen Brand der kaiserlichen Burg hätte gefährlich werden können; und überall in der Nähe der Hofburg waren die Schindeln von denjenigen Häusern abgenommen, welche damit gedeckt gewesen waren. All dieß zusammen: die an den Häusern hoch aufgesetzten Pflastersteine, die vermauerten überflüssigen Fenster und Thüren der Kirchen, die abgetragenen Dächer und Gebäude, gaben dem sonst so schönen und fröhlichen Wien ein seltsamschauriges Ansehen von Verheerung und Verwirrung.

Just in dem Moment, wo Pater Sulpiz die Höfe und Gänge der Hofburg hinter sich hatte und durch das Ferdinandspförtlein tretend die Zugbrücke beschreiten wollte, welche über den innern Graben führte, da prallte er erschrocken zurück, denn in einiger Entfernung vor ihm stieg jählings eine mächtige Feuersäule auf, der ein erstickender undurchdringlicher Qualm und Rauch und ein mächtiger Stoß wie ein Stück von einer Windsbraut folgte, und dann geschah im nächsten Augenblick ein Schlag von furchtbarer betäubender Gewalt, unter welchem die Erde erbebte, die Fensterscheiben auf dieser Seite der Burg und der nahen Gebäude klirrend sprangen und in den nächsten Minuten ein Hagel von Erde und Steinen niederfiel, daß dem frommen Pater, wie sehr er auch schon an alle Greuel und Schrecken des Kriegs gewöhnt war, alle Glieder bebten.

Digitized by Google

„Jesus Maria, eine Mine!“ schrie es hinter ihm, und sich umschauend, gewahrte er einen alten graubärtigen Konstabler von den Kanonieren, von dessen braunem Gesicht vor Schrecken ebenfalls jede Farbe des Lebens gewichen war. „Heiliger Nepomuk, bitt' für uns. Das ist am äußern Ravelin der Burgbastei! Das bedeutet einen Sturm!“ Und der alte böhmische Konstabler hatte Recht, denn kaum fünf Minuten nach dem erderschütternden Knall der springenden Mine ertönte aus der Ferne ein haarsträubender Lärm von Trommeln und Kesselpauken, von Zinken und großen Hörnern und ein vieltausendstimmiges Allahgeschrei, dem dann das Knattern des Kleingewehrfeuers folgte, das zwischen dem Kanonendonner hörbar ward.

„Das wird heiß hergehen!“ sagte der böhmische Konstabler; „o was wollt Ihr thun hier oben, Herr ehrwürdiges?“

„Ich will zu der Studentenkompagnie Nummer 3, könnt Ihr mir sagen, wo ich sie finde?“

„Das arme junge Blut, dauert mich sehr,“ sagte der Konstabler; „ist da drunten im äußern Ravelin, just wo die Janitscharen jetzt stürmen. O heiliger Stephan, das wird kosten Blut!“

„Könnt Ihr mir nicht den Weg zeigen nach dem Ravelin, Mann?“

„Hilft nichts, Vater ehrwürdiges; kommt nicht durch — steht alles voll Soldaten von Mansfeld Musketieren, aber wenn ihr wollt sehen, wie es geht zu bei Sturm solchiges, so kommt zu Geschütz meiniges und Ihr könnt vielleicht sehen berauschte Türkenhunde, wenn sie brechen hervor aus Laufgräben. Kommt her, ich habe Eile!“ Damit nahm er ihn am Arm und zog ihn über die Freiung wo Kugel auf Kugel einschlug und den Boden aufwühlte und die Erdschollen und Eisenstücke den beiden um die Ohren flogen. Ehe Pater Sulpiz sich dessen versah, war er auf der linken Bastei der Burg und zwischen den Geschützen, welche ihren Eisenhagel dort hinaus schleuderten gegen die Türken Ein. frischer Nordwind trieb den Rauch von dannen und in die Höhe, und machte ab und zu die Haufen der Janitscharen sichtbar, die wie Ameisen heranwimmelten und sich mit furchtbarem Geschrei und Lärm heranbrängten. Ein weiter Riß im Boden, dunkel aufgähnend, bezeichnete mit vom Pulver geschwärzten Wänden den Kessel der gesprengten Mine, welche nur ein Stück von der Spitze des Ravelins hinweggerissen hatte. Dort hinein sprangen die Janitscharen, dort drängten sie sich alle zusammen, um durch die Bresche zu dringen, und dort standen wie Mauern und kämpften Bären-gleich die österreichischen Krieger vom Regiment Mansfeld untermischt mit einer Studentenkompagnie und einigen Zügen von Hauptmann Frank's bürgerlichem Freicorps.

Dort ging es wahrlich heiß her, und wenn Pater Sulpiz hätte dort unten seyn können, so hätte er in dem Führer der Studenten jenen armen Gefangenen von damals aus dem Stockhause am Rothenthurmthore kaum wieder erkannt. Fridolin und die Studenten standen hinter der zerschossenen Brustwehr an der linken Face, wo der Wind den Rauch von ihnen abtrieb, den Stürmenden gerade in die Zähne. Von Opium und Haschisch berauscht, drangen die Sturmkolonnen der Janitscharen heran und wurden vom heißesten Musketenfeuer empfangen. Die besten Schützen standen auf dem Banket hinter den Palissaden und hinter ihnen die Anderen und reichten ihnen die Gewehre, und Fridolin rief immer: „Den Aga laßt mir, der bekommt den englischen Gruß von meinem Paternoster! Eins, zwei, drei! dem thut kein Zahn mehr weh! — So, Jungens, und nun aufgepaßt! jetzt kommt die ganze Schaar! Und nun schlagt dreix! Mit Gott für Kaiser und Reich!“

Dreimal stürmten die Janitscharen, dreimal wurden sie geworfen, denn die Vertheidiger Wiens wehrten sich wie eine Löwin um ihre Jungen, und die nächsten Geschütze schleuderten Kartätschen und Traubenschüsse in die türkischen Horden hinein.

Endlich wichen die Janitscharen zurück und mehr als 200 von ihnen lagen noch todt auf dem Platze, obschon die Türken ihre Todten und Verwundeten meist mitzunehmen pflegten, weil sie fürchteten, dieselben würden von den Christen ebenso sehr verstümmelt und geschändet, wie sie es in ihrer Rohheit und ihrem Fanatismus mit den Christenleichen machten, die ihnen in die Hände fielen. Der Sturm war für dießmal abgeschlagen, und mit staudhaftem Muthe und opferbereit eilten Soldaten und Bürger nun hinaus nach dem Ravelin, um in Eile die von der Mine gerissene Bresche auszubessern, obschon die türkischen Mörserbatterien eine Bombe um die andere nach dieser Stelle hin warfen.

Pater Sulpiz war den Schanzern gefolgt und als er an die Courtine kam, welche die beiden vorspringenden Werke der Burgbastei mit dem Ravelin verband, kamen ihm einige Soldaten entgegen, welche auf Tragbahren verwundete und todte Offi-

Digitized by Google

ziere aus dem Vorwerke brachten. Der erste war der Obristwachtmeister Rimpler, der Oberingenieur der Belagerten, welcher durch Granatensplitter schwer verwundet war, und unter den andern befand sich auch einer der Offiziere der Studenten, ein bildhübscher junger Mann, Namens Drobati, dem eine Kugel von einer türkischen Muskete durch die Schläfe getroffen hatte. Weiterhin kam dem Kapuziner eine Kompagnie vom Regiment Manusfeld entgegen, halb erschöpft zwar vom Gefecht und geschwärzt vom Pulver und Pulverdampf, aber frohen Muthes und freisamen Schrittes und jeder glücklich, daß er das Leben unversehrt aus der heißen Aktion gerettet, denn da draußen am Ravelin war der Kampf am heißesten gewesen, und wo die braven Manusfelder an einem der Waffenplätze in den einspringenden Winkeln der Bastei vorüber kamen, da wurden sie von den anderen Soldaten mit Jubel begrüßt.

„Warum kommen die Studenten noch nicht?" fragte der Pater, welchem dieser Auftritt das Naß in die Augen trieb, einen der Gefreiten vom Nachtrab.

„Weils noch nit abgelöst sind, Hochwürdiger," versetzte der Gefreite, „alle ihre Offiziere sind geblieben oder verwundet; oh, das sind Buaben, küssen möcht' man sie, denn die schlugen sich, als wären sie im Feuer aufgewachsen!"

„Und der Drillmeister Fridolin von der dritten Kompagnie?" fragte Pater Sulzig und die Angst drohte ihm die Kehle zuzuschnüren. — Der Gefreite machte eine bezeichnende Geberde und sagte: „Der arme Kerl! Der tritt morgen früh bei den himmlischen Heerschaaren zum Appell an, nnd war der Bravste von allen — jetzt liegt er da und rührt sich nicht mehr!"

Pater Sulpiz eilte tiefbewegt weiter und hatte bald das Vorwerk erreicht, welches furchtbare Spuren der Zerstörung aufwies. Die Schanzer waren schon an der Arbeit und die Studenten trugen die Todten und Verwundeten in den bedeckten Weg. Eine stumme Gruppe umstand tief ergriffen einen Mann, der am Boden lag und mit welchem sich der krumme Loysl beschäftigte; und als der Kapuziner nahe genug herankam, um den Umstehenden über die Schulter zu blicken, da erkannte er in dem scheinbar Todten jenen Fridolin, den er einst aus dem Stockhause hatte befreien helfen.

„Was ist's mit ihm, Herr Feldscheer? ist er wirklich todt?" fragte der Mönch, denn bei dem Anblick seines Friedensgewandes waren die Umstehenden beiseite getreten und hatten ihm Raum gemacht.

„Ah, Ihr seyd es, ehrwürdiger Herr?" fragte der Feldscheer; „na, ich kann's noch nicht sagen, wie es mit ihm werden wird; jedenfalls liegt er in tiefer Betäubung von dem schweren Schlage, und wir wollen ihm 'mal zur Ader lassen; vielleicht ist dann, wenn der arme Kerl wieder zu sich kommt, Euer Zuspruch nöthiger als meine Hülfe." Und ihm den Aermel von Janker und Hemd hinaufstreifend, öffnete er ihm mit der Lancette die Ader. Sulpiz hatte sich neben Fridolin niedergekniet, und betrachtete gespannt die kleine Wunde; anfangs kam lange kein Blut, denn sickerte langsam ein einzelner Tropfen hervor, dann quollen mehrere in Zwischenräumen nach, und erst nach einiger Zeit sprang der Lebenssaft im kleinen Bogen, und gleich darauf zwinkerte der Verwundete mit den Augenlidern, und seufzte leise auf.

„Gelobt sey Jesus Christ, er lebt!" rief der Kapuziner tief ergriffen.

„Wasser!" stöhnte der Verwundete kaum hörbar, und im Nu hatte der Mönch eine dickleibige Flasche aus dem Korbe genommen und an Fridolins Lippen gesetzt, der langsam aber lange sog.

„Ah, das ist stärker als Milch!" flüsterte er endlich und schlug die Augen auf; „das wärmt, das labt! — Aber was habt Ihr denn mit mir?"

„Stille, mein Freund, Du sollst nicht reden! Du bist verwundet," sagte der Mönch; „Du bedarfst vor Allem Ruhe. Ich bitt' euch, meine jungen Freunde, tretet etwas beiseite!"

Fridolin griff mit der rechten Hand nach seinem Kopfe und sagte: „Ja, da oben brennt und schmerzt es, als ob mein armer Schädel zu Brei geschlagen wäre."

„Das hat der Kolbenschlag von dem Janitscharen gethan, als Du mit dem Hirschfänger den andern durchrauntest, welcher den Pulversack mit der Lunte an den Fuß der Palissaden legen wollte," sagte einer der älteren Studenten; „Du ließest nicht ab, bis er den Sack losließ, den Du zurück unter die Stürmenden schleudertest! — Ha, das gab eine Lücke, als der Pulversack platzte und in die Luft ging! das allein hat den Rückzug entschieden!"

„Und wer hat dieß gethan?" fragte eine tiefe Stimme hinter dem Sprecher, und sich umwendend erkannte dieser den Bischof Kollonitsch, der mit einigen Augustiner Chorherren herangetreten war um sich der Verwundeten anzunehmen.

„Dieser da, unser Kannrad und Drillmeister

Digitized by Google

hochwürdigster Herr," sagte der Student, auf den Verwundeten deutend.

„Fridolin? Du bist's?" rief der Bischof, welcher nur mit Mühe unter dem triefenden Blut und dem Pulverruß die Züge des Verwundeten erkannt hatte. „Gib mir die Hand, wackerer Bursche! Wo bist Du seit acht Tagen gesteckt?"

Der Verwundete lächelte, aber die Rede war ihm schwer. „Er war bei uns, hochwürdigster Herr," versetzte statt seiner der Student von vorhin; „eines Morgens, als wir vor dem bürgerlichen Zeughaus am Hof exercirten und der alte Invalide, der uns drillte, nicht recht vorwärts kam, bat er den Hauptmann — Deodati, Baccalaur der Rechte, ist heute gefallen, Gott schenk' ihm eine fröhliche Urständ! — bat er also den Hauptmann in gutem ciceronischem Latein, ihm eine ehrliche Probe zu gönnen damit er die Compagnie ein paar leichtere und raschere Uebungen machen lasse, und als er es uns vormachte, ging's wie am Schnürchen; und seitdem theilte er mit uns Kost und Lager in der Aula, und wir gaben ihm ein leidlich studentisches Gewand gegen seine türkischen Kleider. Und heute hochwürdiger Herr, war er's, der hier befehligte, und der erste, der über die Verpfählung sprang, als die Janitscharen mit Petarden und Pulversäcken heranrückten, und der uns in's Handgemeng führte, wo unsere langen Raufdegen den krummen Säbeln wie Wetterstreich begegneten. Und dabei traf ihn ein Schlag von hinten, als er mit einem riesigen Janitscharen rang, der selbst im Berenden den ledernen Pulversack mit der brennenden Lunte nicht loslassen wollte, und noch im Zusammensinken zerdrückte er in seiner Hand hier die brennende Lunte, daß sie ihn tief ins Fleisch brannte."

„Ein braver Bursche," sprach Graf Kollonitsch gerührt; „das soll ihm nicht vergessen werden, wenn er es überlebt. Ich werde es dem Gouverneur melden!"

„Er soll unser Hauptmann werden, an Deodati's Statt, selbst wenn er kein Student ist," sagte ein Andrer; „er hat's um uns verdient, denn ohne seine Führung wären wir erdrückt!"

„Recht so, mein Sohn, brav gesprochen!" sagte der Bischof; „wer weiß, ob dieser Mann hier nicht noch mehr ist als ein Student, auch wenn er keine pergamentene Matrikel in der Tasche hat! — Jedenfalls wollen wir Allem aufbieten, um ihn zu erhalten, denn solch' ein Mann ist in diesen Zeiten ein Kapital. He, ihr jungen Herren! laßt einige von euch herantreten und den Verwundeten da zu den Minoriten tragen! . . . ."

„Mit Verlaub, hochwürdigster Herr," bat Pater Sulpiz bescheiden; „wenn mir ein bescheidener Einwurf vergönnt wäre, so wüßt' ich wohl ein Haus allwo dem Fridolin eine sorglichere und beeifertere Pflege zu Theil würde, als bei den Minoriten, wo es von Blessirten wimmelt und dem Einzelnen keine besondere Sorgfalt gewidmet werden kann, — ein Haus wo wenigstens Eine treue Seele sich unermüdlich seiner annehmen wird — jene Klosterfrau, Schwester Veronica von Biberstein, welche Fridolin aus der türkischen Gefangenschaft befreite."

„Wohlan, dann folgt den Weisungen des Paters und tragt den Burschen dorthin, wohin der Pater euch weist! Und Du, mein Sohn, wirst mir über ihn berichten," sagte Graf Kollonitsch zu dem Kapuziner.

„Täglich, hochwürdigster Herr!" versetzte der Mönch. Der Bischof drückte die welke Hand des bewußtlosen Fridolin und sprach ein herzlich gemeintes Segenswort über ihn; dann ging er weiter zu den Verwundeten von den Bürgern und Soldaten.

Pater Sulpiz hatte den Inhalt seines Korbs den Studenten übrantwortet, und das waren Tropfen auf einen heißen Stein Die Flaschen kreisten und hoben die Stimmung wieder, und unter dem Donner der Geschütze von den Belagerungswerken her sangen sie freisame Studentenlieder, bis der Bischof mit dem Grafen Rüdiger von Starhemberg herankam, welch' letzterer das Ravelin besuchte, um den Schaden zu besichtigen welchen die Mine und die Wurfgeschosse der Türken angerichtet hatten. Bei der Annäherung des Feldherrn verstummte der Gesang; aber der milde wackere Starhemberg winkte ihnen freundlich zu und rief: „Singts nur, ihr herzigen Buben, singt! ihr habt euch heute brav gehalten; ich bin mit euch zufrieden!"

„Aber füget zu dem Gaudeamus igitur auch noch das Te Deum laudamus!" sagte der Bischof, und ehe die beiden Herren mit ihrem Gefolge noch die Courtine erreicht hatten, schwoll die herrliche Harmonie des ambrosianischen Hymnus, aus Hunderten von frischen jungen Kehlen gesungen, mächtig an, stieg wie ein Opferrauch gen Himmel und erlabte manch männlich starkes Herz hinter den Wällen mächtiglich, daß manche Thräne unzerdrückt in einen struppigen Bart rollte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Negerdorf an der Küste von Sierra Leone.

(Mit Holzschnitt auf S. 264.)

Wir haben auf einem frühern Bilde unseren lieben Lesern die Heimath der Negersklaven in Nord-Amerika vorgeführt; dießmal zeigen wir ihnen ein Stück von der afrikanischen Heimath der armen Neger, welche ehedem zu Hunderttausenden von diesen Küsten hinweg nach den amerikanischen Kolonieen geschleppt wurden. Die Küste von Sierra Leone (Löwengebirge) erstreckt sich in einer Länge von mehr als 60 Meilen vom 5. bis zum 10. Grad nördl. Br. am Westrande von Afrika hin, und in ziemlich steil ansteigenden Gebirgsterrassen auf eine unbestimmte Tiefe hinein in's Binnenland, bis zu der großen Hochebene von Neuguinea. Das Land ist von einer Menge starker Wasserläufe und Flüsse durchzogen, welche von dem Gebirge herunterkommen und dem Boden eine ungemeine Fruchtbarkeit geben, aber auch das Klima ungesund machen, namentlich für Europäer. Der Küste entlang ziehen sich eine Menge niederer Inseln und Gruppen von kleinen Eilanden, welche mit Sandbänken abwechseln.

An einem der größeren Ströme, welche dieses Küstenland bewässern, an dem Melacuri, liegt das Negerdorf Bramáa, von welchem unser umstehendes Bild einen Theil darstellt. Die Bewohner dieser Gegend sind noch Neger, aber sie bekennen sich zur muhamedanischen Religion und stehen in der Kultur auf keiner so tiefen Stufe, wie viele andere Stämme der Westküste und des Innern. Dieß zeigen schon ihre Wohnungen an, welche bereits einen gewissen Grad von Behaglichkeit besitzen, sowie ihre Tracht, welche mit derjenigen der Neger vom Senegal im Wesentlichen übereinstimmt. Die Neger am Melacuri treiben Landbau, Fischerei und auch etwas Handel; sie bauen Mais, Reis, Yamswurzeln, Bataten, Baumwolle, Kaffee, Tabak, Zuckerrohr, Bananen, Ananas, Melonen, Brodfruchtbäume; sie züchten Schweine, Schafe, Büffel. Die meisten Dörfer haben noch Bethäuser, wenn auch keine eigentlichen Moscheen, und beinahe in jedem Dorfe findet man schwarze Marabuts oder Schriftgelehrte, welche schreiben und den Koran lesen können, den sie in Abschriften besitzen, welche den Grundriß des heiligen Tempels von Mekka mit der Kaaba (dem Sarge des Propheten Muhamed) zeigen und Proselyten für die muhamedanische Religion werben, welche sich allmählig der Küste entlang immer weiter nach Süden ausbreitet. Allein der Fluch der halbwilden Völker erfüllt sich auch an den Bewohnern dieses von der Natur so reichgesegneten Landes, das im reichsten Schmucke der tropischen Pflanzenwelt prangt und in dessen dichten Wäldern und üppigen Buschebenen Affen, Elephanten, Büffel, Nashorn, Antilopen ꝛc. in Menge hausen, während Fasanen und Papageien die Baumkronen beleben, zahlreiche Wasservögel in dem Schilf und den Dickichten der Ufer brüten, aber auch Schlangen und Krokodile nicht fehlen; diese armen Neger leben nämlich in stetem Bürgerkrieg unter einander; ein Stamm überfällt den andern, ein Dorf steht mit dem andern in Fehde, und nur die Anwesenheit der europäischen Kriegsschiffe vermag diesen Feindseligkeiten Einhalt zu thun, welche den Handelsverkehr so häufig stören.

Die ersten Niederlassungen an dieser Küste rührten von den Portugiesen her; aber im Jahr 1787 gründete die afrikanische Gesellschaft in London hier eine Kolonie, um durch Bekehrung und Tauschverkehr auf die Civilisation der Neger hinzuwirken und dieselben an den Bezug und Bedarf von englischen Waaren zu gewöhnen. Die Kolonie ward 1794 auf räuberische Weise durch eine französische Flotte angegriffen, und da die afrikanische Gesellschaft einsah, daß sie das Land gegen solche Angriffe nicht zu schützen vermöge, so trat sie 1808 ihre Rechte an die Kolonie der britischen Regierung ab, welche im folgenden Jahre die Stadt Kingston baute und befestigte, und die Kolonie seither (namentlich seit Aufhebung der Sklaverei in den Kolonieen) zum Aufenthalt freigewordener Negersklaven bestimmt hat. Insbesondere im Süden ist ein Landstrich, die Kolonie Liberia, hauptsächlich zum Asyl solcher, den Sklavenschiffen wieder abgejagten oder aus den amerikanischen Kolonieen zurückgebrachten Negersklaven ausersehen worden.

Melbourne, die Hauptstadt von Südost-Australien.

(Mit Holzschnitt auf Seite 265.)

Auf dem umstehenden Bilde machen wir dießmal unseren Gegenfüßlern in der Provinz Victoria, im südöstlichen Winkel des Festlandes von Australien, dem sogenannten glücklichen Australien (Australia felix) einen Besuch. Die Hauptstadt dieser fernen Provinz einer fernen Kolonie des britischen Reichs ward 1837 unweit der Mündung des Flusses Yarra Yarra in die Bai Port Philipp gegründet, und hat in diesem Augenblick schon eine Einwohnerzahl von

Digitized by Google

nahezu 150,000 Seelen, unter welchen auch das deutsche Element so zahlreich vertreten ist, daß daselbst schon zwei deutsche Zeitungen erscheinen und ein großer Theil der Handwerker aus Deutschen besteht, welche sich meist durch Sparsamkeit und Nüchternheit zu einem gewissen Wohlstand und Ansehen hinaufgearbeitet haben.

Melbourne ist die Hauptstadt eines sehr ausgedehnten und reichen Bezirks, und es ist vielleicht keine Ueberschätzung, wenn seine Bewohner in ihm eine künftige Weltstadt sehen und sich mit der Hoffnung tragen, es werde dereinst das New-York von Süd-Australien werden. Die ganze Anlage der Stadt hat etwas Großartiges, entschieden den Styl einer Großstadt, wie schon unser Bild zeigt, das die Ansicht von einer der Hauptstraßen gibt. Alle bedeutenderen Straßen sind breit und schön, und weisen eine Menge massiver und eleganter Gebäude auf, worunter sich namentlich die Gasthöfe und Banken auszeichnen. Eines dieser Hotels, das „Criterion", hat einen Speisesaal, worin täglich mindestens 300 Gäste vortrefflich speisen, und in dessen Mitte ein prächtiger Springbrunnen rauscht. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich mehrere Kirchen, vor Allem die römisch-katholische Kathedrale, besonders aus, sowie die in griechischem Style ausgeführte öffentliche Bibliothek, für welche die Kolonie jährlich 5000 Pfd. Sterl. zur Beschaffung von Büchern hergibt. Außerdem hat Melbourne noch ein schönes Stadthaus, ein Ausstellungsgebäude nach Art des Glaspalastes von Sydenham, mehrere Theater, ein großartiges Universitätsgebäude und einen ausgedehnten botanischen Garten unter der Leitung eines Deutschen, Dr. Ferd. Müller; ferner zwei Parlamentshäuser, deren Aeußeres an diejenigen zu London erinnert, und deren Inneres von Vergoldung starrt, aber auch an Werken der Malerei und Sculptur nichts zu wünschen übrig läßt. Die Stadt hat drei große Vorstädte: Collingwood, Richmond und St. Kilda, deren jede an Ausdehnung und Volkszahl manche deutsche Provinzialstadt überragt und namentlich Landhäuser und Gärten aufzuweisen hat, wie man sie in der nächsten Umgebung von Paris und London kaum schöner sieht. Eine große Wasserleitung führt der Stadt und den Vorstädten das nöthige Trinkwasser aus einer Entfernung von mehr als einer deutschen Meile zu, und die Eisenbahn verbindet Melbourne sowohl mit dem Innern als mit der weiter westlich an der Bai liegenden, ebenso rasch aufblühenden Stadt Geelong.

Seit der Entdeckung der Goldsand- und Waschgold-Ablagerungen in den Thälern und Flußgründen am Fuße der australischen Alpen hat Melbourne noch ungeheuer an Bedeutung gewonnen; es ist der Knotenpunkt für den gewerblichen und Handels-Verkehr von ganz Süd-Australien, und zieht unternehmende Einwanderer aus allen Theilen der Welt an. Ueberall macht sich die Rührigkeit und Umsicht der rasch zugreifenden, zähen, ausdauernden und energischen angelsächsischen Race geltend, und Gewerbe und Handel sind so lebhaft im Schwange, daß es förmlich an der genügenden Zahl von Arbeitern und namentlich an Frauenzimmern fehlt. Jeder geschickte Handwerker, jedes fleißige und solide Frauenzimmer findet hier gegen gute Bezahlung leicht Beschäftigung, und namentlich unsere deutschen Arbeiter und deutschen Dienstmädchen sind dort ungemein gesucht, weil unsere Handwerker gründlicher und vielseitiger ausgebildet und anstelliger sind, als die britischen, und weil unsere deutschen Dienstboten keine solchen Ansprüche machen, wie die britischen und amerikanischen. Unsere deutschen Landsleute in Melbourne aber empfinden nur Eines schmerzlich, nämlich den Mangel an Zufuhr von deutschen Mädchen, und an Umgang mit gebildeten deutschen Frauenzimmern, und Tausende bleiben lieber ledig, als daß sie sich ein Weib aus der Menge der Irländerinnen oder der Hefe der Bevölkerung britischer Großstädte holen würden, welche in Masse nach Australien eingeführt werden. Mit einem solchen Weibsbilde aber kann kein braver Deutscher jemals glücklich werden, denn er kann diese Geschöpfe sittlich und geistig nicht zu sich heraufziehen, sondern sie ziehen ihn auf die niedrige Stufe ihrer Rohheit und Liederlichkeit hinab und stehlen ihm sein ganzes Lebensglück. Daneben aber geht durch solche Mischheirathen auch das deutsche Element in der Familie zu Grund, und darum sollte man eine geordnete deutsche Auswanderung einrichten und einen Theil der Ueberzahl unserer weiblichen Bevölkerung nach derartigen fernen Kolonieen ausführen, wo das brave Frauenzimmer mit offenen Armen empfangen wird und eines guten Unterkommens gewiß seyn darf. Diejenigen unserer jungen deutschen Arbeiter aber, welche nach Australien auswandern, mögen sich im Voraus vergewissern, daß ihre Zukünftige ihnen nachfolgt, wenn sie einmal sich dort einen eigenen Herd zu gründen vermögen, denn sonst hilft aller äußere Erfolg dort ihnen nur wenig zur innern Zufriedenheit, obschon das glückliche Australien ein Land ist, wo einer noch eher sein Glück machen kann als in Nord-Amerika. —

Digitized by Google

Das Rathhaus zu Prag.
(Mit Holzschnitt.)

Von Prag der herrlichen Königsstadt, haben wir schon einmal gesprochen. Gebe Gott, daß sie eine deutsche Stadt bleibe, daß nicht das Czechenthum, diese von Deutschen gegründete Stadt, deren wohlhabendste und gebildetste Bürger von jeher die deutschen Böhmen waren, sie vom deutschen Reichsverbande losreißen, wie es heutzutage das Ansehen in Oesterreich hat, daß Slaventhum und Magyarenthum durch ihre numerische Uebermacht das deutsche Element erdrücken wollen! — Das Rathhaus steht in der Altstadt von Prag und bildet nächst dem Carolinum (dem eigentlichen Universitätsgebäude) die vorzüglichste Sehenswürdigkeit der alten Königsstadt. Es steht am großen Ring und imponirt durch seine gewaltige Anlage, welche sich noch aus dem vierzehnten Jahrhundert herschreibt. Der ursprüngliche Bau ist theilweise niedergerissen worden, und hat großentheils dem von 1838—1848 in gothischem Style erbauten neuen Theile des Rathhauses weichen müssen, dessen gothische Façade mit den Standbildern der Könige und Helden von Böhmen geschmückt ist. Von jenem stehen nur die Kapelle, der große Thurm von 247½ mit der merkwürdigen Uhr, welche schon seit 200 Jahren nicht mehr geht, da seither niemand sie wieder in Gang bringen konnte, und die Südseite mit dem Portal und der alten Rathsstube noch, wie auf unserm Bilde deutlich zu sehen ist. Die sechs Standbilder am zweiten Stockwerk (von dem geschickten Bildhauer Jos. Max) stellen die um die Stadt Prag verdientesten Regenten: die böhmischen Könige Spitignew I. und Ottokar III., die deutschen Kaiser Karl IV. und Ferdinand III., und die österreichischen Kaiser Franz I. und Ferdinand I., dar. Am 21. Juni 1621 wurden nach der Schlacht am Weißen Berge 27 Männer, meist dem böhmischen Adel angehörig, als die Leiter und Häupter der protestantischen Partei hier hingerichtet. Später, im Februar 1633 ließ Wallenstein auf derselben Stelle 11 Offiziere höhern Ranges hinrichten, weil sie sich angeblich in der Schlacht bei Lützen feige gehalten hatten. Jetzt schaut das Rathhaus nicht mehr auf blutige Stätten herab, sondern auf den regsten Verkehr der sich hauptsächlich auf dem großen Ring und in der anstoßenden Zeil vergasse concentrirt, und so Gott will, sind die Zeiten vorbei, wo in Böhmen Religionskriege wiederkehren können, wenn gleich die böhmische katholische Geistlichkeit noch immer finstrer Unduldsamkeit beschuldigt wird.

Digitized by Google

Der Eisberg.

Eine Seemanns-Geschichte von R. Nellenburg.

(Fortsetzung.)

„Nun denn!“ fiel ich Stevens in's Wort, „woraus bestanden denn Eure Hülfsmittel, nachdem Ihr sie zusammengezählt hattet?“

— „Aus drei Gewehren — das eine war eine Büchse und gehörte dem Jungen, mit einem schmucken polirten Schaft und schönen Schloß und das ganze Gewehrchen federleicht — du liebe Zeit! diese einzigen Söhne bekommen ja was sie wollen. Ferner aus zwei Handbeilen mit kurzen Stielen — der Junge hatte keines. Außerdem hatten wir drei Tepiche und die Kleider, die wir auf dem Leibe trugen. In den drei Säcken hatten wir ungefähr zwölf Pfund fettes geräuchertes Schweinefleisch, gekocht, und ungefähr ebenso viel Schiffszwieback. Sands hatte etwas Thee bei sich, aber der schläfrige Sam trug den gesammten Kaffee in seinem Sacke, und so hatten wir keinen bei uns. In der Tasche meiner Jacke führt' ich immer ein Stück Talgerepen (ganz dünne Taue oder starke Packschnur) mit mir. Einen großen Angelhaken hatten wir auch — und auf die seltsamste Art von der Welt. Sands fragte den Jungen: 'Was hast Du denn da in der Ecke von Deinem Brodsack?'

„'Das da? Oh, das ist ein Haken um Haifische damit zu fangen. Tante Nelly gab ihn mir.' Und wirklich war es auch eine große stählerne Fischangel mit starken Widerhaken und einem Flaschenkork auf der Spitze (denn er war gar ein vorsichtiger Junge) und einem Stückchen Kette von beiläufig zwei Fuß Länge am andern Ende.

„'Und wozu hast Du ihn denn auf diese Fahrt mitgenommen?' fragte ich ihn; 'hofftest Du etwa Haie zu fangen?' — Du lieber Himmel, wie Sands darüber lachte!

„'Mit nichten,' sagte der Junge; 'der Kapitän meinte nur, Ihr würdet vermuthlich einige Robben schießen, und da dacht' ich mir, man könnte sie mit dem Angelhaken da anhaken, um sie daran über das Eis zu schleppen.'

„Dieser Einfall war gar nicht so übel, und Sands lachte nun nicht mehr. Ich denke, das war so ziemlich Alles, was wir bei uns hatten und eine sehr armselige Ausrüstung war es. Unsere Mundvorräthe reichten bei knappen Portionen hin, um unsern Unterhalt auf fünf Tage zu sichern. Bis dahin hofften wir, wenn es uns gelang, in die sogenannte polare kalte Strömung zu gelangen, etwa bis zum einundsechszigsten Breitengrade heruntergetrieben zu werden und einigen Walfischfängern zu begegnen. So fügten wir uns denn in das Unabwendbare, und machten uns daran, uns ein wenig behaglicher einzurichten. Das Dringendste war, etwas warm zu bekommen, weil die Kälte nicht allein unangenehm ist, sondern Einen auch antreibt, mehr zu essen, wenn man es hat, und mehr zu verlangen, wenn man es nicht hat. — Der Wind blieb andauernd Südwind, und wir konnten bald auf weit und breit in der Runde kein anderes Eis mehr sehen, als unsern kleinen Eisberg. Wenn wir auf die Luvseite kamen, dünkte es uns ganz warm, darum nahmen wir alle unsere Sachen auf diese Seite und hieben ein Loch in das Eis, um sie hineinzuthun, und einen kleinen Ablaufkanal daran, damit das Thauwasser ablief und die Sachen nicht naß wurden. Hierauf hieben wir eine Art Plattform eben, um darauf zu stehen; allein sie war verzweifelt glatt, denn das Eis schmolz so schnell es konnte, und das Thauwasser lief in Kanälen von oben herab, wenn die Sonne darauf schien, und machte die Luft ganz feucht.

„Am andern Morgen beschlossen wir eine Erforschung und Untersuchung der 'Insel', wie wir sie nannten, vorzunehmen. Sands und ich nahmen unsere Gewehre und machten uns auf den Weg; der Junge blieb auf der Plattform zurück auf dem Lugaus ....“

— „Wie groß war denn der Eisberg im Ganzen, Stevens?“

„Jemn, ich möchte sagen ungefähr dreimal so groß, als ein Fahrzeug von tausend Tonnen Last — aber natürlich von einer ganz andern Gestalt. Hier ist die Skizze, die ich davon entworfen habe

Digitized by Google

und die so ähnlich ist als sie mir mein Gedächtniß wiedergibt. Ihr sehet, sie hatte zwei Gipfel und ein Stückchen Flue am Fuß. Es war lange kein so großer Eisberg wie ich deren manche gesehen habe. — Na, wo bin ich denn stehen geblieben? Ach ja, ich weiß schon. Sands und ich gingen also herunter auf die Flue, und ich sagte zu Sands: 'Die Flue da wird bald entzwei gehen, denn sie kann der Abspülung nicht widerstehen.' Sie war nämlich kaum sechs Fuß dick, ganz frisches Eis. Wir gingen also um den Fuß der Pyramide herum und hielten uns so nahe wie möglich an demselben und blieben bei jedem Schritte stehen, denn es war verwünscht glatt und schlüpfrig. Auf einmal winkt mir Sands und sagt: 'horch!' Ich horche und höre irgend etwas plätschern und sprudeln, ganz anders als den Wellenschlag gegen das Eis. 'Das sind Robben!' sagt Sands, und er hatte Recht. Es waren drei schöne Seehunde, die eben so regelrecht in der Falle waren wie wir. Ihre Löcher waren ein sechs oder acht Fuß über ihnen; sie waren durch die Löchr gekommen, und lagen auf den Rändern, ehe die Flue von dem großen Felde Packeis abbrach und umschlug; so glitten sie herab bis sie hielten, wo der Berg begann, an einer Stelle wie der Winkel des Buchstabens V. Sie stierten uns an und wir sie; aber wir besannen uns bald eines Andern und schlugen ihnen die Schädel ein. Allein es fragte sich nun, was mit ihnen zu machen. Darum kehrten Sands und ich zurück und holten den Angelhaken des Jungen, und hiemit und mit dem Stücke dünnen Taus, das ich bei mir hatte, schafften wir sie alle drei auf die Plattform hinauf, wo der Junge war. Mittlerweile war es dunkel geworden, und wir verschoben das Abziehen und Zerschneiden der Robben bis auf den andern Tag, wo wir sie dann zerwirkten.

„'He, Stevens,' sagte der Junge, 'könntet Ihr nicht etliche Paar Schuhe aus der Haut machen mit der Haarseite nach der Sohle? — sie hätten dann einen bessern Halt auf dem Eise. — Auch könnt Ihr dieselbe in Streifen schneiden, der Quere nach, seht, so!' Und er kratzte mir mit seinem Messer eine Figur auf das Eis hin.

„Wir machten solche Schuhe und zogen sie über unsere Stiefeln her und fanden bald, daß wir mit denselben ganz leicht auf dem Eise herumlaufen konnten; das Fleisch legten wir in unsern 'Eiskeller', wie Sands ihn nannte, denn er lachte über Alles, seit der Junge wieder wohl war. — Wir kochten auch einigen Thran aus, obschon dieß eine mühselige Arbeit war, denn wir hatten nur drei kleine Pfannen; trotzdem aber verwandelten wir eine davon in eine Lampe, indem wir aus einigen Fetzen von Sands' baumwollenem Hemde einen Docht anfertigten. Ein Licht konnten wir leicht machen mit den Steinschlössern unserer Gewehre und etwas feuchtem Pulver. Und nun schmolzen wir Thran aus, auf jedes Mal ungefähr eine halbe Pinte, und machten ein Loch in's Eis, um ihn darin aufzubewahren, denn wenn auch das Eis am Rande schmolz und das Wasser in das Loch hineinlief, so blieb es doch immer am Boden des Loches und der Thran schwamm auf dem Wasser.

Fünf Tage vergingen, und der Zwieback war zu Ende sammt dem Schweinfleisch. Wir hatten nichts als das frische Robbenfleisch, allein hievon einen so großen Vorrath, daß wir damit auf einen ganzen Monat reichten. An selbigem Abend sagte ich zu Sands und dem Jungen: 'Hört 'mal; gesetzenfalls es passirte ein Schiff bei Nacht, so können wir es nicht sehen, und sie können uns auch nicht sehen. Da denk' ich denn, wir sollten der Reihe nach Wacht halten und Einer sollte immer auf dem Lugans seyn, denn der Geier mag wissen, wie lange diese Geschichte noch währen soll.'

„'Sie wird nicht lange währen,' meinte Sands, 'wenn dieser Südwind lange anhält; das Eis schmilzt stark Tag und Nacht, und wenn wir erst hinunter in die Sonne kommen, so wird in einer oder zwei Wochen verwünscht wenig mehr von diesem Eisberg zu sehen seyn. Wir brauchen gar nicht zu fürchten, daß wir in diesem Fahrzeng die Linie passiren. Ich hab' schon manches Schiff verlassen,' sagt' er, 'aber ich habe nie ein Schiff gehabt, das mich auf solche Weise verließ, wie dieß hier es im Sinne zu haben scheint.' — Und er hatte leider ganz Recht; das

Digitized by Google

ganze Ding konnte zusammenschmelzen, ehe wir davon loszukommen im Stande waren. — 'Seht her, Stevens,' fuhr er fort, 'wir stecken in einer häßlichen Patsche, denn gesetzt auch, ein Schiff sähe uns, so wird es uns so weit wie möglich ausweichen; Ihr begreift ja, daß wir uns ihnen nicht auf eine Meile oder mehr hörbar machen können.'

„'Allerdings,' sagt' ich; 'allein wir können machen, daß sie uns auf drei Meilen und mehr von der See aus sehen!'

„So machten wir uns denn daran und verfertigten noch drei Lampen aus den Schädeln der Seehunde, und sie gelangen vorzüglich; ein Stückchen von einem alten Hemde war der Docht, und wir hatten nur einen Pfad zu jeder Lampe auszuhauen. Wir stellten sie, so gut wir konnten, nach den vier Hauptpunkten des Kompasses aus und zündeten sie schon die nächste Nacht an; es gewährte einen hübschen Anblick, den Widerschein der Lampen im Wasser zu sehen, denn auf dem weißen Eise hob sich das Licht wunderschön ab. Das Oel in jeder Lampe währte ungefähr sechs Stunden, denn wir hatten keinen dicken Docht. Die Lampe, welche wir aus der Pfanne gemacht, behielten wir in unserem Nachtlager, bei den anderen aber mußten wir die Runde machen und nachsehen, ob sie alle wohlbestellt seyen. Den Wind hielten wir durch Schirme aus Eisblöcken von ihnen ab.

„In einer Nacht — es war ungefähr die zwölfte, die wir auf unserer schwimmenden Insel zubrachten — war der Junge auf dem Lugaus, kam zu mir und weckte mich. 'Stevens,' sagte er, 'mich dünkt, ich sehe ein Segel.' Ich verlor kein Wort, denn ich mochte Sands nicht aufwecken, der ohnedem etwas schwermüthig zu werden schien. Ich richtete mich auf und schaute in der Richtung hinaus, die er mir andeutete, und meiner Treu! dort segelte ein Schiff, kaum 'ne halbe Seemeile luvwärts von uns; der Wind hatte ein wenig nach Ost umgeschlagen. Ich schrie auf und weckte Sands. Der arme Bursche! er geberdete sich wie verrückt, so entsetzlich schrie und brüllte er.

„'Laß Dir was sagen, Sands!' sag' ich; 'dieß Schreien und Toben hilft all' nichts und Du thust Dir selber nicht gut damit. Sie müssen uns sehen, wenn es uns helfen soll. Reiß noch ein Stück von Deinem Hemde ab, damit wir einen dickern Docht in diese Lampe machen können, und dann geh' und hole die anderen Lampen herbei.' — Das that er denn auch, und wir stellten die Lampen zusammen und meinten, sie müßten uns nun sehen; allein es scheint daß sie unser doch nicht ansichtig wurden, denn nach etwa einer halben Stunde steuerten sie von uns hinweg. Wie Ihr sehet, ließen sich die Leute nicht entfernt träumen, daß Menschen auf einem Eisberg so weit nach Süden seyn würden, wie wir, und ein Eisberg ist immer ein Ding, dem man ausweicht, wo man irgend kann.

„Es war uns Allen ganz sonderbar um's Herz als wir das Schiff aus dem Gesicht verloren. Der Junge und Sands weinten. Ich sah jedoch nicht ein was es helfen sollte, darüber niedergeschlagen zu seyn, obschon mich dünkt, ich verwünschte den Kapitän jenes Schiffes aus Herzensgrunde; so ließ ich denn die beiden die Lampen wieder an ihren Platz zurücktragen und half den Rest der Nacht dem Jungen Wache halten. — Der arme Bursche, er weinte sich selbst in den Schlaf. Denkt Euch, wir waren nun zwölf Tage in See, und hatten vom ersten Tage an nicht einen trockenen Fetzen auf dem Leibe. Unsere Haut war ganz wund und über und über mit kleinen Bläschen bedeckt, und um den Hals und die Hüfte, wo die Kleider rieben, waren wir ganz mit Schorf bedeckt. Probirt es einmal zwölf Tage lang an irgend einer Stelle Kräuterpflaster aufzulegen, und ihr werdet spüren und sehen, was dabei für Euch herauskommt. Der arme Sands war am meisten zu bedauern; er war von uns Allen am schlimmsten daran.

So ging es fort, Tag um Tag. Zu essen hatten wir genug, lauter frisches Robbenfleisch. Manchen Tag sahen wir Schiffe, manchen Tag wieder nicht. Es war eine langweilige Fahrt, aber ich suchte meinen Gefährten die Zeit zu vertreiben; es gibt nichts besseres als regelmäßige Arbeit, um Einen vom Brüten über unangenehme Dinge abzuhalten. Zuweilen schossen wir auch nach Seevögeln, aber mehr als die Hälfte von ihnen fiel in's Wasser.

Am achtzehnten Tage wurden wir beinahe von unserer schwimmenden Insel heruntergestürzt durch das Abbrechen des kleinen spitzigen Stückes, das Ihr auf meiner Zeichnung sehet. Es brach herunter und stürzte mit einem entsetzlichen Getöse in's Wasser, sank beinahe unter, tauchte dann wieder auf und zertrümmerte beinahe unser Stück, als es sich an demselben rieb. Am andern Tage trennte es sich von dem unsrigen und trieb weiter ab; am zweiten Tage schwamm es kopfüber und wir verloren es über Nacht. Dieß war am einundzwanzigsten Tage, und die Sonne war heiß — nicht

Digitized by Google

warm, sondern wirklich heiß. Wir trockneten einiges von unseren Kleidern, indem wir sie luvwärts auf den Ladestöcken aufhingen, aber bei Nacht beschlugen sie sich wieder ganz mit Nässe. Sands erkrankte in der darauffolgenden Nacht — er war so schlecht, daß er seine Wacht nicht thun konnte. Wir mußten in wärmeres Wasser gekommen seyn, denn anstatt aus dem Wasser herauszuragen, begann unser Eisberg zu sinken — und zwar auf der einen Seite mehr, als auf der andern, so daß die Pfade allzu schlüpfrig und glatt wurden, um noch sicher zu seyn. Eine andere Erscheinung, die mir auffiel, war, daß die ganze Insel sich manchmal mit der Sonne drehte, manchmal in umgekehrter Richtung, und dann wieder einen ganzen Tag hindurch vollkommen still lag.

„Am vierundzwanzigsten Tage — der Junge war soeben weggegangen, um nach den Lampen zu sehen — fragt mich Sands: 'wie lange wird er ausbleiben?'

„'Eine halbe Stunde,' sag' ich.

„'Stevens,' hub er an, aber ich sagte, er solle mich schlechtweg Ben nennen, — 'Ben,' sagt' er, 'ich treib' es nicht mehr lange — es geht mit mir zu Ende — ich fühl' es hier, irgendwie, — es ist eine Art Ahnung!' — Er sah erbärmlich schlecht aus, aber ich suchte ihm Muth und Hoffnung einzusprechen, daß wir jede Stunde von unserer Insel erlöst werden könnten, da wir jetzt im gewöhnlichen Kurs der meisten Walfischfahrer seyen. — Nicht doch, nein nein!' sagte er und deutete auf seine Brust, 'mit mir ist's herum, ich spüre es hier.' Du lieber Himmel, wie ganz anders war seine Hand jetzt als damals, wo ich sie zuerst gesehen! Dünn und abgemagert, daß die Knochen durch die Haut schienen, und dabei weich und welk wie ein Weiberhändchen. — 'Ben,' fuhr er fort, 'ich habe noch eine Bitte an Dich: Du kannst mir einen Liebesdienst erweisen, wenn Du überhaupt noch mit dem Leben davonkommst.'

Ich versprach ihm alles zu thun, was nur in meiner Macht stehe

„Und nun hör' mich an, Ben, denn ich habe nicht mehr viel Wind übrig. — Vor der vorletzten Seereise bracht' ich ein schönes Stück Geld mit nach Hause und wollte mir eine Weile damit gütlich thun; da ging ich denn an's Land und kaufte mir einen span-neuen, schmucken Anzug, und da mir der Name Sands nicht gefiel, nahm ich einen andern an, und machte mir gute Tage. Das thut mir nun zwar sehr leid; aber siehst Du, wenn ein Bursche drei Jahre lang unter den Kulies war, da ist ihm zu Muthe, als müßt' er auch ein Bißchen Freiheit haben, wenn er wieder unter weiße Menschen kommt. Da ging ich denn nun an die Küste nach einem Dörfchen, das ich kannte, und sah dort ein Mädchen in der Kirche. Sie schien ein Auge auf mich zu haben, und so fing ich im Nu aus Scherz eine Bekanntschaft mit ihr an. Sie nahm die Sache ganz ernstlich und verliebte sich regelrecht in mich, und ich bracht' es auch allmählig dahin, daß ich ganz in das schmucke Kind verschossen war. Ich meint' es jedoch nicht schlecht mit dem Mädchen, denn ich wollte sie heirathen, — das ist mein Ernst, so wahr mir Gott helfe!" sagte er. „Kurz, wir wurden recht vertraut, und eines Abends sagte sie zu mir, ich sey recht grausam gegen sie gewesen und habe schlecht an ihr gehandelt, und sie ward traurig und sagte mir, es müsse noch Alles an den Tag kommen. Ich ärgerte mich darüber und weil sie so weinte — obschon das arme Ding Grund genug dazu hatte, — so sagt' ich ihr denn: wenn sie mir die Ohren voll heule, so ginge ich auf und davon und käme nicht wieder, und ich trollte mich denn auch auf der Stelle."

„Es war mir nicht Ernst damit, Ben, ich schwöre Dir's — ich wäre schon wieder gekommen. Statt dessen aber traf ich einen alten Tischlumpan von mir, der mir einen Rausch anbing und mich dann an Bord eines westindischen Kauffahrers brachte, und als ich wieder zu mir kam, so war ich zu weit vom Strande um wieder umzukehren, darum trutzte ich und wollt' meine Schuldigkeit nicht thun. Da sagte der Kapitän zu mir: ‚Heda, mein Mann, es hilft Dich nichts — Du bist nun einmal hier und wirst bezahlt werden. Du kannst nicht geschwinder wieder nach Hause kommen als mit mir; darum thu' Deine Arbeit wie ein Mann, und in paar Monaten werden wir auch wieder nach Hause kommen!' — So ergab ich mich denn darein und that meine Schuldigkeit. Als wir aber nach Kingston kamen, kriegt' ich das Fieber und lag zwei Monate im Spital, und mein Kapitän ließ mich dort und zahlte mir meine Heuer (Löhnung) aus, die ich auf der Hinreise gut gemacht hatte. Hernach kam ich heim und erfuhr nun, daß sie weggegangen sey — niemand wußte wohin. Ich machte mich dann auf, sie aufzusuchen, und versuchte alle möglichen Mittel und Wege, bis mein Geld aufgezehrt war; hierauf mußt' ich Dienste nehmen auf der ‚Belle of Aber-

Digitized by Google

deen', denn ich versteh' mich ziemlich gut auf den Walfischfang und wußte, daß ich dabei Geld verdienen konnte. Es war mein Wunsch, dann wieder heimzukehren, sie aufzusuchen und zu heirathen..."

Hier ward er von Krämpfen befallen, so schlimm, daß ich mein Feldfläschchen mit Branntwein herausholte und ihm ein wenig eingoß. Ich hatte gerade den Stöpsel wieder hineingesteckt, da kam der Junge herbeigetaumt und brach dicht neben mir athemlos zusammen. Ich fragte, was es gebe? Er machte mehrmals den Mund auf und schnappte nach Luft und endlich stammelte er: 'Ein Segel! es ist dicht hier bei — ich kann die Leute auf dem Deck sehen!' Und damit sank er ohnmächtig zusammen. Ich sagte es Sands.

„'Ein Segel?' rief er und wollte sich aufrichten; aber Du lieber Himmel! Er hatte nicht mehr Kraft als ein Säugling und brach sogleich wieder zusammen und sah so todt aus als nur möglich. Ich wollte noch mehr von ihm erfahren, darum reicht' ich ihm noch mehr Branntwein und fragte ihn nach dem Namen des Mädels.

„'Das Segel!'" rief der Junge, denn er war wieder zu sich gekommen und brachte nichts anderes heraus. 'Oh, das Segel!'

„'Wie heißt sie!' fragte ich Sands. Er starrte mich an als ob er nicht höre.

„'Das Segel!' rief der Junge ängstlich: 'Ihr werdet es verfehlen und wir werden sterben!'

„Ich reichte Sands noch mehr Branntwein und fragte ihn dann wieder so laut ich konnte: 'Wie hieß das Mädchen?'

„'Esther Th—' er brachte nicht mehr heraus. Ich gab ihm nun das ganze Restchen Branntwein und fragte ihn noch einmal. 'Esther Thompson,' sagte er.

„Esther Thompson! Er war also Fitzjames. Dieser Bursche, Herr, den ich geliebt hatte, als ob er mein Bruder gewesen wäre, und den ich noch liebte .... dieser Kerl!.... bei Gott, Herr!" rief Ben und schlug mit der Faust auf den Tisch; „dieser Kerl war also mein größter Feind — hatte mir Esther geraubt und entführt und ich konnt' ihn doch nicht hassen. — Der Junge schrie noch immer: 'Ein Segel! ein Segel!' und ich war halb von Sinnen.

„'Ben,' sagte Sands; 'kennst Du sie?'

„'Ob ich sie kenne? sie ist mir das Theuerste auf Erden, Du vermaledeiter Schuft!'

„'Nicht doch!' sagte er und schien wieder ganz kräftig; 'ich bin kein Schuft. Ich hab' es mit dem Mädel ehrlich gemeint; ich hatt' es ernstlich vor — ich kann's beschwören, — sie zu heirathen, und niemand würde etwas von ihrer Schwäche erfahren haben, wenn nicht jener verwünschte Rausch dazwischen gekommen wäre, Ben!' sagt' er, und die ganze Zeit über schrie der Junge fortwährend: 'Ein Segel! ein Segel!' — 'Wenn Du sie je wieder siehst, Ben,' fuhr er fort, 'so sag' ihr, ich sey kein Schuft gewesen, hab' es gut mit ihr gemeint und sie nicht in's Unglück stürzen wollen. Versprich mir das!'

„Ich sah, daß es rasch mit ihm zu Ende ging, und versprach ihm, ich wolle Esther Alles ausrichten.

„'Noch eins,' sagte er. 'Ben, hier ist etwas in meiner Flanelljacke eingenäht — schneid' es heraus!' Ich schnitt es aus — es war ein halber Sixpence, ganz gekrümmt und verbogen. 'Das gab sie mir,' sagte er und schaute es so zärtlich an, als ob es sie selbst gewesen wäre, und küßte das Ding. 'Gib es ihr zurück, und sag' ihr, ich hätte sie geheirathet.'

„'Das will ich, Sands, ich gelobe es Dir!' sagt' ich. 'Möge Gott Dir vergeben, wie ich es thue.'

„Der Junge schrie und kreischte noch immer; als daher Sands ruhig war, ging ich nach der andern Seite des Eisberges hinüber, um nach dem Segel zu sehen. Es war zu spät — das Schiff war schon zu weit entfernt, als daß ich mich noch hätte sichtbar und vernehmbar machen können.

„Als ich zurückkam, war Sands todt: das Stück von dem Sixpence hielt er noch krampfhaft in der Hand; ich nahm es heraus, steckte es zu mir und ging dann, um nach dem Knaben zu sehen. Er war beinahe so todt als Sands. Es war ein furchtbarer Anblick, sie beide so starr und still daliegen zu sehen — Sands ganz todt, und der Junge so nahe daran, daß ich kaum mich überreden konnte es sey noch Leben in ihm. Und ich hatte nicht einmal mehr ein Tröpfchen Branntwein. Sands hatte allen vollends erhalten.

„Ich weiß nicht wie es kam, aber ich konnte den armen Sands niemals ernstlich hassen, — und am allerwenigsten seit ich Alles von ihm wußte. Ich glaubte auch nicht mehr, daß er schlecht an ihr hatte handeln und sie sitzen lassen wollen. Wie er sagte: ohne jenen Rausch könnte er noch am Leben und glücklich seyn. Es ist eine schlimme Sache für einen Mann, wenn er seine Trinklust nicht ganz im Zaume hat, denn das Trinken bringt ihn in zahllose Ungelegenheiten. Bursche wie er sollten das Trinken gar aufgeben; und doch ist es ein hartes Ding, Kameraden froh und lustig zu sehen

Digitized by Google

und sich ihnen nicht anschließen zu können; macht daß ein solcher Bursche seinen Kameraden vorkommt, wie ein nasser Teppich = sie sind so fröhlich und munter, und er trinkt seine Limonade oder Wasser. Mich dünkt, es ist eine verzweifelt harte Sache, von einem lustigen Gelage wegzubleiben.

„Der Junge schrie noch immer: 'Ein Segel! ein Segel! ein Segel!' Er war nämlich verrückt geworden, seh'n Sie — er wußte nicht mehr wo er war, und war so hülflos und schwach wie ein Kind und konnte nicht mehr essen, so daß ich das Robbenfleisch kochen und ihm die Kraftbrühe davon Löffelvollweise eingeben mußte. Er war ganz wie ein Kind und wenn man ihm den Löffel an die Lippen setzte, so schwatzte er in Einem fort: 'Ein Segel, ein Segel!' als ob er es nicht schon tausendmal zuvor gesagt hätte.

„Es war ein hartes Stück Arbeit, denn ich ward nachgerade ebenfalls sehr schwach und um die Hüfte, den Hals, die Hand- und Fußgelenke herum so wund, daß ich mich kaum mehr rühren konnte und mich jede Bewegung schmerzte. Zudem konnte ich Sands' Leiche nicht so da vor des Jungen Augen liegen lassen, und mußt' ihn daher auf die andere Seite des Eisbergs hinüber schaffen, was mich drei Stunden grenzenloser Mühe kostete. Ich hätte die Leiche sogleich in die See werfen können, aber ich wollte keinen Grund zum Verdacht unsaubern Spiels geben, was sicher geschehen wäre, wann er gefehlt hätte und wir allein gefunden worden wären.

„So trieb ich es denn noch vier oder fünf Tage lang — kochte dem Jungen das Robbenfleisch und gab ihm die Brühe mit dem Löffel ein, besorgte aber die Lampen nicht mehr, denn ich war zu schwach, um Nachts aufstehen und sie nachfüllen zu können, und lag auch den ganzen Tag in einer Art Betäubung, halb schlafend, halb wachend. — Die ganze Zeit hindurch ward das Wetter von oben herab immer heißer und es war erschrecklich und furchtbar genug mit anzusehen, wie das Eis schmolz und das Thauwasser den ganzen Tag und die ganze Nacht wie in Wasserfällen herunterströmte. Ich konnte beinahe die Tageszeit mit Bestimmtheit an dem Geräusch des fallenden Wassers angeben. Um Mittag war's ein regelmäßiges Rauschen, und dann um drei oder vier Uhr Morgens war es beinahe vollkommen still. Man konnte das Eis nahezu schmelzen sehen. Noch zwei oder drei Tage lang murmelte der Junge unablässig: 'Ein Segel, ein Segel!' Es ward mir dabei ganz schwindlig und dämlich im Kopfe — ich konnte ab und zu gar nichts mehr sehen, und fürchtete schon, es werde in wenigen Tagen vollends mit mir aus seyn.

„Endlich schien ich blind zu werden, ich konnte kein Auge mehr öffnen und kein Glied mehr rühren, doch konnt' ich sagen, daß es gegen Abend ging, denn das Plätschern des Thauwassers war nicht mehr so stark; aber ich vermochte nicht mehr aufzustehen noch dem Jungen etwas zu reichen, noch selber etwas zu holen, und ich war so abgestumpft und heruntergestimmt, daß mir daran auch gar nichts zu liegen schien und ich mich eben darum auch um ihn nicht mehr bekümmerte. — Schmerzen hatt' ich gar nicht — es war mir eher leicht zu Muthe und ich fühlte mich behaglich, denn ich lag auf Sands' Rock und meinem eigenen. Dann schlief ich ein. Ich weiß nun nichts mehr von mir, bis ich wieder zu mir kam, wie die Weiber sagen. Ich lag in der Koje eines kleinen Barkschiffs — ich merkte daß an dem kurzen Stampfen, welches das Fahrzeug verursachte. Lange Schiffe stampfen immer langsamer. Ich hörte jemand sagen: 'Es geht ganz gut mit ihm, Doktor!" — Das war denn auch in einer kleinen Weile mit mir der Fall, ich richtete mich auf und verlangte zu essen. Man gab mir's, und du lieber Himmel, Herr, wie köstlich schmeckte das! All mein Leben lang hat mir nichts so köstlich gemundet, als jene Fleischbrühe, welche der Doktor mir damals reichte. Meiner Treu, ich kann gar nicht sagen, wie herrlich daß war. Sie sehen, ich hatte auch genug durchgemacht, um einen Appetit dafür zu bekommen, obschon ich kaum glaube, daß ich wieder in eine derartige Schule gehen möchte, um einen Appetit auf Fleischbrühe zu erlangen.

„In einigen Tagen war ich wieder wohl — freilich bleich und mager gegenüber von Dem, was ich jetzt bin, dünkt mich — und nun fragt' ich, wie man mich denn aufgefunden hätte.

„'Der Maat soll's Euch erzählen,' sagte der Kapitän, 'er soll Euch sein Log geben, dann könnt Ihr's Euch daraus abschreiben.'

„Das that ich denn, und hier ist es in schmucker Abschrift, es sieht sich so hübsch an neben den anderen Blättern, wie Sie sehen, weil diese geschrieben wurden, und zwar mit Bleistift, während das Papier ganz mit Wasser getränkt war und meine Finger vor Frost starrten. Dieß da aber schrieb ich in des Kapitäns Kajüte mit einer Feder. Ich' behielt

Digitized by Google

es in dem gleichen Buch, obschon das Papier schlecht war, weil ich es beisammen haben wollte . . ."

Ich nahm das Tagebuch und kopirte mit Mister Stevens' Erlaubniß abermals folgende Auszüge aus dem Logbuch:

„Barkschiff Esmeralda, 21. Juni. — Wind SW. bei S., ziemlich stark; der längste Tag. Nahmen die Sonnenhöhe auf mit 42° 10' westl. Länge; 48° 15' nördl. Br. Wind anhaltend — um zwölf Uhr ein Segel gesehen drei Punkte vom Steuerbordbug — konnten den Namen nicht lesen. — Der Zimmermann vollendete die neue Stenge des Flitzersegels, — öffnete die Luken, nahm drei Fäßchen Pökelfleisch und eine Flasche Porter heraus. Gegen zwei Uhr sahen wir einen Eisberg gerade vor uns, die Passagiere wollten ihn näher betrachten — gab also Befehl, demgemäß zu steuern. Gegen vier Uhr konnten wir ihn ganz deutlich unterscheiden. Herr Burton sagte, er könne mit seinem Glase zwei schwarz und weiße Vögel darauf unterscheiden, war seiner Sache ganz sicher; um halb fünf sahen wir daß es ein Mann und ein Knabe war — setzten das Quartierboot der Steuerbordseite aus, um sie abzuholen; sie lagen auf einer Leiste ungefähr sechs Fuß über dem Wasser — war sehr mühsam zu ihnen zu gelangen, — schickten drei Mann hinauf und ließen sie in das Boot herunter. Sie schienen todt. — Gingen um den Eisberg herum und fanden einen andern Mann, — ließen ihn auch in's Boot herab, — lasen drei Robbenschädel auf mit schwarzen Dochten darin, die als Lampen gedient hatten; ferner Kleider und auch drei Gewehre. Brachten Alles an Bord. Der Doktor sagt: Ein Mann, derjenige den wir allein gefunden, sey ganz todt, die Anderen nicht todt; diese wurden gebadet in des Kapitäns Kajüte. Der Junge kam zu sich und sagte: 'Ein Segel, ein Segel!' und plapperte dieß unaufhörlich fort; der Mann schien beinahe todt zu seyn. Nach vier Stunden, etwa um halb neun, kam er zu sich und fragte: 'Wo ist der Junge?' Wir sagten ihm, Alles sey in Ordnung. Nefften die Leesegel ein; der Wind schlug um zwei Punkte um; der Eisberg war um zehn Uhr schon weit von uns abgetrieben, — nach zwölf Uhr aus dem Gesicht verloren.

„22. Juni. Wind SSW. — Schwerer Regen — Mann besser; der Junge plappert noch an Einem fort: 'Ein Segel, ein Segel!' Der Doktor sagt, er sey ganz verrückt; der Mann darf noch nicht reden. Begruben den Todten — Zeichen auf seinen Kleidern: 'J. Sands'; Kleidung gut, aber sehr abgetragen und vom Wasser beschädigt. Auf dem rechten Arm 'Esther' eingeritzt in blauen Punkten mit rothen Anfangsbuchstaben; zwei Flaggen und ein Halbmond darunter, mit einem Theil von einem Kopf darauf — kann auch eine halbe Münze irgend einer Art vorstellen sollen; — keine andere Zeichen am Körper. Der Doctor las die Gebete. — Der Wind schlug um; es wehte ziemlich heftig aus SW. Zogen das Oberbramsegel am Mittelmars ein.

„23. Juni. Der Mann besser; der Junge murmelt noch immer etwas vor sich hin, wenn er nicht gefüttert wird; kann noch nicht allein essen. Der Mann stand um vier Uhr auf und kam auf Deck; sagte er heiße Stevens und sie seyen im Mai auf den Eisberg gekommen von der 'Belle of Aberden'e. War neunundzwanzig Tage in See, als er die Besinnung verlor. Wir fanden ihn am folgenden Tag, dem dreißigsten seiner Fahrt, wie es scheint. Der Docter sagt; noch einen einzigen Tag länger ausgesetzt, und Beide wären verloren gewesen. Der Matrose Sands starb am vierundzwanzigsten Tage der Fahrt auf dem Eisberg, Nachts."

. . . . . „Seht, Herr, das ist Log," sagte Ben; „und nun kann ich Euch den Rest vollends erzählen, denn am vierten Tage war ich wieder wohl — freilich noch nicht stark, konnte aber doch auf dem Deck herumgehen. Der Docter gab mir eine Salbe für meinen Hals und meine Lenden, und in ungefähr einer Woche war ich wieder ganz hergestellt — Auch der Junge wurde besser und gab sein ewiges Plappern und Murmeln auf. Der Docter las ihm vor, ließ ihn auf dem Schiff herum arbeiten und stellte alle möglichen Versuche an, ihn wieder in die Reihe zu bringen.

„Vierzehn Tage später sagte ich den Leuten auf der 'Esmeralda' Lebewohl, segelte in einem Dampfboote nach Norden und nahm den Jungen mit mir. Wir suchten den Schiffsherrn auf und fanden, daß der Kapitän der 'Belle of Aberdeen' bereits nach Hause geschrieben und daß man uns schon als verloren aufgegeben hatte. Der schläfrige Sam war am Tage nachdem er uns verlassen, nach dem Schiff zurückgekehrt.

Der Schiffsherr war so zufrieden mit mir, weil ich mich seines Sohnes angenommen hatte, daß er mir fünfhundert Pfund Sterling schenkte. Ich wollt's nicht nehmen und sagte, ich habe nur meine Schuldigkeit gethan; aber er drang in mich und so nahm ich es endlich. — Und', sagte er, 'Ben

Digitized by Google

Malayisches Dorf auf Java. (Mit Text auf S. 283.)

mein Junge' — (sie nennen uns immer Jungen) — 'Ben, mein Junge,' sagt' er, 'wann Ihr je einen Freund braucht, so wißt Ihr wo Ihr einen solchen findet. Ich wäre ein Mann mit gebrochenem Herzen, wenn Ihr mir nicht so für den Knaben gesorgt hättet. Gott segne Euch, Ben, und ehe Ihr abreist, müßt Ihr auch einmal kommen und seine Mutter besuchen!'

„Jenun, ich gieng einmal hin in das Haus und sah eine schöne, hübschgekleidete Dame. Die beiden Leutchen hätten wohl keine weiteren Kinder mehr bekommen, und gerade darum hatten sie ihren Jungen um so lieber.

„'Das ist Mister Stevens, meine Liebe!' sagte er zu ihr. — Ihr werdet es kaum glauben, aber es ist so wahr, als ich hier stehe: die alte Frau kniete

Digitized by Google

Tuaregs in der Wüste. (Text dazu auf S. 282.)

buchstäblich vor mir nieder, küßte mir die Hand und weinte, als ob es ihr hätte das Herz brechen wollen.

„'Gott segne Euch, Mr. Stevens!' sagte sie; 'Gott lohne Euch all' die Liebe, die Ihr für meinen armen Knaben gehabt habt. Ich werd' es Euch nie vergessen. Ihr müßt diesen Ring hier zum Andenken von mir annehmen, damit Ihr auch bisweilen an mich denkt. Ich werde immer für Euch beten.' — Seht, hier ist der Ring!" sagte Ben und zeigte mir einen Ring mit einem schönen Brillanten darin. „Jemun, ich nahm ihn an, denn es war mir ganz unbehaglich bei der Sache, daß es die Leutchen sich so zu Herzen nahmen; aber meiner Treu, es

Digitized by Google

schien der alten Dame ganz gut zu thun, daß sie sich so ausweinen konnte, und der Schiffsherr stand auch dabei und wischte sich hie und da eine Thräne ab. Ich mußte zu guter Letzt immer wieder sagen, ich hab' nur meine Schuldigkeit gethan, aber sie wollte es nicht gelten lassen und fuhr fort zu sagen: 'Gott segne Euch!' und weinte auf meine Hand herab, und dann schien sie ohnmächtig zu werden, und so machte ich mich denn aus dem Staube. — Natürlich reiste ich nach Hause, sobald ich konnte, und fand meine Mutter gesund und wohl auf.

'Was macht Esther?' fragt' ich so obenhin, als kümmert' ich mich keinen Pappenstiel um sie. — Die Mutter sah mich sehr strenge an und sagte: 'Oh, es geht ihr ziemlich gut!' —' Ist Fitzjames zurückgekommen?' fragt' ich. — 'Nein, der kommt wohl niemals wieder, der Schuft!' meinte meine Mutter. Sie hing ihm immer eins an, wann sich Gelegenheit dazu ergab. Natürlich wußte ich besser als sie, daß er nicht wiederkommen würde.

(Schluß folgt.)

Malayisches Dorf auf Java.

(Mit Holzschnitt auf Seite 280.)

Das kleine hübsche Bild, welches wir umstehend unseren Lesern geben, stellt ein malayisches Kampong oder Dörfchen auf der herrlichen Insel Java dar, wo auf dem fruchtbarsten Boden der Welt, unter Palmen, Paradiesfeigen, Limonen und Wäldern von Bambus der rührige Menschenschlag der malayischen Javanen lebt, und sich von nützlichen Handwerken, von Feld-, Garten- und Obstbau, von Jagd und Fischfang, von dem Einsammeln von Honig und Wachs der wilden Bienen, von Sandelholz, Gutta Percha und anderen Landeserzeugnissen nährt, und inmitten der reichsten Pflanzenwelt und des herrlichsten Klimas ein wahrhaft idyllisches Daseyn führt. Eines dieser Dörfchen im Innern, wohin die europäische Kultur sich noch nicht erstreckt hat und wo noch die ganze ursprüngliche Einfalt halb wilden friedlichen Lebens herrscht, stellt unsere, einem französischen Reisewerke entlehnte Abbildung recht anschaulich dar.

Tuaregs in der Wüste.

(Mit Holzschnitt auf S. 281.)

Wir haben schon in unserm ersten Hefte auf S. 7, bei Gelegenheit der Schilderung des Führers einer Karawane der wilden räuberischen Stämme der Tuaregs oder Tuariks gedacht, welche den mittleren breitesten Theil im Süden der großen Wüste Sahara bewohnen und hauptsächlich von der Plünderung der Karawanen leben, wenn dieselben kein Schutzgeld bezahlen. Sie sind die verwegensten Kinder der Wüste und erweisen sich nach Körperbau und Sprache als Abkömmlinge jener alten Urbewohner und Eingebornen Nord-Afrika's welche man Berbern nennt — der alten Numidier. Sie sind ein schöner Menschenschlag: groß und schlank, gerade, von geschmeidigem sehnigem Körper und hübschen regelmäßigen Zügen, in denen ein imponirender Ausdruck stolzen Unabhängigkeitsgefühls sich ausspricht. Ihre Hautfarbe ist beinahe weiß und die braune Gesichtsfarbe rührt nur von der Hitze des Klima's her, denn die gewöhnlich bedeckt bleibenden Körpertheile sind so weiß, wie diejenigen mancher Europäer. Ihre Adlernase, großen Augen feingeschnittener Mund, ihre hohe Stirn und langes Gesicht bilden ein schönes Profil. Die Waffen der Tuareks bestehen in einem großen Dolche, den sie der Länge nach am linken Arme tragen (wie wir es bei dem Fußgänger am auf unserm Bilde sehen), in einem geraden zweischneidigen Säbel, einer eisernen Lanze, einem Schilde aus Flußpferdshaut und der langen arabischen Flinte. Sie bedecken sich das Gesicht (wie sonst nur die Frauen der Moslems zu thun pflegen) unter dem Vorgeben: Männer von ihrer Würde dürften sich nicht sehen lassen. Dieser Brauch scheint jedoch mehr aus Gesundheitsrücksichten entstanden, um die Augen vor dem feinen unwahrnehmbaren Staub der Sandwüsten zu schützen, welcher für das Augenlicht höchst gefährlich ist. Derselbe Brauch findet sich noch bei vielen anderen Völkern des innern Afrika's und reicht bis in das graue Alterthum hinauf. Ihre Tracht besteht aus zwei Hemden (Gandnrahs), das eine von weißem, das andre von blauem Baumwollenzeuch aus dem Sudan- oder Negerlande im Süden; aus einer Art Burnus von Wollen- oder Baumwollenstoff, aus einem weiten Beinkleid mit großen Falten an den Hüften, das am untern Ende eng anliegend und mit einer Einfassung von hellfarbiger Seide besetzt ist. Ein Theil des Beins ist nackt, der Fuß zuweilen mit Sandalen von rothem Leder und zierlichem Besatz bekleidet. Eine rothe Mütze (Schaschira) bedeckt den Scheitel des Kopfs und wird durch ein turbanartig umgewundenes Seidentuch festgehalten, unter welchem sich ein

Digitized by Google

blauer Schleier befindet und auf den Mund herabreicht, während ein anderer, vom Hinterhaupt hervorkommender bis zur Nase gehender auf die Brust herabhängt und den ganzen untern Theil des Gesichts vollkommen verbirgt, wie der erstere den obern Theil bedeckt. Hievon heißen die Tuariks auch Moletonine, d. i. die Leute mit dem Schleier. Sie haben sich seit 1856 theilweise der französischen Herrschaft unterworfen und sich erboten, den durch ihr Gebiet ziehenden Karawanen sicheres Geleit zu geben und Handels-Verbindungen mit Algerien herzustellen. Ihre Tauschwaaren für den Handelsverkehre sind Felle, Elfenbein, wohlriechende Stoffe, Wachs, Gummi, und endlich Goldstaub aus dem Sudan, dem Tuab und Timbuktu. — In der nordöstlichen Ecke ihres Gebiets liegen einige kleine Strecken, wo etwas Getraide gedeiht und Dattelpflanzungen vorkommen, welche Früchte von geringerem Werthe liefern. Der Rest des ausgedehnten Landstrichs aber dient höchstens nur als Waidegrund, und selbst die eigentlichen Waiden darin sind augenscheinlich nur von geringem Umfang, wenn auch häufig. Dieß zwingt die Tuariks zu großen Wanderungen durch die Wüste, und in Folge dieser Reisen bildete sich bei ihnen jene Kühnheit und Rauheit des Charakters, jene Festigkeit des Entschlusses, jene Raschheit und Sicherheit der Ausführung und jener Hang zu kriegerischen Abenteuern, wodurch sie sich all' ihren Nachbarn furchtbar gemacht haben. Sie liegen beständig in Fehde mit den Einwohnern vom Süden, vom Tschad-See bis nach der Stadt Timbuktu, machen häufige Raubeinfälle in jenes Land und führen zahllose Sklaven davon. Alle diese Razziahs werden mit unglaublicher Schnelligkeit ausgeführt; sie bedienen sich dabei nur ihrer schnellfüßigen Kameele, welche sie mit wunderbarer Geschicklichkeit handhaben; sie fechten auf denselben, und schießen im schnellsten Trott des Thieres noch ziemlich sicher. Ihre Waffenfertigkeit und ungestümer Muth machen sie auch bei den Arabern so gefürchtet, daß sie selbst in kleinen Banden ganz unbelästigt durch Landstriche voll Bewaffneter ziehen können. Der französ. Reisende Caillé erzählt: es seien einmal zwei Tuariks auf einem Kameele zu einer Kafilah oder Karawane gestoßen, die mindestens aus 600 Kameelen bestand, und es haben alle Kaufleute miteinander gewetteifert, sie mit Leckerbissen zu überhäufen, und ihnen Wasser genug anzubieten, obwohl man erst in 6—7 Tagen wieder einen Brunnen zu erreichen hoffen durfte. Auch erheben die Tuareks von allen Caravanen, welche ihr Gebiet durchziehen einen Tribut, begnügen sich aber dabei mit Wenigem, denn Kleiderstoffe, Schießpulver, oder irgend eine Kleinigkeit befreien die Kafilah, und die einmal erhobene Steuer schneidet alle anderere Abgaben ab.

Da sie als Muhamedaner sich mehrmals des Tages waschen sollen, und das Wasser in ihrem Lande sehr selten ist, so bedienen sie sich seltsamerweise des Sandes. Sie reden ihre eigene Sprache, das sogenannte Targhia, ein reines Berber, die sich nur in der Aussprache von dem Idiom der algierischen Kabylen unterscheidet. Ihre erst seit Kurzem bekannte Schrift, Fisinâg genannt, ist uralt und in zahlreichen Inschriften auf Felsenwänden der gebirgigen Landstriche und auf mancherlei Trümmern von Baudenkmälern aus ferner Vorzeit erhalten, welche darthun, daß die Vorfahren der Tuariks einst auf einer weit höhern Kulturstufe standen, als ihre heutigen Abkommen. Sie theilen sich in zahllose Einzelstämme, von welchen manche ziemlich große Gebietstheile inne haben und feste Wohnsitze behaupten. — Sie tragen außerdem noch steinerne Ringe auf beiden Armen, mit denen sie im Handgemenge dem Gegner die Schläfe einzudrücken streben. Junge Männer tragen einen großen Ring im einen Ohr. Sie sind außerordentlich waffengeübt und eine ihrer Lieblingsbelustigungen besteht in Scheingefechten, worin sie eine bewundernswerthe Gewandtheit an den Tag legen. — Unser Bild zeigt sie in einem ihrer Verstecke in den Vorhügeln des Dschebbel Hoggar, eines waldigen Gebirgsstocks inmitten ihres Gebiets, von wo sie zuweilen in großen Zügen hervorbrechen und die benachbarten Gebiete mit Krieg und Plünderung überziehen, — die echten Wilden der Sahara!

Der entwichene Kassier.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Polizei-Beamten.

(Fortsetzung.)

Dieser Brief, welchen ich auch Herrn Eye mittheilte, ließ in mir nicht den leisesten Zweifel mehr übrig, daß Marget und Reveillot bei einander und daß dieser Brief ein abgekarteter sey, — daß wenn es gelänge, den Versteck des Paars zu erfahren, es nicht unmöglich seyn würde, sich Reveillots oder wenigstens seines Raubes zu bemächtigen. Ich kannte ein Mittel, aber es widerstrebte meinem Gefühl, es

Digitized by Google

anzuwenden: ich hätte nur Margarethens Anhänglichkeit an ihr Kind ausbeuten und ihr melden lassen dürfen, daß Pauline sehr krank, in großer Lebensgefahr sey und daß es der Pflegemutter erwünscht wäre, Margarethens Adresse zu besitzen, um ihr direkte Nachrichten über das Befinden des Kindes zukommen zu lassen. Aber dieses Mittel, das mancher meiner Kollegen vielleicht unbedenklich angewendet hätte, erschien mir unerlaubt grausam, und es widerstrebte meinem Gefühle, Frau Blumröder zur Mitschuldigen einer solchen Bosheit zu machen. Sicher ergaben sich noch andere Anhaltspunkte, und die beiden glaubten sich in London offenbar so ungefährdet, daß sie sich Zeit zur Flucht ließen. Allerdings hätte die Tücke, welche die beiden Mitschuldigen gegen den armen Herrn Duprez an den Tag legten, sie eigentlich jedes Mitleids und jeder Rücksicht verlustig machen sollen; allein hierüber war ich nicht Richter. Ich faßte also ein einfaches Schreiben an Margarethen ab, und sandte es Frau Blumröder mit der Weisung, es genau zu kopiren und dann durch Emilie Brandis in Hamburg abzusenden. Es enthielt nur eine einfache Quittung für den Betrag von fünf Pfund, und die besorgte Bitte, Margarethe möge doch nun für Paulinens Kostgeld besorgt seyn, da sie Frau Blumröders Mittellosigkeit kenne, sowie die Versicherung, daß Frau Blumröder bei einem kürzlichen Besuche in der Hauptstadt, wohin sie gereist, weil ein Brief von ihr an Margot mit dem Beisatz, daß sie entwichen, zurückgekommen sey, allgemein nur gehört habe, die schöne Margot sey wegen des Zerfalls ihres Vermögens entwichen, daß es keinem Menschen einfalle, sie in irgend welche Verbindung zu Herrn Reveillot zu bringen, dessen genaueste Freunde ja von seinen Beziehungen zu ihr keine Ahnung gehabt zu haben scheinen, und daß sie, Frau Blumröder, persönlich nie an Herrn Reveillot's Schuld und noch weit weniger an irgend eine Mitschuld Margarethens geglaubt habe noch glauben würde. Schließlich war darin noch gesagt: Frau Blumröder habe in der Residenz überhaupt wenig mehr von dem Diebstahl bei Duprez reden hören; die Sache scheine in Vergessenheit zu gerathen und sie habe nur gehört, daß die Einen dem Bankier diese Demüthigung gönnten, die Anderen glaubten, er habe das Geld beseitigt, um seine Gläubiger darum zu verkürzen, daß die Rede gehe, Fräulein Adele gebe jetzt Klavierunterricht im Goldammer'schen Töchter-Institut, und Herr Duprez wolle eine Stelle bei einer Versicherungs-Bank in Basel annehmen. Sie aber, Frau Blumröder, bedaure in jeder Hinsicht den armen guten Herrn Reveillot, von welchem sie stets nur das Beste geglaubt habe, und würde niemals ihm irgend eine Schlechtigkeit zutrauen, sondern sehe in den Gerüchten über ihn nur die Bosheit von Neidern und Feinden, welche sein räthselhaftes Verschwinden ausgebeutet haben. Aber an seine Ermordung vermöge sie nicht zu glauben, denn das wäre ja furchtbar, und ein Mord wolle immer an den Tag. Sie, Frau Blumröder, habe überhaupt nie genau gehört, wie denn die Geschichte zusammenhänge, und würde es Margarethen sehr danken, wenn diese ihr darüber mehr schriebe, denn sie würde dann den Brief einem Kanzleiverwandten in der Hauptstadt mittheilen u. s. w.

Der Brief ging pünktlich ab, und obschon ich keine Antwort mehr darauf erwartete, so hoffte ich von demselben doch eine gute Wirkung, weil er dazu beitragen konnte, die Besorgniß der beiden Flüchtlinge einzuschläfern. Ich hatte aber keine Ahnung, daß unser Herrgott sich dieser Sache kräftiger annehmen werde, als ich es jemals zu thun vermocht hätte. An dem Tage nämlich, wo die Frau Rektorin die Kopie meines Briefes abschickte, zeigte Paulinchen Spuren von Uebelbefinden, welche der Arzt für die ersten Symptome eines Scharlachs erklärte, der damals in Dietwald epidemisch grassirte; und die besorgte Frau Blumröder konnte sich's nicht versagen, auf eigene Faust Margarethen in einer Nachschrift dieß mitzutheilen. Am dritten Tage nach der Erkrankung war Paulinchen in Lebensgefahr, und Frau Blumröder schrieb abermals an Margarethen und an mich, um uns den gefährlichen Zustand der Kleinen zu melden, mich aber von jener Nachschrift und dem neuen Briefe an Margot in Kenntniß zu setzen und darob zu entschuldigen. Ich war am Nachmittag gerade auf dem Weg nach Eye's Wohnung, um ihm diese Nachrichten mitzutheilen, denn wir waren übereingekommen, in dieser Angelegenheit ganz in gegenseitigem Einverständniß zu handeln, als er mir in der Georgenstraße mit Herrn Duprez entgegen kam — beide aufgeregt und in sichtlicher Eile.

„Wie gut, daß wir Sie treffen, Herr Inspektor!" rief mir Eye entgegen; „wir sind auf dem Wege zu Ihnen und haben wichtige Spuren."

Wir traten in einen Thorweg und hier gab mir Duprez einen Brief zu lesen, den er so eben mit der Mittagspost erhalten hatte. Der Brief trug

Digitized by Google

den Poststempel Cöln, war aber von London aus datirt, in deutscher Sprache geschrieben und lautete ungefähr folgendermaßen:

Assrs Grossinger, Vertot & Co., Sollicitors, 17 Gray's Inn Lane, London.

London, den .....

„Wir sind von einem auswärtigen Geschäftsfreund beauftragt, bei Ihnen anzufragen: ob Sie geneigt und im Stande seyn würden, eine Kassette mit Papieren, welche angeblich für Sie von großem Werthe seyn würden, gegen eine entsprechende, von Ihnen selbst zu bestimmende Summe einzutauschen. Unser Geschäftsfreund, welcher selbst nur in fremdem Auftrage handelt, versichert uns, daß er die Hoffnung habe, Sie zu einem Arrangement zu bewegen, knüpft aber daran folgende Bedingungen: die Auswechselung muß auf unserem Bureau geschehen und zwar zu einer seiner Zeit erst hier festzusetzenden Stunde; es muß hiebei von Ihrer Seite das feierliche Versprechen geleistet werden, mit uns und unserm Geschäftsfreund, die wir nur in fremdem Auftrag handeln, ganz ehrlich und offen zu verkehren und jede Einmischung der Polizei auszuschließen; sollte gegen Erwarten gegen uns falsches Spiel getrieben werden, so genügt nach der Versicherung, welche meinem Geschäftsfreund mitgetheilt worden ist, die Berührung einer gewissen Feder, um ein Quantum rauchender Schwefelsäure im Innern der Kassette zu entkorken, genügend, um den ganzen Inhalt derselben rettungslos zu zerstören.

„Dieß theilen wir Ihnen im Auftrage und ohne jegliche Verantwortung und Impegno mit, und erbieten uns, Ihre Antwort, die wir mit umgehender Post erwarten, an unsern Auftraggeber zu befördern, bemerken Ihnen auch, daß wir angewiesen sind, für unsere Mühwaltung uns an Sie zu halten und daß wir dafür bei Erledigung des Geschäfts die Gebühr von Einem Procent der Kaufssumme beanspruchen. Achtungsvoll

Grossinger, Vertot & Co.

„Was halten Sie von diesem Briefe?" fragte Herr Dupre; in athemloser Spannung; „ist ihm zu trauen? ist es kein neuer Gaunerstreich Reveillots?"

„Ich betrachte den Brief nur als Taster, als den Vorläufer eines andern Schreibens, worin Ihnen eine feste Summe für jene Effekten und Staatspapiere abverlangt wird, welche der Dieb und seine Gehülfen nicht mehr verwerthen können," erwiderte ich. „Mir kommt das Schreiben nicht unerwartet. denn ich gestehe Ihnen, daß ich von Anfang an fest überzeugt war, ein solches Anerbieten Ihnen über kurz oder lang gemacht zu sehen. Ich bin daher der unmaßgeblichen Ansicht, daß Sie diesen Antrag sogleich ergreifen und die Unterhandlungen einleiten sollen, und daß Herr Eye und ich möglichst schnell nach London aufbrechen sollen, um ...."

„Um uns der Kassette und der Diebe noch vor dem Austausch zu bemächtigen," fiel mir Eye in's Wort.

„Mit nichten; dieß wäre das sicherste Mittel unsern Zweck zu verfehlen," wandte ich ein. „Jene Drohung mit der Schwefelsäure und geheimen Feder ist keine leere, das dürfen Sie mir glauben, denn wir haben es mit einem gefährlichen und gewandten Gegner zu thun, aber trotzdem soll er wo möglich überlistet werden. Wir vollziehen den Umtausch der Kassette, halten uns aber an Diejenigen, welche den Raub in Empfang nehmen."

„An Grossinger und Vertot?" rief Eye.

„Nein; gesetzenfalls, diese Firma existirt wirklich, so wird sie sich so vorsichtig benehmen, daß wir ihr mit dem Gesetz nicht beikommen können," sagte ich. „Mein Plan ist, den Dieb und seine Spießgesellen sammt ihrem Raube zu verhaften, denn wenn ich mich in Reveillot nicht täusche, so ist er viel zu mißtrauisch, als daß er die Kassette, so lange sie noch einen gewissen Werth für ihn repräsentirt, lange aus der Hand gäbe oder sich weit davon entferne. Jedenfalls aber ist der Erlös, den er daraus erzielen wird, ihm so nöthig, daß er nicht weit seyn wird, wenn der Betrag flüssig ist. Dann haben wir zwei Fliegen auf einmal."

Die beiden Herren fanden meinen Vorschlag sehr einladend und waren erbötig mir zu meinem Chef zu folgen, denn ich stellte ihnen vor, daß wir selbst in diesem Fall der Unterstützung und Empfehlung der obersten Behörden nicht entbehren könnten. Zuvor aber wollten wir auf die englische Gesandtschaft gehen und uns auf einen Augenblick das London General Directory, das große Adreßbuch von London, erbitten und nach den Herren Grossinger, Vertot u. Comp. nachschlagen. Das geschah denn auch und ergab, daß diese Firma, ein „Bureau für Besorgung einheimischer und ausländischer Rechtssachen" wirklich existirte und die Adresse im Directory mit derjenigen auf dem Briefe ganz identisch war.

Wir gingen nun mit um so bestimmteren Hoffnungen zu meinem Chef, trugen ihm die Sache vor und baten um die Unterstützung der Behörden und um einen Urlaub für mich, welcher mir auch gewährt ward, nachdem ich im Allgemeinen meinen Plan auseinander gesetzt hatte, wie ich unter Beihülfe der englischen Detectives wo möglich Reveillot

Digitized by Google

und die Sievers nach dem Empfang des Geldes oder allfällig im Moment der Einschiffung verhaften wollte. Ich wies nach, daß der Umtausch oder beziehungsweise Rückkauf der gestohlenen Werthpapiere jedenfalls mit einem Gewinn für die Interessenten verbunden und das einzige Mittel sey sie vor Zerstörung zu sichern, denn nichts war mir wahrscheinlicher, als daß Reveillot sie aus Bosheit vernichten werde, um jede Spur davon zu vertilgen, sobald ihm klar sey, daß sie nicht von dem Bestohlenen oder den Eigenthümern eingelöst würden. An der Wiederherbeischaffung dieser werthvollen Papiere aber war das Stadtgericht als die den Konkurs der Duprez'schen Masse leitende Behörde, war die ganze Gläubigerschaft des Duprez und dieser selbst im höchsten Grade interessirt, und mein Direktor war daher im vorliegenden Falle die Dienstfertigkeit und Zuvorkommenheit selbst, und übernahm es sogleich, für Herrn Eye und mich, die wir schon am folgenden Tage abreisen wollten, Pässe, Vollmachten und die gewichtigsten Empfehlungen zu besorgen. Bevor ich meine Zurüstungen zur Reise traf, saß ich noch mit Herrn Duprez und Eye zusammen und wir beriethen das Antwortschreiben an Grossinger, Vertot u. Comp., welches noch mit der Abendpost abging und ungefähr folgendermaßen lautete:

„Meine Herren! Ich bekenne mich zum Empfang Ihres werthen Schreibens vom Vorgestrigen, und danke Ihnen sehr dafür, daß Sie mir Hoffnungen auf die Wiedergewinnung von Werthen gemacht haben, welche für mich von größter Wichtigkeit sind. Ich bin mit Vergnügen bereit, jene Kassette mit Inhalt zurückzukaufen, wenn der Preis, welcher dafür gefordert wird, nur einigermaßen denjenigen Mitteln entspricht, welche ich in meiner jetzigen Lage aufwenden kann und zu deren Flüssigmachung ohnedem einige Tage erforderlich seyn werden. Ich will die Bedingung gerne eingehen, auf jede Einmischung der Gerichte und der Polizei zu verzichten, und würde selbst nach London kommen, um persönlich mit Ihnen zu verhandeln, wenn es mir möglich wäre, von hier wegzugehen. Ich werde daher einen mir genau befreundeten und mit meinen Verhältnissen vertrauten Herrn, William L. Eye Esq., welcher seit kurzer Zeit in England sich aufhält, beauftragen, in dieser Angelegenheit mündlich mit Ihnen zu unterhandeln, und bitte Sie nur, mir einstweilen denjenigen Betrag zu bezeichnen, welcher als Minimum für den Umtausch der Papiere begehrt wird, denn dieses Verlangen ist die Vorfrage, ob ich überhaupt auf das Geschäft eintreten kann oder nicht, da ich lediglich auf die Unterstützung meiner Tochter und einiger wenigen nicht sehr bemittelten Freunde verwiesen bin. Achtungsvoll

A. H. Duprez."

* * *

Am dritten Abend nach diesen Auftritten waren Herr Eye und ich in London im Hotel de Provence, Leicester Square, im Westend. Eye war über Ostende, ich über Hamburg gereist und er also vor mir angekommen. Wir hatten absichtlich einen von Franzosen gehaltenen Gasthof gewählt, um desto weniger bemerkt zu werden, und wir thaten ganz fremd, weil es in unserem Plane lag der Beobachtung zu entgehen. Eye trug sich mit seiner wahren Adresse im Fremdenbuch ein, ich als Georg Müller, Kaufmann aus Hamburg, und hatte mich bemüht, in meinem Aeußern diese Rolle ebenfalls festzuhalten. Mir schwante nämlich, daß von dem Augenblicke an, wo Herr Eye persönlich sich in dieser Angelegenheit bemühen würde, er auch der Gegenstand mittelbarer oder unmittelbarer Beobachtung seitens des Diebs Reveillot oder seiner Gehülfen seyn würde.

Wir hatten außer einer dringenden Empfehlung der Ministerien des Innern und der Justiz an unsern Gesandten in London auch noch eine gewichtige Empfehlung des Gesandten Ihrer britischen Majestät bei unserm Hofe an seinen Bruder erhalten, welcher damals Unterstaatssekretär im Home Office, im britischen Ministerium des Innern, war. Unsere ersten Morgenbesuche galten der Abgabe dieser Empfehlungsschreiben, deren Zweck vollständig erreicht ward. Der Geschäftsträger unsers Hofes fuhr mit uns nach dem Foreign Office (Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten) in Downing-Street und verschaffte uns weitere nachdrückliche Empfehlungen, mit denen wir uns in das Home Office nahe dabei in Whitehall begaben, wo unser Anliegen auf das bereitwilligste unterstützt wurde, so daß wir mit dreifachen Empfehlungen in den dicht dabei gelegenen Lokale der Polizeidirektion in Scotland Yard eintrafen, wo Herr Eye den ganzen Fall vortrug und uns sogleich zwei erfahrene Beamte der Londoner Kriminalpolizei an die Hand gab, mit welchen wir einstweilen das Erforderliche bereden sollten, ehe wir uns die Herren Grossinger, Vertot und Comp. wandten und jene Unterhandlungen anknüpften, welche zur Auffindung Reveillots führen konnten. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das wilde Kaninchen.

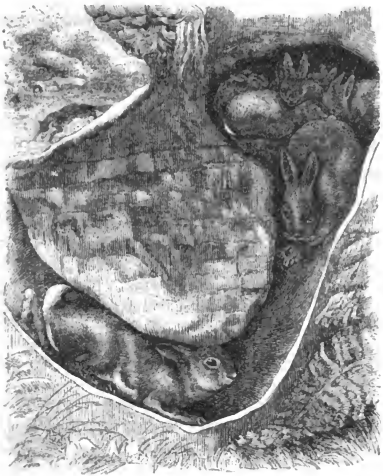
(Mit Holzschnitt auf S. 288.)

Unter den Thieren der Niederjagd ist vielleicht keines im Allgemeinen für die Landwirthschaft unschädlicher als das Kaninchen, welches man bei uns in Deutschland weit seltener findet, als in Frankreich oder Großbritanien, und noch seltener hegt, obschon es sich hiezu ganz besonders eignen würde. Während die Feldhasen unseren Obstbäumen sehr gefährlich sind, weil sie die jungen Bäume schälen und namentlich die Sommertriebe an denselben abfressen, beschädigen die Kaninchen die Bäume so wenig, daß man sie in Frankreich sogar von Baumzüchtern in ihren Baumschulen gehegt sieht; nirgends in Parks oder Feldhölzern, wo Kaninchen ihren Standort haben, den sie beharrlich festhalten, findet man beschädigte Bäume oder geschälte Hecken. Das sollte sie dem deutschen Waidmann namentlich für die Feldjagd sehr empfehlen.

Das wilde Kaninchen heißt bei den Naturforschern Lepus cuniculus, bei den Franzosen Lapin, bei den Engländern Rabbit, und ist um ein starkes Drittel kleiner als unser gewöhnlicher Feldhase, mit welchem es auch in der Farbe des Balges ziemlich genau übereinstimmt. Die Ohren und die Beine sind bei ihm etwas kürzer als beim Feldhasen, werden aber, wie alle anderen Theile des Körpers, waidmännisch mit denselben Ausdrücken bezeichnet wie beim Hasen. Die Länge des Thiers bis zum Schwanze beträgt 15—18 Zoll rheinl., der Schwanz hat $2^1/_2$, die Ohren $2^1/_2$ Zoll Länge. Das Männchen oder der Rammler ist immer stärker als das Weibchen. Auch die Bewegung hat das Kaninchen ganz mit dem Hasen gemein, nur ist es behender und gewandter, wenn auch nicht ausdauernder, so daß ein guter Hühnerhund oder Dächsel ein Kaninchen bald müde zu jagen und auf dem Felde einzuholen im Stande ist. Dagegen macht die Behendigkeit des Kaninchens und sein häufiges Hakenschlagen dem angehenden Schützen die Jagd etwas mühsam, zumal wenn viele Baue oder Fluchtröhren in der Nähe sind, denn außer seiner Flinkigkeit, die besonders im Anfang des Aufgehens bedeutend ist, sind beim Kaninchen auch die Sinne des Aeugens, Vernehmens und Witterns (Gesicht, Gehör und Geruch) sehr scharf entwickelt. Das Kaninchen bewohnt Süd- und Mittel-Europa, England und Schottland, und sucht sein Unterkommen in unterirdischen Bauen, welche es aufführt, und deren jeder aus einem sogenannten Kessel und mehreren Röhren (Ausgängen) besteht. Dieser Bau ist eine vornehmliche Eigenthümlichkeit des Kaninchens und für uns im vorliegenden Fall besonders interessant, denn sein Hang zu einem gewissen Familienleben, wie man es nur bei wenigen wilden Thieren findet, bewegt es dazu, sich solche Baue aufzuführen und bedingt seine übrigen, nicht minderinteressanten Lebensgewohnheiten. Das Kaninchen liebt als Standort einen leichten, mit Hügeln besetzten sandigen Boden, kommt aber häufig auch im Kalkgebirge vor. Wenn es nun irgendwo einen Ort gefunden hat, wo es ungestört ist, und der die Vortheile einer sandigen Beschaffenheit mit der Nähe von Nahrung verbindet, so läßt es sich sogleich daselbst nieder und führt sein System von Röhren und Höhlen auf, welche wir unter dem Gattungsnamen Bau begreifen. Der liebste Standort des Kaninchens ist lockerer, leichter, sandiger oder kiesiger Boden, worauf einzelne Büsche Ginster oder Besenpfriemen wachsen, denn dort ist der Boden leicht auszuhöhlen und sehr trocken, und die jungen Schosse des Ginsters liefern den Jungen eine ebenso angenehme als nahrhafte Aesung, und die Büsche des Stechginsters selbst bilden einen trefflichen Schutz für die Baue und Röhren und verdecken sie mit ihren überhängenden Zweigen und ihrem stacheligen Grün.

Haben sich die Kaninchen einmal irgendwo angesiedelt, so vermehren sie sich mit einer beinahe unglaublichen Schnelligkeit, denn sie wetteifern an Fruchtbarkeit mit den Ratten und Mäusen, und verwandeln den Boden in ein wahres Labyrinth von Bauen. Die Kaninchen fangen schon im Monat Februar oder März zu rammeln an, und das Weibchen geht 30 — 31 Tage tragend und setzt bis zum Oktober beinahe alle fünf Wochen 4 — 6, ja zuweilen sogar 12 Junge, die einige Tage blind liegen wie alle unsere Nagethiere, und denen es in dem Kessel oder der Kammer des Baues (welche wir auf umstehendem Holzschnitt sehen) ein mit seiner Bauchwolle reichlich gefüttertes Lager bereitet. Die Kammer worin die Häsin das Kaninchen setzt, liegt jedoch immer im tiefsten Hintergrunde einer der vielen sich durchkreuzenden Röhren, aus welchen ein Hauptbau besteht. Hierin säugt es seine Jungen groß, welche gewöhnlich den Bau erst verlassen, wenn die Mutter nicht mehr säugt und schon wieder tragend geht. Die Häsin hängt mit rührender Liebe an ihren Jungen, was die Ergiebigkeit ihrer Zucht vermehrt. In der That, wäre das Wildpret des

Digitized by Google



Durchschnitt eines Kaninchenbaus.

Das Kaninchen lebt nur selten tief im Walde, desto lieber aber in Feld- oder Vorhölzern oder auf Strecken mit Buschholz und namentlich mit Wachholdersträuchern. Ist die Umgebung seiner Baue kahl, so bleibt es bei Tag gewöhnlich im Bau verborgen; ist die Umgebung aber beholzt und buschig und wird es nicht oft beunruhigt, so zeigt es sich auch bei Tage im Freien, sie ducken und drücken sich bei der Annäherung des Menschen oder des Hundes unter die Büsche und liegen so fest, daß der Hund sie stehen kann. Wo sie dagegen häufig beunruhigt werden, da rücken sie erst mit dem Abendstern (Sommers auch etwas früher) aus dem Versteck auf die Aesung aus, sind aber dabei sehr vorsichtig, denn sie sichern erst, bevor sie sich vom Bau entfernen d. h. sie sitzen vor der Röhre auf, spähen nach allen Seiten umher und flüchten bei der leisesten Witterung von Gefahr wieder zum Bau, nachdem sie ihre Geführten durch ein starkes Aufschlagen der Hinterläufe vor der nahen Gefahr gewarnt haben. Erst wenn sie sich ganz sicher wähnen, rücken sie hüpfend gemächlich vorwärts und beobachten dieselbe Vorsichtsmaßregel, bevor sie den Saum der Gehölze verlassen. Man muß daher beim Anstand auf Kaninchen, wo dieselben vorzugsweise erlegt werden, sehr vorsichtig und behend seyn, sich möglichst dicht an den Boden legen und rasch und sicher schießen, denn jedes angeschossene Kaninchen ist verloren, wenn es wieder eine Röhre erreicht.

Man bedient sich zur Jagd der Kaninchen, wenn man sie vor dem Hund oder auf dem Anstand schießt, am besten der Flinten von sehr kleinem Kaliber, (nicht unter 28 Kugeln aufs Pfund), und ladet mit sehr wenig Pulver, höchstens 30 — 40 Gran Pulver auf 40 — 50 Gran feinen Hagel, damit der Schuß gehörig deckt. Außerdem jagt man das Kaninchen in Frankreich mit dem Frettchen, einer kleinen Marderart (Mustela furo), was wir ein ander Mal beschreiben wollen.

Das Wildpret der Kaninchen ist beinahe so weiß wie Hühnerfleisch aber etwas süßlich von Geschmack und trocken, aber leicht verdaulich und angenehm. Der Balg gibt ein gutes Pelzwerk zum Füttern und die Wolle wird auf Filz, Strümpfe, Handschuhe und ander Strickwaaren verarbeitet.

Das Kaninchen schwimmt sehr gut, und vermag auch unter dem Schnee zu äsen, den es mit den Hinterläufen sich hübsch hinwegschlägt; allein bei sehr anhaltender Kälte und stark beeister Schneedecke läuft es Gefahr zu verhungern, wenn man ihm nicht Weizenklee, Wachholder, Hafer, Kohlstrünke, Möhren etc. zur Aesung in die Nähe der Baue legt. In Schlingen und Fallen wird das Kaninchen nur selten gefangen, selbst nicht Junge, denn die Alten, welche mit ihnen ausrücken, warnen immer vor jeder Gefahr. — Beim Treiben auf Kaninchen müssen die Triebe sehr kurz, die Treiber sehr laut syn, und jeder Trieb zwei- bis dreimal repetirt und dabei tüchtig an die Sträucher geklopft werden. Die angeschossenen noch nicht verendeten Kaninchen hebt man an den Hinterläufen aus wie die Hasen, genickt sie durch einen Schlag hinter die Löffel, hext sie ein, wirft sie aus und streift sie ganz nach Art der Hasen.

Verantwortlicher Redacteur: Otfried Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck von Müller & Vollmayer in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Türken vor Wien, 1683.

Geſchichtliche Erzählung von Otfrid Mylius.

(Fortſetzung.)

9.

Im fünften Stockwerk, im Giebel des hohen Hauſes zum 'goldenen Schlüſſel' am Graben, ſchien die Morgenſonne in ein kleines Kämmerlein und beleuchtete ein Feldbett in einer der Ecken, worauf ein Verwundeter lag, in welchem unſere lieben Leſer ſogleich mit Recht unſern Freund Fridolin vermuthen werden. Das ſchwere Athmen des Kranken und ſeine glühenden Wangen deuteten auf heftiges Fieber hin, und die heißen, zerſprungenen, braunen Lippen flüſterten dumpfe und unzuſammenhängende Worte. Trotz der Morgenfrühe herrſchte eine dumpfe Schwüle in dem niedrigen Kämmerlein, denn die Sonne brannte heiß auf das ſteile Ziegeldach.

Jetzt trat ein Frauenzimmer in dunklem halb geiſtlichem Gewande von der Nebenſtube aus unter die Thüre des Kämmerleins und blickte mit inniger Theilnahme auf den Kranken, der wie in heftiger Aufregung wieder mit den Fingern zuckte und mit den Händen auf die Decke ſchlug und leidenſchaftliche Worte murmelte: „Agneſe! ſüße, geliebte Agneſe, halt ſtill ... er ſoll Dich nicht anrühren! ... Zurück, Herr v. Tülbing! Zieht vom Leder und wehrt Euch, oder ich hau' Euch in die Pfanne, Elender! — Ha, da liegt er, das elende hochmüthige Schreiberlein! ... Hat's nicht beſſer verdient, der kriechende tückiſche Wurm! .. Komm, Agneſe, Herzkäfer! ... Nun geht's zur Hochzeit! — Der hochwürdigſte Herr Biſchof ſoll uns trauen, und wir reiſen dann heim zu meinen Eltern nach Burg Wildenſtein! ... Grüß Gott, lieb Vater und Mutter mein! ja, ja, ſie iſt mein eheleiblich Gemahl; hab' ſie mir wohlverdient!" Dann verwirrten ſich die Worte wieder mehr, die Aufregung des Deliriums wuchs und mit Einem Mal ſchrie er laut und drohend: „Zu den Waffen! die Türken, die Türken! Hört ihr das Allahgeſchrei! Zielt wacker, Jungen! und dann mit den Kolben friſch drauf los, nieder auf die kahlen Schädel, daß ſie klappern wie Mohnköpfe! Vivat Leopoldus! die Reichstruppen kommen! ... Halt ſtill, Agnes! ſie ſollen Dich nicht haben! Nur noch einen Monat Geduld! Heute über einen Monat fegen wir dieſe Heiden fort wie mit dem Staubeſen! ..."

* *

„Gott gebe, daß Du wahr redeteſt, armer Menſch!" flüſterte eine Stimme hinter dem jungen Frauenzimmer, und ſich umwendend erblickte Schweſter Veronica ihre älteſte Schweſter Gudula, welche leiſe eingetreten war.

„Der Herr ſpricht zuweilen durch die Lippen der Unmündigen zu uns, liebe Gudula," erwiderte die Nonne; „was für einen Tag haben wir heute?"

„Den 12. des Auguſtmondes, liebe Veronica."

„Alſo ſchon einen ganzen Monat, daß ich hier bin, Dir zur Laſt, Du arme Schweſter?" ſprach die Nonne traurig.

„Geh doch, Kind! möchteſt Du etwan lieber in dem Harem eines Bei oder Baſſa ſeyn?" fragte Gudula van der Dorten vorwurfsvoll.

„Nein, nein und abermals nein, liebe Schweſter!" rief Veronica leidenſchaftlich. „Gott ſey ewig Dank, daß er mir Dieſen da zum Retter ſandte und mir vergönnt, ihm ſeine Rettung zu lohnen. Und doch ſcheint der Himmel ſeine Rettung zu verzögern, denn noch ſpricht der Fieberwahnwitz aus ihm. Noch immer die alten Worte und Gedanken: die liebe Agnes, der Herr v. Tülbing, die Türken, die Eltern daheim, die Burg Wildenſtein! ... und alles wirr durcheinander! dahinter ſteckt etwas."

„Sonder Zweifel, lieb Schweſterchen," ſagte Frau Gudula ernſthaft. „Der Fieberwahnwitz, ſagt der Feldſcheer Donati, erfindet nichts, ſondern ſchwatzt nur aus, und was der arme Fridl da im Delirium ſchwatzt, das deutet auf eine heimliche unglückliche Liebe, und das ſchmerzt mich eben nicht, denn dieß Geheimniß, das er willenlos ſelber ausplaudert, wird meine liebe Veronica davor bewahren, daß ſie ihr Herz an den Mann hier hängt, der ihr Gemüth doch ſo vielfach beſchäftigt."

„Schweſter, was denkſt Du?!" rief Veronica er-

Digitized by Google

glühend und barg ihr Gesicht an der Schulter der kleinen runden Frau; aber nur eine Weile, dann richtete sie sich wieder auf und sagte mit einem leichten Vorwurf im Tone: „Liebe Gudula, glaubst Du denn, dieß Gewand hier schütze mich nicht genügend vor weltlichen Gedanken?"

„Mit nichten, Liebe," entgegnete Frau Gudula; „das weibliche Herz ist ein armes schwankes Ding, und von der dankbaren Treue, die Du gegen diesen räthselhaften Mann übest, ist nur ein Schritt zur Liebe hinüber. Glaub' mir, die Gefahr ist Dir näher, als Du wähnest, und mit Angst seh' ich dem Tage entgegen, wo der Verwundete aus seinem Fiebertraum erwacht und in Dir das holde Bild seiner Träume sieht, das er Agnes nennt, — wo er erfährt was Du für ihn gethan hast, und seiner Dankbarkeit Worte leiht, die wie brennender Zunder in ein Pulverfaß fallen werden, denn wenn er Dir sagt, daß Du seine Agnes bist, so wird es aus seyn mit all Deinen guten Vorsätzen, — und ich verdenke Dir's nicht, Liebe, denn die Natur ist stärker als die Pflicht."

Veronica stand gluthübergossen da, die gefalteten Hände fest auf den wogenden Busen gedrückt, und schlug die Augen zu Boden. „Gudula, Herzensschwester, Du thust mir weh," stammelte sie; „was berechtigt Dich, so mit mir zu reden, mir solche Schwäche zuzutrauen?"

„Die treue mütterliche Sorge für Dich, meine Liebe," entgegnete Frau van der Dorten milde und eindringlich; „ich will Dir den Abgrund zeigen, an dem Du mit verbundenen Augen stehst, damit Du aufblickend ihn meiden kannst! — Ich habe ja nie gebilligt, Veronica, daß Du in's Kloster gingst, weil ich mit dem Beweggrund dazu nicht einverstanden war. Du glaubtest Dich verlassen, weil Jegor von Sievers Dir nicht mehr geschrieben, und weil alle Kunde von ihm mangelte, weil er verschollen war, seit er von der Universität hier abgegangen. Hatt' ich Dich nicht oft genug gewarnt, Dein Herz nicht an einen solchen Mann zu hängen, der aus so fernen Landen kam? Doch das soll kein Vorwurf seyn, denn meist überstimmt das liebende Herz den prüfenden Verstand. Aber es war kein Grund, dem Leben und der Welt zu entsagen und in ein Kloster zu gehen ohne einen rechten innern Beruf, und darum hab' ich es nie gebilligt, denn Du darfst dem lieben Gott und der Kirche kein halbes Herz darbringen, und zum mindesten die Hälfte davon gehörte doch noch dem treulosen fremden Mann . . ."

„O nenne ihn nicht treulos, liebe Gudula!" sagte Veronica beklommen; „er war kühn und tapfer, feurig und edel; ich bin's gewiß, nur der Tod hat ihn abgehalten, mir sein Wort zu erfüllen!"

„Mag seyn, mein Kind, aber in seinem Alter stirbt man nur selten. Kurland ist weit, Veronica, und seine Mutter und Geschwister können leicht anderer Ansicht gewesen seyn als er, und ihm eine Andre zum Weib bestimmt haben. Doch wie dem auch sey, so lange Du seinen Todesschein noch nicht gesehen, darfst Du noch hoffen, und wenn Dir der Himmel ein doppelt Zeichen gegeben, indem der Krieg die Pforten Deines Klosters sprengte, bevor Du noch Profeß gethan, und er Dir einen Retter sandte aus der türkischen Gefangenschaft, so mußt Du dem ersten Geliebten die Treue bewahren und Dein Herz behüten, daß es sich nicht im Schmerz über die Vereitelung der ersten Liebe bethören lasse von einer zweiten zu einem Manne, dem Du zu Dank verbunden bist, der aber auch ein Fremdling für uns ist und von dem wir nicht wissen, von wannen er kommt und was hinter ihm liegt."

„Ich danke Dir für diese Warnung, liebe Gudula," erwiderte die Klosterfrau. „Du bist halt immer die Klügere und Bessere von uns — ganz wie unsere liebe selige Mutter. „Ja, ja, ich will Jegor die Treue bewahren, denn drei Jahre sind ja noch nicht lange, und will nicht mehr in's Kloster zurück, denn Du hast Recht: das ganze Herz kann ich ja dem Herrn doch nicht darbringen."

„An meinem Herde findest Du stets ein Plätzchen, Liebe, und Laurenz, mein Gatte, wird Dir's nicht mißgönnen," sagte Gudula, setzte aber mit einem tiefen Seufzer und feuchten Auges hinzu: „Gott wird gnädig seyn und ihn mir erhalten in den Gefahren dieses Krieges — und wenn es im Himmel anders beschlossen seyn möchte, wenn mein Laurenz fallen sollte für seinen Kaiser, seinen Glauben, seinem Vaterland — dann würden uns Gott und seine Heiligen auch nicht verlassen, lieb' Schwesterchen, und wir werfen dann unser Leid zusammen und tragen es gemeinsam." — Und mit hervorquellenden Thränen sanken sich die beiden Schwestern in die Arme.

„Dominus vobiscum!" sprach eine Stimme hinter der Thüre, und Pater Sulpiz trat ein, sich nach dem Befinden der Frauen und demjenigen des Kranken zu erkundigen. Veronika berichtete ihm

Digitized by Google

und er betrachtete den verwundeten Friedel, der gerade etwas ruhiger war. „Gott sey gelobt," sagte er; „das Fieber läßt nach, der Druck auf das Gehirn mindert sich. Ich hoffe zu Gott, daß wir den armen Mann bald aller Gefahr entronnen sehen."

„Das wolle Gott, ehrwürdiger Herr! an unserm sorglichen Zuthun soll es nicht fehlen," entgegnete Frau van der Dorten; „es verlangt uns ihn wieder bei voller Besinnung zu sehen, damit wir ihm besser helfen können. Sein armes Hirn arbeitet aber noch immer geschäftig unter den Gespinnsten der Fieberträume."

„Seine kräftige Natur wird ihm über die Krise hinüberhelfen," meinte der Mönch. „Ich will den edlen Frauen nur eine Botschaft bringen, daß der Herr Licentiat Donati heute nicht kommen kann, und daß sich die Gnädigen auf einen heißen Tag gefaßt machen müssen."

„Wie so denn?" fragte Frau Gudula halb erschrocken.

„Seine Excellenz der Graf Starhemberg sind schon seit Tagesanbruch droben auf dem Stephansthurm, und versehen sich eines großen ernsten Angriffs," versetzte Pater Sulpitius. „Der liebe Gott hat in den jüngsten Tagen das Werk unserer Waffen gesegnet, und drei Ausfälle sind uns geglückt und haben die Türken von der Contrescarpe zurückgeworfen. Gott und seinen Heiligen sey Dank dafür und für die Wunder, durch welche unser Glaube gestärkt wird! Ja, ja, meine Gnädigen! Der Herr läßt Zeichen und Wunder geschehen, um unsern Muth aufzurichten und unsre Hoffnung zu beleben!"

„Wie sollen wir das verstehen, ehrwürdiger Herr?"

„Ei nun, haben meine edlen Frauen nicht gehört von dem, was mit drei Soldaten vorgestern auf der Löwelbastei geschehen, als die Unsrigen den Ausfall machten?" fragte der Mönch. „Denken Sie sich, meine Gnädigen, die Türken sprengten mit einer Mine ein Stück der Bastei, und die Mine nahm einen ganzen Zug der Unseren mit in die Luft; aber drei von den Soldaten kamen wohlbehalten*) wieder zur Erde und klagten nicht einmal über Schmerz, sondern nur über heftigen Durst!"

„O Wunder über Wunder! Das ist ein deutlicher Fingerzeig vom Himmel," sagten die Frauen.

„So nehmen es auch Soldaten und Bürger, und mit leichterm Herzen tragen alle nun Hunger und Gefahr und die Bedrängniß durch Seuche und Gebreste, welche in der überfüllten Stadt immer mehr um sich greift," sagte der Mönch. „Daher ist auch jedermann heute guten Muthes, obschon man deutlich erkennen kann, daß vor diesem Abend noch mancher wackere Mann den Tod findet!" Die türkischen Vorposten und Schanzer haben schon gestern Drohworte herübergerufen und einen großen Sturm auf heute verkündet, und die Spähwachen auf den Thürmen wollen schon in der Nacht und mit der ersten Morgenfrühe eine ungewöhnliche Rührigkeit im ganzen türkischen Lager bemerkt haben, die auf nichts Gutes deutet. Darum ist der hochedle Herr Gouverneur schon mit seinem Stab auf dem Stephansthurm, die Bewegungen des Feindes zu beobachten und seine Weisungen zu geben. Alle Truppen und bewaffneten Corps sind auf ihren Sammelplätzen, des ersten Zeichens mit der großen Glocke des Stephansthurmes gewärtig, und allen anderen Kirchen und Klöstern der Stadt ist das gemessene Verbot gegeben, die Glocken zu läuten, damit die große Stephansglocke bei einem Angriff auf die Mauern alsbald als Sturmsignal die ganze waffenfähige Mannschaft auf die Wälle rufe. — Erschrecken Sie derhalben nicht, meine Gnädigen, wenn heute der Kanonendonner ungewöhnlich heftig wird. Der Großwessier wird halt heut' Rache nehmen wollen für den Verlust, den er in den jüngsten Tagen erlitten hat!"

„Gott steh' uns bei!" flüsterte Veronica; „so kann also der furchtbare Kampf jede Stunde losbrechen?"

„So ist es, Frau Veronica; wie es verlautet, sah man vom Stephansthurm den türkischen Wessier in seiner kugelfesten, mit Eisenplatten beschlagenen Sänfte im Lager umhertragen und sich den Approchen nähern, um die Belagerungswerke zu besichtigen, und nun melden die Thürmer, daß man ihn mit den Fernröhren wieder auf dem Kirchthurme von St. Ulrich sehe, von wo er Stadt und Lager überschaue. Doch nun Gott befohlen, meine Gnädigen!"

Frau Gudula lud den Mönch ein, die Morgensuppe zu theilen, aber er lehnte bescheiden ab mit der Entschuldigung, daß seine Anwesenheit jetzt in den Lazarethen und bei den Minoriten und bei den vielen Kranken in den vollgepfropften Häusern der engen Straßen nöthiger sey, wo Ruhr und schleichende Fieber große Verheerungen unter den Waffen-

*) Geschichtlich wahr.

Digitized by Google

fähigen und den Frauen und Kindern anrichteten, so daß der edle Bischof Kollonitsch und seine Chorherren alle Hände voll zu thun hätten, um dem Elend zu steuern. „Und nach diesem Morgenrundgang," schloß er, „werde ich meine Muskete schultern und mich auf meinem Posten einfinden, und meine schwache Kraft einsetzen zur Vertheidigung der Stadt und des Glaubens."

„Wie? auch ihr Diener des Friedens habt zum Schwerte gegriffen?" fragte Frau Gudula tief bewegt.

„Hat der Diener der Kirche aufgehört, Mann zu seyn, meine Gnädige?" fragte Pater Sulpiz; „glauben Sie, wir fühlten minder lebhaft des Vaterlandes Noth als der Bürger? Geziemt es uns nicht, den Anderen voranzugehen auf dem ernsten Pfade? Wähnen Sie etwa, wir könnten in der Kutte dem Vaterland weniger gut dienen, als ein Andrer im Ringkragen oder Bürgerwamms? Viele von uns sind Söhne des Gebirges und wissen von Kindheit auf schon den Stutzen zu führen, und soll es Opfer kosten für unsern Glauben und unsern Kaiser, so wollen wir fürwahr auch nicht die letzten seyn!"

„Das heiß' ich brav gesprochen, ehrwürdiger Herr! Ehre dem Geistlichen, der noch Bürger ist!" sagte Frau Gudula und drückte dem Mönch die Hand, aus dessen einfachen Zügen die Flamme edler Begeisterung leuchtete. Sulpiz drückte der Hauptmannsfrau die dargebotene Rechte und ging.

„Wie bewundere ich Deine Stärke und Fassung, liebe Gudula!" sagte Schwester Veronica mit feuchten Augen. „Ich bebe schon im Vorgefühl des furchtbaren Kanonendonners, welcher heute wieder die ganze Stadt erschüttern wird. Wüßt' ich erst meinen Herrn Liebsten im Felde, wie Du, umringt von Gefahren, da würd' ich keinen Augenblick mehr Ruhe haben!"

„Närrchen, das eiserne Müssen gibt uns auch die Kräfte, lieb Herz," sagte Frau Gudula mit einem tiefen Seufzer. „Ich bin ein Soldatenweib, und hab' mir das ja sagen müssen, als ich mit meinem lieben Eheherrn vor den Altar trat; und doch," setzte sie hinzu, und auch aus ihren dunkelblauen Augen trat das Naß, — „doch sind' ich zuweilen, wenn ich jetzt sein gedenke, mein Bißchen Kraft nur noch bei'm lieben Gott und seinen Heiligen! Ach, der beste Vater im Himmel wird ja wohl ein Einsehen haben und mir meinen lieben Laurenz für mich und die Kinder erhalten! — Doch komm, liebe Veronica! laß uns nach den Kindern im Kämmerchen sehen; sie sind erwacht! — Solche Gedanken machen Einen weich wider Willen!"

Frau Gudula van der Dorten, deren Eheherr als Kapitän unter Jan van Werths schweren wallonischen Küraßreitern beim Heere des Herzogs von Lothringen im Felde stand, hatte drei Kinder, mit deren Pflege und der Besorgung der Haushaltung der Morgen rasch verging. Veronica sah ab und zu nach dem Verwundeten der noch immer in unruhigem Fieberschlummer dalag, flößte ihm kühlende Tränke ein, verscheuchte ihm die Fliegen, wischte ihm den Schweiß von dem glühenden Gesicht und betrachtete ihn nun mit einem andern, mehr brüderlichen Interesse, denn das offene Zureden Gudula's hatte sie noch rechtzeitig vor der Gefahr gewarnt, die ihr schier unbewußt nahe getreten war, einem innigeren Gefühl für ihn nachzugeben. Sie dachte an Jegor von Sievers, den schönen kurländischen Studenten, dem sie einst ihr Herz geschenkt und den sie als todt beweint hatte, und unvermerkt war die Hoffnung wieder in ihr Herz eingezogen, daß ja Jegor, falls er es so treu und ehrlich meine, wie sie es ehedem von ihm geglaubt hatte, noch immer wieder zum Vorschein kommen könne, ja kommen werde, und daß dann all' ihr Zweifeln vorüber, all' ihr Harren reichlich belohnt werden werde. Jetzt fand sie es unbegreiflich, wie bis vor wenigen Stunden noch der Gedanke sich in ihr Herz habe einschleichen können, der Himmel habe sie mit Fridolin zusammengeführt, damit er ihr erfülle, was Jegor ihr nur versprochen habe.

In solche Gedanken versunken, saß sie um Mittag an dem Bette des Verwundeten, mit einer Nadelarbeit emsig beschäftigt. Das frugale Mahl war vorüber, Gudula hatte ihre Kleinen in der Kammer zu Bette gelegt zum Mittagsschläfchen und sang den kleinen Heinz in den Schlummer. Die Fliegen summten durch die schwüle Luft, und von Minute zu Minute zitterten die furchtbaren Donnerschläge der Karthaunen durch die Luft, welche von den Basteien herab dem unaufhörlichen Feuer der Belagerer antworteten. Da erschütterte plötzlich ein ganz unbeschreiblicher Schlag oder Stoß nicht nur die ganze Luft, sondern auch den Erdboden, daß die großen hohen Häuser am Graben in ihren Grundvesten bebten, als würden sie von einem Erdbeben geschüttelt und drohten den Einsturz. Einige Sekunden lang war die Atmosphäre ganz dunkel, das Firmament verfinstert, und die Luft so erschüt-

Digitized by Google

tert, daß die Lungen nach Athem rangen. Dann hörte man die Leute allerorten unter Schreckensruf und Jammergeschrei auf die Straßen hinausstürzen und ausrufen: „Herr, erbarme Dich unser! Ein Erdbeben!“ — „Nein, eine türkische Mine!“ schrieen Andere, und mit Einem Male donnerten Hunderte von Geschützen und übertönten einen fernen Lärm von Tausenden von Stimmen stürmender Türken, und hoch vom Stephansthurme erscholl das Geläute der großen Glocke als Sturmzeichen durch die erschütterten Lüfte.

Veronica hatte vor Entsetzen ihre Nadelarbeit fallen lassen und war mit einem Stoßgebet in die Kniee niedergesunken, denn auch sie wähnte nicht anders, als daß das Haus im nächsten Augenblick über und unter ihr zusammenbrechen werde. Sie rang mit einer Ohnmacht, und alle Selbstbeherrschung drohte ihr zu schwinden.

„Veronica, Schwester! rette Dich!“ rief Frau Gudula von draußen aus der Stube herein, und erschien halb flüchtigen Laufes unter der Kammerthüre, auf jedem Arme eines ihrer Kinder, das dritte an der Hand. „Auf die Gasse hinunter, denn das Haus stürzt zusammen! Komm!“

Veronica raffte sich auf und instinktmäßig fielen ihre Blicke auf den armen Verwundeten, und ihr Herz fragte: Und Er? was soll aus ihm werden? willst Du ihn im Stich lassen? — da erschrack sie aber noch heftiger, denn Fridolin saß auf dem Bette, die Augen voll Staunen weit aufgerissen und aus Mund und Nase rann ihm das Blut in einem dicken Strome.

„Jesus Maria und Joseph, was ist geschehen?“ rief Veronica, der eigenen Gefahr vergessend; „Gudula, liebe Schwester, er verblutet sich!“ Und der Fuß der besorgten Mutter, welche soeben noch hatte flüchten wollen, haftete am Boden, und sie starrte den Kranken erschrocken an, und da der vermeintliche Erdstoß sich nicht wiederholte, sondern das Klirren und Zittern der Fensterscheiben und metallenen und gläsernen Geräthe vielmehr allmählig ausklang, so setzte sie die Kleinen nieder und lief nach Wasser und Tüchern, um dem Unglücklichen beizustehen und Schwester Veronica zu unterstützen, welche der Blutung Einhalt zu thun versuchte.

Fridolin aber schaute sich höchst betroffen um, schien ganz allmählig zur Besinnung zu kommen, und keinerlei Gefahr in dieser Verblutung zu sehen, die auch an Heftigkeit bald nachließ und nach und nach aufhörte. Dann erkannte er Schwester Veronica wieder, reichte ihr die Hand und fragte betroffen: „Wie komme ich hieher, ehrwürdige Frau? War mir doch, als sey ich draußen am Ravelin der Burgbastei mit meiner tapfern Studentenschaar, und wir schlügen uns erbittert mit den stürmenden Türken!“

Und Schwester Veronica that ihm lächelnd kund, wie er auch am Tage des Apostels Jakobus dort vor der Burgbastei schwer verwundet und von Pater Sulpitius und einigen Studenten nach dem glücklich abgeschlagenen Sturme hieher gebracht worden sey, um verpflegt zu werden, und wie er seitdem bis heute, Sanct Clarens Tag, dem 12. des Augstmonds, größtentheils bewußtlos und im Fieberwahnwitz dagelegen und offenbar nur seiner Jugend und guten Gesundheit es zu danken habe, daß er davongekommen; wie ihre Schwester und sie ihn aufgenommen und liebreich verpflegt haben, damit er hier besser versorgt werde, als in den zu Spitälern eingerichteten Klöstern, und wie sie nur beklagten, ihm kein besseres Quartier zu geben, als dieß kleine Kämmerlein; wie aber Frau Gudula, van der Dorten, ihre Schwester, selber froh gewesen, in diesen engen Speicherstuben und Kammern noch ein Unterkommen zu finden, nachdem ihr stattliches Haus in der Rossau um der Vertheidigung willen beim Brand der Vorstädte dem Erdboden gleichgemacht worden und sie außer Standes gewesen sey, mit ihren Kindern zu flüchten, da ihr Gemahl bei dem Heere gestanden und in der kopflosen Hast der allgemeinen Flucht sich niemand der einsam stehenden Offizersfrau angenommen und ihr Pferde und Wagen verschafft habe; und wie es ihr, Schwester Veronica, mit Hülfe von Verwandten und Bekannten gelungen sey, etliche Tage nach ihrer Ankunft in Wien den Aufenthalt der Schwester zu ermitteln und bei dieser ebenfalls Aufnahme zu finden und ihrem wackeren Retter dadurch Aufnahme zu verrathen.

Fridolin hatte das alles mit tiefer Bewegung angehört und war den beiden Frauen in seinem Herzen zum aufrichtigsten Danke verbunden, wenn er mit seinem wirren schmerzenden Kopfe auch nicht sogleich Worte fand, ihnen nach Gebühr zu danken. Sie aber, die barmherzigen Samariterinnen, schienen auch gar keinen Dank zu erwarten, sondern beeilten sich nur, ihm frische Wäsche und reines Bettzeug und eine kräftige Morgensuppe zu reichen, und ihn zur Ruhe zu ermahnen, denn der Donner der Geschütze und der Lärm des Kampfes, der bis in die Stadt

Digitized by Google

hereindrang, regte Fridolin gewaltig auf, und erst als nach einigen Stunden der Donner der Schlacht verhallt war und nur noch einzelne Kanonenschüsse aus der Ferne hörbar wurden, gelang es den beiden Frauen, Fridolin zu bewegen, daß er sich wieder zum Schlummer auf die Seite lege. —

Der Tag war beinahe zu Rüste gegangen und die Dämmerung senkte sich langsam über die Kaiserstadt herab, als Pater Sulpiz dem krummen Lovsl die Treppe im 'goldenen Schlüssel' hinanhalf, und die beiden jungen Männer zu den Frauen in die Stube traten.

„Um aller Heiligen willen, ehrwürdiger Herr, Ihr seyd verwundet?“ rief Frau Gudula erschrocken und deutete auf die Binde, welche der Kapuziner um sein Haupt trug.

„Ja, meine Gnädige! ein leichter Streifschuß von einer Janitscharenkugel, hat aber nichts zu bedeuten,“ versetzte Pater Sulpiz; „es war halt heute ein heißer Tag, wo keiner zurückbleiben durfte. Zwei Stunden stürmten die Türken mit trunkener Wuth und von Theriak berauscht, nachdem sie um Mittag den vorspringenden Winkel am Ravelin der Burgbastei mit einer Mine in die Luft geschleudert, und es kostete unerhörte Anstrengung, dem Angriff der zahllosen Schaaren zu widerstehen, die sie immer und immer wieder in den Kampf führten. Aber Gott und der heilige Erzengel Michael seyen gepriesen! wir haben den Sturm abgeschlagen, und mehr als 2500 Türken blieben auf dem Platze!“

„Gott sey gepriesen!“ stammelten die Frauen inbrünstig. „Aber der Sieg ist wohl theuer erkauft worden?“

Der Licentiat Aloys Donati zuckte die Achseln und über sein pulvergeschwärztes Gesicht zuckte es wehmüthig hin. „Wo Holz gehauen wird, fallen Späne, meine Gnädige,“ sagte er; „freilich hat heute mancher brave Kerl verbluten müssen; aber der Sieg war doch nicht zu theuer in Anbetracht, daß der Muth der Unserigen dadurch mächtig gesteigert worden und der Großwessir mehr und mehr zu fürchten beginnt, daß die Belagerung sich noch baß in die Länge ziehen wird. — Aber wie steht es mit unserm Verwundeten?“

Veronica berichtete ausführlich, und der krumme Lovsl hörte ihr aufmerksam zu und sein breites Gesicht heiterte sich zusehends auf. „Gott sey Dank, nun hoff' ich auf seine Rettung!“ sprach er; „und die Natur hat sich selbst geholfen und der Bluterguß das Gehirn befreit; führt mich zu ihm, ehrwürdige Frau!“ Und Frau Gudula reichte der Schwester die inzwischen angezündete Lampe, und beide traten hinein zu dem Verwundeten, der ruhig schlief und den erst das Licht der Lampe weckte, das auf seine Augen fiel. Jetzt erkannte er seine Freunde auf den ersten Blick und dankte ihnen; es freute ihn sichtlich, als Lovsl ihm den Gruß und Glückwünsch der ganzen Compagnie brachte, Pater Sulpiz ihn versicherte, wie sehr angelegentlich der hochwürdige Bischof Kollonitsch sich schier täglich nach ihm erkundige, und als die beiden Freunde ihm von dem sieghaft abgeschlagenen Sturme erzählten und von den Vortheilen, welche die Belagerten in den jüngsten Tagen errungen hatten, von dem guten Geiste und dem zuversichtlichen Muthe, der beinahe alle Einwohner von Wien beseele. Eine wilde Freude überglühte Fridolin's Züge bei diesen Nachrichten, und trug sicher nicht wenig dazu bei, ihn an Geist und Körper zu kräftigen. Fridolin verlangte in ein Spital gebracht zu werden, um den eng logirten Frauen, die nicht einmal mehr einen Dienstboten hatten, nicht länger beschwerlich zu fallen; aber Gudula wollte davon nichts hören, und der Feldscheer der Studenten-Kompagnie unterstützte sie darin. „Sey doch froh, daß Du hier bist, Kamerad!“ sagte er; „gönne diesen edlen lieben Frauen die Freude, Dich zu verpflegen und ihr Werk zu vollenden! Dein Leben ist uns allen allzuwerth, als daß wir Dich neuen Gefahren preisgäben in den mit Verwundeten, mit Ruhr- und Fieberkranken überfüllten Spitälern, wo an die Pflege des Einzelnen gar nicht zu denken ist. Der hochwürdigste Graf Kollonitsch mit seinen Chorherren und Priestern thut das Aeußerste, um für die Kranken und Siechen in den Lazarethen und Spitälern zu sorgen, aber es fehlt an Raum und guter Luft in der engen von Menschen überfüllten Stadt, wo der Unrath sich schrecklich anhäuft; und Krankheit und Seuchen fressen dermalen mehr Menschen in der Stadt als das Schwert. Bleibe Du ganz ruhig hier, Kamerad, und beile Dich, wieder gesund und kräftig zu werden und Deine Wunden auszuheilen, denn die ganze Kompagnie sehnt sich nach Deiner Führung, und ein Mann wie Du ist heutzutage viel werth!“

Und da nun auch der Kapuziner und die beiden Frauen dieß kräftig unterstützten und Frau Gudula sagte: sie habe ein Gelübde gethan, um ihres Eheherrn willen, der draußen beim Heere im Felde stehe, des Verwundeten sich anzunehmen und auch

Digitized by Google

ihr Theil an den Strapazen Aller zu tragen, so ließ sich Fridolin zufrieden stellen, und blieb ruhig in seinem Kämmerlein.

* * *

Fridolins Wunden waren allesammt geheilt bis auf die Verletzung seines Schädels durch den schweren Schlag und selbst diese ging rasch ihrer Heilung entgegen. Donati hatte den zuvor ganz kahl rasirten Kopf über und über mit Schröpfköpfen gespickt und dadurch das Austreten des Bluts in das Gehirn abzuwenden gesucht, und der Verwundete war nun bald wenigstens, soweit wieder hergestellt, daß er aufstehen und etwas umherwanken und wieder zusammenhängend denken und reden konnte, und sein Zustand besserte sich zusehends von Tag zu Tage. Beinahe jeden Abend kam Pater Sulpiz und erzählte, was sich in den Zuständen der Stadt und der Belagerung zugetragen, wie die Seuche in Folge der Anhäufung so vieler Menschen in der engebauten Stadt und so vielen Unraths schon gewaltige Opfer an Menschenleben gekostet hatte, wie zum Exempel den Bürgermeister Liebenberg, den Vicarius des Bischofs, den Propst zu St. Stephan, den Rector der Universität und eine Menge anderer höherer Geistlichen, Beamten und angesehener Bürger; wie das Ueberhandnehmen der Seuche nur durch die klugen und umsichtigen Maßregeln des Herrn von Kollonitsch eingedämmt worden sey, der die Spitäler täglich besucht und für die Kranken beflissene Sorge getragen, auch unter der Bürgerschaft die Kranken von den Gesunden gesondert und das Graben von Senkgruben zur Beseitigung des Unraths angeordnet und Bürger aufgestellt habe, um die Vertheilung von Lebensmitteln und Wein unter die Bedürftigen zu regeln. Er erzählte von den kühnen Thaten der Belagerten auf den Wällen, von den Strafen, welche die Fahrlässigen und die Verräther getroffen, deren es leider auch unter der Einwohnerschaft gab, und rühmte die muthigen Thaten eines Polen Namens Koltschitzki, welcher mit einem andern Polen, Michailowitsch, am 13. August durch ein Ausfallpförtchen am Rothenthurmthor ausgelassen worden war, um durch das Lager der Türken sich hindurchzuschleichen und Botschaften von des Grafen Starhemberg Excellenz an den Herzog von Lothringen und das kaiserliche Heer zu bringen, und wie derselbe nach manchen Fährlichkeiten auch glücklich durch- und wieder zurückgekommen sey, und lauter tröstliche Nachrichten vom Herzog gebracht habe: wie daß bereits Verstärkungen aus Bayern, dem sächsischen und fränkischen Kreis u. s. w. eingetroffen seyen und gegen Ende des Augstmondes der König von Polen mit einem starken Heere sich einzustellen versprochen habe, worauf dann der Herzog mit dem ganzen Kriegshaufen zum Entsatz der Kaiserstadt heranziehen werde; — wie ein Ueberläufer den Türken eine Personalbeschreibung des Koltschitzki gegeben, so daß dieser nicht mehr im Stande gewesen, noch einmal in's Lager der Kaiserlichen durchzuschleichen, sondern Michailowitsch allein gegangen aber nicht wieder zurückgekommen sey und dergl. mehr., und wie man in der ganzen Stadt der Ueberzeugung sey, der Großwessier denke schon daran, die Belagerung aufzugeben, weil er baldigen Entsatz der Belagerten fürchte, und wie er dem Kaiser durch dessen Gesandten Caprara habe das Anerbieten machen lassen, von Wien abzuziehen, wenn ihm der Kaiser die feste Stadt Raab dafür einräumen wolle.

Derlei Nachrichten erklangen natürlich in den Ohren der beiden Frauen wie Engelschöre und erfüllten das Herz des mählig erstarkenden Fridolin mit einem wilden Verlangen, den Türken wieder auf den Schanzen gegenüber zu treten. So kam es, daß er am Morgen des 23. August sich leise aus dem Hause schlich, um behlings auf die Basteien hinaufzukommen, weil es ihn verlangte, wieder Pulver zu riechen. Er war noch etwas schwach und schleppte sich am Stocke fort, nach dem Sammelplatze der Kompagnie im Rochuskeller auf der Blutgassen; allein daselbst erfuhr er, daß die ganze Kompagnie schon über Nacht auf der Burgbastei oder Löwelbastei gestanden, weil man stündlich einen neuen Sturm der Türken befürchtet, und vergebens sah er sich in dem Lokal nach irgend einer Waffe um. Aber kein einziger Nachzügler oder Marodeur hatte seinen Stutzen oder Muskete oder auch nur den Degen hier hängen lassen, und es gab dem wackern Fridolin einen Stich in's Herz, daß er sich so wehrlos sah. Plötzlich aber, wie er bereits wieder weggehen wollte, sah er an dem verlassenen Stadel eine große schwere Sense hängen, die hier müssig und vergessen war, denn die Ochsen und Kühe die einst den Stall gefüllt hatten, waren längst geschlachtet und verspeist und die Pferde fortgeschickt nach Böhmen. So nahm denn Fridolin die Sense vom Rechen und hielt es nicht für Diebstahl, sich damit zu bewaffnen zum Besten des Vaterlandes; er ging damit zum nächsten Schmied, und sprach: „lieber Meister, wollt Ihr nicht um Gottes Lohn

Digitized by Google

Kaukasische Trachten I. (Text hiezu auf S. 298.)

Digitized by Google

Der Triumphbogen des Titus in Rom. (Text hiezu auf S. 300.)

und meine paar Kreuzer hier, die ich noch vermag, mir den Hals der Sensenklinge gerade schmieden und eine Schiene auf den Stiel legen, damit die Sense besser hält, wenn sie ganz gerade in einer Achse mit dem Stiele liegt?" — Der Schmied sah ihn verwundert an und meinte, was er denn mit solch' einem schwerfälligen und seltsamen Geräth thun wollte. — „Die kahlen Türkenschädel in der Bresche hinmähen wie Distelköpfe," versetzte Fridolin halb mit bitterer Wuth halb mit Begeisterung. „Ich bin vom Krankenlager erstanden und ohne Waffen und will hinaus auf die Wälle, um mich wieder zu stellen, und da ist nichts zur Hand, womit ich mich wehren kann, als das da!" (Fortsetzung folgt.)

Kaukasische Trachten I.

(Mit Holzschnitt auf S. 296.)

Unsere lieben Leser haben ohne Zweifel in den jüngstvergangenen Jahren gar oft in den Zeitungen die Namen Kaukasus und Tscherkessen gelesen und manches davon reden gehört, und erst in der jüngsten Zeit haben die Unterwerfung des kühnen Führers der lesgh'schen Bergvölker, Schamyl, im östlichen Kaukasus, sowie die Auswanderung vieler Tausende von Tscherkessen aus dem westlichen Kaukasus viel von sich reden gemacht. Da wird denn mancher unserer lieben Leser nicht wenig begierig seyn, etwas näheres von dem Kaukasus und den Tscherkessen zu erfahren, welche unsere politischen Kannegießer im westlichen Europa schon seit Jahren so sehr beschäftigt haben. Deßhalb wollen wir ihnen hierüber eine kurze bündige Auskunft von einem ganz unparteiischen Standpunkte aus geben, welche allerdings manchen unserer Leser einigermaßen überraschen wird, weil sie großentheils von demjenigen abweicht, was unsere politischen Zeitungen und insbesondere die Parteiblätter von dem Kaukasus und seinen Bergvölkern faseln, dagegen den Standpunkt ganz unparteiischer thatsächlicher Darstellung einnimmt.

Der Kaukasus ist ein gewaltiges Hochgebirge im Südosten von Europa zwischen dem Schwarzen Meere und dem Kaspischen See, das drei lange, parallele Bergketten beschreibt, auf der Grenzscheide zwischen Europa und Asien liegt, in den höchsten Spitzen seiner Schneeberge 15—16,000 rhein. Fuß über den Spiegel des mittelländischen Meeres emporragt und so günstig gelegen ist, daß diejenige Großmacht, welche zum ungestörten Besitz des Kaukasus gelangt, von dort aus die Türkei, Persien, Armenien und die herrlichsten Länder Asiens und Ost-Europas unverkümmert beherrschen kann, daher auch im Lauf der Zeit sich ein Stück Weltherrschaft erobern wird. Dieß erklärt denn genugsam, weßhalb Rußland seit 140 Jahren solch gewaltige Anstrengungen macht, um dieses im Ganzen wenig fruchtbare, waldreiche Alpenland und seine wenig civilisirten, räuberischen Bewohner sich zu unterwerfen. Wer den Kaukasus besitzt, der beherrscht das Schwarze Meer und die Kaspische See und mittelst dieser ein ungeheures Ländergebiet, zu welchem diese Meere die offene Wasserstraße bilden. Der Kaukasus zieht in einer Länge von 150 geogr. Meilen von Nordwest nach Südost, bei einer Breite von 25—40 Meilen, und übertrifft an großartigen wildromantischen und grauenhaft erhabenen Landschaftsbildern und Naturscenen noch die Alpen und Pyrenäen, wie denn auch seine höchsten Gipfel noch um einige Tausend Fuße höher sind als der Montblanc; so der Elbrus 17,300, der Kasbek 15,500, der Mjatschich-Par 15,800, der Schach-Dagh 14,000 Fuß hoch. Dieser Verschiedenheit der Höhenzüge, welche das Gebirge bilden, entspricht auch das Klima, das alle Abstufungen vom lieblichen milden Himmel Italiens und Kleinasiens bis zum ewigen Eis und Schnee des hohen Nordens darbietet. Ein großer Theil der Berge ist dicht bewaldet, ein andrer, und namentlich die wenigen Hochebenen, nur mit Matten und Haiden nebst Knieholz bedeckt. Ebenso verschieden ist die Bevölkerung dieses Gebirges, die sich im Allgemeinen auf siebenerlei Volksstämme zurückführen läßt, nämlich auf die Tscherkessen oder Circassier, die Abassen oder Abchasen, die Ossen oder Ossèten, die Georgier oder Grusier (Bewohner eines heißen wellenförmigen Flachlandes), die Tschetschenzen, Lesghier und Tataren, zu denen manche auch noch die Inguschen oder Sfuanen rechnen. Die meisten dieser Völkerstämme gehören zu den schönsten Menschenracen dieser Erde, bekennen sich zur muhamedanischen Religion (in Georgien gibt es aber auch viele armenische Christen), zeichnen sich durch kriegerische Eigenschaften und einen unbändigen Freiheitssinn aus, leben in einem mehr oder weniger patriarchalischen Gesellschaftsverbande, der sich nach Stämmen oder Gauen gliedert, und sind Räubervölker, die immer unter sich in Fehden und Hader liegen und nur gegen die Russen in einer Art Schutz- und Trutzverband unter sich standen, der nun vielfach gelockert oder aufgehoben worden ist. Fr. Bodenstedt in Mün-

Digitized by Google

chen, als Dichter wie als Sittenschilderer und Völkerkenner gleich achtungswerth, hat über die Völker des Kaukasus ein treffliches Buch geschrieben, dem wir unser umstehendes Bild und die nachfolgende Erklärung desselben entlehnen.

Fig. 1. und 2. stellen einen Häuptling der Adighé oder eigentlichen Tscherkessen mit seiner Tochter dar; diese wohnen auf dem Westabhang des Kaukasus, und haben ihren Namen von dem persischen Wort Sserkesch, was Räuber bedeutet; sie sind neuerdings in einer Zahl von mehr als 600,000 Köpfen aus ihren heimatlichen Bergen nach der Türkei ausgewandert. Ihre Religion ist ein Gemisch von Heidenthum und Islam oder Muhamedanismus, und sie lebten unter einer eigenthümlichen Verfassung, welche vielfach an die gesellschaftliche Ordnung in unserm deutschen Mittelalter erinnert, denn sie zerfallen in drei Kasten: Fürsten, Edelleute oder Uzdén, und gemeine Bauern oder Krieger. Die Kaste der Priester ist wenig zahlreich und steht den Edelleuten an Ansehen und Einfluß mindestens gleich. Sie sind ein kriegerisches, wildes, gastfreundliches Volk, das Tapferkeit und Waffengewandtheit über alles schätzt. Fig. 3. ist ein Imeretier, den Tscherkessen nahe verwandt; Fig. 4 ein Dshighet, Fig. 5 ein Schapsuch, Fig. 6. ein Abasech oder Abchase, die insgesammt zu dem tscherkessischen und abchasischen Völkerstamme gehören, welcher die Westabhänge des Kaukasus besiedelt. Fig. 8. dagegen ist ein Tschetschenze, deren Wohnsitze mehr gegen Nordosten liegen, und Fig. 9. ein Ubyche, deren Wohnsitze mehr in der Provinz Daghestan liegen, und deren Stämme weniger nahe mit der Nation der Adighé und der Abchasen verwandt sind.

Die sämmtlichen Bewohner des Kaukasus sind trotz ihres Hangs zu Raub und Plünderung in hohem Grad tapfer und kriegerisch, kühne ausdauernde und gewandte Reiter, vortreffliche Schützen und unermüdliche Fußgänger und Kletterer. Ihre Waffen sind die lange Flinte mit ziemlich kleinem Kaliber und die Pistole, deren sie sich trefflich zu bedienen wissen, die Schaschka oder der schwere leicht gekrümmte Säbel, und der Kinschal oder breite kurze Dolch. Diese beiden werden immer vorne am Gürtel, die Pistole meist hinten am Rücken getragen. Seine Munition trägt der Kaukasier in Patronen in den eigenthümlichen reihenweisen Brusttaschen seines Oberrocks. Die Pferde, welche er züchtet, sind von einer edlen, kräftigen, ausdauernden Race, und gewöhnt, wie Ziegen über die steilen Felsenpfade hinauf und herabzuklettern, und Roß und Reiter sind so mit einander verwachsen, daß sie gleichsam nur Ein Geschöpf zu bilden scheinen. Die Völker des Kaukasus treiben im Allgemeinen nur wenig Ackerbau und Viehzucht, obschon das Land zu beidem sich gut eignen würde; diese werden von den männlichen Gliedern der Familie besorgt, während die rein häuslichen Geschäfte den Frauen und Töchtern obliegen, die weit mehr Freiheit genießen, als die Frauen im übrigen Oriente haben, sogar meist unverschleiert gehen und im Allgemeinen sich durch edlen Schnitt der Gesichter und stolzen Wuchs auszeichnen. Die Hautfarbe der kaukasischen Völker ist meist sehr weiß und frisch, das Haar schwarz oder dunkelbraun, seltener blond, obschon einige Stämme, wie die Khisilbaschi oder Rothbärte, sich den Bart mit Hennah künstlich roth färben. Dagegen findet man unter ihnen sehr oft blaue Augen und weißen Teint bei vollkommen schwarzem Haar. Die Frauen sind geschickt im Sticken und Weben, und verfertigen häufig das starke dicke Tuch, worein sich die Männer kleiden, aus der selbstgewonnenen Wolle. Die Männer treiben nur wenige Gewerbe, und diese nur in größeren Orten. Die Dörfer oder Aoûls, worin sie meist wohnen, sind gewöhnlich in den Bergen auf wenig zugänglichen Terrassen oder Felsenhöhen oder in Einsattelungen angelegt und bestehen aus rohen, meist nur einstöckigen Häusern von Lehm, Feldsteinen oder Holz mit flachem Dache, welche oft nur ein einziges Gemach enthalten, worin die ganze Familie mit ihrem Vieh zusammen wohnt. Eine Art erhöhtes Lager für den Hausherrn und einige niedrige Schemel und Tische bilden den einzigen Hausrath, die Waffen der Männer die einzige Verzierung. Ebenso einfach wie die Behausung ist auch die Lebensweise. Milch, Schaffleisch, Brei aus Hirse- oder Maismehl, flache in der Asche gebackene Brode aus dem Mehl der genannten Getraide oder neuerdings auch des Buchweizens und der Gerste, ferner Obst und Beeren bilden die Hauptnahrung. Wein wird trotz des Verbots des Propheten getrunken, denn bei den meisten Stämmen bekennen sich nur die Vornehmen zum Islam, die gemeinen Leute aber sind Götzendiener. In waldreichen Gegenden sind die Ställe, die Wirthschaftsgebäude und Fremdenwohnungen von der Wohnung der Familie getrennt, und jede Familien-Behausung von einem eigenen Zaune umschlossen. Die Völker des Kaukasus unterscheiden sich von den übrigen Orientalen

Digitized by Google

durch ihre eng anliegende Tracht, welche der unsrigen sich nähert und mit den sonst so weiten und faltigen Gewändern der morgenländischen Völker kontrastirt. Ein Hemd tragen nur die Reicheren. Die Männertracht besteht aus zwei Röcken über einander, wovon der äußere ohne Kragen dem sogenannten polnischen Rocke gleicht und meist aus Tuch oder dickem Wollenstoff verfertigt ist. Der untere kürzere Rock dagegen ist meist aus abgenähtem und wattirtem Baumwollenzeug und vorn durch Knoten und Schlingen geschlossen. Ein lederner Gürtel um die Hüfte schließt den äußern Rock und trägt die Waffen. Die Beinkleider sind meist anliegend wie die unsrigen. Die Fußbekleidung besteht aus Socken, aus gesonderten ledernen Strümpfen, welche die Waden bedecken, und aus Schuhen oder auch aus Stiefeln mit geschnäbelter Spitze und hohem Absatz. Die Kopfbedeckung ist je nach den Stämmen verschieden: bald ein Turban, bald eine wollene oder Pelzmütze, bald ein wattirter Deckel mit einer Pelzverbrämung. Die Frauentracht besteht bei den ärmeren nur aus einem weiten, blauen, langen Gewand und braunrothen weiten Beinkleidern; bei den reicheren aber ist sie kostbar und mannichfaltig und schließt sich den übrigen morgenländischen Trachten ziemlich genau an. Der Kopf bleibt in der Regel unbedeckt und das reiche schöne Haar wird in Flechten getragen. Unsere lieben Leserinnen haben ohne Zweifel schon viel von der Schönheit der Circassierinnen gehört, welche als halbwüchsige Jungfrauen von ihren Eltern an türkische Händler verschachert und auf den Sklavenmarkt nach Konstantinopel gebracht werden, wo die vornehmen Türken sie kaufen und zu ihren Weibern und Sklavinnen machen. Es ist leider wahr, daß namentlich die tscherkessischen Stämme solchen Menschenhandel treiben, und zwar theils in Zeiten von Hungersnoth, theils aus Armuth, theils auch in der Hoffnung, ihren Kindern dadurch ein besseres Loos zu bereiten, als ihnen in ihrer armen Heimath bevorsteht. Wir werden von diesen Völkern ein ander Mal noch mehr erzählen.

Der Triumphbogen des Titus in Rom.

(Mit Holzschnitt auf S. 297.)

Aus dem frischen vollen Leben der Gegenwart heraus versetzen wir diesmal unsern Leser in jene denkwürdige Weltstadt Rom, wo die Trümmer einer untergegangenen Weltherrschaft und einstigen Kunstblüthe mit dem unbeschreiblichsten Schmutz und Verkommenheit der Gegenwart sich paaren, und führen seinem Blicke eine der bestehaltenen und schönsten Bauten des alten Roms der Kaiserzeit, nämlich den Triumphbogen jenes guten Kaisers Titus vor, dessen Charakter einen der wenigen Glanzpunkte in der Geschichte der römischen Kaiser bildet. Dieser Triumphbogen steht gewissermaßen auf der Grenzscheide zwischen dem alten Rom oder dessen Trümmern, und den engen krummen, schmutzigen Gassen der neueren, das heißt der im Mittelalter entstandenen Stadt Rom, deren launenhaft unregelmäßige, oft veränderte und umgebaute Häuser einen seltsamen Contrast zu der schönen, edlen, maßvollen Regelmäßigkeit und Symmetrie dieses antiken Baudenkmals machen. Titus (geb. im Jahre 40 nach Christi Geburt) war der ältere Sohn des Kaisers Vespasian und erhielt eine so gute Erziehung und Bildung, daß er sich schon frühe als Sachwalter wie als Tribun im Kriege in Germanien und Britannien rühmlich ausgezeichnete. Der Triumphbogen hat eine besondere historische Bedeutung für uns Christen, denn das römische Volk hat ihn errichtet zur Verherrlichung des Sieges, welchen Titus über die aufständischen Juden in den Jahren 65—69 erfocht und der im Jahre 70 mit der Zerstörung Jerusalems endete. Titus feierte den hiefür veranstalteten Triumphzug mit seinem Vater Vespasian gemeinsam und ward von demselben zum Führer der Kaisergarden und Mitregenten ernannt, als welcher er sich aber durch Strenge, Despotie und Schwelgerei auszeichnete, so daß die Römer befürchteten, nach Vespasians Tode in ihm einen zweiten Nero zu bekommen. Als er aber im Jahr 79 auf den Thron gelangte, zeigte er sich milde, weise, gerecht und freundlich, bestrebte sich keinen Tag ohne eine Wohlthat hingehen zu lassen, und erhielt bei seinen Unterthanen den ehrenvollen Beinamen „Lust und Liebe des Menschengeschlechts.“ Unter seiner Regierung wurden am 24. August 79 die Städte Herculanum und Pompeji verschüttet, brannte im Jahr 80 ein großer Theil Roms nieder, und entvölkerte die Pest einen großen Theil Italiens, was ihm reiche Gelegenheit gab, Gutes zu thun. An öffentlichen Bauten vollendete er das von seinem Vater begonnene Colosseum, „dessen Trümmer noch heute zu den Großartigsten gehören, was von dem alten Rom übrig ist, und erbaute die nach ihm benannten Thermen oder warmen Bäder zur unentgeldlichen Benützung für das Volk. Leider starb er schon im

Digitized by Google

Jahr 81 in derſelben Villa im Sabinerlande, worin ſein Vater geſtorben war, und zwar, wie die Sage geht, an Gift, welches ihm ſein Bruder und Nachfolger Domitian habe reichen laſſen, wie es in jener an ſolchen Greueln reichen Kaiſerzeit nur allzu häufig vorkam.

Geige, welche mit beſondrer Fertigkeit geſpielt ward, und erblickte, ſich umwendend, in ſeiner Nähe einen Knaben von etwa 13 Jahren, der an einer Mauer lehnte und der mit ſolcher Meiſterhand das ſchwierige Inſtrument ſpielte. Er winkte ihm freundlich heran und bedeutete ihn weiter zu ſpielen, und der Knabe ſetzte ſich in zwanglos anmuthiger Haltung auf die untere Treppenſtufe, ſpielte weiter und entlockte ſeiner Geige Töne, um welche ihn ein Meiſter beneidet haben würde. Als der kleine Muſiker nach einer Weile pauſirte, fragte ihn der Herzog. „Was ſpielſt Du denn, Junge?“ — „Was mir in den Sinn kommt, Excellenz,“ war die Antwort. — „Verſtehſt Du Dich denn auf Muſik?“ — „Ein Bißchen, Herr.“ — „Wer hat Dich's denn gelehrt?“ — Niemand, Excellenz; ich bin eine arme, vater- und mutterloſe Waiſe, die Geige da mein einziges Erbtheil. — „Und wie heißeſt Du denn und wie lebſt Du?“ — „Ich heiße Giovan Battiſta Lulli, Excellenz, und ſpiele vor den Häuſern der Vornehmen und in den Gaſthäuſern, und da reichen mir die Dienerſchaft und die Gäſte bisweilen etwas zu eſſen, den Abhub von ihrem eigenen Tiſche. Heute hab' ich mich zum erſten Mal hieher gewagt, in den „Heiligen Geiſt,“ weil dieſer das erſte Albergo der Stadt iſt. Ich habe aber da drüben an der Mauer nicht geſpielt, ſondern nur präludirt, bis mich Euer Excellenz ſah und herau rief!“ — „Hm, Du ſpielſt wahrlich nicht ſchlecht, Junge; wie alt biſt Du denn?“ — „Dreizehn Jahre, Excellenz“ — „Schade daß Du nicht in Paris biſt; Du würdeſt dort Dein Glück machen,“ ſagte der Herzog laut denkend; „hier, mein Kind, nimm das!“ Und er warf ihm ein Goldſtück zu. Juſt in dieſem Augenblick meldete man ihm, ſein Abendbrod ſey fertig, und der Herzog trat wieder in das Haus und verſchwand.

Battiſta war zu einem Madonnenbilde getreten, vor welchem eine Lampe brannte, um das Geldſtück zu betrachten, das ihm der vornehme Fremde geſchenkt hatte und das ihm ſo klein und ſo ſchwer vorkam für einen Bajocco. Er erſchrack, als er bemerkte, daß es ein Goldſtück war, und in der Meinung, der Fremde habe ſich vergriffen, wollte er es demſelben wieder zurückgeben. Er verſteckte ſeine Geige und Bogen hinter eine Säule und wollte in's Haus dringen, aber die Dienerſchaft wehrte es ihm, und vergebens wartete der Knabe, bis der Herr wieder herauskäme; dieſer verließ das Haus erſt nach einigen Stunden der Raſt, ſetzte ſich wieder in den Wagen und fuhr ſo raſch weiter, daß dem ehrlichen Battiſta nichts andres übrig blieb, um ſeinen Zweck zu erreichen, als ſich auf den Wagentritt zu ſetzen, mit beiden Händen an den vergoldeten Hölzern zu halten, wie die Lakaien, und die Gelegenheit abzuwarten, wo bei dem nächſten Pferdewechſel der fremde Herr zu ſprechen ſeyn würde. Als aber die Pferde gewechſelt wurden und Battiſta ſich dem Wagenſchlag nähern wollte, trieben ihn die Diener hinweg und der Herzog warf ihm ein Silberſtück heraus, weil er ihn für einen Bettler hielt. Die ſechsſtündige

Baptiſt Lulli.

An einem Maiabend des Jahres 1646 langte der Herzog von Guiſe auf der Heimreiſe von Rom in Florenz an und übernachtete im Gaſthaus zum Heiligen Geiſt. Während ſein Abendbrod bereitet wurde, ſetzte er ſich auf eine Bank unter der Säulenhalle des Portals, genoß die erquickliche Abendkühle und Stille nachdem heißen Reiſetag und gab ſich ſtummen Träumen hin. Plötzlich hörte er in ſeiner Nähe eine

Digitized by Google

Fahrt aber hatte den Knaben ermüdet, und da er auf jeden Fall dem Herrn sein Goldstück zurückgeben wollte, so legte er sich in einen Korb, welcher an Ketten unter dem Wagen hing, zu dem Hunde des Herzogs, schlief darin ein, und gelangte auf diese Weise unbemerkt bis Turin, wo er sich dem Herzog vorstellte und sein Goldstück zurückgeben wollte. Der Herzog von Guise war nicht wenig überrascht von dem Betragen des Knaben, und fragte ihn, weßhalb er ihm so weit gefolgt sey, und Battista gestand unumwunden: halb in der Absicht, ihm das irrthümlich dargereichte Goldstück mitzugeben, und halb in der Absicht, so nach Paris zu kommen, wo er nach des Herzogs eigener Aeußerung sein Glück machen würde. Der Herzog hielt es für grausam, den Waisenknaben, welcher nur um den Verlust seiner Geige weinte, im fremden Lande allein zurück zu lassen, und befahl seinem Kammerdiener, Battista mitzunehmen und unter der Dienerschaft angemessen zu verwenden. Aber die Vornehmen haben ein kurzes Gedächtniß, und bis der Herzog nach Paris gekommen war, hatte er den kleinen Geiger ganz vergessen, und Battista ward daher unter die Küchenjungen gesteckt. Aber das behagte ihm nicht, denn er war nur für Musik empfänglich, und eines Tages überraschte ihn der Koch, als er die Kasserolen an einem Stricke aufgehängt hatte und darauf mit einem Rührlöffel ein Concert aufführte. Der Koch schlug den Rührlöffel auf Battista's Kopf entzwei und jagte ihn als einen faulen Taugenichts aus dem Hause. Eines Abends wäre er beinahe von dem Wagen der Herzogin von Montpensier überfahren worden, als er ganz spät im Hofe des Palais-Royal auf dem Pflaster vor Erschöpfung niedergesunken und eingeschlafen war. Die Prinzessin wollte wissen, wie er hieher gekommen, und der italienische Knabe erzählte ihr in seiner Muttersprache sein seltsames Geschick; „Mademoiselle“ (wie die Herzogin mit ihrem offiziellen Titel hieß) überantwortete den Halbverhungerten ihrem Haushofmeister, damit er ihm Dach und Fach und Kleidung gebe, bis sie weiter über ihn verfüge. Allein auch sie vergaß ihn, und so kam Lulli abermals in die Küche und ward ein sehr schlechter Küchenjunge, welcher auch die Anderen unachtsam machte, da er ihnen immer nur vorsang und vorpfiff und allerlei tolle Musik mit Kesseln, Kasserolen, Deckeln und Dreifüßen machte. Endlich verschaffte ihm einer der Küchenjungen eine Taschengeige, und Lulli handhabte diese so meisterlich, daß sein musikalisches Talent zunächst unter der Dienerschaft Anerkennung fand. Eines Tags hörte ihn Michel Lambert, ein damals beliebter Musiker des Königs, machte die Herzogin von Montpensier auf das seltene Talent ihres Küchenjungen aufmerksam, das einer bessern Verwendung fähig wäre, und erbot sich, ihm Unterricht zu geben. Lulli blieb in den Diensten der Prinzessin, erhielt aber Unterricht von Michel Lambert und machte erstaunliche Fortschritte, so daß er bald seinen Lehrer überholte, und sogar vor dem König Ludwig XIV. spielen mußte, welcher von dem Wunderknaben gehört hatte. Sein Spiel entzückte den König, der selbst Violine spielte, so sehr, daß er sich Lulli von der Prinzessin von Montpensier erbat und ihn in seine Dienste nahm. Lulli's Kompositionen gefielen dem König eben so gut wie sein Spiel, und ehe der unbekannte italienische Jüngling sich dessen versah, ward er zum Kapellmeister der kleinen Hofkapelle des Königs, der sogenannten Bande des petits violons, ernannt, welche aus zwölf Saiteninstrumenten bestand und mit welchen der König selbst zuweilen geigte. Lulli's Bemühungen gelang es, bei dieser kleinen Kapelle ein solch ausgezeichnetes Zusammenspiel herzustellen, daß sie bald die sogenannte Gesellschaft der Vierundzwanziger übertraf, welche damals die berühmteste Kapelle in ganz Europa gewesen war. Lulli's Bestrebungen als Dirigent und Virtuos waren nicht seine einzigen Verdienste; die Musik verdankt ihm noch einige sehr wesentliche Neuerungen. Seither hatte man den Baß und die Mittelstimmen nur als nebensächlich, als die Begleitung der Oberstimme behandelt: Lulli dagegen behandelte auch die Mittelstimmen obligat und vertheilte die Melodie zwischen ihnen und der Hauptstimme; er erweiterte ferner die Grenzen der Harmonie, indem er durch die sogenannten falschen Akkorde und durch Dissonanzen die überraschendsten Wirkungen hervorzubringen wußte. Er betrat aber zugleich auch noch ein andres Gebiet: die glänzenden Feste, welche an Ludwigs XIV. Hofe so häufig wiederkehrten, gaben ihm Gelegenheit, sein Talent am lyrischen Drama zu versuchen. Er komponirte zunächst die Musik derjenigen Zwischen- und Nachspiele, worin der König selbst eine Rolle zu übernehmen nicht verschmähte, und Molière fand in ihm eine willkommene Stütze für die Singspiele und Ballets in seinen Theaterstücken. Lulli legte aber den Beweis ab, daß seine rege, lebendige, fruchtbare und originelle Phantasie nicht blos zu diesen spielenden Kompositionen hinreiche, sondern noch

Digitized by Google

höheren Aufgaben gewachsen sey: er komponirte auch ernste und geistliche Musik von unbestreitbarem Verdienst, und bewies damit klärlich, daß er auch für die erhabeneren und tieferen Gefühle und Empfindungen der Seele empfänglich und denselben künstlerischen Ausdruck zu geben im Staude sey.

Frau v. Sevigné schreibt in ihrem Briefe vom 6. May 1672, worin sie die Leichenfeier des Kanzlers Sequier schildert, von Lulli: „Was sein Genie anlangt, so ist es ein Ding, das man nicht in Worten ausdrücken kann. In der Musik welche wir gestern in der königlichen Kapelle zu hören bekamen, übertraf Baptiste sich selber. Er ließ bei dieser Gelegenheit auch sein wunderschönes Miserere und ein Libera aufführen, welche Aller Augen mit Thränen füllten."

Ludwig XIV. hatte 1671 Lulli zur Belohnung seiner Verdienste das Privilegium der großen Oper (der sogenannten königlichen Akademie der Musik) übertragen, welches bis dahin der Abbé Perrin innegehabt hatte, und Lulli komponirte nun als Direktor derselben 19 Opern, welche mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch den französischen Hof entzückten und noch lange in Ansehen blieben, obschon die dramatische Musik der Franzosen durch Piccini, Sacchini und Gluck eine bedeutende Umwälzung erfuhr. Lulli und dem mit ihm verbundenen Quinault verdanken die Franzosen die Vollkommenheit ihrer großen Oper, auf welche sie sich so viel zu gut thun. Uebrigens darf das, was man damals unter Oper verstand, durchaus nicht mit dem Maßstab der heutigen dramatischen Musik gemessen werden; jene Oper war nur eine Hoffestlichkeit zur Unterhaltung des üppigen müssigen Hofes Ludwigs XIV. welcher sich nicht entblödete, bei solchen Aufführungen selbst mitzuspielen und zu tanzen. In der Geschichte des Entwickelungsgangs der Musik aber hat Lulli eine Bedeutung, denn er öffnete zuerst das Verständniß für die höheren Ideen und den künstlerischen Ausdruck der Leidenschaften in der Musik, welche Gluck's Kompositionen noch beredter, glücklicher und vollkommener aussprachen als diejenigen Lulli's.

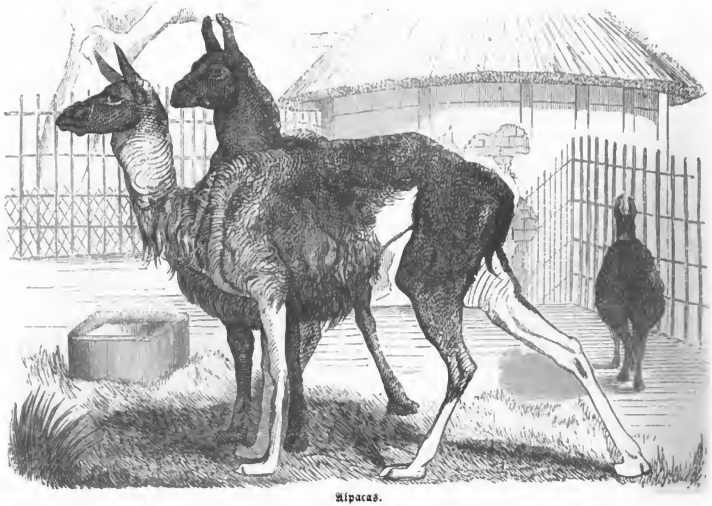
Allein wie weit es auch der arme italienische Waisenknabe gebracht hatte, weder das größte Verdienst noch der bedeutendste Erfolg vermögen gelegentliche Unfälle abzuhalten. Im März 1687 hatte Lulli, dessen ganze Laufbahn aus Armuth und Dunkelheit bis zur Berühmtheit wir seither verfolgt haben, das Unglück, im Taktschlagen bei der Aufführung eines Tedeums zur Feier der Wiedergenesung des Königs von einer schweren Krankheit sich stark am Fuße zu verletzen. Unglücklicherweise trat der Brand dazu und gefährdete sein Leben; auf seinem Schmerzenlager dichtete und komponirte er noch ein Lied: „Sünder, du mußt sterben!" welches er mit schwacher zitternder Stimme sang. Einige Tage später, am 22. März, starb er. Seine Wittwe, die Tochter jenes Michel Lambert, der sein erster Lehrer gewesen war, ließ ihm in der Kirche der Petits Pères, wo er begraben zu werden gewünscht hatte, ein prachtvolles Denkmal errichten, welches als Grabschrift sechs lateinische Verse von Santeuil trägt, deren Sinn ungefähr dahin geht: „Daß du blind bist, o Tod, das wußten wir; daß du aber auch taub bist, hast du uns bewiesen, als deine Hippe den großen Lulli traf," — eine Geschmacklosigkeit, die ganz im Geiste jener gezierten Zeit ist.

Das Alpaca.

(Mit Holzschnitt auf Seite 304.)

Im fernen Süd-Amerika lebt eine Familie von wiederkauenden Hufthieren, welche dem Kameel der alten Welt nahe verwandt sind und von diesem sich nur durch den Mangel eines Fetthöckers unterscheiden. Dieß sind die Auchenien, welche in mehrere Thierarten und Gattungen zerfallen, von denen unsere lieben Leser sicher schon gehört haben, wär's auch nur in Campe's Robinson Crusoe. Diese Thierarten sind das Lama, Camelus Lama oder Auchenia Lama, das vorzugsweise Lastthier der Indianer in den Hochgebirgen von Peru und Chili, das nirgends mehr wild vorkommt und in unseren zoologischen Gärten sehr gut gedeiht. Es hat die Größe eines Esels und trägt eine Last von 100—125 Pfund bei langsamem, aber sicherm Gang auf steilen, schmalen Pfaden. Wie das Lama dem Bewohner der Andes das Maulthier und den Esel ersetzt, so vertritt ihm das Paco oder Alpaca (C. Pacos) welches wir umstehend abbilden, die Stelle des Schafs. Das Alpaca ist kleiner als das Lama, und für unser Auge nicht eben ein schönes Thier; es gleicht im Körper dem Schafe, hat aber einen längern Hals und zierlicheren Kopf als das Lama. Sein Vließ ist sehr lang und ausnehmend weich und die Wollhaare erreichen an einigen Stellen des Körpers, z. B. am Rumpfe, eine Länge von 4—5 Zollen. Die Farbe ist meist ganz weiß oder ganz schwarz; doch gibt es auch gescheckte. Die

Digitized by Google



Alpacas.

Wolle wird von den Indianern beſonders zu jenen warmen und waſſerdichten Decken oder Teppichen verarbeitet, welche dort zu Lande getragen und Ponchos genannt werden, nämlich länglicht viereckigen Teppichen mit einem Schlitz in der Mitte, um den Kopf hindurchzuſtecken. Die Wolle wird auch nach Europa ausgeführt und zu feinen Filzhüten und leichten Sommertüchern verarbeitet, ſowie zu Schirmſtoffen ꝛc., da ſie ſehr wenig empfänglich für Regen iſt. Das Alpaca kommt auch nicht mehr in wildem Zuſtande vor, ſondern wird in ſeiner Heimath in ſehr großen Heerden gehalten, welche das ganze Jahr auf den Hochebenen der Cordilleren weiden und nur zur Schur nach den Hütten getrieben werden. Sein Fleiſch iſt eßbar und ſchmeckt wie Ziegen- oder Schaffleiſch; zuweilen, jedoch ſelten wird es auch gemolken, denn es iſt ein furchtbar eigenſinniges und widerſpenſtiges Thier, dem weder mit Liebkoſung noch mit Gewalt etwas abzuzwingen iſt, und das, einmal von der Heerde verſprengt, ſich an den Boden wirft, liegen bleibt und lieber verhungert oder ſich todtſchlagen läßt, als wieder aufſteht oder dem Treiber folgt. Der Transport derjenigen, welche man zur Verſchiffung nach Europa an die Küſte herunterbringt, iſt außerordentlich ſchwierig; man muß ſie einem Trieb Lamas oder Schafe zugeſellen, um ſie vorwärts zu bringen, und viele gehen daran zu Grunde, daß ſie ſich abſolut weigern, von dem ungewohnten Futter zu freſſen. Die Verſuche, es bei uns heimiſch zu machen, ſind weder in Schottland und England, noch auf dem Feſtlande geglückt; es iſt eben ein Thier des Hochgebirgs, dem man bei uns keine entſprechenden Lebensbedingungen ſchaffen kann.

Zur ſelben Familie gehört auch das Guanaco, welches bis zum Feuerland hinunter wild vorkommt und dort zu Lande die Stelle des Rothwildes vertritt; es lebt in kleinen Rudeln beiſammen, wird zu Pferde mit Schlingen gejagt, kann jung gezähmt werden, bleibt aber immer tückiſch und unbrauchbar. Ferner gehört dazu noch das Vicunna, von dem die ſchöne, weiche, edle Vicognewolle kommt; ein zierlicheres Thier als das Lama, und an Größe zwiſchen dieſem und dem Alpaca, mit kürzerer krauſerer Wolle von großer Feinheit. Das Vicunna kommt nur in wildem Zuſtande vor und iſt daher nur auf der Jagd zu erlegen. — Unſer obiges Bild iſt im Pariſer Pflanzengarten von den dortigen Alpacas nach der Natur aufgenommen.

Digitized by Google

Der Eisberg.

Eine Seemanns-Geſchichte von R. Nellenburg.

(Schluß.)

Ben und die Pfarrerin an Esther's Sterbebette.

„Am andern Tag ſuchte ich Esther auf: ſie, ſchüttelte mir die Hände und küßte mich, meinte ich ſehe übel aus und fragte dann: 'Haſt Du mir irgend etwas zu ſagen?' Ich weiß nicht wie es kam, daß ſie dieſe Frage an mich ſtellte — war's eine Art Ahnung oder ſo ein Inſtinkt, wie ihn die Hunde haben. Du liebe Zeit, Herr, ein Weibsbild oder ein Hund weiß immer ſchon zum Voraus, was Ihr meint, ehe Ihr noch ein Wort ſprecht, d. h. in Gefühlsſachen. Auch bei manchen Kindern iſt dieß Ding ſehr ſtark. Vielleicht ſah ich aber auch darnach aus, als wüßt' ich etwas Neues.

„'Haſt Du ihn geſehen?' fragte ſie mich; — für ſie gab es nur einen 'Er', und ſie meinte wohl mir liege eben ſo viel an ihm als ihr.

„'Ja,' ſagt' ich, 'Esther, ich hab' ihn geſehen.'

„'Wo iſt er? Bring' mich zu ihm!' rief ſie und ſah mich eine Minute lang ſtarr an; dann rief ſie; Nein, Ben, er iſt todt! Ich weiß, er iſt es; ich ſehe es. O Gott, mein Fitzjames iſt todt?' Und ſie umklammerte krampfhaft meine Hand, ſank dann in den Stuhl zurück und ſchloß die Augen. — 'Ben!' fuhr ſie nach einer kleinen Weile wieder fort, 'Ben, ſag' mir Alles! Erzähl' mir von ihm! Der arme Burſche! Alſo todt?'

„Ich erzählte ihr Alles was ich wußte, und ſagt' ihr dann auch von dem Sixpence. — 'Gib ihn mir, Ben!' ſagte ſie; 'gib ihn mir; es war das letzte Geſchenk, das ich ihm gab, ehe . . . .'

„Ich gab ihr die halbe Münze, und ſie küßte ſie ganz feierlich, wie wenn es die Stirn des Todten geweſen wäre. Hierauf erzählte ich ihr, was er mir darüber geſagt, daß er es ehrlich und redlich mit ihr gemeint und ſie nicht habe verlaſſen wollen. —

„'Hat er das geſagt?' rief ſie.

„'Ja, Esther; er vermaß ſich hoch und theuer, und ich glaube, daß es ihm Ernſt war.'

Digitized by Google

„Sie ſah mich eine Weile ſcharf an, dann ſagte ſie: 'Ich danke Dir dafür, Ben; ich bin ſo froh, daß Du es glaubſt. Ich weiß es, er wollte mich nicht ſitzen laſſen.' Dann ſtand ſie auf, rief ihren Vater und ſagte: 'Vater, er wollte mich nicht verlaſſen. Fragt Ben hier; er hat's ihm mit ſeinem letzten Athemzug noch hoch betheuert. Nicht wahr, Ben? er hat darauf geſchworen? Und Ben ſelbſt glaubt dran — nicht wahr, Ben? Komm' ſag' es meinem Vater!'

„Ich beſtätigte es dem alten Mann und er ſagte 'Der arme Kerl! Alſo auch todt? Jenun, das iſt die Sündenſchuld!'

„'Aber er hat ja Ben betheuert, daß er es ehrlich und redlich mit mir gemeint hatte!' rief Eſther und ſchien ganz froh. 'Ich wußt' es ja von jeher, daß er mich nicht verlaſſen wollte.

„'Siehſt Du denn nicht, daß es keinen Unterſchied macht, ob er es ehrlich meinte oder nicht?' rief ihr Vater; 'er hat Dich eben ſitzen laſſen und Du haſt' Deinen guten Namen verloren, — und wir den unſrigen ebenfalls durch dieſe Geſchichte, Eſther.'

„'Ich weiß es, ich weiß es,' ſagte ſie weinend; aber er hat es doch Ben geſchworen, daß er mich nicht habe ſitzen laſſen wollen. Gott lohne es ihm! Und ſie küßte wieder den Sixpence wie von Sinnen. Ich ſah, daß ſie in Krämpfe verfallen wollte; darum rief ich ihre Mutter und ging weg, denn ein Mann kann unter ſolchen Umſtänden nicht viel Gutes helfen, und iſt eigentlich mehr im Wege.

„Am andern Tag beſuchte mich Eſther bei meiner Mutter. — 'Ben,' ſagte ſie, 'hier iſt das Pfund, welches ich Dir ſchulde; es iſt das erſte Geld, das ich mir bei meinem Hemdennähen erſpart habe. Der Herr Vikar und ſeine Frau ſind ſehr freundlich gegen mich geweſen; ſie drückt mir immer die Hand' wenn ſie mich ſieht, und als ſie mich eines Tages beſuchte und mich weinend traf, weil das Kind ſo krank war, denk' Dir, Ben, da küßte ſie mich auf die Stirne und ſagte: 'Armes Kind!'— Mir iſt zu Muthe, als ob ſie meine Mutter wäre, Ben, ſo gütig iſt ſie immer gegen mich.'

„Ich nahm das Goldſtück und gab ihr den Schuldſchein, und ſah etliche Wochen lang nichts mehr von ihr. Da erhielt ich eines Tages einen Brief von der Frau des Schiffsherrn, worin ſie mich fragte: ob ſie nicht etwas für Sands' Verwandte thun könne, denn der Junge, wie ſie merken werden, hatte ihr von Sands erzählt. So ging ich denn zu Eſther hinunter, zeigte ihr den Brief und fragte ſie, was ich der Dame ſchreiben ſollte.

„'Iſt der junge Mann viel um ihn geweſen, Ben?' fragte ſie.

„'Natürlich,' gab ich zur Antwort; 'er war ja die ganze Zeit mit uns auf der Eisinſel — mußte an ſeiner Statt die Lampen anzünden, als Sands übel auf war.'

„'Hieß er denn eigentlich Sands? nicht Fitzjames?'

„'Nein, Sands war ſein rechter Name.'

„'Es wäre mir lieb, Ben, wenn ich hingehen und bei der Dame wohnen dürfte, ſo daß ich in der Nähe des jungen Herrn wäre, der ihn ſo gut gekannt hat.

„Sehen Sie, Eſther hätte bei mir wohnen können, nur bracht' ich's nicht über die Lippen, ihr dieſen Vorſchlag zu machen, und ſie ſchien nicht daran zu denken; — ich ſagte alſo zu Eſther: 'Ich weiß nicht, ob das der Dame recht iſt. Siehſt Du, wenn Du Sands' Weib geweſen wäreſt, dann würde es ein anderes geweſen ſeyn.'

„'Aber er hat mich ja doch heirathen wollen, Ben, nicht wahr?' ſagte ſie.

„'Das iſt wohl wahr, aber gethan hat er's ja nicht; übrigens will ich doch hinſchreiben und bei der Dame darum anfragen.'

„'Und Du willſt mich dann auch dorthin begleiten, Ben?'

„'Eſther,' ſagt' ich, 'wenn es Dir nützen könnte würd' ich jederzeit mein Leben dafür hingeben; ich hab's ja Sands verſprochen mit einem feierlichen Handſchlage, daß ich für Dich Alles thun wolle, was in meinen Kräften ſtünde!'

Sie nahm meine Hand in ihre beiden Hände und küßte ſie brünſtig, aber ich merkte wohl, ſie that es nur, weil Er meine Hand berührt hatte. Sie hätte Alles geküßt, was er mit den Händen berührt gehabt hatte. Aber obſchon ſie mir die Hand küßte, hätt' ich ihr damals doch auf keine Weiſe ſagen können, wie gut ich ihr war. Ich glaube, ich wäre an dem Verſuch erſtickt. — Gut, ich ſchrieb alſo der Dame und ſagte ihr Alles von Sands und Eſther, und ſie verlangte nach ihr und dem Kleinen und nannte ſie 'Frau Sands.'— Eſther wollte mir den Brief gar nicht mehr zurückgeben, worin dieß ſtand, obſchon er an mich geſchrieben war; aber es lag mir auch nichts daran, ſo lange es ſie glücklich machte. Ich nahm ſie alſo mit nach Glasgow und auf dem ganzen Weg dahin that ſie

Digitized by Google

nichts als weinen und von Sands plaudern. Ich brachte sie nach dem Hause des Schiffsherrn, und sie sah die Dame und den Jungen, und ich ließ sie dort und ging auf eine andere Fahrt — und zwar nicht mehr nach Norden, wie Sie sich wohl denken mögen, denn ich war für eine lange Zeit des Eises satt. Ich hatte noch Geld genug, um lange am Lande zu bleiben, aber ich fühlte mich daselbst nicht recht behaglich; so legte ich denn einen Theil des Geldes auf meine Mutter an und den Rest auf Esther's Namen, ohne daß sie es wußte, und ging wieder zur See.

„Ich erhielt nach einiger Zeit einen Brief von dem — jungen Schiffsherrn, werd' ich nun sagen müssen, in Anbetracht daß er nicht mehr der Junge auf dem Schiff war, sondern ein schmucker junger Herr in dem Comptoir. — Hier ist er in der Tasche von dem Tagebuch."

Er nahm den alten, fettigen, gelben Brief aus dem Behälter und übergab ihn mir, und mit seiner Erlaubniß schrieb ich ihn später ab. Er lautete:

„Glasgow, M'Street, 12. August 18—.

„Mein lieber Ben! Ich versprach Dir bald zu schreiben, und so will ich denn mein Versprechen erfüllen. Ich bin nun auf dem Comptoir und muß die ganze Quälerei davon durchmachen. Mein Alter sagt: kein Junge tauge etwas als Commis, bevor er nicht die niedrigsten Arbeiten des Comptoirs selber gethan habe. Du und er denken darin gleich, denn ich erinnere mich nun, daß ich auf Deinen Befehl auch die Pardunen hinunter theeren mußte. Ich kriege nicht viel Taschengeld, und doch reicht es aus, weißt Du, Ben; und Tante Nelly hat mir ein Paar Pistolen geschenkt. Ich treffe nun unter zehn Schüssen sechsmal ein Kartenblatt auf zwanzig Schritte.

„Ich weiß Dir eigentlich sonst nicht viel Neues zu sagen; mein Hals ist wieder gut geworden bis auf eine Narbe, und eine Schramme hab' ich auch am linken Bein an der Stelle, wo ich mich an jenem Tag verletzte, als ich über die Eisblöcke herunterfiel. — Das erinnert mich an Frau Sands. He, Ben, war sie denn wirklich Frau Sands oder Sands' Frau? Du weißt wohl, was ich meine. 'Der Junge' hat es ganz mit der Mutter verdorben und mit 'Frau Sands' ebenfalls, weil er nicht zum zehntausendsten Mal erzählen will, wie es ihm auf dem Eis ergangen sey. Ich hab' die Geschichte so vielen Leuten erzählen müssen, daß sie mir ganz zum Eckel ist; und Mama verlangt doch, ich solle sie immer und immer wieder erzählen. Und Frau Sands quält mich gar, weil sie immer wissen will, wie er gestorben. Ich mochte Sands gut leiden, das weißt Du ja; aber ich habe ihn ja nicht sterben sehen, und war hernach verrückt, nachdem ich das Segel gesehen, und so konnte ich ihr sehr wenig sagen. Sie hat im Gebetbuch das Gebet verzeichnet, welches der Doktor über ihm las, als sie ihn in die See versenkten.

„Jedermann sagt, Du seyest eigentlich ein Narr, daß Du wieder zur See gegangen seyst, aber Du verstehst dieß vermuthlich am besten. Frau Sands ist im Grunde ein hübsches Weibchen, und Mama ist ihr ungewöhnlich gut, — behandelt sie eher wie eine leibliche Tochter, als wie eine Dienerin, und es paßt sich auch eher für sie. Ich kenne viele Mädchen, welche trotz ihrer Seidenkleider nicht halb so viel Anstand und Anmuth haben wie sie. Sie besorgt mir meine Wäsche und Kleider, und es fehlt mir seit Wochen kein Knöpfchen mehr an einem Hemde, während ich sonst immer ein Stückchen Zwirn oder Bindfaden bei mir tragen mußte, um einen abgerissenen Knopf zu ersetzen. He, Ben, wenn Du sie heirathen wolltest, ich denke, sie würde Dich nehmen. Ich sah sie jüngst einmal in ihrer Stube über Deinem letzten Brief weinen ...."

„Weil darin von Sands die Rede war," setzte Ben erläuternd hinzu.

„Sie ist ja im Grunde nur eine Wittwe, und jeder Mann dürfte auf diesen jungen Sands nur stolz seyn, so schmuck und lustig und kräftig ist der kleine Kerl. Wir sind ganz gute Freunde; er scheint ein Wohlgefallen an mir zu haben; Frau Sands ist nie glücklicher, als wenn ich ihn auf dem Arm herumtrage. Sie meint, ich sey ja um Ihn gewesen, und er würde ihn auch herumgetragen haben — nämlich Sands.

„Und nun gehab' Dich wohl, alter Junge! ich danke Dir, daß Du mich mit einem knöchernen Löffel geätzt hast. Mama trägt den Löffel, glaub' ich, immer in ihrer Tasche herum. Wenn Du einen Freund bedarfst, Ben, oder Geld, oder sonst etwas, so weißt Du wo Du es bei Deinem Jungen findest, auch wenn er kein Junge mehr ist.

Von Herzen Dein

Fred Trelawney."

„Ich bekam noch mehrere derartige Briefe auf dieser Reise, aber von meinen Angelegenheiten war darin nicht die Rede. Er pflegte nur von sich selbst zu schreiben, wie junge Leute gewöhnlich thun. Zu-

Digitized by Google

weilen erwähnte er darin auch Esthers, jedoch nicht mit vielen Worten; er sagte höchstens, es gehe ihr gut, sandte mir einen Gruß von ihr oder dergleichen. — Ich blieb ungefähr ein Jahr lang aus, und bei der Heimkehr ging ich natürlich nach Glasgow, um sie alle zu besuchen. Die Frau des Schiffsherrn schüttelte mir die Hand, und Esther küßte mich, so kalt sie nur konnte, just als ob ich ihr Bruder gewesen wäre, während mir zu Muth war, als sollt' ich sie umfassen und nicht wieder loslassen, und ich mich nur zusammen nehmen mußte, um mich nicht zu verrathen. Da sie aber wieder von Glasgow wegging, um ihre alten Eltern zu verpflegen, so reisten wir zusammen, und die Reise hindurch schwatzte sie wieder ausschließlich nur von Sands, bis mir beinahe darob übel wurde; doch ließ ich sie's nicht merken, weil ich sie gerne reden hörte; sie hatte ein solch anmuthiges Wesen an sich, das Einem ganz wohl zu Muthe machte, gleichviel was sie auch sagte, und man hätte es nicht über sich gewonnen, ihr zu zeigen, daß Einem nicht Sands der angenehmste Gegenstand der Unterhaltung war.

„Wir kamen nach Hause — ich wohnte bei meiner Mutter, und sie bei ihren alten Eltern. Ich nahm Dienste auf einer Schiffswerfte als erster Takelmeister, und dachte nicht daran, wieder in See zu gehen. Ich besuchte sie nun jeden Tag, liebkoste ihren Jungen und schaukelte ihn auf den Knieen, und er ward bald mit mir vertraut und nannte mich 'Papa'. Sie hatte gar nichts dagegen, — nein, es schien sie eher zu freuen. — Eines Tags — ich mochte etwa sechs Wochen zu Haus gewesen seyn — sagt meine Mutter zu mir: 'Ben, Du könntest ebensogut hingehen und Esther bitten, daß sie bei uns wohne; Du steckst so oft bei ihr, daß die Leute schon davon reden.'

„'Mutter,' sagt' ich und ward ganz roth, 'wollte Gott, die Leute kümmerten sich mehr um ihre eigenen Angelegenheiten!"

„'Nun ja,' meinte sie, 'das thun sie aber nicht und werden's nicht thun. Und ich sage Dir nur das, weil es Esthern in's Gerede bringt!'

„Das wurmte mir. Noch am selben Abend ging ich zu Esther hinab und sagte zu ihr: 'Esther, so kann ich's nicht mehr länger treiben. — Esther, ich werde krank und der Fluß sieht mir allzu verführerisch aus im Mondschein, als daß ich mich sicher fühlte. Ich werde noch einen verzweifelten Streich machen, denn ich bin bisweilen gar nicht mehr Herr meiner selbst. Esther, Du mußt meine Frau werden!'

„'Ich könnte Dich nicht glücklich machen, wenn ich es thäte, Ben — ich kann den armen John nie vergessen."

„'Esther!' rief ich, 'wenn Du mich heirathen willst, werd' ich wenigstens glücklicher seyn als jetzt. Ich brauche eine Lebensgefährtin, und ich laufe Dir immer hieher nach und die Leute klatschen darüber — nicht die Männer, verstehst Du,' sagt' ich und zeigte ihr meine geballte Faust; 'für diese wüßt' ich schon ein Mittel, um ihnen das Maul zu stopfen. Aber das Weibervolk ist's, Esther, und ich kann diesen kein Schloß vor die ungewaschenen Mäuler legen. Sie sind immer so freundlich gegen ihr Geschlecht — zumal gegen diejenigen, die ein Unglück gehabt haben.'

„'Sie klatschen also über uns, Ben?' fragte sie.

„'Ja, das thun sie, und daher ist es besser, wir heirathen uns, wenn ich nicht wieder zur See gehen oder die Heimath verlassen soll.'

„'Ben,' meinte sie, 'nicht jeder Mann würde mir einen solchen Antrag machen, — mir, die ihren guten Ruf verloren und einen Knaben hat.'

„'Bah, ich thue es dennoch, Esther.'

„'Nun denn, Ben, so will ich Deine Frau werden; ich kann Dir nicht dieselbe Liebe geben, wie ich sie für den armen John hatte, aber ich will meine Schuldigkeit thun als ein gutes Weib, und ich bin's überzeugt, Du wirst meinem Knaben ein Vater seyn, — nicht wahr, lieber Ben?'

„Dieß sagte sie so kalt, als hätt' ich sie zu einem Spaziergang eingeladen oder sonst die gleichgültigste Sache mit ihr verhandelt. Ich ging nach Hause und erzählte es meiner Mutter; sie schien darüber erfreut und mochte denken, es müßte wohl so kommen. Am Abend darauf beim Weggehen steckte mir Esther ein Briefchen in die Hand und sagte: 'Lies dieß, wenn Du nach Hause kommst; Du magst Dich darüber vielleicht auch anders besinnen.' — Ich kann noch das Gefühl nicht vergessen, welches mich eiskalt durchrieselte, als sie mir das Briefchen gab. Wie ich nach Hause kam, las ich es, — hier ist es, oder wenigstens eine Kopie davon."

Ich las:

„Lieber Ben! Damals in Manchester, als mein kleiner Johnny auf die Welt kam, sagte mir der Doktor, ich dürfe niemals wieder Mutter werden. Ich verstehe diese Dinge nicht, aber er hat mir dieß wirklich gesagt. Ich konnte Dir dieß nicht sagen,

Digitized by Google

weil ich über solche Sachen nicht mit Dir reden könnte; allein ich hielt es für unrecht, Dich zu heirathen, ohne daß Du es erführest.

Mit herzlicher Liebe

Deine

Esther Sands."

„Dieß war allerdings sehr niederschlagend für mich, weil ich von jeher die Kinder sehr lieb gehabt habe; es macht Einen zu einem weit bessern Menschen, wenn man so kleine Würmchen um sich herumkrabbeln sieht und sie Einem auf dem Arme einschlafen. Diese Französinnen würden nicht halb so schlimm seyn, denk' ich, wenn sie ihre kleinen Kinder selber säugten und pflegten. Trotzdem aber hatt' ich gar keine Luft, Esther deßhalb aufzugeben, sondern ich dachte, das hätten viele andere Frauen an ihrer Stelle nicht gethan, und ich hielt deßhalb um so größere Stücke auf sie.

„Gut denn, wir wurden durch den Hülfspfarrer getraut, und seine Frau kam zur Hochzeit und küßte meine Esther. Es gibt noch christliche Frauen in der Welt, und zu diesen gehörte auch die Frau des Curate mit den grauen Augen. — Wir mietheten dieß Häuschen hier neben den alten Leutchen, und lebten hier so glücklich wie nur immer möglich. Sie that ihre Pflicht, wie je eine Frau sie gethan. Ich brauchte nie eine Sache zweimal zu sagen — sobald ich irgend einen Wunsch äußerte, so bot sie auch schon allem auf, um mir denselben zu erfüllen. Meine Ansicht war ihr immer die liebste, wie sie sagte; und ich behielt immer Recht; allein ich weiß nicht wie es kam, doch ich war nicht ganz zufrieden. Sie that alles was sie mir nur an den Augen absehen konnte, und doch — der Himmel weiß wie! — war es nicht ganz das was ich verlangte. Ich weiß gewiß, sie liebte mich, aber, wie sie mir damals gesagt hatte: nicht mit derselben Liebe, die sie für John Sands gefühlt hatte. — Wir pflegten oft von ihm zu plaudern, und es brachte mich beinahe um den Verstand, wenn ich sah, wie ihre Augen funkelten und ihr Gesicht glühte, so oft ich ihn lobte. Sie war immer alsdann zärtlicher gegen mich, nachdem ich ihr von Sands erzählt hatte. Sie konnte keinerlei Fehler an ihm sehen. Ich habe zu meiner Zeit viel reden hören von erster und zweiter Liebe und derartigen Dingen, allein meine Ansicht geht dahin, daß eine Frau nur ein einziges Mal mit jener Art von Liebe lieben kann, die keine Fehler sieht — mit jener Liebe, die alle Absichten und Meinungen des Geliebten annimmt, so daß wenn man den Mann kennt, man auch die Frau beurtheilen kann.

„Nun seht, wenn Leute in diesem Gemüthszustande heirathen, so wachen sie lange, lange Zeit nicht mehr daraus auf — ja meist sogar gar nie, denn diese Art von Liebe findet man nur selten nach dem zwanzigsten Jahre; es ist wie ein Fieber — wer's gehabt hat, der ist fürder davor sicher. Mag dann diese Liebe auch nicht immer vorbehalten, so fühlt doch ein Mann immer, was für eine Liebe er bekommen hat, und er ist nie ganz zufrieden gestellt, außer durch die erste Art — wenigstens nach meinem Dafürhalten, und ich habe darin so viel erlebt, daß ich, glaub' ich, aus Erfahrung reden kann. Ich erinnere mich, daß wir eines Abends — es war ungefähr drei Monate nach unserer Verheirathung — mit jemand, der zum Abendbrod bei uns war, viel von Sands gesprochen hatten, und sie war ganz froh und aufgeräumt, wie ich sehen konnte: ich mußte ihr ihn schildern und sie hörte mir zu, als ob sie nie zuvor etwas davon gehört hätte. Wir schlossen dann die Hausthüre und gingen zu Bette, und sie schlief ein und hatte dabei noch ihre Hand unter meinem Halse und kehrte mir ihr Gesicht zu. Ich konnte nicht einschlafen, denn ich hatte viel gesprochen und war etwas aufgeregt. Es war eine helle Mondnacht und der Mond schien zwischen den Gardinen herein und gerade auf ihr Gesicht.

„Ich lag halb auf dem Rücken, mit dem Gesichte gegen sie — da fuhr sie mir plötzlich mit ihrer andern Hand über mein Gesicht und streichelte mich so zärtlich, als ob ich ein kleines Kind gewesen wäre, und flüsterte: 'John! mein lieber, lieber John!' zog dann mein Gesicht zu sich und küßte mich. Das geschah alles von ihr im tiefsten Schlaf, aber beim Himmel, Herr, es war ein Auftritt, den ich nie vergessen werde! Wie mir dabei zu Muthe war! Es war entsetzlich, als ich sie so sagen hörte: 'mein lieber, lieber John!' und ich hieß doch Ben. Sie träumte von ihm und er war todt; aber ich konnte es lange Zeit nicht mehr verwinden. Am andern Morgen erzählte sie mir, sie habe von ihm geträumt, daß sie ihn geküßt. Ich sagte ihr nicht, daß ich es zuvor schon gewußt, obschon sie in wachem Zustande gegen mich immer so zärtlich war als möglich; aber Sie begreifen ja, ich fand darin nur den Beweis, daß sie mich nicht so liebte, wie ich es mir gewünscht hatte, und ich hätte sie doch nicht auf andere Gefühle bringen können, wenn

Digitized by Google

ich auch noch so viel darüber gesprochen hätte, darum sagte ich es ihr nie.

„Später kam es noch einige Male vor, aber ich pflegte sie dann aufzuwecken, indem ich sie berührte oder auf irgend eine andere Weise ihren Traum störte. Sehen Sie, ich konnt' es eben nicht ertragen, — beim Himmel, es ging über meine Kräfte. Denkt Euch selber in meine Lage, Herr, wenn Eure Frau Euch zuflüsterte: 'mein lieber, lieber John!' und Ihr hießet Ben!

„So lebten wir ungefähr zehn Jahre mit einander; nächsten Michaelistag werden's fünfzehn Jahre daß sie starb, in demselben Zimmer, wo ich nun schlafe. Ich weiß nicht, woran sie starb; aber sie siechte lange und ward Jahrelang immer bleicher und hagerer und bei Tage immer träumerischer; endlich ward sie bettlägerig und konnte beinahe sechs Monate nicht mehr aufstehen. Unmittelbar ehe sie starb, hatt' ich ihr nochmals alles erzählen müssen, wie Sands starb und was er gesagt; und sie nahm die beiden Stücke von dem Sixpence in ihre rechte Hand, schloß sie fest ein und sagte mir, man solle ihr dieselben so mit in's Grab geben.

„'Noch um Eins möcht' ich Dich bitten, Ben, wenn Du mir die Liebe thun willst,' sagte sie zu mir; 'aber Du darfst mir deßhalb nicht zürnen!' als ob ich ihr hätte zürnen können, zumal, wenn sie am Sterben lag! Ich versprach ihr Alles zu thun, was sie nur von mir verlange. Da sagte sie: 'Kannst Du mir nicht des armen John's Namen auf den Grabstein setzen, Ben?'

„'Ich weiß nicht, wie das angeht, Esther; es ist ja nicht, als ob Du seine Frau gewesen wärest!'

„Ich begleitete Esther zum Grabe und wir ließen ihr einen Denkstein darauf setzen, der noch auf dem Kirchhofe zu sehen ist, und ließen darauf einmeiseln:

„Zum Andenken an Esther, die präsumtive Gattin von John Sands und eheleibliche Frau von Benjamin Stevens."

„'Es wäre für sie zwar einerlei gewesen, ob ich dieß hätte daraufsetzen lassen oder nicht: aber wissen Sie, ich halte immer Wort; es ist mir nicht wohl zu Muthe, wenn ich es jemanden nicht halte, außer verrückten Leuten, wann ich ihnen etwas zugesagt habe, um sie zu beschwichtigen — was übrigens nicht einmal recht ist, wie ich wohl weiß . . . . ."

„Und Esther's Sohn?" fragte ich Ben.

„Ist jetzt Kapitän der 'Clara', die so eben in See ist auf der Fahrt nach Melbourne. Er war fort, als sie starb. Er hatte nicht zur See gehen wollen; aber als ich ihm sagte, die Geschichte seiner Mutter werde doch ab und zu in der Leute Mäulern wieder auftauchen und ihm manche Unannehmlichkeit und Schwierigkeit bereiten, wenn er am Lande bliebe, so ging er zur See, ist nun schon seit drei Jahren Kapitän und ein ganz tüchtiger Seemann."

„Ich sehe, Ihr tragt Eures Weibes Trauring nicht mehr, Ben?" sagte ich.

„Nein, Herr, er ist so klein, ich konnt' ihn über keinen meiner Finger mehr hereinbringen; aber ich trag' ihn an einem andern Orte, wo er darum doch nicht kälter wird, als damals, wo sie ihn am Finger hatte!"

„Ben, Eure Geschichte ist eine ganz merkwürdige."

„Mag seyn, daß sie das ist; aber es liegt in manchem Menschenherzen wohl noch eine seltsamere versteckt; und wenn man manches Seemanns Logbuch überläse, würden die Leute zuweilen ordentlich die Augen aufreißen."

„Gewiß; — aber Ihr, wackerer Alter, erlaubt mir vielleicht einmal, ein Bißchen in den Tagebüchern zu blättern, die Ihr Eure Land-Logs nennt?"

„O ja, mit Vergnügen. Man hat umsonst gelebt, wenn man nicht ein klein wenig Gutes gethan hat; und wer weiß, ob es nicht irgend jemand zufriedener mit sich und der Welt macht, wenn er erfährt, was Ben Stevens auf seiner sechzigjährigen Lebensreise gesehen hat!" — —

Ich ging über den Kirchhof nach Hause, betrachtete mir Esther's Grabstein und empfand einen aufrichtigen Respekt für den alten Seemann, der mit seines Weibes Trauring auf seinem Herzan herum läuft, — in hohem Grade auch darum, weil er mit seinen schwieligen Händen für sie so hart gearbeitet hatte, daß er den Ring an keinen seiner Finger mehr stecken konnte. Ich hatte mich nachgerade überzeugt, daß eine harte Hand und ein weiches Herz füglich neben einander bestehen können, und ich war innerlich hoch befriedigt, daß sie in dem alten, biedern Freunde Ben Stevens so vereinigt sind.

Digitized by Google

Eine Heerde Stiere in Tamatave.

(Mit Holzschnitt auf Seite 312.)

Wir haben schon früher einmal aus Veranlassung eines andern Bildes von der wunderbar herrlichen und großartigen tropischen Natur der Insel Madagascar gesprochen, und unsere lieben Leser werden beim Anblick des vorliegenden Bildes uns zugestehen, daß wir gewiß nicht zuviel davon gesagt haben. Tamatav ist ein Hafenort auf der Ostküste der Insel Madagascar, woselbst viele europäische Schiffe anlegen, um die Erzeugnisse der Insel einzukaufen, und da Häute, gesalzenes Fleisch und Talg ein wichtiger Ausfuhrartikel sind so werden alljährlich ungeheure Heerden jener eigenthümlichen, großen, büffelartigen Race von Rindvieh mit sehr großen Hörnern nach Tamatave getrieben um dort geschlachtet und zerlegt zu werden.

Unser Bild zeigt die Gestaltung des Gebirgs im Innern der bergreichen Insel: die tief ausgewühlten Wasserläufe und Furchen der Bäche bilden beinahe die einzigen Pfade durch den tropischen Urwald, welcher sich auf unserm Bilde ebenfalls in seiner ganzen Majestät darstellt. Von der großen Kopfzahl solcher Heerden, wie sie auf den Hochebenen Madagascars gezüchtet werden, mag die Länge dieses Triebes einen Begriff geben, denn solche Züge erstrecken sich auf diesen engen Pfaden oft über mehr als die Länge einer Wegstunde, und bezeichnen ihre Richtung weithin mit ihrer Losung. Das Bild gibt zugleich einen deutlichen Begriff von einigen Charakterpflanzen der Insel, die sich besonders im Vordergrund dicht hinter den vorüberziehenden Stieren kenntlich machen. Unter denselben ist die sogenannte Ravenala oder der Baum der Reisenden, dessen Blattscheiden selbst zur Zeit der höchsten Sommerdürre einen Vorrath von reinem klarem Wasser enthalten, welchen sich Jäger und Reisende sehr gut zu Nutz zu machen wissen.

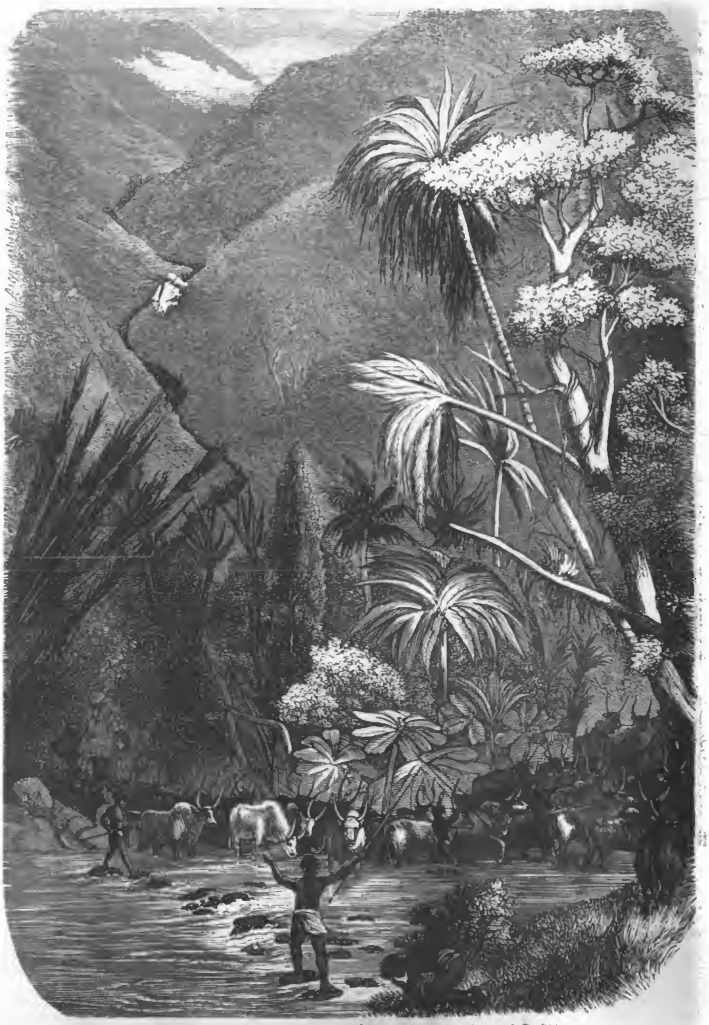
Kloster Lorch und die Hohenstaufengräber.

(Mit zwei Holzschnitten auf S. 313 und 320.)

An der württembergischen Remsthalbahn, zwischen Stuttgart und Gmünd, und nur eine Meile von der letztern alten schwäbischen Reichsstadt entfernt, liegt das Städtchen Lorch, überragt von einem nach Süden vorspringenden Hügel, welcher das ehemalige Kloster Lorch mit seinen interessanten romanischen Baureſten trägt. Eine alte Ringmauer umgibt den Flächenraum des ehemaligen Klosters auf dem sonnigen Hügel, und zeigt von der einstigen Wehrhaftigkeit der alten Abtei, welche in alter Zeit gar oft für die Bewohner der Gegend eine sichere Zufluchtsstätte gegen feindliche Ueberfälle darbot. Jetzt sind von der alten Wehrhaftigkeit und dem geistlichen Heiligthume nur wenige Spuren mehr geblieben, denn die einstige Abtswohnung ist nun ein Fruchtspeicher, und der schöne gothische Kreuzgang diente lange als Wagenschuppen und als Aufbewahrungsort von altem Baumaterial. Im Innern der weitschichtigen Gebäude erkennt man noch die Oertlichkeiten der ehemaligen Mönchszellen, das Refektorium mit seinen hohen Fenstern, und im obern Geschosse Spuren von ehemaligen Wandmalereien.

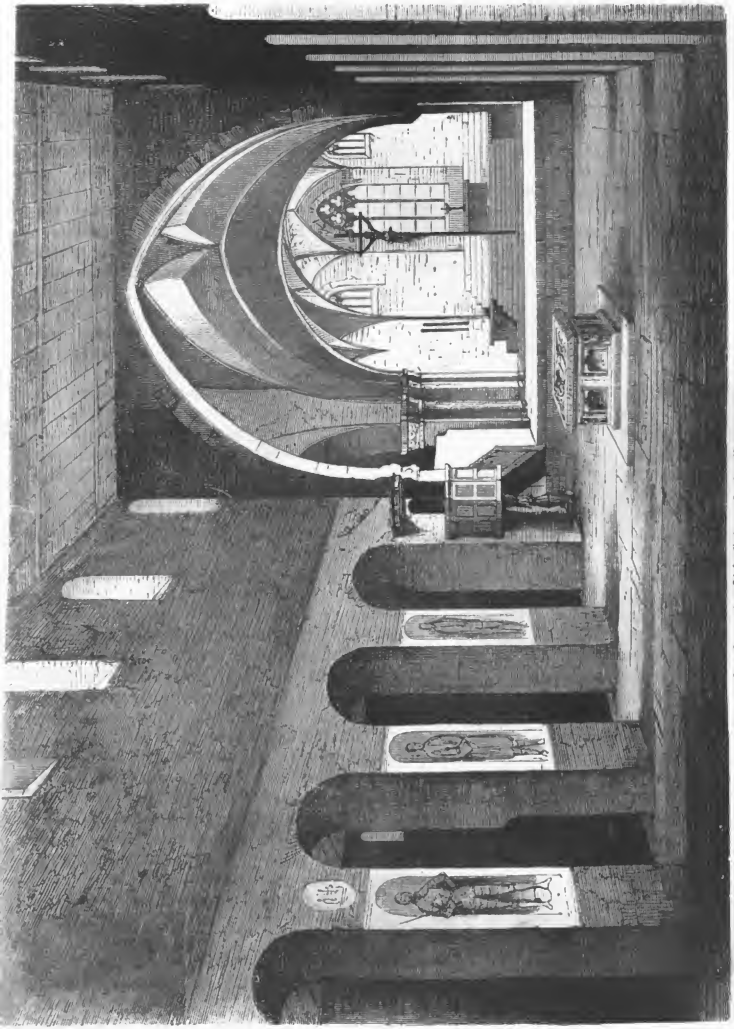
Das Hauptinteresse für den fremden Beschauer bildet aber die alte Klosterkirche, von deren Innerm der umstehende Holzschnitt auf S. 313 eine Ansicht gibt, denn in dem dreischiffigen Kirchlein, das die Form eines lateinischen Kreuzes hat, befinden sich die Gräber der Hohenstaufen. Das Kirchlein hat mancherlei Schicksale erfahren, wie seine bald rund- bald spitzbogigen Fenster und der Mangel an Thürmen zeigen; aber was es in seinem Innern noch bewahrt, das ist für den Freund der Geschichte und des Alterthums noch denkwürdig genug. Mitten im Langhause steht ein schöner Sarkophag, dessen Deckel aus feinkörnigem Sandstein sehr schön gearbeitet ist. Dieser Sarkophag enthält nach der deutschen Aufschrift die sterblichen Ueberreste des Herzogs Friedrich von Schwaben, der dieses Kloster im Jahr 1102 gestiftet, und diejenigen seiner nächsten Nachkommen. Auf dem Deckel ist der Wappenschild der Hohenstaufen mit den drei Löwen eingehauen, als Helmschmuck darüber ein schöner kühner Adler mit entfalteten Schwingen. Auf den acht Pfeilern, welche die Decke des Langhauses tragen, sind noch alte Fresken, wahrscheinlich nach viel älteren Zeichnungen im 15. Jahrhundert hier gemalt und seither mehrfach erneuert, und zwar gleich rechts am ersten Pfeiler vom Eingange her Friedrich I., Herzog von Schwaben und seine Gemahlin Agnes, die Stifter der Kirche, dann beider Sohn Friedrich der Einäugige; hierauf Barbarossa und sein Sohn Heinrich VI.; sodann Friedrich II., dessen Sohn Konrad IV. und dessen Sohn Konradin, über dessen Bild noch seine Hinrichtung durch eine Art Fallbeil zu sehen ist; und endlich Philipp und Irene, — also die wichtigsten Personen aus dem ganzen Geschlechte der Hohenstaufen.

Digitized by Google



Eine Heerde Stiere auf dem Wege nach Tamatave. (Text hiezu auf S. 314.)

Digitized by Google



Das Innere der Klosterkirche zu Perch. (Text hiezu auf S. 311.)

Digitized by Google

Um einige Stufen über den Boden der Kirche erhöht ist ein Vorchor mit gewölbter Decke und zwei Seitenkuppeln; die vier romanischen Eckſäulen in demſelben mit den hohenſtaufiſchen Löwen in den Kapitälen kommen wahrſcheinlich noch von dem älteſten Kirchlein her, welches bei der Gründung des Kloſters erbaut wurde. Die Kapelle zur Rechten im Uebergangs- und gothiſchen-Styl, vom Chore durch eine Mauer getrennt, enthält eine Anzahl lebensgroßer Steinſtatuen von Herren v. Wöllwarth aus dem 15. und 16. Jahrhundert, worunter ein grauenhaftes mit zerfreſſenem Leibe, aus deſſen Schädel Schlange, Froſch und Molch hervorkriechen (ein Motiv das auf alten Bilderwerken jener Zeit nicht ſelten vorkommt). In der Kapelle zur Linken, welche vielfach beſchädigt worden zu ſeyn ſcheint, finden ſich nur noch Grabſteine einiger Edlen von Schechingen und des Abts Niklas Schenk von Arberg, von welchem wahrſcheinlich die Wandmalereien al fresco auf den Pfeilern herrühren.'

Der um eine weitere Stufe erhöhte eigentliche Chor iſt in rein gothiſchem Style und rührt von 1515 her, wie ein Steinmetzzeichen an der Wand nachweist. Er nimmt die Stelle ein, wo die verſchiedenen Mitglieder des Hohenſtaufen-Geſchlechts angeblich in fünf Grüften beigeſetzt worden ſeyn ſollen. Dieſe Gräber ſind längſt erbrochen und geplündert worden, und die Sage geht, der Abt, welcher ſie behufs des Ueberbauens eröffnen ließ, habe noch Todtenſchädel mit ganz erhaltenem blondem Haar darin gefunden. Später, lange nach der Säkularisation des Kloſters, etwa um 1600, wurden ſie noch einmal erbrochen auf Befehl des Herzogs Friedrich I. von Wirtemberg, und dabei verſchiedene Kleinodien gefunden, die ſpäter bei dem Brande des ſogenannten Neuen Baues in Stuttgart nebſt anderen denkwürdigen Gegenſtänden der großen Sammlung untergingen. Ein ſehr ſchöner goldener Siegelring von byzantiniſcher Form, welcher im Jahr 1837 hier in den Trümmern eines ſteinernen Sargs gefunden und dem Könige zugeſendet worden, iſt in der Kunſtſammlung zu Stuttgart noch zu ſehen.

Von der ältern Geſchichte und den Verhältniſſen des Kloſters iſt nur wenig bekannt. Es war ein berühmter Wallfahrtsort, welcher durch eine Menge Reliquien aus dem Morgenlande, die die Hohenſtaufen aus Paläſtina, Byzanz und Italien hieher gebracht hatten, Tauſende von frommen Wallern anzog. Im Bauernkriege aber (welcher ganz in der Nähe ſeinen Anfang nahm) ſtürmten die Aufrühriſchen, Ende Aprils 1525, das Kloſter, hausten ganz furchtbar darin, verwundeten den Abt Sebaſtian auf den Tod und plünderten das Heiligthum. Damals ſcheinen Archive und Chroniken und Urkunden des Kloſters verbrannt oder verſchleppt worden zu ſeyn, und das Uebrige, was der Wuth der Bauern entgangen, von den Mönchen bei ihrem Abzug nach Aufhebung des Kloſters mit fortgenommen worden zu ſeyn.

Da wo heutzutage die Ueberbleibſel des Kloſters mit den geweihten Erinnerungen an ein Heldengeſchlecht ſtehen, das aus dem frühen Mittelalter und ſeiner finſtern Nacht wie ein ſtrahlendes Geſtirn herüberleuchtet, waren gewiß ſchon die Römer angeſiedelt geweſen. Der Kloſterberg bildete die Ecke des alten römiſchen Grenzwalls, des Limes transrhenanus, welcher beinahe in ſchnurgerader Linie vom Hohenſtaufen bis nach Aſchaffenburg am Main ſich hindehnte. wie Finanzrath Paulus in ſeiner Abhandlung über den Limes romanus nachzuweiſen verſucht. Höchſt wahrſcheinlich ſtanden auf dem Kloſterberg und auf der gegenüberliegenden ſchön gerundeten Kuppe des Venusbergs je ein befeſtigtes römiſches Lager, welches den Römerwall oder Pfahlgraben (Heidenmauer, Teufelsmauer) deckte, deſſen Nähe durch die Namen Pfahlbronn, Pfahlbühl, Schweinsgraben ꝛc. von Dörfern und Gewannen ſchon genugſam beſtätigt würde, ſelbſt wenn nicht heutzutage noch deutliche Spuren des alten Walles ſich bis Oſterburken und Aſchaffenburg hin nach Norden verfolgen laſſen würden.

Wahrſcheinlich auf der Stelle oder dem Unterbau jenes römiſchen Lagers entſtand dann ſpäter, vielleicht im 8. Jahrhundert, eine Burg, welche von Friedrich dem erſten Herzog von Schwaben, ſeiner Gemahlin Agnes und deren Söhnen Friedrich und Konrad am 7. Mai 1102 in ein Benediktinerkloſter verwandelt wurde. Dieſes neue Stift ward im folgenden Jahre von zwölf Mönchen aus Hirſchau unter einem Abt Herpert aus Comburg beſiedelt, deſſen Grabſtein ſich noch in der Kirche vorfindet. Nachdem Papſt Innocenz II. 1136 den Abt und die Stiftung des Kloſters beſtätigt hatte, verlegte Konrad das Erbbegräbniß der Staufen hieher und räumte dem Kloſter anſehnliche Einkünfte, und Rechte ein.

Der alte, an die Kirche angebaute Seitenthurm der Marſiliusthurm genannt, welchen unſer Bild auf S. 320. darſtellt, ſoll nach Anſicht von

Digitized by Google

Baukundigen und Alterthumsforschern höchst wahrscheinlich noch von jener alten Burg herrühren. Eine außerordentlich feste Bauart zeichnet diesen Thurm aus, in dessen Innerm noch eine schöne steinerne Wendeltreppe ohne Spindel, 25 Fuß breit, bis zur Höhe des Kirchendachs hinaufführt. Diesen festen Thurm vermochten die Bauern damals nicht zu brechen, während sie das neben dem Kloster stehende Schloß vollständig dem Erdboden gleich machten. Jenes Schloß, noch von den Hohenstaufen erbaut, soll einst ein Fürstensitz derselben als Herzöge von Schwaben und der späteren Grafen und Herzoge von Wirtemberg gewesen seyn. Schon 300 Jahre vor den Hohenstaufen soll nach alten Chroniken unter König Pipin hier ein sagenhafter Herzog Marsilius von Schwaben residirt und jenem Thurme seinen Namen geliehen haben.

Jahrhunderte hindurch waren Kloster und Klosterkirche dem Zerfall preisgegeben, so daß noch vor 40 Jahren sich Schatzgräber erfrechen durften, den Boden der Kirche bis auf das anstehende Felsgestein umzuwühlen. Jetzt hat man nach Säuberung und Ordnung der Kirche für deren zweckmäßige Erhaltung und genügenden Schutz Sorge getragen und sie unter die unmittelbare Aufsicht der dabei wohnenden höheren Beamten gestellt. Wen aber immer sein Weg in diese romantische Gegend führt, welche an Naturschönheiten ebenso reich ist als an geschichtlichen Erinnerungen und an alterthümlichen Merkwürdigkeiten (wir erinnern hier nur an die schöne gothische Stiftskirche im Städchen Lorch, an die beiden prachtvollen alten Kirchen in der benachbarten Stadt Gmünd, an das schon erwähnte Wäscherschlößchen u. a. m.) — der versäume ja nicht den kleinen Abstecher auf den Liebfrauen- oder Klosterberg und zu dem alten Klosterkirchlein, denn er betritt hier einen durch das Andenken großer Männer und berühmter Helden geweihten Boden.

Der entwichene Kassier.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Polizei-Beamten.

(Fortsetzung.)

Das Erste, was ich mich durch die Londoner Kollegen mir zu verschaffen bemühte, war ein Leumundszeugniß über die Advokatenfirma Grossinger Vertot u. Comp. Herr Bennett, der mir beigegebene Detective, brachte mir diese von Seiten des Inspektors der Distriktspolizei ungefähr in folgender lakonischen Fassung: „Herr Grossinger, Chef der Firma, Deutscher von Geburt, etwa 40 Jahre alt, mauvais sujet, lebt mit der Ehefrau eines Andern zusammen, verrufen durch mehrere zweideutige Handlungen, aber seither immer den Händen der Justiz entgangen, gefährlicher, abgefeimter Bursche. — Herr Vertot, französischer Flüchtling von 1851, etwa 36 Jahre alt, gutmüthig, leichtsinnig, ein Verschwender und Roué. — Herr W. S. Orr, der Junior Partner der Firma, ein Schotte, gewandter Rabulist, als Vertheidiger in Kriminalfällen gesucht, sonst aber als Charakter wenig achtungswerth. Geschäfte der Firma zweideutiger, oft schmutziger Art, meist schwindelhaft oder von einer Art und Weise, daß achtbare Firmen sich nicht damit befassen."

Diese Auskunft lautete nicht tröstlich, allein ich hatte kaum einen anderen Bescheid erwartet, denn eine ehrbare Advokatenfirma hätte sich niemals zur Vermittlerin einer derartigen Umwechslung hergegeben, da jeder geübte Menschenkenner oder Jurist ahnen mußte, was für Papiere jene Kassette enthielt und auf welche Weise der gegenwärtige Besitzer derselben sie sich verschafft hatte. Allein die große Schwierigkeit für uns war nur die, uns klar zu werden, auf welche Weise wir mit den Advokaten anbinden sollten, ohne dem Zweck unserer Reise nach England etwas zu vergeben oder diese gewandten Agenten der Diebe mißtrauisch zu machen. Endlich, nachdem verschiedene mehr oder minder unpraktische Vorschläge gemacht, erörtert und wieder verworfen worden waren, drang ein gemeinschaftlicher Vorschlag von Bennett und mir durch, den schnurgeraden Weg zu gehen und ohne Umschweife den Herren Grossinger Vertot u. Comp. auf die Bude zu rücken.

Es war mittlerweile Abend geworden und die Stunde nahe, wo die Bureaur geschlossen wurden; wir nahmen also kurzweg einen Wagen und fuhren nach Gray's Inn Lane. Bennett blieb im Wagen sitzen, und Herr Eye und ich gingen hinauf und gaben uns zu erkennen, Herr Eye als direkter, ich als mittelbarer Beauftragter von Herrn A. H. Dupreß, insofern ich im Namen und Auftrage eines geachteten Hamburger Banthauses zur Herbeischaffung der nöthigen Geldmittel für die Einlösung der Kassette sorgen sollte.

Herr Grossinger empfing uns sehr artig, aber mit einer gewissen Verlegenheit. „Ich fürchte, meine

Digitized by Google

Herren, Sie haben sich unnöthigerweise zu mir bemüht," sagte er; „ich bekenne mich zu dem Briefe, welchen Herr Duprez in der fraglichen Angelegenheit erhalten hat, sowie zum Empfang der Antwort des Herrn Duprez, deren Kopie Sie hier haben, allein ich war seither nicht im Stande, dem genannten Herrn die verlangte Auskunft über die Summe zu ertheilen, um welche die fragliche Kassette ausgehändigt werden soll, denn mein Auftraggeber ist seitdem nur ein einziges Mal wieder gekommen, um zu fragen, ob keine telegraphische Antwort auf meinen Brief eingetroffen sey, was ich natürlich verneinen mußte. Seitdem aber hat er nichts mehr von sich sehen oder hören lassen."

Dieß war ein ganz unerwarteter Schlag für uns, denn an diese Möglichkeit hatte niemand von uns gedacht. „Aber Sie haben ohne Zweifel die Adresse jenes Herrn gehabt und ihm die Antwort des Herrn Duprez mitgetheilt, Herr Grossinger?" fragte ich, nachdem ich mich von meinem Erstaunen wieder erholt hatte.

„Allerdings, mein Auftraggeber hatte mir eine Adresse hinterlassen, an welche ich den nöthigen Bescheid schickte," erwiderte Grossinger und nahm von dem Aufsatze seines hohen Pultes einen Brief, den er uns flüchtig zeigte. „Die eigenthümliche Situation, in welcher sich unsere Firma einem gänzlich unbekannten Dritten gegenüber befand, obschon er gewissermaßen unser Mandant war, ließ es mir angemessen erscheinen, dem fraglichen Herrn blos anzuzeigen, daß er die Antwort des Herrn Duprez auf unserm Bureau einsehen könne. Sie werden dieß begreifen ... "

„Vollkommen, mein Herr! Wenn Sie ihm die Antwort aushändigten, konnte er die Angelegenheit mit Herrn Duprez direkt oder durch einen Andern abmachen und Sie um Ihre Provision betrügen. Sie haben ganz recht gehandelt," rief ich; „aber was erfolgte darauf?"

„Mein Brief kam heute als unbestellbar zurück — der Adressat war an dem angegebenen Ort nicht zu finden," entgegnete Herr Grossinger kalt.

„Verdammt, an diese Eventualität habe ich nicht gedacht," sagte Herr Eye. „Aber was ist da zu machen?"

„Es wird nichts übrig bleiben, meine Herren, als daß Sie in einigen Tagen wieder anfragen, ob nicht inzwischen jener Herr sich wieder gezeigt hat," sagte Grossinger. „Sie haben vielleicht die Freundlichkeit, mir Ihre Adressen zu hinterlassen, damit ich Ihnen von der Sachlage Bescheid geben und Ihnen etwa Zeit und Stunde bestimmen kann, wann es dem Herrn genehm ist mit Ihnen zu verhandeln."

„Hm, das klingt zwar plausibel, wird aber die Sache nicht fördern, Herr Grossinger," wandte ich entschieden ein. „Zeit ist Geld, mein Herr, und ich habe die Reise hieher nur in der Erwartung gemacht, daß wir das Geschäft glatt und eben finden. Zu einer sogenannten Wildgansjagd auf die gestohlene Kassette habe ich weder Zeit noch Lust, Herr Grossinger, und verspreche mir auch nicht den mindesten Erfolg davon, noch ist es meiner Erachtens in Herrn Duprez's Interesse, daß wir warten. Soll ich Ihnen meine Meinung offen sagen, mein Herr?" Grossinger nickte, und Eye sah mich mit banger Erwartung an, denn er schien nicht zu begreifen, wohin ich zielte. — „Sie haben vielleicht halb und halb vermuthet, Herr Grossinger, daß die fragliche Kassette widerrechtlich entwendet worden; Sie haben das Mandat in dem guten Glauben übernommen, daß Sie eine gute Handlung thun, indem sie die Folgen eines Diebstahls dem Bestohlenen durch den angesonnenen Rückkauf so wenig empfindlich als möglich machen; und das war human und klug von Ihnen. Wenn ich Ihnen aber nun sage, daß es sich um Werthpapiere von mehr als 50,000 Thalern handelt, daß der Dieb wohlbekannt und seit Monaten polizeilich verfolgt ist, so bin ich von Ihrer Ehrenhaftigkeit, wie von Ihrer Klugheit überzeugt, daß Sie fortan als Vermittler mit dieser Sache um so weniger etwas direkt zu schaffen haben wollen, als es klar auf der Hand liegt, daß der gegenwärtige Besitzer der Kassette sich anders besonnen hat und nun nicht mehr geneigt ist, seine persönliche Sicherheit zu gefährden, indem er das Projekt des Umtausches durch die Vermittelung öffentlicher Personen weiter verfolgt, denn die einfachste Schlußfolgerung muß ihm sagen, daß wenn auch der Umtausch ganz ehrlich und harmlos vor sich gegangen, er fürder dennoch in Ihren Händen ist, da Sie ja kein Advokat sein müßten, wenn Sie nicht hinterher und namentlich nach Kenntnißnahme von der Höhe der Summe, welche wir um die Kassette zu geben erbötig wären (immer vorausgesetzt natürlich, daß deren Inhalt wirklich unseren Erwartungen entspräche, denn wohlgemerkt! mein Mandat lautet dahin, keine Katze im Sack zu kaufen, und wir haben das Verzeichniß der ge-

Digitized by Google

stohlenen Werthpapiere bei uns!) — wenn Sie, sage ich, nicht hinterher bemerken müßten, daß es sich hier nur um einen gemeinen Diebstahl, wenn auch in großem Maßstabe, handelte ....“

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?“ fragte Grossinger lebhaft und seine unsteten Augen rollten halb mißtrauisch, halb grimmig.

„Nichts anders, als daß ein Dieb, ein Mensch mit bösem Gewissen niemandem trauen wird!“ entgegnete ich; „da der Mann, welcher Sie beauftragte, seinen Wohnort wechselte, ohne Ihre Mittheilungen abzuwarten, so beweist dieß nur, daß er auch Ihnen nicht mehr traute, daß er hinter Ihrem Rücken entweder andere Verbindungen mit Herrn Duprez anknüpfte oder die Flucht ergriffen hat, um sich und seinen Raub zu retten. So wie die Sache nun steht, bleibt uns, die wir einmal hier sind, — mir wenigstens, der ich die Reise doch nicht umsonst gemacht haben will, — nichts andres übrig, als den muthmaßlichen Dieb auf eigene Faust aufzusuchen und ihm mündlich und direkt Vorschläge wegen des Rückkaufs der gestohlenen Papiere zu machen; und unter den bewandten Umständen bin ich überzeugt, daß Sie, Herr Grossinger, meine Bemühungen fördern werden, indem Sie mir die frühere Adresse angeben, unter welcher Sie Mittheilungen an Ihren Mandanten ergehen ließen, damit ich ihn selber aufsuchen kann.“

Grossinger biß sich auf die Lippen und schien sich's zu überlegen. „Ich bedaure, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können,“ sagte er dann kurz; „die Discretion, welche ich jedem Klienten von mir schulde, verbietet mir, Ihr Verlangen zu erfüllen — ich kann und darf Ihnen die verlangte Adresse nicht geben.“

„Wie, mein Herr, selbst dann nicht, wenn wir Ihnen unser Ehrenwort geben, daß wir keine polizeiliche Hülfe gegen den Dieb requiriren, sondern uns auf ein gütliches Abkommen mit demselben beschränken, und daß wir Ihnen die bedungene Prämie für Ihre Unterstützung ebenso gut bezahlen werden, wie wenn das Geschäft so glatt verlaufen wäre, als wir es erwartet hatten? rief ich.

„Nein, meine Herren, auch unter all diesen Umständen nicht,“ versetzte Grossinger mit sichtlicher Selbstüberwindung. „Seit Sie mir den Standpunkt klar gemacht haben, muß ich jede weitere Einmischung in diese Sache ablehnen, und bin froh, daß ich noch rechtzeitig den Zusammenhang und Sachverhalt erfuhr, welcher meinen Erwartungen ganz zuwiderläuft.“

Eye legte sich auf Bitten und Vorstellungen, um den Entschluß des Advokaten zu erschüttern, und ließ sich auf eine umständliche Darlegung des ganzen Hergangs des Diebstahls ein. Ich aber saß ruhig und überlegte; ich sah ein, daß wir es mit einem geriebenen Gauner zu thun hatten, sey es nun in Reveillot, sey es in Grossinger, und daß wir uns vergebens bemühen würden, für heute aus letzterm etwas herauszukriegen. Für mich war die Situation eine wahrhaft peinliche, denn ich hätte viel darum gegeben, darüber klar zu werden, ob wirklich der Mandant Grossingers verschwunden oder dieß nur eine Finte sey. Ob der Brief auf jenem Aufsatze des Pultes wohl echt oder nur eine Finte ist? dachte ich bei mir, hütete mich aber wohl, nach jener Richtung hinzublicken, um keinen Verdacht zu erwecken, und grübelte über Plänen, wie ich mich in den Besitz des Briefes setzen könnte.

Herr Grossinger hörte mittlerweile Eye's Schilderung von dem Diebstahl mit sichtlichem Interesse an, welches er durch einige Zwischenfragen und Aeußerungen von Mitgefühl und Bedauern bethätigte. Schließlich aber erklärte er rund heraus, so sehr er auch Herrn Duprez, als das Opfer eines solchen Vertrauens-Mißbrauchs, bedaure, könne er doch nicht von der unverbrüchlichen Discretion abgehen, welche er als Anwalt jedem schulde, der sich an ihn wende.

„Wohlan, mein Herr,“ sagte Eye endlich mit Wärme und holte eine Photographie aus seinem Taschenbuche hervor; „ich achte und ehre diesen Grundsatz und werde nicht weiter wegen der Adresse in Sie dringen, aber sagen Sie mir nur Eins: kennen Sie diesen Menschen?“

„Nein,“ versetzte Grossinger kalt und entschieden, nachdem er einen Augenblick jenes Visitenkartenbild aufmerksam, aber mit sichtlichem Interesse betrachtet hatte; „Die Züge sind mir ganz fremd, und wenn dieser Mann wirklich derjenige ist, welchen Sie für den Dieb halten, so kann ich Ihnen mit Bestimmtheit versichern, daß er es nicht war, mit dem ich in der fraglichen Angelegenheit verkehrte.“

Ich hatte Eye einen tadelnden Blick zugeworfen, der ihm sagen sollte: Sie gehen zu weit, Sie verderben mir das Spiel; aber er reichte mir mit einem bedeutsamen Wink das Bild — es war dasjenige des Herrn Duprez. Ich lachte innerlich über diese List, und die Absicht meines Begleiters durch-

Digitized by Google

schauend rief ich: „Nun, also dann ist es klar, daß der Dieb sich eines Helfershelfers oder Agenten bedient hat, um ganz unerkannt zu bleiben, und dieß erklärt auch den Umstand, daß jener Brief zurückgekommen ist ohne den Adressaten erreicht zu haben. Offenbar war die Adresse falsch und das Ganze nur ein Versuch ohne ernste Folgen, und ich sehe nicht ein, warum Sie nun länger uns die nähere Schilderung dessen vorenthalten, der Sie offenbar genarrt hat."

„Ich habe die Ueberzeugung, daß der Mann, mit welchem ich verkehrte, in gutem Glauben handelte daß er aber, wie es nun erscheint, nur ein Agent war," entgegnete Grossinger; „trotzdem aber muß ich darauf bestehen, daß ich seine Adresse ...."

„Natürlich!" rief ich; „ob er der Besitzer der Kassette oder dessen Beauftragter, das ändert Ihre Verpflichtung gegen ihn in keiner Weise. Auch liegt an der Adresse gar nichts, denn sie war nach meinem innigsten Dafürhalten von vornherein eine falsche. Aber wenn Sie vielleicht die Freundlichkeit haben wollten, uns die persönliche Erscheinung jenes Agenten näher zu beschreiben, so wäre dieß schon eher ein Anhaltspunkt, wenn auch ein schwacher, denn wie sollen und können wir am Ende in London unter zwei Millionen Einwohnern gerade diesen Einen ausfindig machen?"

Grossinger lächelte kühl und etwas sardonisch und sagte: „Ich würde nicht anstehen, Ihnen einige Andeutungen darüber zu geben, wenn ich irgend hoffen dürfte, Ihnen damit ersprießlich zu nützen, allein wie wollen Sie aus einem allgemeinen Signalement einen Mann erkennen?"

„Sie haben recht," entgegnete ich lebhaft. „In dieser Richtung ist gar nichts zu hoffen. Ich komme mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß wir überhaupt nichts von einem gütlichen Abkommen mit jenem Schurken erwarten dürfen, denn derselbe ist offenbar nur allzu sehr auf seine Sicherheit bedacht, um auf irgend welche Aufforderung in den Zeitungen oder ähnliche Mittel zu antworten. Wir müssen die ganze Angelegenheit den Händen der Polizei überlassen. auf die Gefahr hin, daß er die Papiere zerstört, wie er gedroht hat. Veräußern kann er sie nicht mehr, denn ihr Verzeichniß ist in den Händen jedes bekanntern Banquier; sein Bild in denen der englischen Polizei, und in allen Hafenstädten wird man ihn verhaften, wo er sich zeigt. Wozu also noch lange Zeit verlieren mit vergeblichen Versuchen, diese Bande von Schuften aufzusuchen? Ueber kurz oder lang fallen jene Diebe doch in die Hände der Justiz, werden ausgeliefert und prozessirt, und der Prozeß erlangt dann sicher in Deutschland und England eine solche Publicität, daß er das allgemeinste Interesse erregen und großes Aufsehen machen wird. Ich muß gestehen," fuhr ich lebhaft fort, „ich geize nicht gerade um die Ehre, daß ich meinen Name dann als Mitwirkender in diesem Drama genannt oder daß ich als Zeuge vernommen und in allen Zeitungen besprochen werde; allein wenn ich einmal als Zeuge reden muß, dann soll mündlich und in der Presse auch der Unterstützung gedacht werden, welche unsere aufrichtigen Bemühungen zur freundlichen Ausgleichung der Sache hier in England gefunden oder vielmehr nicht gefunden haben; dann soll man auch erfahren ..."

„Meine Herren, es ist spät und ich habe Eile," fiel mir Grossinger in's Wort; „ein ander Mal, etwa morgen, stehe ich wieder zu Ihren Diensten; für jetzt habe ich ein Geschäft zu besorgen, das mich abruft. Ich will Ihnen daher nur noch mittheilen, daß der fragliche Mann, welcher mir das Mandat übergab, bei seinem ersten Besuch von einer großen, stattlichen Dame begleitet war, die nicht mehr so ganz jung, aber noch immer schön und elegant ist, und daß diese Dame erst heute wieder bei mir erschien, um sich in tödlicher Angst zu erkundigen, ob ich nichts weiter von jenem Manne erfahren habe. Der Herr selbst, mit welchem ich verkehrte, war ein Mann von etwa 34 Jahren, von mittlerer Größe, hager, mit dunklen Augen und dunklem Haar, um den etwas zusammengekniffenen Mund einen Zug, welcher einen eher abstoßenden Eindruck macht. Er spricht geläufig Deutsch, jedoch mit einem etwas fremden Accent, welcher aber absichtlich und erkünstelt zu seyn scheint. Im Uebrigen war er elegant, wenn auch nicht auffallend gekleidet."

Diese Schilderung paßte genau auf Reveillet und gab mir bedeutende Hoffnung, die ich jedoch sorgfältig verschwieg, denn ich bemerkte wohl, daß nur die Drohung mit der Oeffentlichkeit diesen Grossinger veranlaßt hatte, uns etwas mehr entgegen zu kommen. „Ich danke Ihnen für dieses Signalement, mein Herr," entgegnete ich ihm daher; „allein ich zweifle sehr, ob es in seiner Allgemeinheit jemand, welcher den Dieb nicht persönlich kennt, in den Stand setzen wird, den Betreffenden unter Tausenden von anderen Männern herauszufinden, auf welche es ebenfalls passen würde. Sie

Digitized by Google

haben jedoch vielleicht noch ein andres Mittel, uns auf die Spur des Schuldigen zu helfen. Ohne Zweifel besitzen Sie irgend eine Vollmacht von jenem Herrn, mit dem Sie verkehrt haben, und sind dadurch im Stande, uns mit seinem Pseudonym und mit seiner Unterschrift vertraut zu machen."

„Eine Vollmacht?" wiederholte Grossinger zögernd und überlegend. „Ich weiß in der That nicht, ob wir uns eine Vollmacht geben ließen... Ich entsinne mich nur, daß ich von dem Herrn... die übliche Gebühr von fünf Pfund erlegen ließ. Indessen will ich doch nachsehen — Sie entschuldigen mich auf einen Augenblick...." und er eilte in's Nebenzimmer, wo er bei offener Thür eine halbe Minute unter Papieren stöberte.

Dahin hatte ich ihn bringen wollen! Sobald er den Rücken wandte, holte ich behend mit einem kecken Griff den Brief von dem Aufsatze des Pults herunter, warf einen flüchtigen Blick darauf und schob ihn so schnell unter das Futter meines Huts, daß nicht einmal Herr Eye es bemerkte.

„Ich bedaure, meine Herren, ich finde nirgends eine Vollmacht," sagte Grossinger zurückkehrend. „Das heißt: ich zweifle nicht, daß jener Herr eine solche ausgestellt hat, aber ich weiß sie im Moment nicht zu finden. Wenn jedoch die Herren morgen wieder vorsprechen wollen, werde ich ohne Zweifel im Stande seyn..."

Uns irgend ein gefälschtes Blatt vorzulegen, Spitzbube! ergänzte ich in Gedanken, hütete mich aber wohl, dieß laut werden zu lassen, sondern sagte mit scheinbarer Zutraulichkeit: „Wohlan, Herr Grossinger! ich danke Ihnen. Für heute wollen wir Sie nicht länger incommodiren, sondern morgen wieder vorsprechen. Einstweilen seyn Sie versichert, daß wir für jede Nachricht, die Sie uns geben können, Ihnen erkenntlich seyn werden. Auf Wiedersehen also!"

„Auf Wiedersehen, meine Herren!" sagte er und geleitete uns mit einer Beiferung zur Thüre, welcher man es wohl ansah, daß er froh war, unser los zu werden.

„Apropos, noch Eines, mein Herr!" sagte ich, mich auf der Schwelle umwendend. „Irre ich nicht, so wollten Sie uns vorhin die Adresse der schönen eleganten Dame nennen, welche nach jenem verschollenen Herrn sich erkundigte. Bitte, thun Sie das! Dieß kann uns wesentlich fördern!"

„Ich entsinne mich nicht, Ihnen dieß versprochen zu haben — ich hätte da etwas zugesagt, was ich nicht halten könnte, denn in der That, ich kenne die Wohnung jener Dame selbst nicht," versetzte Grossinger; „indeß seyn Sie überzeugt, wenn die fragliche Dame morgen wieder anfragen sollte, werde ich nicht ermangeln, dieselbe um ihre Adresse anzugehen und solche Ihnen mitzutheilen. — Auf Wiedersehen also!"

Wir eilten die Treppe hinunter, und ich flüsterte dem Detective Bennett zu: „Thun Sie mir den Gefallen, sogleich dem Herrn nachzugehen, welcher nach uns das Haus verläßt, wenn es nämlich Herr Grossinger ist; ein Mann von mittlerer Größe, rothes Gesicht, etwas beleibt, blaue Kravatte mit einer Brillantnadel, röthlicher Bart. Wir erwarten Sie in unserm Hotel. Suchen Sie genau zu ermitteln, wen der Herr besucht, bevor er heimfährt!" Bennett nickte, und ich flüsterte dem Kutscher zu, uns nach Leicester Square, Westend, zu bringen.

„Nun, was halten Sie von der Sache?" fragte mich Eye erwartungsvoll, als der Wagen mit uns davonrollte.

„Sie hatten einen trefflichen Einfall mit der falschen Photographie, Herr Eye!"

„Der falschen? Wie soll ich das verstehen?" fragte er.

„Ei nun, Sie zeigten ja diesem Gauner von Advokaten, welcher offenbar à deux mains spielt, das Bild von Herrn Duprez anstatt desjenigen von Reveillot!"...

„Unmöglich!"

„Doch, doch, überzeugen Sie sich selbst!"

„Ja, fürwahr, ich habe mich vergriffen," sagte er, nachdem er sein Taschenbuch geöffnet. „Das war ein launischer Zufall."

„Den ich aber glücklich preise," erwiderte ich. „Sie hätten unsern Plan nicht gründlicher ruiniren können, als indem Sie diesen Burschen da überzeugten, daß er mit Reveillot selbst zu thun hatte. Es wäre dann in seinem Interesse gelegen, sich dessen in irgend einer Weise zu versichern und ihm die Kassette abzunehmen, und dieser gewürfelte Schuft von einem Advokaten hätte uns dann ganz andere Bedingungen für die Einlösung gestellt, als Reveillot oder die schöne Margot sie uns machen werden."

„Wie? Sie hoffen also, daß wir diese noch auffinden werden?" rief Eye erstaunt.

„Wenn der Brief da, den uns Herr Grossinger gezeigt hat, keine Spiegelfechterei ist, so werden wir hoffentlich binnen vierundzwanzig Stunden wissen, woran wir sind!" rief ich und klopfte auf den Brief.

Digitized by Google

Der Martins-Thurm im Kloster Lorch. (Text hiezu auf S. 311.)

„Ich habe ihn dem Advokaten entwendet, weil ich überzeugt bin, daß dieser Kerl nun nichts Eiligeres zu thun hat, als Reveillot und die Sievers zu warnen und so in die Enge zu treiben, daß sie ihm selber in's Netz laufen."

Gleich darauf hielt der Wagen auf Leicester Square und wir traten mit einander in ein Kaffeehaus, ehe wir in das Hotel de Provence zurückkehrten, ließen uns ein Glas Grog geben und setzten uns in einen der kleinen Verschläge. Der Brief trug die Adresse: Mr. William Wiedmayer, B.A., 13 Waverley Street, Harrow Road, West Bourne London, und war wirklich als unbestellbar zurückgekommen. Sein Inhalt aber war deutsch und lautete:

„Mein Herr! Die erwartete Antwort aus Deutschland ist angekommen, und lautet im Allgemeinen sehr günstig; allein dennoch wird nöthig seyn, daß Sie uns besuchen, um auf unserm Bureau den Brief zu lesen und mit uns wegen der weiteren Schritte Rücksprache zu nehmen, denn die Sachlage ist von der Art, daß wir mit der größten Behutsamkeit auftreten müssen, um das Geschäft weiter zu führen und sowohl Sie als uns vor einem möglichen Hinterhalt zu sichern. Wir schmeicheln uns, einen Weg gefunden zu haben, welcher am besten zum Ziele führen wird, den wir Ihnen aber nur mündlich anvertrauen können. Achtungsvoll

Grossinger, Bertot & Co.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck von Müller & Vollnagel in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Türken vor Wien, 1683.

Geschichtliche Erzählung von **Otfrid Mylius.**

(Fortsetzung.)

Der Schmied schmunzelte und betrachtete den jungen Kriegsmann mit sichtlichem Wohlgefallen, klopfte ihm auf die Schulter und rief: „Hast Recht, Bürschl! lieber mit dem Zaunstecken drein geschlagen und seine Schuldigkeit gethan, als zu Haus geblieben! Gib' her, Kamerad, und laß 'mal pwbiren! Der Einfall ist halt so übel nit!" Damit nahm er die Sense vom Stiel, steckte das Eisen in die Kohlen und Fridolin zog ungeheißen den Strick des Blasbalgs, daß die Funken sprühten und bald das blaue Flämmlein in der Esse tanzte. Und nicht lange dauerte es, so zog der Schmied das Eisen der Sense rothglühend aus der Esse, streckte es mit etlichen Hammerschlägen gerade und hielt es dann in den Wasserkübel, um es zischend abzulöschen und zu härten; dann paßte er es mit der Dille auf eine andere stärkere Stange, vernietete es mit Nägeln, legte zwei Schienen von Streckeisen der Stange entlang mit Nägeln und Nieten an, und betrachtete dann wohlgefällig sein Werk, und schwang's mit dem kräftigen Arm schwirrend durch die Luft. „Hei, das pfeift, das saust!" rief er lustig und mit funkelndem Auge; „Das schneidet wuchtig durch Kettenpanzer und Schienen! Das wird die Heidenschädel hinlegen wie Mohnköpfe! Hast eine Waffe trotz einer Hellebarde, Bürschl!"

Fridolin schwang seine Sense ebenfalls und war damit zufrieden; sein Auge flammte vor Begier, die Waffe im Ernste zu erproben. „Das sollen die Türkenhunde fühlen, das ist ein Meisterstück, Meister! Und denkt Euch, diese Waffe verdreifacht unsere Streitmacht, denn diese Sense kann jeder Junge schwingen ohne Exercitium! Ich will das Beispiel geben. — Was schuld' ich Euch, Meister, für die Müh'?"

„Mir, Du Talk? rief der Schmied lachend; „wirst doch nit glauben, daß mir's um Dein paar Kreuzer zu thun ist? Geh' hin und thu' Deine Schuldigkeit damit, dann hab' ich den besten Dank! — Horch!" rief er plötzlich abbrechend; „die Lärmglocke vom Stephansthurm ertönt! Schon wieder ein Türkensturm!" Und die Lederschürze wegwerfend, stülpte er eine blecherne Sturmhaube auf den krausen Kopf, griff nach der schweren Hellebarde im Winkel, warf die Thüre der Schmiede in's Schloß und schrie aus Leibeskräften: „Zu den Waffen! Bürger 'raus! Auf den Sammelplatz! Komm', Bürschl!"

Fridolin half sich mit der Stange seiner Sense fort und humpelte hinter dem riesigen Schmiede her, der ihm bald aus dem Gesicht verschwand. „Die Türken stürmen die Burgbastei!" tönte es aus den Fenstern als Widerhall des Rufes von den Thürmen, und diese Kunde beschleunigte die Eile der Wiener Streiter. Ehe sich Fridolin dessen versah, war er in einen Haufen Fußvolk von bewaffneten Bürgern hineingezogen, der zur Bastei des Burgthors hinaufströmte und von den Führern in den bedeckten Weg gewiesen ward, denn dort vorne am Ravelin berannten die Türken abermals mit gewaltiger Macht die Befestigungen! — Fridolin kannte den Weg, sah drunten das Studentenbanner flattern: die rothe Fahne mit dem weißen Kreuz, die wie zum Hohne dem türkischen Halbmond in dem blutigen Felde gegenüber trat. Von wilder Kampflust ergriffen stürmte er vorwärts und war bald mitten unter den Kämpfenden. Von Opium berauscht, unter furchtbarem Geschrei, stürzten die Türken heran gegen das Ravelin unter einem Hagel von Kugeln, Pfeilen und Geschossen aller Art, die sie aus grobem und kleinem Geschütz hereinschleuderten. Aber festen Fußes erwarteten die christlichen Streiter diese türkischen Menschenwogen, die gleichsam an den Wällen und Mauern der Bastei brandend zerschellten. Weiber und Knaben trugen in langstieligen Pfannen geschmolzenes Pech und siedendes Oel heran, womit die Janitscharen begossen wurden, so oft sie in die Bresche drangen, und Pistole, Hellebarde, Morgenstern und Streitart thaten dann ihr Werk an den vor Schmerz und Wuth Aufheulenden, die der Spritzwurf des kochenden Pechs

Digitized by Google

getroffen. Doch wie die Saat der Drachenzähne schienen immer und immer wieder neue Streiter aus dem Boden heraus zu wachsen, denn hinter ihren Reihen hielt die mit Eisenplatten beschlagene Sänfte des Großwessirs zwischen zwei Geschützen, die bis an die Mündung mit Traubenschüssen geladen waren, und der grimmige Wessir rief wuthentbrannt: „Vorwärts auf die Chirstenhunde, ihr Söhne des Propheten! Wollt ihr denn ewig leben, ihr Memmen? Stürmet, stürmet, oder ich lasse euch zusammenkartätschen!

Und eben jetzt spieen die Laufgräben einen neuen furchtbaren Strom türkischer Streiter aus: alte gediente Janitscharen voran, dann ein Haufe syrischen Fußvolks mit Bogen und Pfeilen und Speeren, und die Musketen knallten, die Pfeile schwirrten gegen die Vertheidiger hinauf, als sie sich wie ein Heerwurm in die Bresche drängten und unter Wuthgeheul mit Chandschar und Säbel über die Mauertrümmer empor kletterten. Jetzt flogen die Pechtöpfe unter sie, die Stutzen, die Pistolen knallten — doch wie viele auch Kehrt machten oder sich abwenden wollten, ihre Nachmänner drängten sie unaufhaltsam vorau und die Bresche wimmelte, die Türken stiegen über die Leichen ihrer eigenen Verwundeten hinweg und traten sie unter die Füße. Schon waren einige den Sandsäcken nahe, ans denen man eiligst eine Brustwehr gemacht, und wollten sie herunterreißen, — schon drohten die Tapfersten der Vertheidiger zu wanken, da sprang mit lautem weittönendem Triumphgeschrei ein kräftiger junger Mann heran, und schwang eine seltsame Waffe, die wie Wetterstrahl unter die Türken fuhr und Köpfe und Glieder niedermähte. Wie heller Blitz flog die Sense auf und nieder und würgte die Türken hin. Kugeln und Pfeile sausten um sein kahlgeschornes Haupt und konnten ihn nicht treffen, und ein wilder Grimm flammte ihm vom Auge, wie er so unter den Feinden seine blutige Ernte hielt, daß sie scheu zurückwichen. Was vermochten Säbel und Chandschar gegen den furchtbaren Schwung der Sense mit dem schweren Eisenbeschläge? Die Stürmer prallten zurück und wankten, die Belagerten sahen welch' gute Arbeit unser Held machte, und als einer von den Studenten begeistert rief: „Er haut sie nieder wie der leibhaftige Fremd Hein!" da schrie ein Anderer: „Ho, der Ritter Hackelberg mit der Sense!" und: „Vivat hoch, der Ritter Hackelberg mit der Sense!" schrie es aus Hunderten von Kehlen, und von Neuem drangen die Vertheidiger heran mit Hellebarden, Piken und Streitärten, und nach mehrfach wiederholten Stürmen, bei denen das Ravelin nahezu genommen war, wurden die Türken dennoch geworfen, und ließen mehr als 200 ihrer Todten am Platze.

Und nun der Staub und Rauch sich verzog und die Verwundeten aus dem Gefecht getragen waren und frische Truppen kamen, die Besatzung des Ravelins abzulösen, da hatten die Studenten längst in dem Ritter mit der Sense den Drillmeister Fridolin erkannt und in stürmischer Freude und Bewunderung ihn auf die Hände gehoben und trugen ihn mit der vom Blute der Feinde triefenden Sense mit sich hinweg. Als sie auf die Bastei kamen, hielt dort, umgeben von seinem Stabe, der General Graf Daun, der nächste im Kommando nach dem Grafen Starhemberg. Wie der den Mann mit der seltsamen Waffe auf den Schultern seiner Waffenbrüder herankommen sah und das wilde Vivatgeschrei der Studenten und Bürger hörte, da trat er heran und fragte nach der Ursache des trunkenen Lärms, und einer der Studenten, ein schmucker frischer Bursch den sein narbenvolles Gesicht nicht minder auszeichnete als die Feldbinde, die er um die Schulter trug, salutirte mit dem Degen und berichtete bündig und treulich, „was Arbeit unser Held gemacht" mit seiner neumodischen Waffe. „Dem Ritter Hackelberg da mit der Sense," schloß er, „verdanken wir vielleicht die Rettung des Ravelin, denn diese furchtbare Waffe mit dem wuchtigen Schwung kann keine Feindesfaust pariren oder aufhalten."

„Meiner Treu, mein Sohn, das war ein guter Gedanke und wacker Stück Arbeit!" sprach der General. „Wie nennst Du Dich und wer bist Du?"

„Mein Name ist..."

„Ist Fridolin, Hauptmann in der dritten Studenten-Kompagnie," rief der Student von vorhin; „wir haben ihn einstimmig gewählt, wegen seiner Tapferkeit am St. Jakobstage, wo er ebenfalls unter denen war, die sich am unerschrockensten den Türken entgegenwarfen. Damals schleuderte er die Petarden der Türken in die Laufgräben zurück und ward schwer verwundet; und heute war er, kaum genesen, ebenso tapfer in der Bresche wie behend beim Löschen, als die Palissaden von den Pechkränzen der Türken zu brennen begannen. Er war der erste, der mit der Blechhaube eines Erschlagenen nach dem nassen Graben lief und Wasser zum Löschen holte!"

Digitized by Google

Der General nahm den Hut ab und seine ernsten strengen Züge wurden mild und freundlich. „Das klingt ja wie ein Märchen, mein Sohn, und gibt Dir Anspruch, daß wir uns noch näher kennen lernen. He, ihr Herren, will mir nicht Einer von Euch seinen Degen leihen — soll einen von den meinigen dafür haben!“ und aus der Hand eines seiner Adjutanten den Degen sammt Wehrgehänge nehmend, hing er denselben Fridolin um und sagte: „Nehm' Er diesen Degen da, Herr Hauptmann, und wenn wir einmal ein ruhiges Stündlein haben, dann melde Er sich bei mir, und hol' Er Seine Sense wieder, denn die brauch' ich als Modell, um etliche Hunderte darnach im Arsenal fertigen zu lassen, da sie sich als Waffe in der Bresche so trefflich bewährt hat. Vergeß' Er mir nicht, Herr Hauptmann von der Studentenlegion, daß der General Graf Daun Sein wohlaffektionirter Gönner ist, und such' Er ihn auf, wenn Er sein bedarf!“

Fridolin zog militärisch die Hacken zusammen, stach hinauf an den Soldatenhut, den er vorhin aufgerafft hatte, schlug dann mit der Rechten an sein Herz, und an seinen Degen, drückte dessen Korbgefäß an den Mund und sprach: „Excellenz halten zu Gnaden, diese Klinge da werde ich mit Ehren führen und nach gemachtem Gebrauch in Ehren zurückgeben! Vivat Oesterreich, vivat Leopoldus Rex!“

Die Studenten riefen aus Leibeskräften Vivat, ließen dann auch den erprobten Kriegsmann leben, der so eben sie in ihrem Kameraden und Anführer geehrt hatte, und General Daun grüßte schmunzelnd mit dem Federhute zurück und sagte: „Die sakrischen Buabu! Sechszigtausend solcher Burschen im freien Feld, und wir wollten dem Großwessir 'was zu rathen aufgeben! — He, Ordonnanz! ... Diese Sense da in's Arsenal, daß man mir bis morgen früh 500 ähnlicher fertig in der Hofburg abliefere! — Ein Teufelskerl, der Fridolin, daß er so etwas erfand!“

„Halten zu Gnaden, Excellenz, die Waffe ist nichts neues,“ sagte einer der Offiziere aus dem Gefolge, mit einem fremdländischen Accent, der Hauptmann O'Haggarty. „Die Schotten führen schon längst derlei Sensen und nennen sie Lochaber axes...“

„Meinethalben Kalbsharen!“ brummte Daun etwas barsch den Irländer an; „bei uns heißt's halt Sensen, und Er wird mir nit beweisen können, Herr Hauptmann, daß der Fridl sein Ding da den schottischen Lochhaberbaren nachgemacht habe! Oder soll's etwan dem Burschen sein Verdienst schmälern, wenn anderwärts die Leute schon früher eine Tugend aus der Noth machten? — Vorwärts, ihr Herren! untersuchen wir den Schaden am Ravelin!“—

Fridolin war todesmüde heimgekehrt, und Frau Gudula und Veronica machten ihm Vorwürfe darüber, daß er sich kaum genesen so sehr der Gefahr ausgesetzt habe; allein er lächelte blos, schlug an den Degen und sagte mit geheimnißvoller Miene: „Graf Daun hat mir den Degen als Pfand gegeben, meine Gnädigen; wenn ich ihn zurückgebe, werde ich Anspruch auf seine Gunst haben! Es wäre also durch einen Rückfall nicht zu theuer erkauft. Aber ich werde halt nicht rückfällig werden; ich werde wieder Kraft in der Aufregung finden, um meine Schuldigkeit zu thun!“

Ein seltsamer Frohmuth war über ihn gekommen; ein träumerisches Lächeln spielte bald um seine Lippen, ein kühner fester Entschluß blitzte bald aus seinen Augen, und er verkündigte den Frauen unter innigem Danke für ihre freundliche treue Pflege, daß er ihnen nicht länger mehr zur Last zu fallen gedenke, da er wieder zur Studentenlegion zurückkehren und in der Aula forthin sein Quartier nehmen werde. Aber Frau van der Dorten sagte mit ihrer ruhigen Bestimmtheit: „Nicht also, mein lieber Gast! Ich achte und ehre den Zartsinn, der darin liegt weil Ihr uns zur Last zu fallen wähnet. Ich aber sage Euch, lieber Herr, daß mir lieber wäre, Ihr behieltet Euer Quartier in dem kleinen Kämmerlein auch fürder. Denn für zwei verlassene Frauen wie wir ist es immerhin besser, an Euch einen männlichen Beschützer zu haben, als allein zu stehen, und somit sind wir denn quitt. Wenn Ihr Euch also uns wirklich verpflichtet fühlt, so müßt Ihr halt bleiben, bis unser Schicksal und das der Stadt entschieden ist; und das versprecht Ihr mir, nicht wahr?“

„Nun denn, Gnädige! hiegegen gilt kein Einreden! So bleib' ich dann halt fürder noch Ihr Gast und Schuldner!“ sprach Fridolin und küßte der hübschen dicken Frau Gudula die kleine Hand. „Aber mit meinem Schutze wird es wohl schlimm bestellt seyn, wenn ich immer bei meiner Kompagnie seyn muß.“

„Gleichviel, mein lieber Herr! ist Gefahr für uns da, werdet Ihr uns doch nicht entstehen,“ sprach Frau Gudula.

„Nimmermehr, so wahr mir Gott helfe!“ rief Fridolin und schlug mit der Rechten an sein Herz

Digitized by Google

So still vergnügt und glücklich hatte er schon seit lange sein Lager nicht mehr gesucht. Am andern Tag war er schon vor der Morgensuppe munter, hing den Degen um und ging nach der Aula. Unterwegs trat ihm vor Freuden Wasser in die Augen, als er einen Trupp stämmiger Gesellen mit einem Trommler und Pfeifer an der Spitze einherziehen sah, die allesammt die gerade gebogenen Sensen auf Stangen hatten, und alle Leute rannten an die Fenster und vor die Thüren und riefen: „O je, die da schaut's an, die Sensenmänner! Die werden den Türken nicht schlecht über'n Löffel barbieren!" — So hatte doch seine Erfindung etwas gefruchtet!

10.

Die nächsten Tage bewiesen, daß Fridolin nicht zu wenig gesagt, wenn er behauptete, daß sein Schutz für die Frauen nur ein ungenügender seyn werde, denn er war mit seiner Kompagnie beinahe jeden Tag im Feuer, und hatte schon am 25. August auf der Löwelbastei an einem harten Strauße theilgenommen, nämlich an einem Ausfall der Belagerten unter dem tapfern Prinzen Georg Friedrich von Wirtemberg, der als er vom Walle aus die zum Ausfall ausgerückten Kaiserlichen von den Türken hart bedrängt sah, in eigener Person trotz aller Gegenvorstellungen an der Spitze einer Verstärkung hinunter eilte und sich in den Kampf mengte. Dieses Beispiel befeuerte den Muth der Belagerten, und die Türken wurden bis unter die Geschütze ihrer ersten Batterie zurückgeworfen, aber dieser Vortheil kostete den Belagerten doch über 200 Mann und mehrere Offiziere, und der tapfere Prinz von Wirtemberg selber war durch einen Pfeilschuß in die Wade verwundet worden und wäre vielleicht ein Opfer seiner Tapferkeit geworden, wenn ihn nicht einer von der Studentenlegion aufgerafft und aus dem Gefecht getragen hätte, welcher Retter in der Noth sodann wieder in's Gefecht zurückkehrte, und seine Sense wacker schwang. Als der Prinz von einem Feldscheer verbunden und in sein Quartier getragen war, beauftragte er seinen Adjutanten, den Mann zu ermitteln, welchem er seine Rettung verdankte, und es ergab sich, daß es Fridolin war, der aus falscher Scham ob seiner ärmlichen Kleidung die Führung der dritten Studentencompagnie noch nicht angetreten hatte. Der Prinz ließ ihn am Vormittag rufen, und dankte ihm, und entließ ihn nicht eher, als bis Fridolin sich dazu verstanden hatte, aus des Prinzen Garderobe wenigstens eine standesgemäße Kleidung nebst Ringkragen und Wehrgehäng anzunehmen.

Frau Veronica war eben auf dem schmalen Vorplatz mit den Kindern beschäftigt, und Frau Gudula kochte in der Küche einen Schmarren, denn man war allgemein bei der nachgerade eingetretenen Theurung und Seltenheit der Lebensmittel auf die einfachste und derbste Kost verwiesen, als ein junger Herr sporenklirrend die Treppe herauf kam und auf dem halbdunklen Flur der Dachwohnung erschien. Die beiden Frauen erschracken nicht wenig über den Gast, auf dessen Empfang sie nicht gerüstet waren, und Veronica wollte in ihrer dürftigen Hauskleidung in die Kammer flüchten, als eine bekannte Stimme freundlich rief: „Ei ei, ehrwürdige Frau, Sie werden doch nicht vor mir fliehen?"

Veronica machte schnell Kehrt und sah den Fremdling verwundert an, denn es war Fridolin's Stimme. „Wie, Herr Fridolin! Ihr seyd es?" rief sie verwundert.

„Ei wer denn sonst, Gnaden? Nun schau' mir Einer und sag' mir, ob Kleider nicht Leute machen. Sie hätten mich also um ein Haar nicht erkannt?"

„Nein, ich wahrlich nicht!" rief Veronica und kam halb neugierig halb verschämt näher. „Wie schmuck und stattlich Ihr ansseht, wie frisch aus des Schneiders Händen!" Und eine dunkle Röthe überflog ihr hübsches bleiches Nonnengesicht und ihr Blick verrieth es der Schwester, daß der Anblick des hübschen Jünglings der Veronica das verblichene Bild ihres verschollenen Verlobten zu verdrängen drohte.

Und in der That, der junge Offizier in dem grauen Sammetrock mit den silbernen Borten und Filigranknöpfen und dem schwarzsammeten Vorstoß, in den schwarzen hirschledernen Beinkleidern mit rothsammetnen Genetten und den hohen Kappenstiefeln mit Silbersporen, mit der reich gallonirten Weste von blauem feinem Halbtuch, in dem versilberten Ringkragen und dem gestickten Vorhemd und Halstuch, auf dem Kopf den Federhut mit den Farben Oesterreichs, und von der rechten Schulter zur linken Lende das breite büffellederne Wehrgehäng mit den silbernen Nägeln und Schildchen, — war ein ganz anderer als der arme Fant Fridolin in dem kampfzersetzten grauen Janker, dem ärmlichen Linnenbeinkleid und den Bundschuhen. Mit der gefälligen Kleidung des Edelmanns oder Offiziers schien auch der Geist und Anstand eines Edelmannes über ihn gekommen zu seyn, und als er mit graziöser Geberde den Hut

Digitized by Google

abnahm und der rasirte Kopf unter der schwarzen Perrücke von Roßhaar verdeckt war, Wange und Kinn glatt barbiert erschien bis auf ein kleines Schnurr- und Zwickelbärtchen, — als er den Handschuh abzog und mit zierlicher Miene den Frauen die Hand küßte, da war's denselben förmlich, als hätten sie einen gebornen und erzogenen Edelmann vor sich.

„Du lieber Himmel, wie kommt Ihr denn so plötzlich zu diesem Aufzug, Fridolin?" rief Frau Gudula, die gleich Veronica den schmucken Offizier mit Interesse beobachtete; „habt Ihr so viel Türkenbeute gemacht, daß Ihr Euch so schmuck kleiden konntet?"

Fridolin verneinte lächelnd und erzählte, wie es ihm ergangen und wie der tapfere Prinz Georg Friedrich, der nun auf Wochen kampfunfähig gemacht worden, ihm so freundlich begegnet sey, und wie er es ihm danke, nun seiner Schaar würdig erscheinen zu können. „Armuth ist nur halber Muth, meine Gnädigen," sagte er, „denn wie stark und stolz Einer auch in seinem Herzen seyn möge, er verspürt es doch mehr oder minder, wenn ihn die Andern wegen seines schlechten Gewands über die Achsel anschauen!"

Die beiden Frauen luden Fridolin ein, heute ihr Mahl zu theilen, wie einfach es auch war, und er nahm es dankbar an und ehrte die Absicht der Geberinnen; aber es fiel ihm wehmüthig auf die Seele, daß die vornehmen Frauen sich mit der Hafergrütze, dem Roggen- und Maismehl behelfen mußten und nicht einmal Fleisch hatten, und als ein Diener ihm seine alten Kleider vom Prinzen gebracht hatte, ging er mit freundlichem Dank fort auf's Proviantamt und leitete es ein, daß die Offiziersration an Fleisch, Wein und Mehl, die ihm zukam, alle drei Tage in seinem Quartier im goldenen Schlüssel abgeliefert ward; dann schrieb er vom Rochuskeller aus eine Anweisung für die Frau dan der Dorten und bat sie in etlichen Zeilen, doch seine Ration anzunehmen und ihm zu erlauben, daß er dann, so oft es der Dienst erlaube, bei ihr auf gut Glück im Topfe speise.

Gegen Abend zog Fridolin an der Spitze seiner Kompagnie durch die Schäfflergasse nach der Bastei am Schottenthore, wo man einen Angriff befürchtete, als eine Kinderstimme seinen Namen rief und er umblickend auf der Vortreppe eines Hauses seine beiden Wirthinnen mit den Kindern erblickte; er salutirte mit dem Degen, und Schwester Veronica lächelte, eine dunkle Röthe überflog ihr liebliches blasses Nonnengesichtchen, und sie schaute ihm lange und gedankenvoll nach, so daß Frau Gudula ihr die Hand auf den Arm legte und mit milder Warnung sagte: „Lieb Schwesterchen, nimm Dein Herz in Acht, denn ich fürchte, Du hast dem schmucken Friedel schon allzu tief in seine ehrlichen Augen geschaut! Denk' an die Treue, die Du Jegor gelobtest!" worauf der armen Veronica die Thränen in die Augen traten, und sie schweigsam den Heimweg zurücklegte. —

Acht furchtbare Tage waren seitdem vergangen, denn in dem belagerten Wien hatte sich zu den Schrecken des Kriegs nun auch noch der Hunger gesellt und eine dumpfe Entmuthigung. Ueberläufer hatten verrathen, daß Kara Mustapha am 29. August, dem Jahrestag der Enthauptung Johannis des Täufers welcher bei den Türken für einen besonders glücklichen Tag gilt, einen furchtbaren Sturm wagen wolle, zu dessen Vorbereitung er das Gerücht von dem Tode des Kaisers Leopold verbreitet und als Triumphzeichen darüber alle Geschütze im ganzen türkischen Lager hatte lösen lassen. Die Ungewißheit darüber, ob diese Nachricht vom Tode des Kaisers wahr oder nur eine Kriegslist des schlauen Großwesiers sey, war ein Hauptgrund der Entmuthigung, welche sich der Gemüther bemächtigte und durch die beginnende Hungersnoth genährt wurde, denn der Mangel an Fleisch war schon so groß, daß man Hunden und Katzen (welche der Wiener Volkshumor Dachhasen nannte) nachstellte und sie als Leckerbissen verzehrte. Jede Nacht stiegen Dutzende von Raketen auf dem Stephansthurm als hülfeheischende Signale der Belagerer auf, und wurden durch Raketen beantwortet, die in der Ferne auffuhren, aber jeden Abend stiegen diese an der gleichen Stelle, auf dem Bisamberge, und wollten nicht näher rücken, und die Belagerten sagten sich: wenn die rechte Hülfe nahen solle, müsse sie vom rechten Ufer der Donau, nicht vom linken kommen; die Raketen müßten also vom Kahlenberge aufsteigen. Allein der gefürchtete 29. August verging, ohne den verkündeten Sturm zu bringen, und wenn auch Tag für Tag neue erbitterte Kämpfe an den Basteien statthatten, so überschritten sie doch das gewöhnliche Maaß nicht eher, als bis am 4. September, wo am Ostende der Burgbastei eine furchtbare Mine unter dem festen Mauerwerk sprang und den Graben beinahe verschüttete, worauf 4000 Türken, vom Großwessier in eigener Person geführt, unter Wuthgebrüll die fünf Klafter breite Bresche

Digitized by Google

zu stürmen begannen und Starhemberg mit seinem ganzen Stab heranellte, um diesen Punkt mit aller Macht zu vertheidigen oder auf der Bresche zu sterben. Der Kampf ward mit solchem Ingrimm geführt, daß die Türken nach zweistündigem Gefecht, das in ein förmliches Handgemeng ausartete, und nachdem sie schon zwei Roßschweif-Standarten auf dem Wall aufgepflanzt hatten, mit einem Verlust von 500 Mann zurückgeschlagen wurden; aber auch die Belagerten hatten 119 Todte, worunter zwei Hauptleute, zu beklagen, und das war ein furchtbarer Verlust für die schon so sehr zusammengeschmolzene Besatzung.

Der Abend dieses heißen Tages dunkelte und ein Gewimmel wie in einem gestörten Ameisenhaufen machte sich auf der Burgbastei und deren Umgebung geltend. Frauen und Kinder wetteiferten mit einander, Sandsäcke, Matratzen, Binsenmatten und Balken nach der Bresche zu schleppen, während die Männer schweres Bauholz aller Art und selbst die gewaltigen eichenen Balken von den Weinpressen in den Keltern auf Walzen, Rollen und Blockwägen dorthin schafften, um die furchtbare Oeffnung zu verschließen, welche vielleicht schon mit Tagesanbruch den Feind zu einem neuen Sturm gelockt hätte.

In der Hofburg, in den Gemächern welche der Graf Rüdiger von Starhemberg neuerdings bezogen hatte, um dem Schauplatz des Kampfes näher zu seyn, ward Kriegsrath gehalten, an welchem alle die Führer und höheren Offiziere theilnahmen. Adjutanten und Ordonnanzen eilten hin und her von und nach der Burg, und hatten Mühe, sich durch das Gedränge derer hindurch zu arbeiten, welche für die Ausfüllung der Bresche sorgten. Da zwängten sich ein Offizier im rothen Leibrock der Adjutanten und ein Kapuziner mit einer Fackel in der Hand durch die Menge als ob sie jemand suchten. Lange hatten sie schon vergebens in der Menge gefragt und geforscht, da schob sich ein dichter Knäuel von Bewaffneten heran, welche auf einem großen Blockwagen einen kolossalen Eichenbalken von einem Kelterbaum zogen und schoben, und der ganze Knäuel ward geleitet und angefeuert von einem jungen Manne, der selber an einem der dicken Stricke zog.

„Hellauf, Jungen!" rief er; „faßt 'mal wacker an! Nur noch ein paar tüchtige Anläufe und wir sind oben, und nach der Bresche geht's dann bergab! Also paßts auf! — eins, zwei, drei! ..."

„Da ist unser Mann!" sagte der Kapuziner; „der ist's, der so eben kommandirte."

Und mit einem gewaltigen Ruck stemmten alle die Studenten und Handwerker ihre Kraft an, und ruhten nicht eher, als bis sie ihre Last vollends die Rampe hinaufgeschafft hatten, worauf sie keuchend Halt machten, um sich auszuschnaufen. Jetzt trat der Adjutant heran, klopfte dem Offizier, welcher den Wagen gelenkt hatte, auf die Schulter und sagte: „Hauptmann Fridolin?"

„Zu Befehl, Herr!" rief dieser, der sich so eben den Schweiß von der Stirne trocknete, und drehte sich mit militärischem Gruße um.

„Seine Excellenz der Herr Statthalter lassen Euch entbieten, mir stehenden Fußes nach dem Hauptquartier zu folgen," meldete der Adjutant.

Fridolin war einigermaßen überrascht und betrachtete seine mit Staub und Schmutz bedeckten Kleider, übergab aber dann seinem Lieutenant die Kompagnie, und sagte zu dem Offizier: „Ich bin bereit, Herr Adjutant! — Ah, und Ihr seyd es, Pater Melchior?" wandte er sich an den Mönch, in welchem er nun einen Pater erkannte, den er häufig mit Sulpiz zusammen gesehen hatte; „Ihr habt mich also eigens aufgesucht? Und was will man von mir im Hauptquartier, wenn ich fragen darf?"

„Ich denke, das wirst Du bald hören, Kamerad," versetzte der Adjutant; „des Grafen Starhemberg Excellenz hat angelegentlich nach Dir verlangt, und es mag wohl 'was Gutes seyn, was er Dir mitzutheilen hat!"

„Es ist wohl ein Auftrag, den man Dir ertheilen will, Fridolin," setzte der Mönch bei; „ich sah Deinen alten Gönner den hochwürdigen Bischof Kollonitsch mit des Herrn Grafen Excellenz reden, als er mir herbeiwinkte und den Auftrag gab, mit dem Herrn Hauptmann da Dich aufzusuchen."

Von einer frohen Ahnung getrieben, lenkte Fridolin seine Schritte eiligst der Hofburg zu und stand bald in dem mit Offizieren und Ordonnanzen angefüllten Vorgemach des Saales, wo der Kriegsrath gehalten ward, und den er gleich darauf betrat. An einem einunden, mit Plänen und Karten bedeckten Tische saßen Herr Rüdiger von Starhemberg und seine Generale Daun, Serini, Souches und Scheffenberg, der Marquis Obizzi, als Befehlhaber der Stadtwache, die Obersten Baron Beck und Grafen Dupigny und Heister, und viele andere höhere Offiziere und unter ihnen auch der hochedle Bischof Kollonitsch, der sich bei Fridolin's Eintritt sogleich erhob, ihn zu der leeren Stelle dem Punkte gegen-

Digitized by Google

über führte, wo der Gouverneur der Stadt saß, und diesem den Fridolin als den gesuchten Mann vorstellte. „Ich kann nur meine Ueberzeugung wiederholen, Excellenz, daß wenn dieser Mann sich dem Auftrag unterziehen will, derselbe nicht in bessere Hände gelegt werden kann!"

„Du bist mir warm empfohlen, Hauptmann Fridolin," sagte der Graf Starhemberg und blickte den Schützling des Bischofs mit ernsten braunen Augen fest an; „Du hast Dich seither mehr als einmal wacker hervorgethan und doch Dein Verdienst bescheiden unter den Scheffel gestellt; das spricht zu Deinen Gunsten! Du hast Dich schon einmal durch das Türkenlager hindurch geschlichen, wie ich höre."

„So ist es, Excellenz! der liebe Gott half mir glücklich durch!" versetzte Fridolin mit fester Stimme.

„Alle Wetter, Excellenz, das ist ja mein Ritter Hackelberg mit der Sense, nicht wahr?" rief der General Graf Daun, vom Klang von Fridolins Stimme wunderſam berührt. — „Zu Befehl, Excellenz!" versetzte Fridolin kurz. Der General flüsterte dem Grafen Starhemberg etwas in's Ohr, worauf dieser freundlich lächelnd Friedel zunickte. — Inzwischen war ein anderer junger Offizier weiter unten am Tische ebenfalls aufgestanden, hatte Fridolin fest in's Auge gefaßt und fragte militärisch salutirend: „Wollen Excellenz geruhen, mir eine Frage an den Mann zu verstatten?" — „Frage, Guido!" erwiderte der Graf seinem Neffen. — „Als neulich die türkischen Bomben in den Pulverthurm fielen und das Dach brannte, Excellenz und meine edle Herren, und ich glücklich mit einer Handvoll Leuten zur Stelle kam, da war auch ein Mensch darunter mit geschornem Kopf wie ein Türke, der am eifrigſten arbeitete und am unerſchrockenſten vordrang und dessen Stimme mit derjenigen des Hauptmanns Aehnlichkeit hatte. Der Mann war aber verſchwunden, als das Feuer gelöscht war, und meine Erkundigung nach ihm lieferte kein Ergebniß. Wär's möglich, Hauptmann, daß Ihr derſelbe gewesen?..." — „Zu Befehl, Herr Obriſtwachtmeister! ich folgte damals Ihrem muthigen Vorbild," versetzte Fridolin bescheiden, nahm Hut und Perrücke ab und zeigte den raſirten Schädel. — Ein Gemurmel des Erſtaunens lief um den Tisch, und Graf Starhemberg sagte freundlich: „Tritt näher, Hauptmann, und gib mir die Hand! Du bist unser Mann, und wir rechnen ein ander Mal ab, da Du seither zu bescheiden warſt, Dein Verdienst geltend zu machen, und jetzt nicht die Zeit ist, an derlei zu denken. Vergessen sollst Du darum nicht werden, mein Sohn! mein Soldatenwort darauf!"

„Was ich gethan, Excellenz, geschah aus Herzensdrang und Pflichtgefühl und nicht um Lohn!" entgegnete Fridolin bescheiden; „ich will kein Verdienst haben, als meine Schuldigkeit gethan zu haben."

„Das ist wacker gesprochen, mein Sohn! aber wir bedürfen Dein noch mehr, darum muß Dir gewährleiſtet bleiben, daß wir Dich nicht vergessen werden," sagte Graf Rüdiger von Starhemberg ernſt. „Du hast schon so viel gethan, daß Du eigentlich mit weiteren Opfern verschont bleiben solltest. Aber ich habe keinen andern Mann, den ich mit der Sendung betrauen könnte, die ich Dir zugedacht habe, eben weil sie gefährlich und gewagt ist!"

„Das ist um so mehr Ehre und Auszeichnung für mich, Excellenz!" erwiderte Fridolin. „Geruhen Excellenz mir zu sagen, was ich thun soll; steht es in meiner Macht, so werd' ich thun, was ich kann!"

„Es handelt sich um eine vertraute Sendung an den durchlauchtigen Herzog von Lothringen, den Führer der kaiſerlichen und der Reichstruppen am Bisamberge," fuhr der Graf fort. „Es gilt, sich durch das Türkenlager durchzuſchleichen, über die Donau zu setzen und alle Gefahren auf sich zu nehmen, die mit einem solchen Unternehmen verbunden sind. Die Lage der Stadt und die furchtbaren Verluste, welche wir unter unseren Truppen durch den Feind, durch Hunger und Krankheit erlitten, machen es unerläßlich, dem Herzog von Lothringen zu berichten, wie sehr uns Entsatz noth thut. Eine günſtige Botschaft an uns, durch Raketen vom Kahlenberg ausgedrückt, wird den sinkenden Muth der Besatzung beleben, und unſere wachsende Begeiſterung und Hoffnung soll dann dem Großweſſir zeigen, daß er die Stadt nicht zur Kapitulation zwingen kann, wie er sich vielleicht insgeheim einredet. Es ist ein Dienst, welchen Kaiser und Land Dir nicht reich genug lohnen können!"

„Excellenz, ich bin bereit, die Sendung zu übernehmen," erwiderte Fridolin entschlossen; „ich wäre eine Memme, dächte ich an mich selber, wenn Aller Augen erwartungsvoll auf mich sehen!" — „Gemach, mein Sohn! die Gefahren sind groß und es ist ein ganzer Mann dazu erforderlich." — „Die Größe der Aufgabe wird mir Kraft und Umſicht geben, Excellenz!" sagte Fridolin; „ich wag's mit Gott und im Vertrauen auf *ſeine* Kraft und Stärke." — „Amen, mein Sohn! das ist der beste

Digitized by Google

Manches auf der Hege von Wildem Portavieh. [Mit Text auf S. 331.]

Digitized by Google

Die Bergveſte Hohentwiel in alter Zeit. [Text hiezu auf S. 332]

Digitized by Google

Harnisch," sagte Bischof Kollonitsch leise. — „Wohlan denn, aber ich will Dir den Dienst nicht eher zumuthen, als bis Du Dich noch besonnen und gehört hast, wie es den Andern ergangen, welche Gleiches wagten, sagte Stahremberg. Der Lieutenant Gregorowitsch, der Wirth Koltschitzki und ein Dragoner von Graf Götz's Regiment haben es je einmal, der Pole Michailowitsch hat es zweimal gewagt, aber keiner kann es wieder wagen, denn sie sind den Türken nun bekannt, gleich Dir; aber Du sollst ja, sagt man, Türkisch und Arabisch sprechen und bist jünger und gewandter als jene; darum empfahl Dich mir mein hochwürdiger Freund der Bischof." — „Excellenz, ich werde gehen," sagte Fridolin fest; „die Wahl die auf mich fiel ehrt mich, und ich will das Vertrauen zu rechtfertigen suchen, das man in mich setzt. In zwei oder drei Stunden, wenn der Mond hinunter ist, bin ich reisefertig." — „Wohlan, so melde Dich dann bei mir, und empfange Deine Depeschen und Weisungen in meinem Losament," erwiderte der Graf; „der Kaiser und ich bleiben Deine Schuldner."

Fridolin verneigte sich im Kreise und ging, begleitet von dem Adjutanten welcher die Weisung hatte, ihn mit allem Nöthigen zu versehen. Sein erster Gang war nach Hause, wo er sich Licht und Schreibmaterialien von den Frauen erbat und über eine Stunde eingeriegelt schrieb. Als er dann wieder herauskam, trugen seine Züge das Gepräge freudigen Muthes und fester Entschlossenheit; er eröffnete den Frauen, daß er ausersehen sey, wichtige Depeschen nach dem Lager des Herzogs von Lothringen zu tragen, und bat Frau Gudula um ein Briefchen für ihren Gemahl, das er zu bestellen versprach. Veronica erschrack nicht wenig, aber Frau Gudula betrachtete ihn mit einer stillen Bewunderung. „Gott geleite Euch, Fridolin," sprach sie; „Ihr traget Wohl und Wehe von Tausenden in Eurer Hand, und Tausende von heißen Wünschen begleiten Euch! Mein lieber Gemahl wird Euch mit offenen Armen aufnehmen, wenn Ihr ihm mein Briefchen bringt!" Sie ging in's Kämmerlein und schrieb nur wenige Zeilen, aber ihre Thränen thauten reichlich auf das Papier nieder. Fridolin herzte die Kinder und bat Heinrich und Anna, ihm ein Küßchen mitzugeben für den lieben Papa; dann wandte er sich zu Veronica, die blaß und verstört dastund.

„Betet für mich, liebe Schwester!" flüsterte er und reichte ihr die Hand mit einem freundlichen milden Blick. „Hier leg' ich einen dicken Brief in Eure Hände, Frau Veronica, der meinen letzten Willen und Vermächtniß enthält. Ihr werdet ihn dem Pater Sulpiz übergeben als meinen letzten Gruß und ihn bitten, damit nach seinem Gutdünken und meiner schriftlichen Weisung zu verfahren, falls ich nicht wiederkehre oder mein Tod beglaubigt wird. Ehedem bedurft' ich keines solchen Testaments, denn ich war ein armer Fant; aber nun mir des Grafen Starhemberg Excellenz dero Wort verpfändet, daß sie mein gedenken wolle, darf ich wohl dafür sorgen, daß mein Andenken den Meinigen nicht vorenthalten bleibe."

„Fridolin, meine heißesten Wünsche und Gebete werden mit Euch seyn!" flüsterte Veronica tief ergriffen; „ich werde thun, wie Ihr befohlen. Und hier," sprach sie, hakte ein Paternoster von rothen Kügelchen mit einem Filigrankreuz von venedischer Arbeit vom Gürtel und reichte es ihm, — „hier nehmt dieß und tragt es um den Hals auf dieser gefährlichen Reise. Es ist alles was ich Euch geben kann; denn all meinen andern Schmuck, den ich besessen, opfert' ich Gott, als ich in's Kloster trat. Nur diesen Rosenkranz behielt ich, denn er kam von lieber Hand und soll Wunder thun, und das Kreuzlein enthält eine Reliquie. Möge der, welcher am Kreuze hing, der Sündenlose, bei unserm himmlischen Vater für Euer Heil fürbitten! Nehmt doch, nehmt, dann seh' ich Euch ruhiger gehen!"

„Ihr sagt, es komm' von lieber Hand, Veronica! da kann ich es nicht nehmen."

„O nehmt es, um aller Heiligen willen, Fridolin! Seht, damals als Ihr mich trafst in der Türken Gewalt in der verlassenen Schwaige, da lag ich vor Gott im Gebet mit diesem Rosenkranz in der Hand und getröstete mich in Hoffnung auf der Reliquie Wunderkraft, und in jenem selben Augenblick erschienet Ihr als Retter. Darum vertraue ich, der Rosenkranz wird auch Euer Schutz seyn!"

„Wohlan, so gebt her, liebwerthe Schwester! Ihr sollt ihn aber wieder haben, wenn er seine Schuldigkeit gethan hat!" Damit hing er ihn um den Hals und verbarg ihn unter seinem Gewand. Frau Gudula trat jetzt aus der Kammer, reichte ihm ihr Briefchen, und nach raschem Abschiede verließ Fridolin das Haus, und eilte nach der Hofburg, um seine Weisungen vom Grafen Starhemberg in Empfang zu nehmen. Eine halbe Stunde vor Mitternacht ward er vom Feldherrn entlassen und schritt mit dem Adjutanten zur Seite durch die nächtige

Digitized by Google

Stadt, in welche nur hie und da der Widerschein des Feuerbogens einer türkischen Bombe fiel, nach dem Rothenthurmthore, ward mit seinem Begleiter durch ein Ausfallpförtlein hinausgelassen und bis an die Verpfählung begleitet. „Gott mit Dir, wackerer Kamerad!“ sagte der Adjutant und reichte Fridolin die Hand zum Abschied. — „Mit uns allen und Oesterreich,“ sagte Fridolin, erklimmte die Palissaden, ließ sich drüben hinunter und verschwand in der nächtigen Finsterniß.

* * *

Jedermann der in Wien gewesen und Sankt Stephans herrlichen Dom besucht und zum Thurme hinaufgestiegen, der kennt den Steinsitz, worauf Graf Rüdiger von Starhemberg gewöhnlich saß, wenn er die Belagerungsarbeiten der Türken beobachtete. Am Abend des 6. September, etwa um 9 Uhr, standen der tapfre Degen Graf Rüdiger und seine beiden Adjutanten an dieser Stelle bei den beiden Vätern Jesuiten, welche Tag und Nacht hier oben auf der Hochwacht waren und die Gegend beobachteten, und alle fünf schauten mit gespannter Erwartung in der Richtung des Kahlenbergs hinaus. Graf Starhembergs männliches Antlitz verrieth eine ungewöhnliche Spannung und Aufregung, deren Grund er niemanden mitgetheilt. Lange hatten sie schweigend gewartet, da stieg von den Trümmern des zerstörten Klosters daselbst eine Rakete auf und zeichnete ihren feurigen Strahl in den dunkelblauen herbstlichen Nachthimmel. Ein unterdrückter Freudenruf entfuhr dem schweigsamen Kommandanten und er richtete seine Fernröhre dorthin. Und noch eine und immer wieder eine Rakete stieg dort empor, bis es deren fünf waren. Dann versank der Himmel wieder in sein nächtiges Dunkel.

„Hut ab, meine Herren, und lasset uns Gott danken in herzinnigem Gebet!“ sprach Graf Rüdiger von Starhemberg bewegt; „diese Raketen bringen uns gute Kunde von naher Rettung: diese fünf bedeuten, daß mein Bote glücklich durch das türkische Lager nach dem des Herzogs von Lothringen gekommen, daß unser allergnädigster Kaiser noch lebt, daß die Türken den Kahlenberg nicht besetzt haben, sondern daß er in den Händen der Unserigen, und daß bereits ein Theil des kaiserlichen Heeres über die Donau gesetzt ist. Muth, meine Herren, und Gott auf den Knieen gedankt, denn längstens in acht Tagen ist Wien frei und entsetzt!“ Und der ernste Kriegsmann sank in die Kniee und sprach in tiefer Inbrunst ein aufrichtiges Dankgebet. Dann stand er mit wundersam gestärktem innigem Gemüth auf, und sagte zu den beiden Vätern Jesuiten: „Habt Acht auf die Mitternachtsstunde, ehrwürdige Väter! ob nicht am Bisamberge zwölf Raketen erscheinen. Ist dieß geschehen, so ist der heutige Sturm der Türken, wo die Mine fünf Klafter lang die Mauern der Löwelbastei zerschmetterte, der letzte; denn alsdann ist wirklich des Polenkönigs Johannes Sobieski Majestät mit seinem ganzen Heere zu demjenigen des durchlauchtigsten Herzogs von Lothringen gestoßen. Dann meldet mir alsbald die frohe Botschaft.“

Hierauf stieg Herr Rüdiger mit seinen Adjutanten herunter, und verkündete die frohe Botschaft sogleich den Bürgern, welche unten vor dem Thurmpförtchen warteten, und mit Jubelruf und Freudenthränen ward die Kunde von der nahenden Erlösung sogleich von Straße zu Straße, von Haus zu Haus getragen.

Um Mitternacht aber stiegen wirklich die zwölf Raketen auf dem Bisamberge, und als am andern Morgen die Wiener aufstunden und munter wurden, da ward ihnen zu Muthe wie dem Schiffbrüchigen, welcher nach langem ziellosem Umhertreiben auf schwankem Wrack in stürmischer See endlich eine gastliche nahe Küste erblickt, auf welche ihn die Strömung zutreibt.

[Schluß folgt.]

Gauchos auf der Hetze von wildem Hornvieh.

[Mit Holzschnitt auf S. 328.]

Gauchos nennt man bekanntlich die halbwilden Bewohner jener unabsehbaren Ebenen von hohem Gras, Gestrüpp und Disteln, welche sich dem La Plata-Strom in Süd-Amerika entlang auf Tausende von Quadratmeilen hin in das Innere und bis an den Fuß der Cordilleren erstrecken. Diese Gauchos sind Abkömmlinge der ersten spanischen Ansiedler und der Viehknechte aus der Mancha, welche mit Hornvieh aus dem spanischen Mutterlande herüberkamen und die einsamen Gehöfte und Hirtenstationen besiedelten, welche auf weiten Zwischenräumen spärlich über diese ungeheuren Grasfluren zerstreut sind. Auf diesen Estancias, wie man solche Stationen nennt, führen die Gauchos ein halbwildes Leben. Sie sind nicht mehr von rein weißem Blute, sondern haben sich vielfach mit den Eingeborenen der rothen amerikanischen Race vermischt. Sie treiben beinahe gar keinen Ackerbau, sondern nur Viehzucht,

Digitized by Google

vorzugsweise von Hornvieh, Pferden und Schafen, welche auf diesen wellenförmigen Pampas in großen Heerden waiden und sich selber gegen den Jaguar und Puma wehren, so daß sie eigentlich nur Schutz gegen die räuberischen Indianerstämme der Nachbarländer: die Araucaner und Pehuenchen, Puelchen ꝛc. der Cordilleren, und die Abiponen des Gran Chaco, bedürfen, welche hie und da in zahlreichen Horden einfallen, die Estancias niederbrennen, die Männer und Knaben ermorden, die Frauen und Mädchen rauben und die Heerden wegtreiben, aber von den Gauchos schonungslos erschlagen werden, wo und wann man sie antrifft. Die Gauchos sind ausgezeichnete Reiter und beinahe immer zu Pferde; sie führen den Speer, den Lasso oder die Wurfschlinge, und die Bola oder Riemenkugel mit ungemeiner Gewandtheit, jagen den Nandu oder Strauß, den Hirsch, das Guanaco, aber noch lieber die wilden Rudel von Pferden und Hornvieh, welche herrenlos auf den Pampas herumschweifen und nicht mit der Marke eines Eigenthümers gebrannt sind, denn diejenigen Heerden, welche Eigenthum irgend eines Estanciero sind, werden alle Jahre gemustert, jedes einzelne Thier gebrannt und die marktguten Stiere und Kühe und Ochsen ausgeschieden und in großen Heerden durch die Pampas nach Buenos-Ayres und den anderen Städten der argentinischen Republik getrieben, um dort geschlachtet zu werden. Früher bildeten nur die Häute (die sogenannten südamerikanischen gesalzenen oder getrockneten Wildhäute) und der Talg einen Ausfuhrartikel, aber neuerdings wird das Fleisch, womit man seitdem nur Schweine und Hunde und Aasgeier gefüttert hatte, theils in Streifen geschnitten getrocknet zu Tasajo, theils eingepökelt, theils zu Fleischbiscuit gepreßt, und in diesem Zustande in Menge nach Europa ausgeführt; und die Zeit dürfte nicht ferne seyn, wo dieses südamerikanische getrocknete Rindfleisch, das noch vortreffliche Suppen liefert, auch bei uns allgemeiner in Gebrauch und Konsum kommt und namentlich unseren arbeitenden Klassen eine wohlfeile, kräftige und substantielle Nahrung zuführt. — Unser Bild stellt Gauchos dar, welche eine solche Heerde wilden Hornviehs anreiteten und die fettesten Thiere mit dem Lasso und den Bolas herausfangen, um sich ihrer als Jagdbeute zu bemächtigen.

Die Bergveste Hohentwiel in alter Zeit.

[Mit Holzschnitt nach Merian auf S. 329.]

Im alten Hegau oder Höhgau, das einst zur vor. deröstterreichischen Grafschaft Nellenburg gehörte, nun aber dem Großherzogthum Baden einverleibt ist, erheben sich aus dem wellenförmigen Gelände einige ziemlich hohe und steile Kegelberge, die früher insgesammt von Burgen gekrönt waren, wie der Hohenstoffeln und Hohenkrähen, und der etwas niedrigere Hohentwiel und Mägdeberg. Diese beiden zeigen nun insgesammt nur Ruinen, allein noch im Jahr 1800 war Hohentwiel eine der stärksten Bergvesten Deutschlands und eine imponirende Felsenburg, die freilich dem heutigen Geschützwesen nicht mehr zu widerstehen vermocht hätte. Der Berg besteht aus einem hohen steilen Kegel, welcher die eigentliche Festung trug, wie sie unser Bild aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs darstellt, und einer breiten Basis, auf deren Höhe, am Fuße des vorerwähnten Kegels, ein befestigter Vorhof, die untere Festung, lag. Der Zugang zur obern Feste war durch Gräben, Vorwerke, Thürme und Zugbrücken trefflich verwahrt, so daß dieselbe von der untern ganz abgeschnitten werden konnte. Tiefe Brunnen und einige Kornfelder oben auf der Feste genügten den Bedarf einer kleinen Besatzung, und die Feldschlangen auf den obersten Bastionen beherrschten einen weiten Umkreis. In der untern Festung waren sogar eine Meierei, deren Felder und Wiesen noch im Schutz der Befestigungen lagen, sowie die Stallungen, die Soldatenwohnungen und ein weiterer Brunnen, der nie versiegte.

Die Bastionen, Kasematten, bedeckten Wege und sonstigen Werke der obern Feste waren in Felsen gehauen und für die frühere Zeit bombenfest; in diesen ausgehöhlten Gängen und Kasematten kommt Proviant und Munition für lange Jahre aufbewahrt werden, und bei der isolirten hohen Lag und natürlichen Festigkeit genügte eine verhältnißmäßig kleine Garnison zur Vertheidigung. Unser Bild stellt vorzugsweise die obere oder eigentliche Feste in der Vogelperspektive dar, und wir sehe darauf in A. das fürstliche Schloß, das an sich ein Art Citadelle war; B. das Zeughaus; C. die Hochwacht; D. die Hand- und Pferdemühlen; E. di Kanzlei; F. den Marstall mit den daranstoßende Kasernen und Beamtenwohnungen; und G. den Vorhof der erst später zur untern Festung umgebau und erbreitert wurde, welche dann bis an die Wein

Digitized by Google

berge sich ausdehnte, womit der untere Hang des Berges bestockt war.

Die Geschichte von Hohentwiel ist eine vielbewegte. Zur Römerzeit schon soll der Berg ein Kastell getragen und Duellium geheißen haben, welches im 3. Jahrhundert nach Christi Geburt von Kaiser Maximilian erweitert worden; später bauten sich die Herzöge von Schwaben auf diesem Felsen an, und im Jahr 937 verwandelte Hadewig, des Herzogs Burkard von Schwaben Wittwe, die Burg in ein Mönchskloster, das dann 1005 nach Stein am Rhein verlegt ward, weil man den Hohentwiel seiner alten Bestimmung als Burg zurückgab. Als die schwäbischen Herzöge ausstarben, kam die Burg an einen Herrn von Klingenberg, einen Vasallen des Herzogs Ulrich von Wirtemberg, welcher nach der Vertreibung aus seinem Lande und während seiner Fehden mit dem schwäbischen Bund daselbst eine Zuflucht fand und die Burg 1538 von Joh. Kaspar von Klingenberg erkaufte. Seither blieb sie im Besitz von Württemberg, obschon Oesterreich sich oft und viel vergebens Mühe gegeben, in ihren Besitz zu gelangen. Als im dreißigjährigen Kriege die Kaiserlichen nach der Nördlinger Schlacht beinahe ganz Württemberg erobert hatten, befehligte auf Hohentwiel der tapfere Wiederhold, vertheidigte es in fünf Belagerungen mit dem glücklichsten Erfolg, baute es fester und wohnlicher und erhielt es seinem vertriebenen Landesherrn, wie wir gelegentlich einmal ausführlich erzählen wollen, wenn wir von dem wackern Konrad Wiederhold unseren lieben Lesern berichten werden. Später im 30jährigen Kriege belagerten es Bayern und Spanier ebenso vergeblich, denn alle ihre Bemühungen und Listen scheiterten an der Wirksamkeit und Ausdauer des tapfern Wiederhold. Die Franzosen belagerten im Jahr 1703 ebenfalls Hohentwiel vergebens, und 1800 nahm Vandamme die Feste nur durch halben Verrath, denn der damalige Kommandant Wolf hatte den Kopf verloren, und die Franzosen schleiften sogleich die ganze Feste, die in ihrer damaligen Gestalt wirklich eines der Meisterwerke menschlichen Kunstfleißes war. Seitdem ist Hohentwiel eine der großartigsten sehenswerthesten Ruinen, beherrscht eine weite Aussicht über ein schönes malerisches Gelände, und sollte von keinem Reisenden unbesichtigt gelassen werden, welcher den Bodensee besucht und mit der Eisenbahn oder dem Dampfboot nach Schaffhausen, Diessenhofen oder Stein am Rhein kommt. Eine Ansicht des heutigen Hohentwiel bringen wir demnächst.

Der entwichene Kassier.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Polizei-Beamten.

(Fortsetzung.)

„Sie meinen, hinter diesen Warnungen stecke irgend ein besondrer Plan?“ fragte mich Herr Eye, als er den Brief gelesen hatte.

„Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß dieser Grossinger in seinem erfinderischen spitzbübischen Gehirn irgend einen Plan ausgedacht hat, um sich der Person des Diebs oder der Kassette zu bemächtigen,“ entgegnete ich. „Dieser Mensch hat mir einen höchst fatalen Eindruck gemacht, obschon dieser natürlich vorerst nur ein instinktmäßiger ist. Vielleicht führen uns aber die Ermittelungen des Herrn Bennett auf eine deutlichere Spur.“

„Ich möchte mir einen Vorschlag erlauben, Inspector,“ sagte Herr Eye; „ich habe einen Jugendfreund und entfernten Verwandten, welcher Advokat und vermuthlich nicht im Besitz einer großen Praxis, aber ein ungemein intelligenter und schlauer Bursche ist. Was meinen Sie: wie wär's, wenn wir ihn in's Interesse zögen? Mir zu Liebe bietet er sicher seinen ganzen Witz auf.“

„Immer zu, mein Herr! nichts Willkommeneres als ein solcher Verbündeter, der in den Labyrinthen der englischen Gesetzgebung und der britischen Hauptstadt gleich sehr Bescheid weiß. Schreiben Sie ihm sogleich und sichern wir uns seinen Beistand. Mir schwant, daß wir bis morgen um diese Zeit ein gut Theil weiter seyn werden als jetzt! — Aber nun nach dem Hotel de Provence! mich hungert, und wer weiß, ob wir nicht noch heute Abend unserem Wilde nachsetzen müssen? Jedenfalls wollen wir mit Bennett noch nach der früheren Wohnung oder Adresse Reveillots sehen.“

* * *

Bennett's Bericht, den wir nach dem Essen auf meinem Zimmer empfingen, war ungefähr folgender: Grossinger fuhr Punkt 7 Uhr nach einem Comptoir in Fetter Lane, wo er sich zehn Minuten aufhielt, dann nach einem Logierhause in White Lion Street, Pentonville, wo er 40 Minuten sich aufhielt, um eine Dame zu besuchen, welche erst heute dort einzog und sich Madame Dorrosa nennt. Großes stattliches Frauenzimmer, elegant geputzt, Alter 27 bis 28 Jahre, soll aussehen wie eine Französin oder Italienerin, spricht schlecht Englisch mit fremdem Accent, hat wenig Gepäcke. Grossinger fuhr

Digitized by Google

von da nach 19 Red Lion Street, wo er wohnt, und ist nach einer halben Stunde nicht wieder weggegangen."

„Dann sind wir wenigstens Einer Fährte sicher, mein lieber College," sagte ich zu dem Detective, einem ruhigen gesetzten Mann von etwa 30 Jahren mit einfachen Zügen aber klugen Augen. „Ich bin überzeugt, daß jene Madame Dorrosa keine andre ist, als die Geliebte des Diebes. Aber wie bekommen wir sie in unsere Hände?"

Bennett zuckte die Achseln. „Nach englischem Gesetz kann man sie nicht verhaften," sagte er; „aber ich habe schon dafür gesorgt, daß sie à vue bewacht wird."

„Na, ich werde heute Nacht Muße haben, mich auf etwas zu besinnen, was uns fördert," sagte ich; „die Zeit drängt, und wir müssen um jeden Preis auf Reveillot's Fährte bekommen. Jetzt lesen Sie diesen Brief, Herr Bennett; ich werde Ihnen dann das Ergebniß unsres Besuchs bei Grossinger mittheilen und sagen, wie ich zu diesem Papier kam." — Bennett hörte mir mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und ich sah an seinen sonst so ruhigen Zügen, wie seine Gedanken arbeiteten. „Was meinen Sie, Bennett, wollen wir nicht sogleich nach der Wohnung sehen, welche hier bezeichnet ist?"

„Mit nichten," meinte Bennett; „West Bourne ist beinahe fünf Meilen weit von hier, und es wäre für heute zu spät zu einem Besuch, und überdem würden wir alles verderben, wenn wir mit einander kämen. Dieser neue Stadttheil am nordwestlichen Ende von London gilt sonst für sehr anständig, und unser gemeinsames Erscheinen würde dort auffallen. Ueberlassen Sie es mir, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen und sie Ihnen morgen früh mitzutheilen. Ich muß mir ohnedem die Sache noch näher überlegen."

„Aber wie wollen Sie das anstellen?" rief Ene.

„Die Sache ist ganz einfach; ich gehe hinüber nach Scotland Yard, melde den Fall und die Adresse, welche ich mir hier schon notirt habe, und gehe dann nach Hause, denn heute Abend ist schon nichts mehr zu machen," versetzte er. „Unterdessen telegraphirt einer der Beamten an die Bezirksinspektion von Paddington, daß man nähere Auskunft über jenen Mr. Wiedmayer und seine Hausgenossen wünsche, und morgen in aller Frühe finde ich die offizielle Antwort vor, die mich in den Stand setzt, alles weitere einzuleiten."

Wir schieden und ich verbrachte eine peinlich aufgeregte Nacht. Die zuversichtliche Hoffnung, mittelst dieser trefflich organisirten Londoner Kriminalpolizei des Diebes habhaft zu werden, ward sehr beeinträchtigt durch den gewaltigen Umfang der Stadt, durch die Mannigfaltigkeit der Verkehrsmittel, mit denen man London jede Minute verlassen kann, durch die Eigenthümlichkeit des britischen Gesetzes welches Verhaftungen so sehr erschwert. Ich zerbrach mir vergebens den Kopf um ein passendes Auskunftsmittel zu finden, und schlief endlich hoffnungslos ein.

„Briefe, Sir! Guten Morgen, Sir! Irgend etwas zu befehlen, Sjr?" sagte der Kellner, der mich bei meiner Toilette überraschte und gab mir drei Briefe, worunter einer aus der Heimath, den ich natürlich zuerst erbrach. Die Enveloppe enthielt ein Billet von der Hand der Rektorin und ein Blatt von der Hand meines Chefs, worin er mir mittheilte, daß er mit meiner Genehmigung die Anlage erbrochen und der Rektorin geantwortet, und daß ich das Nähere telegraphisch erfahren solle. Die Rektorin schrieb: Paulinchen sey vom Arzte aufgegeben, und sie erwarte stündlich von Emilie Brandis die Adresse von Margarethe Sievers zu erhalten, die sie mir dann mittheilen wolle. Dabei lag ein Zettelchen von Emilien an die Rektorin, mit den Worten: „Liebe, ich habe Deinen Brief an M. befördert, und glaube, daß diese selber heimlich kommen wird, um das Kind noch zu sehen, denn sie ist untröstlich. Schicke mir ein Telegramm, Liebe, wenn der Kleinen wirklich Gefahr droht." Und darunter hatte die Rektorin geschrieben „Soll ich telegraphiren, Herr Inspektor? Bitte, rathen, helfen Sie mir! Ich bin ganz aus einander vor Schmerz um das arme Kind."

Der zweite Brief war von Bennett und enthielt nur ganz kurz die Worte: „Stellen Sie sich so frühe wie möglich in dem Logierhause Nro. 15. White Lion Street ein und suchen Sie ein Zimmer daselbst zu bekommen. Es liegt gegründeter Verdacht vor, daß Grossinger und Vertot mit Madame Dorrosa verkehren. Präcis ein Uhr treffen wir uns im Kaffeehaus in Leicester Square. Die Nachrichten aus Waverley Street, W. B., lauten günstig."

Der dritte Brief endlich war von Grossinger und meldete mir, sein Associé Orr habe noch im Verlauf des Abends eine Nachricht von dem Manne Denton erhalten, welcher ihre Dienste in der Angelegenheit mit Dupreẓ in Anspruch genommen, und hiedurch erfahren, daß derselbe sich in Liverpool

Digitized by Google

oder dessen Umgebung aufhalte, und daß derselbe wünsche, es möge jede ihn betreffende Mittheilung an eine gewisse Adresse gerichtet werden, welche wir auf seinem Bureau entgegennehmen könnten. Er, Grossinger, ersuche uns schließlich, mit dem betreffenden Mann direkt zu verhandeln, da die Firma nachgerade zu dem Entschluß gekommen sey, bei der Natur des betreffenden Geschäfts sich nicht weiter damit zu befassen.

Dieser Zwischenfall kam mir unerwartet, denn er verwirrte mich. Die Angabe Grossingers wegen jener Adresse konnte wahr und die Abweisung des Geschäfts ernst gemeint seyn; aber ebenso dankbar war auch, daß Grossinger uns auf eine falsche Fährte leiten wollte. Bis wir aber ermittelt hatten, welche von beiden Alternativen die richtige sey, war viele kostbare Zeit vergangen und der Dieb Neveillot sammt den Werthpapieren uns vielleicht entwischt. Hier galt es rasch zu handeln. Ich warf mich schnell in die Kleider, und schrieb unter den Brief Grossingers nur die Worte: „Lieber Herr Eye! eilen Sie mit diesem Schreiben sogleich nach Scotland-Yard, um Herrn Bennett aufzusuchen, und übersetzen Sie ihm den Inhalt und die Meinung von Grossingers Mittheilung. Sagen Sie Herrn Bennett, daß ich Sie und ihn behufs weitere Mittheilungen in White Lion Street erwarte." Dann schob ich das Papier in eine Enveloppe, setzte darauf die Adresse, unter welcher Herr Eye sich in unserm Gasthofe aufhielt, schellte dem Kellner und schickte ihn mit dem Briefe an Eye ab; die Antwort lautete: „All right Sir; der Herr dankt Ihnen für die Notiz, und wird sie befolgen."

Zehn Minuten später hielt ich in einem Cab vor dem kleinen Hotel garni welches mir Bennett bezeichnet hatte. Mein Gepäck bestand nur in einer kleinen Reisetasche, einem Plaid und Regenschirm; ein dicker blonder Backenbart und eine blonde Lockenperücke hatten mir das Aussehen eines Mannes gegeben, der sich ungeschickt vermummt hat, und ich legte in mein Betragen eine gewisse Aengstlichkeit und Scheu. Als das Cab hielt und der Kutscher die Klingel gezogen hatte, kam ein alter Bursche von Aufwärter noch halb im Negligé heraus, denn es war für London noch früh.

„Kann ich auf eine Woche ein Zimmer bekommen, das wo möglich nicht nach der Straße geht?" fragte ich in gebrochenem Englisch mit recht plumpem deutschem Accent, drückte ihm eine halbe Krone in die Hand und flüsterte ihm zu: „und zwar so nahe wie möglich an dem Zimmer der schönen großen Frau, welche seit gestern hier wohnt. Verstehen Sie wohl, mein Freund, Madame Dorrosa ist meine Frau und ist mir durchgegangen, und ich möchte verhindern, daß sie mit einem Andern vollends davon läuft. Wissen Sie, mein Lieber, es ist mir nicht ihretwegen, denn sie ist eine falsche Metze, aber wegen meiner armen Kinder!" setzte ich mit einem höchst kläglichen Gesicht hinzu.

„O du lieber Himmel! also von Mann und Kindern lief sie fort?" stammelte der Kellner entrüstet.

„Ja, mein Freund, und da ich Sie für einen Gentleman halte der mich nicht verrathen wird, so werden Sie mir nicht sagen, Madame Dorrosa sey nicht hier, denn ich weiß es gewiß, daß sie gestern hier einzog und daß sie schon Herrenbesuche empfangen hat, und wenn Sie mir treulich helfen werden, sie zu beobachten und nicht entwischen zu lassen, Sir, so soll es wahrlich Ihr Schade nicht seyn, und überdem halt' ich Sie für einen Mann von Ehre, der mich nicht verrathen und meinen armen vier Kindern die Mutter nicht rauben wird."

„Nein, bei Gott nicht, Sir! ich werde Ihnen helfen," sagte der Mann, von meinem beweglichen Tone gerührt; „bitte, treten Sie in das Parlour, daß wir darüber reden können. Wenn es Ihnen auf einige Guineen nicht ankommt, so will ich wohl thun, was ich kann." [Schluß folgt].

Burg Elz in der Nähe der Mosel.

[Mit Holzschnitt auf S. 336.]

Bei Moselkern mündet auf dem linken Moselufer das höchst malerische, wald- und wiesenreiche Elzthal aus, in welchem der Wanderer nach zweistündigem lohnendem Spaziergang durch die malerischen Waldpartieen mit Felsen und Wasser plötzlich die vortrefflich erhaltene alte Stammburg der Grafen von Elz erreicht, die auf einer in das Elzthal vorspringenden Felsen- oder Landzunge sich malerisch und imposant erhebt. Die Burg Elz ist, wie unsere lieben Leser aus umstehendem Bilde ersehen, ein Conglomerat von Thürmen und Thurmspitzen, von Erkern, Zinnen, Giebeln und Schornsteinen, die sich ganz launenhaft und scheinbar planlos an einander fügen und wie durch Zufall entstanden scheinen und das Werk von vielen Geschlechtern und Jahrhunderten sind, denn seit der Zeit des romanischen Baustyls, den einzelne Theile des Unterbaus noch deutlich zeigen, bis zur Neuzeit herauf haben

Digitized by Google

Burg Elz in der Nähe der Mosel.

beinahe alle Generationen des alten, einst so mächtigen Grafengeschlechts an dieser Burg gebaut, welche den Stürmen des Bauern- und des dreißigjährigen Kriegs glücklich entrann und ein weit vollständigeres Bild der alten mittelalterlichen Burgen gibt, als die neu erbauten Burgen romantischer Aristokraten, wie Stolzenfels, Ortenburg, Hohenschwangau u. s. w. Der Anblick der Burg ist ein ungemein ansprechender — ernst, wehrhaft, kühn und poetisch schwingen sich die hohen Thürme in die Luft und zeichnen ihre Spitzen vom blauen Aether ab, während der dunkle Wald der umgebenden Höhen und der bläulichte Duft des feuchten Elzthales einen geheimnißvollen Hintergrund bilden. Eine Zugbrücke über den Bach, der drunten in seinem tiefen grünen Bett dahinrauscht, und ein dunkler bedeckter Weg führen in den Schloßhof, welcher vielfach an denjenigen der Wartburg erinnert und an Großartigkeit und Eigenthümlichkeit dem ganzen übrigen Gebäude entspricht. Die altersgrauen Gebäude blicken ernst in den düsteren Hof hinab und versetzen den Beschauer in eine andre ferne Zeit. Das Schloß ist leider unbewohnt, außer von einem Verwalter; aber dieß kommt dem Besucher zu statten, welcher nun das ganze Schloß in all seinen Einzelheiten besichtigen darf, und durch Bauart, Geräthe und Möbeln sich auf's täuschendste in vergangene Jahrhunderte zurückversetzt sieht. Auf- ser alten Möbeln sind noch interessante Waffen da, und die Gänge sind mit kolossalen Hirschgeweihen verziert, deren Träger einst die umliegenden noch immer wildreichen Wälder bevölkerten. Wer die höchst interessante Moselfahrt macht, der versäume ja nicht den Besuch der Burg Elz, die zugleich Gelegenheit zu einem Abstecher nach der Eifel über das interessante Münster-Maifeld bietet.

Digitized by Google

Der letzte Abbé.

Eine Geschichte.

Der Abbé Gordier frühstückt bei Julie Doligny.

Meine lieben Leser werden zunächst fragen: was ist ein Abbé? Jemn, das ist nicht leicht zu sagen. Abbé heißt zu gut Deutsch Abt, allein ein Abt ist eine sehr ernsthafte und würdevolle Person, die heutzutage nur noch selten anzutreffen ist, der Vorsteher eines Klosters, ein Ordens- oder Weltgeistlicher, der gemeinhin eine sehr bevorzugte Stelle unter den Dienern der Kirche einnimmt. Ein solcher Abt ist himmelweit verschieden von demjenigen, was man vor der ersten französischen Revolution unter einem Abbé verstand. Ein Abbé war damals ein kleiner Tausendsasa, ein jüngerer Sohn aus gutem Hause, der meist darauf angewiesen war, sich selber so gewandt wie möglich durchzubringen; ein Mann von literarischer, musikalischer, dramatischer und religiöser Bildung, von feinen anständigen Manieren, arm wie eine Kirchenmaus, mit einem Herzen so leicht wie seine Börse, und einem Kopfe, welcher wo möglich noch leichter war als diese beiden. Wie und wovon ein Abbé lebte, das war selbst dem ersten Nationalökonomen ein Räthsel. Er hatte keinen Gehalt, er säete nicht, er erntete nicht; er sammelte nicht in die Scheunen, aber der liebe Vater im Himmel nährte ihn doch! Wie er es nur anstellte, sich durchzuschlagen? Selbst ein Stübchen unter dem Dache kostete doch etwas und wenn der Abbé auch nicht gerade jeden Tag seine Mittagsmahlzeit hatte, so ging er doch wenigstens nicht ohne Abendbrod zu Bette. Er trug sich nach der Mode — wenigstens nach derjenigen der Abbés; er hatte meist einen Platz in einem Wagen oder einen Stuhl in einer Operloge zu seiner Verfügung, und genoß in manchen vornehmen Familien beständig das Vorrecht eines Hausfreundes.

Digitized by Google

Aber wie nahe man auch diese Frage von dem Auskommen eines Abbé betrachten mag, sie wird immerhin eine sehr schwer zu lösende Aufgabe seyn, über welche die Geschichte von tausend Abbés kein genügendes Licht verbreiten dürfte, da natürlich jedes Abenteuer des Einzelnen von denen der Anderen verschieden seyn würde. Der Abbé war also sozusagen ein Geschöpf der Umstände, auf Listen, Kniffe und allerlei Hülfsmittel angewiesen, ein Mensch, der sich auf seinen Witz und sein Glück verließ, ein Pensionnär der launischen Glücksgöttin, ein glücklicher Proletarier im schwarzseidenen Mäntelchen, welcher lustig wie ein Sperling in den Tag hinein lebte und geduldig zuwartete, bis ihm Gott und gute Leute zu einer reichen Kirchenpfründe verhalfen. Wenn man genau sagen sollte, was ein Abbé eigentlich damals war, so müßte man sich darauf beschränken zu sagen: ein Abbé war ein jüngerer Sohn aus gutem Hause, welcher seine theologischen Studien in irgend einem Seminar erledigt hatte und nun in glückseliger Unabhängigkeit und Armuth die lange Zeit, während deren er auf eine gute fette Pfründe warten mußte, so angenehm wie möglich unter den Genüssen der Hauptstadt Paris verbrachte. Die Menschengattung Abbé aber hat trotz ihrer bürgerlichen Unbedeutendheit doch im vorigen Jahrhundert einen wichtigen Einfluß auf die französische Gesellschaft ausgeübt. Es mag daher für manchen unserer Leser nicht uninteressant seyn, ein hervorragendes Menschenkind dieses Standes kennen zu lernen, das alle Vortheile und Schattenseiten seines Standes in reichem Maße besaß und gewissermaßen für den Typus desselben gelten kann, weßhalb ihn auch ein neuerer französischer Sittenmaler nicht ganz mit Unrecht „den letzten Abbé“ genannt hat, weil er so ziemlich der letzte seiner Art war.

Es war einmal in Paris um's Jahr 1770 ein junger Abbé, der hieß Cordier, hatte zwanzig Jahre, ein schönes, großes, offenes, braunes Auge, einen hellen, frischen Teint und einen muntern, elastischen Schritt. Und wenn er so durch die Straßen von Paris schlenderte, würde niemand dem behäbigen ruhigen Wesen dieses wohlgemuthen Jünglings angesehen haben, daß er ohne Vermögen und Beruf war, weder Eltern noch Verwandte hatte und vielleicht in diesem Augenblick bei sich selber überlegte, woher er seine nächste Mahlzeit erhalten sollte. Eines Tags aber fand er sich — kein Mensch weiß wie! — in den Coulissen der großen Oper ein, wo er keinen Zutritt hatte, und bot dem Direktor derselben, Herrn Berton, mit dem er gar nicht bekannt war, eine Prise an. Es war zur Zeit der Eröffnung des neuen Theaters; alles ging über Erwarten gut und Herr Berton ließ sich sogleich in eine vertrauliche Unterhaltung mit dem Fremden ein, woran sich bald Herr Moreau, der königliche Baumeister, und Herr Vassé, der Maler, betheiligten. Der Abbé Cordier kannte alles, verstand alles, lobte alles — allein wohlgemerkt! nicht aus eigennützigen Beweggründen, sondern einfach nur weil er ein heiterer, gutmüthiger Mensch von durchaus wohlwollender Natur war, der gerne bewunderte, ein Enthusiast für das Schöne, dem es Vergnügen machte jedermann so froh und wohlgelaunt zu sehen, als er selber war. Das Ende von dem Lied war, daß Herr Berton, anstatt zu fragen, was er hier zu schaffen habe, ihm ein permanentes Freibillet verehrte, daß Herr Moreau ihn in seine Loge führte, um ihn seiner Frau vorzustellen, und daß Herr Vassé ihn auf den andern Tag zu Tische einlud.

Des Abbé's ganzer Reichthum bestand zu dieser Zeit aus vier Kronen, wovon zwei in seiner Westentasche steckten und zwei in Papier eingewickelt waren. Seine ganze Garderobe umfaßte einen Rock und ein Paar Beinkleider, ein Paar schwarzseidener Strümpfe sammt Schnallenschuhen, und einen Hut, und um diese Garderobe sicher vor Dieben und Motten zu bewahren, trug er sie ganz auf dem Leibe. Trotzdem aber setzte er sich doch mit ungeminderter bescheidener Würde bei dem Maler zu Tisch und ließ sich von der Dürftigkeit seiner irdischen Habseligkeiten nicht im mindesten anfechten. Er plauderte allerliebst, aber selten und ohne Aufdringlichkeit, aß nach Herzenslust, bewunderte den Wein, erzählte eine lustige Geschichte, die nicht lang war, und brachte es dahin, daß er die ganze Tischgesellschaft entzückte, weil er von der Gesellschaft und der Mahlzeit entzückt war. Seine neuen Freunde, der Direktor der Oper und der königliche Baumeister, waren ebenfalls anwesend, und dieß führte zu einer Reihenfolge von Mittagsmahlzeiten bei diesen drei Amphytrionen, und bei einem vierten, den er durch diese kennen gelernt hatte, wornach ihm wenigstens für vier Tage in der Woche das Mittagsbrod gesichert ward. Freitag und Sonnabend war er allerdings frei, aber diese waren ja Fasttage, wenigstens für die Geistlichkeit und im Kalender, und für den Sonntag mußte er, wie er sich sehr weise gestand, doch auch seinem Glücksstern einige Gelegenheit lassen, etwas für ihn zu thun.

Digitized by Google

Als seine beste Hülfsquelle ergab sich aber das Haus des königlichen Baumeisters, denn Herr Moreau hatte nicht nur eine liebenswürdige Frau, sondern auch zwei Töchterchen. Unser Abbé baute den beiden Mädchen Kartenhäuser und erzählte ihnen Feenmärchen, — und was für Feenmärchen! — und Madame Moreau, welche eine sehr liebevolle Mutter war, bat den gutmüthigen kleinen Mann, so oft zu kommen, als er nur könne. Der Abbé Cordier ließ sich dieß nicht zweimal sagen und ging sogar von Orten hinweg, wo es ihm besser gefiel, nur um Abends dabei zu seyn, wenn die Kleinen „gute Nacht" sagten; allein er kam darum doch nicht ein einziges Mal öfter zu Tische, sofern ihn nicht die allerdringendste Noth dazu trieb. Nur ein einziger Umstand beunruhigte ihn, nämlich die entsetzliche Thatsache, daß die Miethzeit seiner Wohnung beinahe abgelaufen war. Er mußte seine Wohnung stets pünktlich vorausbezahlen, und ohne eine bestimmte Summe, an welcher er noch keinen Heller besaß, sah er sich binnen weniger Tage auf die Straße gesetzt.

Eines Abends bat ihn Madame Moreau um seine Adresse, welche sie zu denjenigen ihrer übrigen Bekannten notiren wollte. „Ach, Madame," erwiderte der Abbé, „Ihre Frage kommt gerade noch rechtzeitig, denn wenn Sie dieselbe noch um drei Tage verschoben hätten, so würde ich in Verlegenheit gekommen seyn, Ihnen darauf zu antworten!"

„Aha, Sie wechseln also Ihre Wohnung? Da sind Sie sehr zu bedauern, denn solch ein Umzug ist eine sehr leidige Angelegenheit!"

„Jenun, Madame, der Umzug wäre die mindeste Schwierigkeit," entgegnete Cordier; „auch aus dem Aufsuchen einer neuen Wohnung würde ich mir sehr wenig machen; aber das Vorausbezahlen ist eine Hauptaufgabe für denjenigen, welcher zufälligerweise gerade gar kein Geld hat!"

Frau Moreau stand auf und nahm ihren Gatten beiseite; dann setzte sie sich wieder und arbeitete eine Weile ruhig an ihrer Stickerei fort. — „Herr Abbé," hub sie endlich an, „wir haben in der Mansarde noch ein Schlafzimmer, welches nicht im Gebrauch ist. Falls es Ihnen angenehm wäre, bei uns zu wohnen, bietet Ihnen mein Mann diese kleine Wohnung an."

Der Abbé nahm dieses Anerbieten sogleich, jedoch mit einer etwas unsichern Stimme an; und als Madame Moreau seine Rührung bemerkte, reichte sie ihm unter der Stickerei ihre Hand und setzte, während er einen achtungsvollen Kuß auf ihre Fingerspitzen drückte, hinzu: „Ihr Bett wird morgen bereit seyn, und Sie können kommen, wann es Ihnen beliebt; die Kinder werden so glücklich seyn, ihren Freund bei sich im Hause haben."

Als der Abbé am zweiten Morgen nach dieser Unterredung in einem hübschen Bette mit Vorhängen von Serge erwachte, längs den Wänden vier Stühle mit strohgeflochtenen Sitzen und eine kleine nußbaumholzene Kommode aufgereiht sah, war er so glücklich, daß er in diesem Augenblicke nicht mit dem Dauphin getauscht hätte. Allein als ein Diener ihm vollends gar eine Tasse Chocolade und eine Semmel brachte und ihm ein Paar Pantoffeln hinstellte, welche er tragen sollte, während seine Schuhe gewichst wurden, so mußte er sich in der That fragen: ob dieß volle Wirklichkeit und nicht blos irgend ein neckischer Traum sey. Er stieg die Treppe herunter, als ob er auf Luft träte, und als er in das Wohnzimmer trat, wo Herr Moreau und seine Frau mit ihren Mädchen spielten, so würde ihn, — falls es je in seiner Natur gelegen hätte, in Verlegenheit zu kommen, — das unbefangene Benehmen der Madame Moreau bald wieder in's Geleise gebracht haben, denn sie stellte ihm eine ihrer Kleinen auf sein Knie, um sie hier zu ihrem eigenen Gesang tanzen zu lassen. Aber was konnte Frau Moreau mit dem Liedchen meinen, das sie sang? Es lautete:

Es war einmal eine Mädel,
Das hatt' nur ein einzig Hemd,
Und dieß war in der Wäsche.

Der Abbé erröthete bei der Idee, welche in diesem Liedchen enthalten war, und eine Wolke lagerte sich über seine sonst so freie Stirne. Er öffnete seine Schnupftabaksdose, schloß sie aber augenblicklich wieder, stand auf, ging mit verlegener Miene im Zimmer herum, tippte dann endlich Herrn Moreau auf den Arm und sagte leise zu ihm: „Ich kann nicht glauben, daß Madame Moreau, welche die Herzensgüte selbst ist, die Absicht hat, einen Menschen lächerlich zu machen, der ihr so ergeben ist und sie so hochachtet, wie ich sie. Ich gebe allerdings zu, daß der Scherz an sich harmlos ist; allein . . . ."

„Ei ei, was ist Ihnen denn? Ich kann Sie nicht begreifen, mein lieber Freund!" versetzte Herr Moreau.

„Die Sache ist die," versetzte der Abbé etwas verlegen, „daß ich nur ein einziges Hemd besitze,

Digitized by Google

und daß dieses gerade im jetzigen Augenblicke, wie es in dem Liedchen heißt, in der Wäsche ist!"

„Seyn Sie versichert, mein Freund," sagte Herr Moreau, „daß meine Frau sich keinen Scherz über Ihre Garderobe erlaubte, welche sie nicht für mangelhaft erkennen konnte, weil Sie Ihren Rock bis zum Kinn zugeknöpft haben; allein ich verspreche Ihnen, daß sie in Zukunft auf dasjenige achten soll, was sie singt."

Der Abbé drückte seinem wohlwollenden Wirthe freundlich die Hand, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß er gehörig zugeknöpft sey, ging er aus, um ihren gemeinschaftlichen Freund, den Director der Oper, zu besuchen. Hier traf er mit einer interessanten jungen Schauspielerin zusammen, welche etwas später als Mademoiselle Doligny zu Ruf und Ansehen kam, und sich eben jetzt von dem Director eine Vergünstigung erbitten durfte. Ohne gerade hübsch zu seyn, war die Doligny sehr anmuthig, hatte etwas ungemein Gewinnendes in ihrem Benehmen und eine wohlklingende, heitere Stimme, welche geradezu zum Herzen drang. Trotz alledem aber hatte sie viele Feinde, und große Mühe, auf den schwanken Brettern der großen Oper festen Fuß zu behalten. Sie dankte es dem Abbé wirklich, daß er sich zu ihrem Verbündeten aufwarf, zumal da er bei dieser Gelegenheit so geschickt war, ihr die gewünschte Vergünstigung zu verschaffen. Hiedurch dünkte er ihr unentbehrlich und an ihrem Benefiz-Abend errettete er sie beinahe von der Verzweiflung, indem er an Ort und Stelle (denn er verstand sich ein wenig auf Alles) eine goldene Zierrathe für ihr Haar umänderte, welche nicht dazu paßte und ihr erst eine Viertelstunde vor Aufgang des Vorhangs zugekommen war.

Julie Doligny war zu jeder Zeit bezaubernd, aber wie schmuck und allerliebst gekleidet war sie an diesem Abend! Wie wunderlieblich erschien sie in ihrer weiblichen Dankbarkeit und deren bühnengemäßem Ausdruck! Der arme Cordier verliebte sich zum Sterben in den 'hübschen Balg', wie er sie nannte, und als er das Theater verließ, der Beifallssturm, welcher Mademoiselle Doligny zu Theil geworden war, noch in seinen Ohren gellte und ihre hüpfende Gestalt, ihr lachendes Gesicht vor seinem innern Auge verklärt dastund, da fühlte er, wie ihm, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, der Muth entsank. Eine beliebte Sängerin an der großen Oper und ein armer Abbé, der Weste und Rock bis an's Kinn zuknöpfen mußte, um den Mangel seines Hemdes zu verbergen, — das war der Kontrast, welcher ihn wie ein Gespenst verfolgte, bis ihm ein kleiner Läufer nachgeeilt kam und ein Billet in die Hand drückte, dessen Inhalt ihm das Herz in der Brust vor Freuden hüpfen machte. „Mein lieber Abbé," stand darin in den naiven ungelenken Krakelfüßen von Julie Doligny, — „Sie haben mir auch heute wieder Glück gebracht. Kommen Sie morgen früh um zehn Uhr zu mir, um mit mir zu frühstücken! Thoren und Schmeichler sollen alsdann vor Mittag keinen Zutritt bei mir finden."

Der Abbé Cordier ging mit großen Schritten nach Hause. „Nein," sagte er zu sich selbst, nachdem er eine Weile in seinem kleinen Stübchen auf und abgegangen war, „ich will sie nicht in Verlegenheit bringen durch meine Armuth, und will mich selbst nicht mehr dem Feuer ihrer lieblichen Augen aussetzen. Es schickt sich nicht für einen Mann, der kein Hemd hat, einer Bühnenkünstlerin den Hof zu machen!" Und nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, trällerte er selber das kurze Liedchen der Madame Moreau vor sich hin: „Es war einmal ein Mädel."

Als er die Kommode öffnete, um das Briefchen der Doligny aufzubewahren, starrte er eine Weile in die Schublade hinein, als ob er verzaubert wäre; und als er es endlich wagte, die Gegenstände, welche seine Bewunderung erregt hatten, mit der Hand zu berühren, da erwartete er halb und halb, sie vor seinen Augen in dünne Luft zerfließen zu sehen. In der Schublade lagen nämlich sechs neue Hemden. Als er sich endlich von der Wirklichkeit dieses unvermutheten Glücksfalles überzeugt hatte, machte er sich in großer Eile daran, ein Loch zu flicken, das er an seinem Rock bemerkt hatte, und kam nun mit sich selber dahin überein, es wäre thöricht von ihm, wenn er sich das Vergnügen versagen wollte, mit Mademoiselle Doligny zu frühstücken, wenn gar nichts mehr fehle, als eine Elle schwarzen Zwirns.

Nachdem er sich am andern Morgen vor dem Spiegel der Wirkung vergewissert hatte, welche sein Hemd machte, rief er nach seinem Rock, den der Diener behufs des Abbürstens fortgenommen hatte. Kaum aber war er mit dem Arm in den einen Aermel gefahren, so stand er vor Ueberraschung ganz regungslos.

„Was ist das?" rief er; „das ist ja ein neuer Rock!"

„Allerdings, Herr Abbé!" versetzte der Diener „Woher kam er?"

Digitized by Google

„Ich weiß es nicht, Herr Abbé; mein Herr sagte, er gehöre Ihnen, und da ist er nun!"

„Wohlan denn, er kommt zu ganz gelegener Zeit," sagte der Abbé und schickte sich an, der Einladung zu der reizenden Sängerin zu folgen.

Es gebricht uns an Raum, selbst wenn wir auch das Material dazu hätten, um des Abbé's ersten Versuch in der Liebe mit jener Umständlichkeit zu beschreiben, welche er verdient; allein der verständige Leser, der da weiß, was an den Theaterprinzessinnen ist, wird bereits das Ergebniß vorausgesehen haben. Mademoiselle Doligny hörte mit großer Erbauung und Holdseligkeit auf die Huldigungen, die er ihr darbrachte, und ließ sich sogar von ihren Bekannten über die Vorliebe necken, welche sie für den kleinen Abbé unverkennbar an den Tag legte. Wäre sie entweder eine Gräfin oder eine Grisette gewesen, so würde sie noch einen Schritt weiter gegangen seyn und ihm ihre Hand gereicht haben; da sie aber eine Theaterprinzessin war, so gab sie ihn zu gehöriger Zeit auf wegen eines zu Grunde gerichteten Marquis, der von seinen Gläubigern verfolgt wurde, körperlich abgelebt und am Geiste blasirt und mit Einem Worte ein unwiderstehlicher Mann war. Cordier ertrug diesen Schicksalsschlag vor der Welt wie ein alter Römer; allein in der Einsamkeit seines Stübchens fraß er seinen Gram in sich hinein. Es steckte allerdings nicht viel von einem Priester in ihm; allein er hatte doch wenigstens die Tonsur genommen und die Bäßchen angelegt, und gab sich gleich Anderen seines Standes das Ansehen, als warte er auf einen einträglichen Kirchendienst. Er war mit Einem Worte das was die Profanen einen „Abt in Hoffnung," einen Abbé de Sainte Espérance, nannten. Es war daher erklärlich, daß sein gedrücktes und verdüstertes Gemüth zu den Tröstungen der Kirche zurückkehrte, und daß der Herr Abbé am Ende den Entschluß faßte, in das Kloster La Trappe zu gehen. —

Wenige Tage nach dem Abschied von seiner treulosen Geliebten kehrte ein junger Mann mit einer hübschen kleinen Figur und einer melancholischen Miene in dem einzigen Wirthshaus des kleinen Fleckens Mortain bei Avranches ein. Das gefällige Aeußere des Reisenden würde schon zu seinen Gunsten eingenommen haben, allein seine Schwermuth steigerte noch den günstigen Eindruck, indem es ihn interessant machte und die Neugier herausforderte; die Wirthin deckte ihm daher auch sein Tischchen besonders in einem kleinen Stübchen, ferne von den übrigen Gästen, welche meist Viehhändler aus der Nachbarschaft waren.

Als der Reisende seine Mahlzeit eingenommen hatte, setzte sich die Frau Wirthin ihm gegenüber in einen Stuhl und erkundigte sich, wie ihm sein Essen geschmeckt habe.

„Es war vortrefflich," erwiderte der Reisende.

„Nun ja, mag seyn, daß es gut war," meinte die Wirthin; „aber es will mich bedünken, als ob Sie nicht einmal wüßten, was Sie gegessen haben!"

„Sie haben Recht, Madame," versetzte der Reisende; „ich weiß gar nicht mehr, was um mich her vorgeht, und zwar weil ich der allerunglücklichste Mensch auf Gottes Erdboden bin!"

— „Warum nicht gar? Noch so jung und doch schon so unglücklich? Ich bitte Sie, Herr Abbé, erzählen Sie mir Ihre Geschichte, und theilen Sie mir mit, was Ihnen fehlt. Ich will gewiß recht verschwiegen seyn, denn ich bemitleide Sie aufrichtig!"

„Sehr gerne," sagte der Abbé, „denn es wird mir einen Trost gewähren, von meinem Herzensgram zu sprechen!" Und nun erzählte er ihr ausführlich Alles, was unsere Leser bereits von seiner Liebe und Verzweiflung wissen. Die Wirthin hörte andächtig zu; die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf auf die Hände gestützt, die Augen fest auf den Erzähler gerichtet, lauschte sie mit offenem Munde auf eine Schilderung von Dingen, welche sie sich niemals, sogar nicht einmal im Traume, hätte einfallen lassen. Die Oper, die Lichter, die Anzüge, die Juwelen, die schöne Julie, und der Held der ganzen Geschichte, der da vor ihren Augen saß — alles klang der guten Frau wie ein Feenmärchen. Als aber der Abbé am Ende seine feste Absicht äußerte, sich im Kloster La Trappe lebendig zu begraben, stand sie mit einem Schrei des Entsetzens vom Tische auf und verließ weinend das Zimmer. Selbst der gute Cordier war bis zu Thränen gerührt. Am folgenden Morgen hörte er, wie seine Thüre geöffnet ward, und dieselbe mitfühlende Stimme ihm ankündigte, daß der Wagen zur Weiterreise gerüstet seye. „Nehmen Sie aber einen guten Rath von mir an und schlafen Sie noch ein Weilchen, Herr Abbé!" setzte die Wirthin hinzu; — „wenn Sie wirklich nach La Trappe gehen wollen, so werde ich Sie morgen in meinem eigenen Fuhrwerk nach Avranches bringen lassen."

Der Abbé machte sich diesen Rath zu Nutze,

Digitized by Google

ging aber weder am andern Tag, noch an den darauffolgenden nach La Trappe.

Eines Morgens jedoch ward er in aller Frühe durch einen ungewöhnlichen Lärm im Hause geweckt und hörte eine rohe, barsche, rauhe Stimme, welche mit der Wirthin zankte. Aus dem Inhalt dieses Scheltens vernahm er, daß der unbekannte Eiferer der Gatte der Wirthin war, den er niemals gesehen hatte und der so eben von einer Reise zurückgekehrt war. Der Mann war anscheinend eifersüchtig und vermuthlich betrunken. Er kam vor das Zimmer des Abbé und schlug mit einem schweren Knüttel an die Wand, während seine unschuldige Frau erschrocken und doch voll Entrüstung sich an ihn anzuklammern und ihn zurückzuhalten schien. Cordier war eiligst in seine Kleider geschlüpft, während er diese Wahrnehmungen machte; allein bis er seine Beinkleider und Weste angelegt hatte, hörte er, wie der Bengel an der Thürklinke rüttelte, und der Abbé sprang sogleich ohne weitere Umstände aus dem Fenster. Unser Abbé war kein Held, wie wir sehen, aber er hatte flinke Beine und eine gute Lunge, und so geschah es, daß er an jenem Morgen sechs Wegstunden weit lief ohne anzuhalten. Endlich sank er am Fuße eines Baumes erschöpft zu Boden nieder und fand sich inmitten eines Waldes in Sicherheit, jedoch ohne Rock und Börse und ganz ohne alle Mittel, sich nur ein Frühstück zu verschaffen.

Nachdem er noch ein gutes Stück weit in den Wald hinein gewandert war, traf er einige Holzhauer, die ihn nach einem achtbaren Hause in der Nachbarschaft wiesen, wo ein gewisser Herr Durand wohnte, welchem Cordier nun so viel von seiner Geschichte erzählte, als ihm nöthig dünkte. Das freimüthige und doch bescheidene Benehmen des Abbé empfahl denselben wie gewöhnlich. Herr Durand lieh ihm eine Jacke und führte ihn zum Frühstück, wo er ihn seiner Frau und Tochter vorstellte; und noch ehe das Mahl zu Ende war, bemerkte Cordier, daß er eine neue Heimath gefunden habe. Sein Anstrich von vielseitiger, wiewohl oberflächlicher Bildung machte ihn seinem Wirthe nützlich, welcher Eisenhütten und große Sägemühlen ꝛc. besaß, und wenn Herr Cordier nur kein Abbé gewesen wäre, so hätte er hier leicht ein Unterkommen auf Lebenszeit finden können. Allein unglücklicherweise war Mademoiselle Melanie, die Tochter des Herrn Durand, ein sehr hübsches Mädchen mit blauen Augen und zarten Fingern, welches Romane, Musik und Botanik liebte und Klavier spielte; der Abbé Cordier dagegen war ein hübscher, beweglicher, kleiner Mann, welcher schon Abenteuer bestanden hatte, eine Menge Pflanzen bei ihren lateinischen Namen bezeichnen konnte und wunderschön die Flöte blies. Die Folge davon ließ sich also voraussehen. Die Uebereinstimmung in ihren Geschmacksrichtungen brachte eine gegenseitige Sympathie zuwege, und während der Vater schlief und die Mutter an ihrer Stickerei saß, trieben die beiden jungen Leute die beredteste Musik mit einander, und machten Flöte und Klavier zu Dolmetschern ihrer heranwachsenden Leidenschaft. Eines Tages schaute die Mutter zufälligerweise auf und machte eine solch' vollständige Entdeckung in den Augen und Blicken des jungen Paares, daß sie auf keinen weiteren Beweis mehr zu warten brauchte, weßhalb sie die ganze Geschichte sogleich in großer Bestürzung ihrem Gatten erzählte. Dieser war ein praktischer Mann, und überlegte sich die Sache wohl.

„Mein junger Freund," sagte Herr Durand am andern Morgen zu seinem Gaste; „meine Frau glaubt, Sie machten meiner Tochter den Hof. Das sollte mir sehr leid thun In Ihrem Alter hätte ich allerdings ebenso gehandelt; allein der Unterschied ist der, daß Sie Melanien nicht heirathen können, weil Sie arm und ein Geistlicher sind. Sie müssen mir daher den Gefallen thun und mein Haus räumen!"

„Sie haben vollkommen Recht," erwiderte Cordier; „ich liebe Ihre Tochter und bin arm — blutarm sogar, denn ich habe keinen Heller im Vermögen. Ich danke Ihnen für die Gastfreundschaft, welche Sie mir seit acht Tagen erwiesen haben. Leben Sie wohl, mein Herr; ich scheide nur mit Bedauern von Ihnen!"

„Armer Junge!" sagte Durand gutmüthig; „nehmen Sie diese hundert Kronen, welche ich Ihnen leihe und die Sie mir erst wiederzugeben brauchen, wenn Sie Ihr Glück gemacht haben. Aber gehen Sie nicht unter die Trappisten; nehmen Sie lieber wieder den Weg nach Paris unter die Füße, und für die erste Tagereise in jener Richtung habe ich schon gesorgt, indem ich Ihnen einen Platz in der Landkutsche belegt habe."

Melanie entwischte ihrer Mutter und holte den Abbé noch auf der Landstraße ein, als er gerade im Begriff war, in die Landkutsche zu steigen.

„Ach!" rief sie weinend; „werden wir uns denn nie wieder begegnen?"

Digitized by Google

Melanie verabſchiedet ſich vom Abbé Cordier.

„Ich fürchte, wir ſcheiden auf ewig, meine Theure!“ entgegnete er, „denn ich werde vor Gram ſterben!“

„Ach, wenn Sie dieß thun, ſo laſſen Sie es mich doch ja wiſſen, damit ich Sie nicht überlebe. Geben Sie mir etwas als Andenken an Sie.“

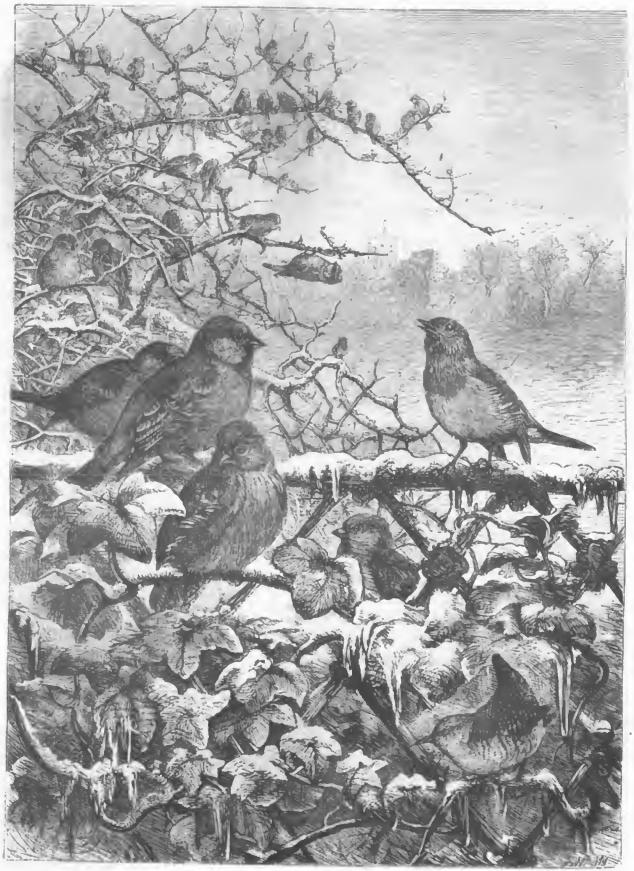
Der Abbé zog einen Ring vom Finger, den er von Mademoiſelle Doligny erhalten hatte, und ſteckte denſelben an Melaniens Hand, während ſie ihm als Gegengeſchenk ein geſticktes Taſchentuch gab. Während der Abſchieds-Umarmung kam die Mutter herbeigeeilt, und der Abbé ſprang daher in die Landkutſche, welche abfuhr. —

Es lag nun klar am Tage, daß er nicht dazu auserſehen war, ein Trappiſtenmönch zu werden. Er kehrte nach Paris zurück, und das erſte, was er nach ſeiner Ankunft daſelbſt that, war: ſich wieder hinter den Couliſſen der großen Oper einzufinden. Er ſah ſeine verlorne Julie wieder und beſuchte ſie ſogar in ihrem Hauſe, wo er ihr ſeine Erlebniſſe und Abenteuer haarklein erzählte und ihr ſogar nicht verſchwieg, daß er ihren Ring weggeſchenkt habe. Die Comödiantin lachte herzlich über dieſe Schilderung und gefiel ſich ſo ſehr in dem Gedanken, ihn mit nöthigen Mitteln zur Ausübung einer ſolchen Großmuth ausgerüſtet zu haben, daß ſie ihn mit einem andern Ring beſchenkte für die nächſte Gelegenheit. Die Lebenswege dieſer beiden Perſonen waren jedoch ſo verſchieden und ſo deutlich vorgezeichnet, daß ſie ſich abermals trennen mußten, und als der Augenblick des Scheidens kam, ward ſogar die leichtſinnige Julie ernſt und gerührt. Sie öffnete ihr Schmuckkäſtchen und bat ihn, ſich ein beliebiges Andenken zu wählen; allein der Abbé ſchüttelte den Kopf und erklärte: er wolle lieber irgend etwas haben, woran ihre Neigung mehr betheiligt geweſen ſeye, — einen Gegenſtand der ihr perſönlich näher geſtanden habe.

„Geben Sie mir Ihre Katze,“ ſagte er und legte ſeine Hand auf das ſchlafende Thier, das darob erwachte, aber die Augen wieder ſchloß, als es ſah, daß es nur von ſeinem alten Bekannten Cordier geliebkost wurde.

— „Es iſt ein wahres Opfer, was Sie da von mir verlangen,“ gab die Schauſpielerin zur Ant-

Digitized by Google



Unſere Wintervögel. [Text hiezu auf S. 347.]

Digitized by Google

Barcellos und seine Ruinen. (Text hiezu auf S. 348.)

Digitized by Google

wort, „aber ich bringe es Ihnen!“ Und als sie ihm ihre Katze auf den Arm setzte, perlten einige leichte Thränchen über ihre Wange herab, welche jedoch unmittelbar darauf von einem leichtherzigeren Lächeln verdünstet wurden. Mit schwerem Herzen trug der Abbé seine Katze davon, und noch manches Jahr später, in jenen Pausen seines Weltlebens, wo sein Geist in die Vergangenheit zurücktauchte und das Bild der reizenden Julie wieder in seinem einsamen Traume auftauchte, war es ihm ein großer Trost, wenn er die alte Katze liebkosen und ihr den krummen Rücken streicheln konnte!

Die Lebensgeschichte eines Mannes wie unser Abbé ist schwer zu schreiben, denn der Faden davon verliert sich leicht unter den Irrgängen seines Geschicks. Im Jahr 1780 erscheint er auf einen Augenblick wieder bei Gelegenheit der Verheirathung von Herrn Moreau's ältester Tochter, welcher er eine Schwefelholzbüchse von weißem Holz zum Geschenk machte, auf deren Deckel er mit den feinsten zierlichsten Zügen geschrieben hatte: »Fiat lux« (Es werde Licht). Dieses Geschenk kostete ihn zwanzig Sous, ward aber mit Anmuth überreicht, und Fräulein Moreau, welches sein warmes Herz und seine knappen Finanzen kannte, empfing es mit ebenso viel Freude, als wenn es einen Werth von tausend Kronen gehabt hätte.

Niemand weiß, wie und wo sich Abbé Cordier die nächsten zehn Jahre lang durchbrachte; aber im Jahr 1790 finden wir ihn wieder, wie er an der Börse spekulirt. Dieser Mann der zweckmäßigen Mittel hatte bei einem zufälligem Besuch an der Börse beobachtet, daß falsche Nachrichten das wesentlichste Hülfsmittel der Börsenspieler waren; er zog daraus den Schluß, daß wenn er gegen die Wahrheit jeder Art von Neuigkeiten wettete, er in fünf Malen unter sechs gewinnen würde. Sein Einsatz bei solchen Wetten betrug nur zwölf Sous, aber gewann damit am ersten Tage vier Franken, und trieb dieses einträgliche Spiel eine Woche lang fort, bis er allgemein als der Zwölfsous-Abbé bekannt war und niemand mehr mit ihm wetten wollte.

Die Revolution ging mittlerweile ihren gewaltsamen Gang fort; allein unser Abbé hatte so sehr mit dem Leben und dem Schicksal zu kämpfen und seine Nahrungssorgen, um jeden Tag das liebe Brod zu erschwingen, waren so aufreibend und absorbirend, daß er sich wenig genug um die Politik kümmerte und für die Ereignisse um ihn her kein rechtes Augenmerk hatte. Eines Tages aber ward er auf der Straße von einem Pöbelhaufen überfallen, dem der geistliche Schnitt seines Rockes als ein todeswürdiges Verbrechen erschienen war, und das Geschrei: „An die Laterne! an die Laterne mit ihm!“ klang schrecklich in seinen Ohren.

„Mit Verlaub, meine Herren,“ sagte er, „beurtheilen Sie mich ja nicht zum Tode wegen eines Rockes, den ich ebenso sehr verachte wie Sie! Geben Sie mir lieber einen andern, und Sie werden mich zu großem Danke verpflichten, denn der meinige ist gewaltig abgetragen, wie Sie sehen!“ Der Volkshaufe lachte über den gutmüthigen, launigen Einfall und würde den Abbé frei haben ziehen lassen, ohne das Geschrei der patriotischen Bürgerinnen, die nach einer neuen Hinrichtung lüstern waren.

„Wohlan denn, die Laterne für immer! sie lebe hoch!“ rief Cordier. „Sie ist die beste Freundin eines armen Teufels wie ich; und wenn ich fünf Sous hätte, so würde ich mir sogleich den Strick kaufen, woran ich gehenkt werden soll!“

„Ach der arme Mann!“ riefen die Bürgerinnen; „wir wollen Nachsicht mit ihm haben und ihm erlauben, am Leben zu bleiben, da er so unglücklich ist, daß er sich den Tod wünscht!“ —

Fünf Jahre später finden wir den Abbé Cordier — vermöge was für einen Zusammentreffens von Umständen, das weiß niemand — anständig logirt in der Rue Montorgueil, als Sekretär der „Gesellschaft der neun Schwestern“ (der Musen) und in vertrautem Verkehr und Umgang mit einigen der leitenden Häupter des Staates und der ersten Männer des Tages. Monge, Barras, Laplace und Andere von bedeutendem Namen gehörten zu dieser Gesellschaft, und Cordier erlangte großen Ruf wegen der Vortrefflichkeit und Vollkommenheit, zu welcher er die Anordnungen zu ihren Sitzungen brachte. Er scheint in der That mittlerweile eine hohe Autorität in allen Angelegenheiten erreicht zu haben, welche Gastmähler, Koncerte, Bälle, Hochzeiten und ähnliche Festlichkeiten anbetrafen, und dem hochfliegenden Ehrgeize des Abbé war seither nur ein einziges Ziel unerreichbar geblieben — er hatte noch nie eine Leichenfeierlichkeit anordnen dürfen! Diese Idee nun verfolgte ihn wie ein Gespenst Tag und Nacht und ließ ihm nicht Rast noch Ruhe. Ohne Zweifel rührte sie davon her, daß er von so vielen berühmten Männern umgeben war. Einer von ihnen mußte nothgedrungen bald sterben (obschon der arme Cor-

Digitized by Google

dier eben so gerne einen Selbstmord begangen als jemanden den Tod gewünscht haben würde) und der gute Abbé fand, daß er durch seine Anordnung des Katafalks und die ganze Durchführung der Trauerfeierlichkeit das höchstmögliche Ziel von weltlichem Ruhm und Glück erreichen würde.

Der Zufall war den Wünschen des Abbé sehr günstig, denn eines Morgens ward die ganze wissenschaftliche Welt erschreckt durch die in den pariser Zeitungen veröffentliche Nachricht: Lalande, der berühmte Astronom und ein Mitglied des Clubs der Neun Schwestern, sey in Mainz ermordet worden. Cordier lief in voller Eile von einem Mitglied zum andern, erhielt unbeschränkte Vollmacht wegen eines Katafalks und empfing ein Versprechen von Herrn Laplace, daß er die Gedächtnißrede auf den großen Todten halten wolle. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Abbé bei dieser Gelegenheit sogar sich selbst übertraf. Als alles fertig und der Saal hergerichtet, die Wachslichter um Mittag angezündet, die Mitglieder versammelt waren und die große und imposante Ceremonie so eben beginnen sollte, ward Cordier hinausgerufen, weil ihn ein Bürger, Mitglied des Clubs, sprechen wolle. Dieses Mitglied war — Herr Lalande selbst, der Todtgeglaubte, und Cordier ward seiner nicht sobald ansichtig, so sank er vor Schreck in Ohnmacht.

Den Astronomen rührte die tiefe Gemüthsbewegung seines Freundes; aber Cordier mit seinem Scharfsinn säumte nicht, Lalande die wahre Ursache seiner Ohnmacht einzugestehen; und da dieser hartnäckig darauf bestand, er wolle in den Saal eindringen und die bereits begonnene Trauerfeierlichkeit stören, so fiel Cordier am Ende vor ihm auf die Kniee und bat ihn fußfällig, doch ihm zu Liebe noch eine halbe Stunde todt zu bleiben. Weil aber Lalande unerbittlich blieb, so entwichte der heroische Sekretär plötzlich aus dem Zimmer, verschloß die Thüre desselben doppelt hinter sich, trat dann mit feierlichem Schritt und tiefbetrübter Miene in den Saal und gab Herrn Laplace das Zeichen zum Anfang.

„Meine Herren," hub dieser Gelehrte an, nachdem er die Rednerbühne bestiegen, „mit Gefühlen des tiefsten Kummers unternehmen wir es, zu Ihnen zu reden von einem berühmten, erlauchten Mitgliede dieser Gesellschaft, welches der Tod uns jüngst geraubt hat. Jerome de Lalande verdiente nicht nur um seines Genies willen unsere Bewunderung, sondern war gleicherweise auch ein Muster von allen bürgerlichen und häuslichen Tugenden, ein glühender Patriot, der Feind der Tyrannei und einer der eifrigsten und einsichtsvollsten Vertheidiger seines Vaterlandes. In einem meuchlerischen Ueberfall ward er durch Mörderhand dem Vaterlande, seinen Freunden, seiner Familie und seinen Studien geraubt . . . . . "

Ein heftiger Tumult von außen unterbrach in diesem Augenblicke den Festredner, die Saalthüre ward mit Gewalt aufgerissen und der Gegenstand der Feier trat in eigener Person herein. Nach den ersten Augenblicken frendiger Ueberraschung ward die Leichenfeier trotz ihres Pomps zur Posse herabgewürdigt durch die Schilderung, welche Lalande von dem Streich, den ihm der Abbé Cordier gespielt hatte, machte; — allein Cordier gewann sicherlich mehr in den Augen seiner Bekannten durch diesen eigenthümlichen Enthusiasmus, als er dadurch einbüßte.

Die „Gesellschaft der Neun Schwestern" löste sich endlich auf und der Abbé ward wiederum in die Welt hinausgestoßen. Während des Kaiserreichs stand er allein und schon in den Sechszigen. Die meisten seiner Freunde waren todt, die anderen hatten ihn vergessen. Mademoiselle Doligny war noch am Leben, lebte aber in einer fernen Provinz und war ein sieches, altes Mütterchen. Der Abbé kam nun immer mehr herunter. Alt, gichtbrüchig und bettelarm wie er war, konnte er sich auf keines seiner früheren Hülfsmittel mehr verlassen; aber er hatte einen gutherzigen Miethsmann, welcher — weit entfernt, ihn um der Miethe willen zu quälen, die er ihm schuldete, — sich eines Tages erbot, ihm eine Aufnahme in dem Spital der Unheilbaren zu verschaffen.

Cordier saß bei dieser Gelegenheit ganz regungslos auf einem Stuhl und fürchtete sich eine Bewegung zu machen, um nicht eine klapperdürre alte Katze zu wecken, die auf seinem Schooße schlief, damit sie ihn nicht daran erinnere, daß er keinen Bissen Brod im Hause habe. Er träumte vielleicht von den Tagen seiner Jugend, wo er an den gastlichen Tafeln guter Menschen sein Gedeck fand, wo neue Hemden wie durch Zauberschlag in seine Schubladen fielen und Herrn Moreau's Kammerdiener ihm Morgens die Chokolade vor das Bett brachte. Wenn er aber je dieser Tage gedachte, so war es mehr zu seiner eigenen Belustigung und mit dankbarer Erinnerung, nicht mit Groll auf die Gegenwart. Er nahm daher seelenvergnügt den Vorschlag

Digitized by Google

seines Wirthes an, machte sich mit seiner alten Katze auf den Weg nach dem Hospital der Unheilbaren und hielt sich für den glücklichsten Menschen in der Welt.

Allein es war ihm nicht beschieden, in einem Hospital zu sterben. Mademoiselle Doligny scheint eine warme und dankbare Erinnerung an den einfachen, freundlichen, liebenswürdigen Cordier bewahrt zu haben, nachdem sie alles andre vergessen hatte, und vermachte ihm bei ihrem Tode eine Jahresrente von fünfzehnhundert Franken und all ihr Geschmeide, mit Einschluß jener goldenen Agraffe, die sie bei ihrem ersten Benefiz getragen hatte. Cordier übersiedelte hierauf nach einer behaglichen Wohnung, wo er noch bis in ein sehr hohes Alter hinein lebte, ein freundlicher, gesprächiger, zuthunlicher Greis. Als er endlich starb, vermachte er sein kleines Vermögen einem Manne, der ebenso allein stand wie er selbst, mit der Bestimmung, daß dieser es nach seinem Ableben ebenso weiter vermachen sollte.

Und dieß ist nun die ganze, bescheidene und doch in mancher Hinsicht merkwürdige Geschichte des letzten einer einst zahlreichen und berühmten Menschenklasse, die nun unter dem Schutt des achtzehnten Jahrhunderts begraben liegt, — die Geschichte des letzten Abbé. —

Unsere Wintervögel.

[Bild hiezu auf S. 344.]

Die Novemberstürme haben unsere Bäume entblättert und den Winter eingeläutet. Die Stimmen der Vögel sind beinahe sämmtlich verstummt, und die schönen Sommervögel haben uns längst verlassen, denn die Sonne lagert ihre belebenden Strahlen nicht mehr hell und golden auf grüne Bäume und noch grüneres Gefild, Wiese und Bach können der gefiederten Schaar nicht mehr ihre Nahrung spenden, denn die Luft wimmelt nicht mehr von der leckern Kost der Insekten, der laublose Baum und die kahle Hecke können ihnen kein Obdach mehr geben, und um in starrer Winterszeit nicht zu verkümmern, zogen sie all: fort, die holden Sommergäste von unserm Hain und Gefild, und wohlwollend haben wir ihnen zum Abschied ein herzliches „Auf Wiedersehen" nachgerufen.

Aber trauliche muthen uns an und theurer sind unserm Herzen diejenigen Vögel, welche auch zur Winterszeit bei uns bleiben, die wenn die Sommerwonnen dahin sind und starrer trüber Winter an ihrer Stelle herrscht, sich vertraulich näher an uns anschließen und sich an Dorf und Wohnung nähern, — jene pflanzenfressenden Vögel, die wenn der kalte Reif Feld und Baum mit starrer Kruste bedeckt, noch zwitschernd uns mahnen an die frohe Sommerszeit mit ihrer vergangenen Lust und ihren zukünftigen Freuden. Diese Wintervögel sind uns wie treue Freunde, die, wenn die Kälte des Kummers unser Haus und Herz öde, den Schein der Abendlampe trübe und junge Herzen alt macht, mit heiterm Lied den Winter in unserer Brust aufthauen und mit den holden Tönen des Sommers uns nicht singen von dem ewigen Wechsel der irdischen Natur, sondern von der unwandelbaren Güte des ewigen Vaters und von dem Frieden und der Ruhe des Himmels! Darum stellen wir sie hier zusammen, die treuen Wintervögel, die in der starren Oede der kalten Jahreszeit noch um unsere Fenster flattern und Hain und Flur beleben, und denen wir gerne ihren Mangel in der Frostzeit erleichtern!

Barcellos.

[Holzschnitt hiezu auf S. 345.]

Barcelles, wovon unser umstehender Holzschnitt eine gelungene Ansicht darbietet, ist ein portugiesisches Landstädtchen am Fluß Cavado, etwa 6 deutsche Meilen nördlich von Oporto und $1^1/_2$ Meilen von der Küste. Es ist im Lande bekannt wegen seiner hübschen Lage, wie wegen seines hohen Alterthums, denn die portugiesischen Archäologen, welche allerdings den Mund gern etwas voll nehmen, behaupten, es sey schon von den Carthagern gegründet worden. Die Richtigkeit dieser Behauptung lassen wir dahingestellt; allein so viel ist erwiesen, daß die Stadt und Grafschaft Barcellos schon im 13. Jahrhundert zur Mitgift der Tochter Alfons VI. gehörte, welche den Grafen Heinrich, den Vater des Stifters der portugiesischen Monarchie geheirathet hatte. Es ist noch ein ganz alterthümliches, echt portugiesisches Städtchen, das die moderne Kultur nicht im mindesten beleckt hat. Die Straßen sind eng, die Häuser hoch, aber beinahe insgesammt nach hinten mit Gärtchen versehen, in welchen Südfrüchte reifen und herrliche Blumen duften. Die wehrhafte Mauerzingel, die es einst umfaßte, ist zwar theilweise zerfallen; allein noch immer thront es stattlich und lieblich zugleich auf der steilen Hügelhöhe des rechten (nördlichen) Ufers des Cavado und badet seine Trümmer und seine hübschen malerischen Häuser

Digitized by Google

im goldenen Sonnenschein des glorreichen Südens. Ueppige Agaven und Cactus wuchern zwischen den Steintrümmern; Lorbeeren und Feigen, Orangen und Granatäpfel wachsen als Sträucher und Bäume auf den Terrassen, und leihen dem alten Städtchen einen Zauber, der an die kleinen umbrischen Städte erinnert. Geschichtlichen Werth hat das Städtchen besonders dadurch, daß es die Wiege des Hauses Braganza ist, welches gegenwärtig noch die Throne von Portugal und Brasilien besitzt und vielleicht binnen Kurzem auch den spanischen Thron sich annexiren wird.

Der Weg zum Reichthum und Wohlergehen.

II.

Dieser Gegenstand hat uns schon einmal (nämlich auf S. 44 flg.) in diesen Blättern beschäftigt, und wir haben unseren lieben Lesern gezeigt, wie der sparsame, nüchterne und fleißige Mann sich durch verständige Benützung des Versicherungswesens auf eine ganz leichte und behagliche Weise Haus und Hof, eine Heimath, ein Vermögen, eine Versorgung für's Alter und für seine Kinder erwerben kann.

In dem letzten Beispiele, auf S. 47, schilderte ich Dir, lieber Leser, auf welche Weise Du Dir mit geringem Aufwand und auf leichte Weise eine Liegenschaft erwerben kannst, indem Du auf Annuitäten Geld aufnimmst und Deine Hinterbleibenden selbst für den Fall Deines Absterbens vor der Tilgung der Annuitäten noch gegen Verlust sicherstellen kannst durch einen kleinen Mehraufwand für eine „beschränkte Lebensversicherung eine bestimmte kurze Zeit." Allein es gibt noch ein anderes zweckmäßigeres Sicherungsmittel gegen Deinen Sterbfall und die daraus allfällig erwachsenden Verlegenheiten Deiner Hinterlassenen. Wenn Dir nämlich Deine Mittel erlauben, für die Versicherung Deines Lebens und Deiner Erben eine noch größere Prämie zu bezahlen, als die auf S. 47 erwähnte, so kannst Du mit der Rentenanstalt einen andern Vertrag eingehen, welcher dahin abzielt, daß die Gesellschaft sich verpflichtet, gegen eine gewisse, von Dir zu bezahlende Prämie Dir entweder nach Verlauf von zehn oder fünfzehn Jahren die Kapitalsumme von fünftausend Gulden baar auszubezahlen, oder falls Du früher sterben würdest, diese Summe Deinen Hinterbliebenen zu vergüten. Dieß wäre also eine Verbindung von Kapital- und Lebens-Versicherung, welche sich namentlich für Beamte und solche eignet, deren Verhältnisse nur mäßige aber sichere Ersparnisse gestatten, und die in irgend welcher Weise die Ruhe und Behaglichkeit ihres Lebensabend zu sichern bestrebt sind.

Aber das sind noch lange nicht alle Hülfeleistungen und Förderniss, welche Dir der gute Freund auf Deinem Wege zu Wohlstand und Unabhängigkeit bieten kann. Eine solche Anstalt, wie die Versicherungs- und Sparbanken, Rentenanstalten u. s. w. greifen auch noch in alle möglichen anderen Lebensverhältnisse ein, wie Du aus dem weitern Verlaufe dieses kurzen Aufsatzes erfahren wirst.

Nun will ich aber noch einen andern Weg zeigen wie die Rentenanstalten und Sparbanken oft rettend in unsere ökonomischen Verhältnisse eingreifen können, und ich thue das an einigen verbürgten Beispielen aus dem praktischen Leben. Ein mir bekannter braver und geordneter Gewerbsmann hatte für einen Verwandten eine Bürgschaft eingegangen; dieser Verwandte gerieth in Konkurs, und der Bürge ward von dem Gläubiger um Zahlung angegangen. Die Summe betrug mit Zinsen soviel, daß der Bürge sie nicht beitreiben konnte, und daß ihn dieser Betrag, wenn er auf dem Zwangswege von ihm eingetrieben worden wäre, jedenfalls von Haus und Hof vertrieben haben würde. Der Gläubiger wollte sich auf keine Borgfrist einlassen, und hatte bereits auf dem Wege der Klage einen Zahlungsbefehl gegen den Bürgen erlangt, der mit seiner ganzen Familie ruinirt gewesen wäre, wenn das Gericht den Zahlungsbefehl vollstreckt hätte. In dieser kritischen Lage rieth ein Freund dem Bürgen, das erforderliche Kapital, welches mit Zinsen und Unkosten etwa 1200 fl. betrug, durch eine Versicherung auf Kapitalien und aufgeschobene Renten auf ein vorausbestimmtes Jahr mit Rückvergütung und durch eine beschränkte Lebensversicherung zu garantiren, und erbot sich, unter diesen Umständen ein Darleihen auf diese Summe von fl. 1200 zu schaffen. Der Bürge war damals 30 Jahre alt, kräftig und rüstig; er hatte die Zuversicht, daß er innerhalb fünf Jahren durch Sparsamkeit und Thätigkeit diese Schuld werde abtragen können, und er versicherte nun sein Leben auf fünf Jahre für den Betrag von fl. 1200; hiefür bezahlte er jährlich fl. 11. 54 kr.; zugleich ging er eine Versicherung auf aufgeschobene Renten auf fünf Jahre und im Betrag von fl. 1200 ein, und bezahlte hiefür jährlich fl. 180. 36 kr. Hiezu kam dann noch der Zins mit fl. 60. —, den

Digitized by Google

er dem Darleiher des Kapitals bezahlen mußte, und so zahlte er dann im Ganzen fünf Jahre lang alljährlich fl 251. 42 kr., und ward seiner Verbindlichkeit auf die ehrenhafteste Weise ledig. Der Mann welcher dem Bürgen die zur Heimzahlung des ersten Gläubigers der verbürgten Summe dargeliehen, hatte gar kein Risico bei diesem Darlehen, denn wenn der Bürge und Schuldner auch vorher gestorben wäre, hätte die Rentenanstalt seinen Hinterbliebenen jene Versicherungssumme von fl. 1200. und das seither auf die aufgeschobene Rente eingezahlte Kapital herausbezahlt, und der Kaufmann, der dies Geld dargeliehen hatte, konnte sich gar keine bessere Sicherheit wünschen, denn er hatte die Lebensversicherungs-Police und den Rentenschein in Händen, und strich am Ende der Versicherungsfrist sein ganzes Darlehen mit Einem Male bei der Rentenanstalt ein. — Der Bürge aber hat den Wink, den ihm das Schicksal hiedurch gegeben hatte, weislich befolgt, und sogleich eine andre ähnliche Versicherung auf ein Kapital von fl. 3000. eingegangen, die er mit zurückgelegtem 50. Lebensjahre erheben und dann auf aufgeschobene oder Leibrenten anwenden will, um sich und seiner Gattin einen ruhigen sorgenfreien Lebensabend zu sichern. — Ganz in ähnlicher Weise deckte, von diesem Beispiel angeregt, ein braver Sohn die Schulden, welche sein verstorbener Vater, ein niedriger Beamter, gemacht hatte, um ihm eine gute Erziehung zu geben.

Auch kenne ich einen andern Fall, wo ein junger Beamter, der unter dürftigen Verhältnissen und auf Kredit hatte studiren müssen, seine Schulden aus der akademischen Zeit in ähnlicher Weise tilgte, als er in ein Amt gekommen war, das ihm bei genügsamer Selbstbeschränkung erlaubte, alle Jahre einige hundert Gulden zu erübrigen. Er bedurfte nur acht Jahre, um mit einem jährlichen Aufwand von etwa 265 fl. eine Summe von mehr als fl. 2000. abzutragen, welche aus vielen einzelnen Posten bestand. Hätte er mit diesen vielen Einzelgläubigern verhandeln wollen, so wäre er nie mit ihnen zu Stande, sondern höchst wahrscheinlich in Konkurs gekommen. So aber fand sich bald ein Gläubiger, welcher auf die doppelte persönliche Sicherheit hin die zweitausend Gulden darlieh, mit denen alle fremden Ansprüche an den fraglichen Mann mit Einem Male abgeführt werden konnten.

Nicht minder geeignet ist dieses System der Rentenanstalten zu Werken der Fürsorge in auf- und absteigender Linie und zu Werken der werkthätigen Nächstenliebe. Setzen wir den Fall, daß ein Sohn oder eine Tochter ihren Eltern, dem alten Vater oder der verwittweten Mutter, einen sorgenfreien Lebensabend bereiten wollen, so ist dieß kaum leichter auszuführen, als mittelst des Ankaufens einer Leibrente für dieselben, welche etwa folgendermaßen bezahlt werden kann: derjenige welcher seinen armen Eltern für ihre alten Tage eine Leibrente sichern will, beginnt mit dem 25. oder 30. Lebensjahre, von der Zeit an wo sein Verdienst derart ist, daß er alle Jahre eine gewisse Summe entbehren kann, alljährlich eine gewisse Summe auf sogenannte aufgeschobene Renten (Pensionen) auf unbestimmte Zeit anzulegen; diese ganze Summe verpendet er in dem Augenblicke, wo sein Vater oder seine Mutter in den Fall kommen, einer Unterstützung zu bedürfen, zum Ankauf einer Leibrente oder Pension für seine Angehörigen. — Umgekehrt können Eltern auf diesem Wege am leichtesten durch kleine Ersparnisse für ihre Kinder sorgen, indem sie ihren Söhnen durch mäßige Einlagen vom ersten Jahre nach der Geburt an die Mittel zu einer wissenschaftlichen Ausbildung oder ihren Töchtern eine Mitgift sichern oder bei Zeiten für eine bestimmte Summe sorgen, mittelst welcher sich ihre Söhne vom Militärdienst loskaufen können, falls bei der jetzigen unmoralischen Einrichtung, das Militär bei der Konskription durch das Loos zu ergänzen, jene ein unglückliches Loos treffen sollte. Zu diesem Zwecke genügt es, wenn vom ersten Jahre an jährlich fl. 15. 25 kr., oder vom sechsten Jahre an jährlich fl. 24. 50 kr. u. s. w. an die Rentenanstalt entrichtet werden, um dem Sohne beim Antritt seines 21. Lebensjahrs eine Summe von fl. 600. — zu sichern, wobei noch für den Fall, daß derselbe vor Erreichung des Alters der Konskriptionspflicht stürbe, den Eltern oder Geschwistern desselben die gemachten Einlagen zurück vergütet werden. Beim Verzicht auf diese Rückvergütung ist die Jahresprämie sogar durchschnittlich noch um einen Gulden niedriger.

Willst du deinem Töchterchen, für die Zukunft eine Mitgift von fl. 2000. sichern, welche nach der Zurücklegung des 25. Jahres demselben ausbezahlt werden soll, und du gehst im schon ersten Jahre nach der Geburt des Kindes diese Versicherung ein, so hast du hiefür jährlich nur 20 mal fl. 2. 12 kr. oder fl. 44. — zu bezahlen, und erhälst deine sämmtlichen Einlagen zurückvergütet, wenn das Kind vor Zurücklegung des 25. Jahres stirbt; verzichtest du aber auf diese Rückvergütung, so ermäßigt sich die

Digitized by Google

Jahresprämie für denselben Betrag auf 40 fl. 40 kr. Willst du deinem neugebornen Söhnlein ein Lehrgeld oder eine Unterstützung zu seiner bessern Ausbildung sichern, in der Weise, daß dasselbe von seinem 16. bis zum 20. Lebensjahre, also fünf Jahre hindurch, einen jährlichen Betrag von hundert Gulden ausbezahlt erhalte, so brauchst du für dasselbe nur eine für allemal den Betrag von 186 fl. 20 kr. einzubezahlen; oder aber, du kannst auch in kleineren jährlichen Prämienraten, welche dir auf Befragen von der Rentenanstalt angegeben werden, denselben Zweck sichern.

Ein anderer thatsächlicher Vorfall, aus meiner Bekanntschaft kann dir, lieber Leser, am besten beweisen, wie gemeinnützig und hülfreich solche Anstalten werden können, wenn man sie weise benützt. Ein niedriger Beamter war mit Kindern gesegnet, denen er sämmtlich durch derartige Versicherungen auf Aussteuer, auf Leibrenten mit beschränkter Zeitdauer (zu Lehrgeldern und Erziehungsbeiträgen) bei Zeiten die Mittel sicherte, brauchbare und unabhängige Menschen zu werden und sich von einem gewissen Lebensalter an ihren Unterhalt selbst zu verdienen. Eines seiner Kinder, ein talentvolles Mädchen, ward in seinem fünften Jahre durch eine Krankheit unheilbar blind; der Vater, damals 46 Jahre alt, ging zu Gunsten dieses erblindeten Kindes sogleich eine Versicherung in der Weise ein, daß demselben vom zurückgelegten 20. Lebensjahre an eine Rente von fl. 200. bezahlt werden sollte, weil er berechnete, daß er im günstigsten Fall noch das 66. Lebensjahr zurücklegen könnte und dann die arme Blinde Anderen zur Last fallen müßte, und er wußte es fertig zu bringen, daß durch eine Verbindung von mehreren Versicherungsarten dieser Zweck auch noch erreicht werden konnte, selbst wenn er das 66. Lebensjahr nicht mehr erreichte. Er hatte aber die Genugthuung, dieses Alter noch zu überschreiten und konnte sein Haupt ruhig zum Sterben niederlegen, denn er wußte sein unglückliches Kind vor Mangel geborgen, und hatte die Versicherungen sämmtlich mit Rückvergütung abgeschlossen, so daß beim Ableben der Blinden das unverbrauchte Kapital noch an deren Geschwister zurückfiel.

Mein lieber Leser, laß dir diese Winke an's Herz gelegt seyn, und nütze sie wohl aus. Du kannst aus den Statuten der Stuttgarter Rentenanstalt welche dir auf Verlangen unentgeltlich zugeschickt werden, schon Belehrung genug schöpfen, um beinahe in allen Lebensverhältnissen Nutzen aus diesem Institut ziehen, um es vermeiden zu können, daß du Wucherern in die Hände fällst oder sonst Schaden leidest. Du wirst unter allen Umständen aber noch besser thun, wenn du mit dem Agenten der Anstalt oder mit einem rechtlichen Manne, der mit dem Versicherungswesen genau vertraut ist, Rücksprache nimmst und demselben deine Verhältnisse und Bedürfnisse klar und offen darlegst — es gibt beinahe keine Lebenslage, in welcher du nicht bei dieser oder einer ähnlichen Anstalt gründliche Hülfe für deine Verlegenheiten findest, und in ihr eine Freundin und Wohlthäterin des Mittellosen aber Sparsamen, Fleißigen und Nüchternen erkennen wirst! —

Das Wasserhuhn.

[Mit Holzschnitt auf S. 352.]

Zum jagdbaren Wassergeflügel gehört auch das bei uns an schilfreichen stehenden Gewässern vorkommende Wasserhuhn, auch grünfüßiges Teich-, Rohr- oder Meerhuhn, bei den Naturforschern Fulica oder Gallinula chloropus genannt, etwa von der Größe eines halbwüchsigen Haushuhns. Das Gefieder des Teichhuhns ist schieferschwarz, auf dem Rücken dunkel olivenbraun, Seiten des Hinterbauchs und ein Band an dem Flügelrande weiß; die Hornplatte der Stirne roth, die Füße olivgrün, die Zehen mit einem schmalen Hautrand versehen. Das Wasserhuhn kommt von Nord-Afrika durch ganz Europa bis nach Sibirien vor, verläßt aber Deutschland im September und Oktober, um weiter südlich zu gehen, wo es auch im Winter noch offene Seeen oder Teiche findet, und von wo es im April wieder zu uns zurückkehrt. Es wandert nur bei Nacht, und verbringt die Sommerszeit bei uns sehr gern auf Teichen, welche ganz nahe an Dörfern und menschlichen Ansiedelungen liegen, wenn es daselbst nur Dickichte von Schilf, Rohrkolben, Kalmus, Schafthalm ꝛc im Wasser findet, ja es wird in Wallgräben und städtischen Teichen oft so zahm, daß es wie eine Hausente ungescheut herumschwimmt und sich füttern läßt.

Es läuft, taucht und schwimmt sehr gut, und bleibt beim Auftauchen so weit unter Wasser, daß es nur den Schnabel herausstreckt, und man es zwischen den flach auf dem Wasser treibenden Blättern der Wasserpflanzen gar nicht sehen kann; es ist deßhalb auch ziemlich schwer zu erlegen. Uebrigens liefert es ein fades unschmackhaftes Wildpret, das nur in Frankreich mit Begier gegessen wird. Es lebt von Kerbthieren, Würmchen, zarten Blättern, kleinen Sämereien, frißt Hafer und Gerste gern, wo sie zu

Digitized by Google

Das Wasserhuhn.

haben sind, und verschluckt immer kleine Quarzkörner. Es baut im Mai ein ziemlich kunstloses Nest, immer in der Nähe des Wassers, aber nicht eben mit vorsichtiger Wahl der Oertlichkeit; zuweilen ist es auf den Boden gebaut und zwar zwischen die Seggen und Binsen, wohin das Wasser nicht reichen kann, zuweilen auf umgeknickten Stengeln von Seggen und Schilf, oder nach unten durch abgehauenes Schilf oder umgeknickte Stengel, nach den Seiten durch stehende Stengel verborgen und vor dem Sturme geschützt. Bisweilen baut das Teichhuhn aber sein Nest auch auf einen niedrigen Ast, der über das Wasser hereinhängt, wie auf vorstehendem Bilde, das nach der Natur gezeichnet ist. Das Nest selbst ist groß und roh gemacht, aber immer so hübsch versteckt, daß es nicht so leicht in die Augen fällt, als man nach seiner Größe glauben sollte. Ist es auf einem Aste angebracht, so hängen die Zweige desselben oft in's Wasser, und das Nest sieht dann aus wie ein Bündel Unkraut oder andere Trümmer, die von der Strömung herangetrieben und von dem Zweige aufgehalten worden sind. Dabei hat das Teichhuhn noch die Gewohnheit, so oft es das Nest verläßt, seine Eier mit ähnlichen Stoffen, wie diejenigen, woraus das Nest gefertigt ist, zu bedecken, so daß man weder dieses noch die darin liegenden Eier entdeckt. Die 7 bis 10 Eier sind rostbraun mit dunkleren Punkten und Flecken; die Brutzeit dauert 20 bis 21 Tage, und das Männchen löst unter Tags häufig das Weibchen beim Brüten ab; die Jungen sehen komisch genug aus, wie rundliche schieferschwarze Bälle von Flaum, verlassen das Nest schon nach 24 Stunden und schwimmen und tauchen dann schon sehr gut, halten sich immer in kurzer Entfernung von den Alten und bilden die merkwürdigsten Gruppen. Nach 5 bis 6 Wochen sind die Jungen schon so selbstständig, daß die Alten sich zu einer zweiten Brut anschicken, wenn die erste nicht zufällig allzu sehr verspätet wurde. Ist die zweite Brut ausgeschlüpft, so gesellen sich die halbwüchsigen Vögel von der ersten Brut gewöhnlich zu ihnen, tragen den jüngsten Futter zu wie die Alten und bilden eine sehr zahlreiche Familie. Auf Teichen, wo man sie an den Anblick des Menschen und an die Fütterung gewöhnt, kann man kaum hübschere und unterhaltendere Vögel halten.

Verantwortlicher Redacteur: Otfrid Mylius. — Verlag der „Expedition d. H." — Druck von Müller & Vollnagel in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Türken vor Wien, 1683.

Geschichtliche Erzählung von **Otfrid Mylius.**

(Schluß.)

11.

Der Morgen des 12. September graute; aber noch war die Sonne nicht aufgegangen, um den Nebel zu vertreiben, welcher über Nacht aus der Donau aufgestiegen war, und wie schweres niedriges Gewölk sich um den Kahlenberg und Leopoldsberg hinzog. Gedämpftes Waffengetöse und Tritte von Tausenden schollen gespenstig leise durch die trübe Dämmerung, denn das deutsche Heer mit all seinen Hülfstruppen und des Polenkönigs Reitergeschwader und Fußvolk zogen schon seit Mitternacht an den Höhen herauf um in die Schlachtordnung einzurücken, während drunten am Fuße des ganzen Wiener Waldes das türkische Heer, soweit es nicht zum Sturme auf die Werke der Stadt zwischen dem Burg- und dem Schottenthore bestimmt war, ebenfalls möglichst lautlos in die Linien der Schlachtordnung einrückte, welche dem christlichen Heere den Austritt aus den Pässen der Berge streitig machen sollte.

Eine starke Truppe hatte unter dem Schutze der Nacht die Kapelle auf dem Gipfel des Leopoldsberges erreicht und sich im weiten Halbkreis um dieselbe aufgestellt, und die Zahl derselben mehrte sich noch von Minute zu Minute durch weitern Zuzug. Eine Menge Diener und Reitknechte mit edlen, zum Theil prachtvoll aufgeschirrten Pferden hielt auf dem freien Anger vor dem Kirchlein, welches auf dem Grundgemäuer einer alten markgräflichen Burg erbaut hier weit hinaus in die Lande und hinab auf die Donau schaut, welche ihre raschen Wogen zwischen hohen Uferböschungen hinwälzt. Aus dem Kirchlein erscholl gedämpfter Orgelklang, und die Augen der Krieger, welche hier auf der Höhe des Berges gelagert waren oder unter den Waffen standen, waren dem Kirchlein zugewandt. Vor demselben war eine Fahne mit einem weißen Kreuz in rothem Felde aufgepflanzt, als sollte sie die rothe Fahne mit dem goldenen Halbmond herausfordern, welche vor dem Zelte des Großwessiers wehte. Jetzt ertönte das Glöcklein, welches das Ende der Messe verkündete; die Thüre der Kapelle öffnete sich, und heraus trat eine Schaar höherer Offiziere, voran drei Männer, welche vor Allem die Blicke der Kriegerschaaren auf sich lenkten. Der erste davon war ein stark gebauter dicker Herr von imposantem Ansehen, über die Blüthe des Lebens hinaus, einfach gekleidet in ein hellblaues Gewand, aber in Haltung und Zügen den herrschensgewohnten sieghaften Feldherr verkündigend. Das war Johann Sobieski, der König von Polen, der Sieger von Chocsim, der schon einmal die Türken auf das Haupt geschlagen; ihm zur Seite gingen sein sechszehnjähriger Sohn Jakob in leichtem Helm und Brustharnisch, in der Hand einen breiten kurzen schweren altpolnischen Säbel; zur Rechten des Königs aber ging die ruhige, stolze Gestalt des Herzogs Karl von Lothringen, in dessen Zügen sich der ganze Ernst dieser Stunde ausprägte. Hinter ihnen kamen die Kurfürsten von Bayern und von Sachsen, der Markgraf Ludwig von Baden, und neben ihm ein zarter Jüngling von kleinem Wuchs, in dem niemand den künftigen großen Kriegsmann, den Prinzen Eugen von Savoyen vermuthet hatte, — dann der Herzog von Wirtemberg, der Fürst von Waldeck und die ganze Menge von deutschen und polnischen Herren, von denen namentlich die letzteren durch die halb orientalische Pracht und Buntheit ihrer Trachten imponirten. Zuletzt aber trat aus dem Kirchlein eine kräftige Männergestalt in braunem Mönchsgewand und langem wallendem Bart und einer Tonsur um's Haupt, dem ganzen deutschen Heere wohlbekannt als der Pater Marcellin Aviane, des Kaisers Beichtiger und vertrauter Freund, der schon seit viertehalb Monaten in Freud' und Leid der unzertrennliche Gefährte des deutschen Heeres gewesen war und eben jetzt den kriegerischen Herren insgesamt die Hostie und den Segen gereicht und mit ihnen für das Wohl und den Sieg der christlichen Waffen gebetet hatte. Tiefe Bewegung verrieth sich in allen Zügen der kriegerischen Herren und mit feierlicher Miene umstanden sie den ehrwürdigen Kapuziner, als er gegen die in die Kniee gesunkenen Kriegerschaaren vortrat und ihnen den Segen ertheilte. Hierauf trat der König von Polen vor, ertheilte seinem Sohne Jakob unter den üblichen Ceremonien den

Digitized by Google

Ritterschlag, und stellte ihm als ein Muster für seine ganze künftige Laufbahn das Beispiel des anwesenden Herzogs Karl von Lothringen vor. Mit feuchten Augen umarmten sich dann die vornehmen Herren, schüttelten sich die Hand mit Segenswünschen und gingen aus einander. König Johann Sobiesky bestieg sein edles goldbraunes Streitroß und ritt mit seinem Sohne und einem stattlichen Gefolge zu seinen Truppen hin, an welche er eine befeuernde Anrede hielt, auf welche ihm der begeisterte Jubelruf von Tausenden und rauschende kriegerische Musik antwortete. Dann ritt der König vollends die ganze Schlachtlinie entlang bis zum linken Flügel, den er befehligte; und kaum war er dort angekommen, so stieg eine Rakete zischend in die Luft, und fünf Kanonenschüsse aus dem Centrum gaben das Signal zum allgemeinen Vorrücken des christlichen Heeres, das in drei Treffen die ganze weite Strecke vom Donauufer bei Klosterneuburg bis an den Fuß des Henbergs hinter Dornbach entlang aufgestellt war.

Auf dem linken Flügel im zweiten Treffen, doch mehr dem Centrum genähert, stand ein Regiment wallonischer Kürassiere, und rückte langsam aus den Schluchten der Berge gegen Grinzing herunter. An der Spitze der ersten, vier Pferde hoch aufrückenden Schwadron ritt ein herkulisch gebauter Mann von mittleren Jahren einen stattlichen friesischen Rappen, und ihm zur Seite auf einem leichtern Pferde ein junger Mann ohne Sturmhaube und Brustharnisch, aber einen tüchtigen Pallasch an der Seite und lange Faustrohre in den Holstern.

„Horch, da ist das Gefecht schon auf der äußersten Linken engagirt!“ hub der Hauptmann an, der seither stumm und in ernster Sammlung dahin geritten war, und wandte sich zu seinem Gefährten; „das ist der Richtung nach bei Kahlenberger Törfl.“

„So ist's, Herr van der Dorten!“ versetzte Fridolin, den wir in dem Begleiter des Kürassiers erkennen; „der Donau entlang von Nußdorf bis an das Dörfchen Kahlenberg haben die Türken Verhacke und Feldbefestigungen angelegt; aber die sind nicht zu fürchten, denn unsere Leute nehmen sie im Handumwenden. Soviel ich in zwei Monaten von den Türken und ihrer Kriegskunst gesehen, so haben sie die Kerntruppen der Janitscharen für die Laufgräben und Approchen aufbewahrt und nur ihre Hülfsvölker auf die Flanken gelegt, und diese werden unseren Truppen das Feld nicht lange streitig machen! Greift heute alles mit dem rechten Geiste an, so schlafen wir heute Nacht in Wien!“

„Hoho, mein Freund,“ versetzte der Hauptmann; „da seyd Ihr fürwahr weit sanguinischer und hoffnungsvoller, als unser allergnädigster Herr Herzog Karl von Lothringen selbst, der im Kriegsrathe geäußert, wie daß er schon froh seyn werde, wenn er nur heute Abend mit dem ganzen Heere den Türken gegenüber feste Stellung gewinnen könne.“

„Ein Feldherr wie König Johann Sobiesky, der die türkische Kriegführung genau kennt, mein lieber Herr, wird damit sich nicht begnügen,“ meinte Fridolin. „Der Türken Art ist's nicht, einen langen zähen Widerstand zu leisten. Werfen wir sie heute, nachdem wir mühsam von den Höhen herunter gestiegen sind, ohne die Schlachtordnung zu lockern, so dürften wir ihnen keine Ruhe mehr lassen, sich über Nacht zu sammeln, sondern müssen frisch hintenher, bis sie ganz unter die Kanonen der Wälle der Stadt gedrängt oder aus ihrem Lager hinausgeworfen werden. Ihre Kraft liegt im wütheuden Angriff, nicht in der zähen Vertheidigung; das hab' ich auf den Basteien der Kaiserstadt oft genug erfahren. Es war stets schwieriger, ihren ersten Anprall auszuhalten, als sie aus den Breschen und Gräben hinauszutreiben.“

„Das zeigt nur, daß der Großwessier kein Soldat ist,“ meinte Herr van der Dorten; „eine Stellung behaupten ist zum mindesten eben so wichtig, als eine solche erobern. Und sagt selbst, Fridolin, hätte einer von uns zween an des Großwessiers Stelle so unklug gehandelt, den Rücken des türkischen Heers von Mitternacht her ganz preiszugeben, wo doch der Wiener Wald vom Leopoldsberg bis zum Hochbrücken ein natürliches Bollwerk gewesen wäre, um den Armeen der ganzen Christenheit zu spotten. Seit wir diese waldigen Bergzüge inne haben, ist unser Sieg schon halb erfochten. Doch sieh, sieh, was ist das?“

Die Sonne hatte den Nebel zerrissen und zeigte das weite wellenförmige Gelände, welches sich zwischen dem Fuße der Berge und den Wällen von Wien hindehnt. Von der Stelle aus, wo die Reiter eben hinritten, überschaute man Heiligenstadt, Döbling und einen Theil des türkischen Lagers dahinter, und in dämmernder Ferne die Kaiserstadt, aus deren bläulichtem Duft sich der Thurm von St. Stephan klar und deutlich erhob.

„Dort ist Wien, gnädiger Herr, und das was Ihr nach Abend hin seht, als wären es wunderliche Gänge, wie sie ein Käfer oft unter der Rinde der Bäume anlegt, das sind die Approchen der Türken zwischen dem Schotten- und dem Burgthor, — nicht gerade oder im Zickzack verlaufend, sondern wunderliche Halbmonde und Bogen, die sich wechselseitig decken als wären's Fischschuppen, und die von Soldaten wimmeln. Aber da entspinnt sich ja auch uns näher das Gefecht!“

Digitized by Google

„Abtheilung, halt! Achtung!“ rief der Obristwachtmeister vorne, und Hauptmann van der Dorten eile in die Fronte zurück, und das Gespräch hatte ein Ende. Die Türken vertheidigten das vielfach durchschnittene Terrain zwischen Nußdorf und Heiligenstadt hartnäckig Schritt für Schritt, allein sie wurden zurückgedrängt und geworfen, denn sie hatten ihre Stellung hier zu schnell und zu spät genommen, und kein grobes Geschütz zur Hand, und die abgesessene Reiterei, welche sie hier zur Vertheidigung verwandten, war dem wohlgeübten und gutgeführten Fußvolk der Oesterreicher und Sachsen, die im ersten Treffen des linken Flügels standen, nicht gewachsen.

Es war ein glühend heißer Tag, und die Truppen lechzten vor Durst und Müdigkeit, als die Mittagsstunde heranmahte und die Dörfer Nußdorf und Heiligenstadt genommen waren. Die ganze Armee war aus den Bergen in die Ebene herunter debouchirt, und der Fürst von Waldeck, der das Centrum kommandirte, hatte den Befehlshaber des linken Flügels, den Herzog von Lothringen, bitten lassen, mit seinem ersten Treffen Halt zu machen, damit das Centrum und der rechte Flügel in gleicher Linie aufrücken könne. Dieß geschah und von den Hügeln herab konnte man die vergoldeten Brustpanzer der polnischen Reiterei in der Ferne erglänzen sehen, als diese aus den Schluchten des Wienerbergs hervorbrachen und mit dem Jubelruf Vivat Sobieski in die Schlachtordnung einrückten. Der Polenkönig gönnte seinen Truppen eine kurze Mittagsrast und Imbiß, was sich auch die andern Truppen im Centrum und auf dem linken Flügel zu Nutz machten. Auch das Regiment van Weerth hatte Rast gemacht und schnell abgekocht, und die Offiziere waren eben beim Essen, als ein Adjutant heransprengte und sein Pferd an dem Rain parirte, wo die Offiziere saßen.

„He, was gibt es Neues, Herr Hauptmann v. Remmersdorf?“ fragte der Oberst den Adjutanten.

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst, ich wollt' Ihnen nur melden, daß unser allerdurchlauchtigster Generalissimus und Herzog soeben den Prinzen von Savoyen an des Königs von Polen Majestät abgeschickt hat mit der Botschaft, daß wenn man im Centrum und auf dem linken Flügel nur ebenfalls rasch angreife, man zu Abend in der Hofburg zu Wien schlafen könnte. Das ist auch die Meinung des kursächsischen Herrn Feldmarschalls von Goltz und Seiner Liebden des Herrn Markgrafen von Baden. Das wollt' ich halt den Herren Offizieren vom Regiment von Weerth nur melden!“

Stürmischer Jubel folgte dieser Botschaft; man beschleunigte den Imbiß, und trank auf das Wohl der Feldherren, dann ward zum Sammeln und Aufsitzen geblasen, und ehe noch die Thurmuhr im nahen Döbling zwei Uhr geschlagen, da donnerten im Centrum und auf den Flügeln die Kanonen und knatterte das Kleingewehrfeuer, und auf der ganzen langen Linie war die Schlacht engagirt. Mit wildem Ungestüm griffen Deutsche und Polen an, und trieben die Türken vor sich her; im weiten Halbkreis auf der Westseite von Wien raste die Schlacht, und die Türken wurden von Schlucht zu Schlucht, von Dorf zu Dorf getrieben, aus ihrer befestigten Stellung bei Hernals geworfen und bis auf das Glacis ihres eigenen Lagers zurückgedrängt. Die Entscheidung war nahe zur Hand und schwankte nur einen Augenblick, als polnische Lanzenreiter ungestüm vordrangen und von den Türken zurückgeworfen theils unringt wurden, theils die eigene Schlachtordnung in Unordnung zu bringen drohten. Da aber sandten der Fürst von Waldeck und der Herzog von Lothringen aus dem zweiten Treffen die schweren deutschen Reiter an die bedrohte Stelle, und diese ritten wie eine Gewitterwolke in die Türken ein und trieben sie aus einander. Allein just in diesem Augenblick schickte der Großweffier ein Geschwader türkischer Reiter nach der bedrohten Stelle, und diese trieben die Türken vorwärts, nahmen den Kampf von neuem auf und machten den deutschen Reitern daß zu schaffen mit Speer und Pfeil und Säbel. Ein erbittertes Handgemeng entstand, und Mann gegen Mann focht mit Erbitterung. Herr van der Dorten war mitten im dichtesten Schlachtgewühle, und seine Streiche fielen hageldicht in den Feind, aber mit Einem Male hatte ein Chor der leichten Wüstenreiter den tapfern Offizier vereinzelt und zwei wildblickende Kurden setzten ihm hart zu, — da sprengten einige Reiter mit Ungestüm heran und der Vorderste durchrannte mit dem Pallasch den Kurden, der den Hauptmann von der linken Seite faßte, und trieb seinen schweren Gaul so wild in den Knäuel, daß er etliche der leichten Pferde niederrannte und den anderen der wallonischen Reitern eine Gasse brach.

„Habt Dank, Friedolin!“ rief Herr van der Dorten, der seinen Retter erkannt und sich des andern Gegners durch einen wuchtigen Hieb entledigt hatte. Aber in dem Augenblick, wo er seinen Rappen herumwarf und gegen die andern Feinde ansprengte, sah er den Braunen sich bäumen, den Friedolin ritt, und mit dem Reiter zusammenbrechen und das ganze schwere Geschwader der wallonischen Panzerreiter über den Gestürzten hinbrausen. — „Armer Junge, Gott sey

Digitized by Google

Die Türkenschlacht vor Wien.

Digitized by Google

Dir gnädig!“ murmelte der Hauptmann erschüttert; dann aber sprengte er sein Pferd von neuem vorwärts, um den gebliebenen Retter wenigstens zu rächen.

Jetzt war der Sieg nicht mehr zweifelhaft; die türkischen Kriegsvölker flohen auf allen Richtungen, und vergaßen sogar die Vertheidigung. Die Söhne der fernen Wüsten Syriens, Arabiens und Aegyptens hatten den Kopf ebenso verloren, wie das regelmäßige Kriegsvolk, und hinter den flüchtigen und weichenden her donnerten auf behenden Rossen die polnischen Reiter und die deutschen Reitergeschwader, während das deutsche Fußvolk mit Pike und Muskete stetig vorrückte, das befestigte Lager zu stürmen, und die polnische Infanterie vordrang, um namentlich die Anhöhe zu nehmen welche das Quartier des Großwesirs beherrschte. Der König Johann Sobiesky in eigener Person leitete dort den Angriff, und kaum hatten die Türken seine Anwesenheit erkannt, als der Schrecken, der vor dem Sieger von Chocsim herging, die Entmuthigung der Türken noch steigerte und ihr Zurückweichen zur wildesten Flucht gestaltete. Auf dem linken Flügel der Kaiserlichen dagegen war der Kampf minder leicht, und die große Türkenschanze mußte viermal gestürmt werden, bevor Markgraf Ludwig von Baden an der Spitze eines abgesessenen sächsischen Dragoner-Regiments und zwei Regimenter kaiserlichen Fußvolks die Schanze nahm, und dann ohne Säumen mit einer Schwadron Dragoner und einigen Schwadronen rasch gesammelter Panzerreiter vom Regiment Johann van Weerth die Verbindung mit der Stadt bis zur Contrescarpe des Schottenthors herstellte.

Ein Jubelgeschrei vom Glacis der Stadt wie von den Basteien begrüßte die Befreier, welche zuerst an die Außenwerke der Stadt heranritten! Die Belagerten hatten der Schlacht, welche unter ihren Augen geschlagen wurde, keine rechte Aufmerksamkeit zu schenken vermocht, denn die Türken hatten von ihren Approchen und Laufgräben aus den ganzen Tag hindurch ein weit heftigeres Feuer als jemals gegen die Stadt unterhalten, obschon die in den Approchen zurückgelassenen zahlreichen Janitscharen keinen Angriff zu machen gewagt hatten. Jetzt aber, als Graf Starhemberg das Türkenlager von Westen her gestürmt und den ganzen Raum zwischen der Donau, Nußdorf und dem Schottenthore von den Türken gesäubert sah, befahl er einen allgemeinen Angriff gegen die türkischen Laufgräben und die darin befindlichen Minirer und Janitscharen, die ohne Verhaltungsmaßregeln gelassen waren, sahen sich jetzt zwischen zwei Feuern. Vergebens versuchten sie die Geschütze ihrer Belagerungs-Batterieen gegen die Kaiserlichen zu richten! — wie ein Wetterstrahl fielen die Soldaten der Garnison, die Bürger und Freicorps über sie her, und bis in die tiefe Nacht hinein dauerte das Blutbad in den Laufgräben und bedeckten Werken, in denen die muthig standhaltenden Janitscharen zu großen Theil niedergemacht wurden. Mittlerweile fiel das türkische Lager den Polen in die Hände, und diese waren ebenso rasch beim Plündern desselben, wie vorhin bei dem stürmischen Angriffe.

Die Nacht brach ein; in wirrem Haufen und wilder Flucht räumten die Türken das Feld, und der König von Polen hatte Mühe, einige Regimenter beisammen zu halten und zur Verfolgung des flüchtigen Feindes zu bewegen; die reiche Beute hatte schier alle Mannszucht unter den polnischen Schaaren gelockert und die anderen Regimenter waren aus einander gelaufen um zu plündern, während die deutschen Truppen in den abgebrannten Vorstädten der Nordseite der Stadt bivouakirten, und einige Regimenter leichter Reiter der Donau entlang und durch einen Theil der Außenwerke hindurch zum Stubenthore eilten um von hier nach Simoning und Schwechat zu reiten und dem fliehenden Türkenheer in die Flanke zu fallen..

* * *

Am Morgen des 13. September in aller Frühe zogen unzählige Schaaren von Wiener Einwohnern theils durch das Stubenthor, theils durch die Breschen herabkletternd in's Freie, um sich das türkische Lager zu beschauen und unter demjenigen Nachlese zu halten, was die polnischen Plünderer übrig gelassen hatten. Die meisten Bürger hatten es indeß nur auf Lebensmittel oder Schlachtvieh abgesehen, wozu sie der Hunger trieb, da die Lebensmittel in der Stadt während der letzten Wochen furchtbar knapp und selbst nicht um Geld zu haben gewesen waren, und man wußte, daß die Türken an Proviant aller Art Ueberfluß hatten. Eine Menge anderer Bewohner, namentlich Frauen Kinder, lustwandelten auf den von Kugeln und Bomben furchtbar gefurchten Glacis und beschauten sich von hier aus der Ferne die seit gestern Abend verstummten türkischen Batterien, über denen nun die gelbe Fahne Oesterreichs mit dem schwarzen Doppeladler statt der blutrothen Fähnlein und der Roßschweife mit dem Halbmonde wallte.

An der großen Bresche der Löwelbastei arbeiteten Hunderte von deutschen Soldaten, um mit Faschinen, Balken und Planken einen Weg herzustellen, auf welchem man Proviantwägen und Schlachtvieh aus dem Türkenlager in die hungernde Stadt bringen konnte.

Digitized by Google

Sie hatten alle Mühe, um die neugierigen und zudringlichen Wiener abzuhalten, welche diesen Weg sogleich zu Ausflügen ins Freie benützen wollten. Zuerst wurden aber einige Dutzend Wägen mit Mehl und Getraide und Brod hinaufgeschoben und etwa hundert Ochsen eingetrieben, ehe man den Wienern den Ausgang erlaubte, und nun ward der Menschenstrom so groß, daß ein Zug von verwundeten Offizieren, welche auf diesem Wege in die Stadt gelangen wollten, sich beinahe nicht Bahn brechen konnte.

Unter diesen Offizieren war auch Einer, der sowohl durch die Gestalt seines feurigen friesischen Rappen wie durch seine eigene herkulische Größe die übrigen weit überragte; seine Uniform, obschon er Sturmhaube, Harnisch und Krebs abgelegt hatte, bezeichnete ihn als einen wallonischen Kürassier. Er war bleich und trug den linken Arm in der Schlinge, aber trotzdem blitzte sein dunkles Auge ungeduldig und zornig über die Menge der ihm entgegenströmenden Gaffer hin, und nur mit Mühe bezwang er sich, das riesige Pferd nicht unter die Bürgerschaar hineinzutreiben. Endlich war er auf dem Glacis, der Knäuel der Reiter und Wagen löste sich, und der Kürassier-Offizier mit seinem Diener wollte eben nach links abbiegen um die Schottengasse zu erreichen, als er seinen Namen rufen hörte. „Laurenz! Laurenz! Herr von der Dorten! Papa, Papa!“ riefen einige Frauen- und Kinderstimmen, und sich umschauend, sah er zwei Frauen mit drei kleinen Kindern mit lautem Jubelgeschrei und Freudenthränen auf ihn zueilen. Im Nu hatte er den Rappen zum Stehen gebracht, sich aus dem Sattel geschwungen, dem Diener den Zügel des Rosses zugeschleudert und hielt seine kleine runde Frau, sein Söhnlein Hendrick, seine kleine Anna umschlungen, während Schwägerin Veronika ihm die kleine unmündige Namensschwester zum Kusse hinreichte.

„Laurenz, geliebter Herzensmann! Du bist verwundet? Ach es wird doch nicht gefährlich sein? Nein, Du lächelst! Jemin, Gott und seine Heiligen seyen gepriesen, daß wir Dich wieder haben!“

„Gudula, mein süßes Leben! dem Himmel sey tausendfältiger Dank, daß ich Euch wieder sehe!“ sprach der riesige Mann tief bewegt. „Und doch hatt' ich früher Kunde von euch als ihr von mir! Fridolin hat mir Dein Brieflein treulich bestellt und ihm, dem wackern Burschen, verdank' ich es, daß ich euch hier wieder umfahen darf. Er hieb mich gestern aus dem dichsten Trupp wilder türkischer Reiter heraus!...

„Gott lohne es ihm! wo ist er, wo? Schick' ihn her, damit wir ihm danken!“ rief Frau Gudula.

Der Hauptmann zuckte die Achseln und eine heimliche Thräne rann ihm über die braune Wange in den Bart. „Der arme wackre Bursche!“ sprach er mit unsicherer Stimme; „ich fürchte, er mußte seine kühne That mit dem eigenen Leben bezahlen, lieb Herzensweib. Er starb einen schönen Soldatentod....“

„Barmherziger Gott, lohn' Du ihm dort oben!“ stammelte Frau Gudula mit gefalteten Händen und weinend.

„Amen!“ sprach Veronika lispelnd; „war's doch, als hätt' er es geahnt, da er mir beim Abschied das Papier mit seinem letzten Willen reichte! Armer, armer Friedel! — Oh über die Greuel des Krieges!“

„Und wie starb er, lieber Laurenz?“ fragte Frau Gudula; „mußt' er lange leiden?“

„Mit nichten, Liebe,“ versetzte Herr Laurenz bewegt; „solch ein Reitergefecht ist ein schrecklich Ding! Er ritt meinen Braunen, und kaum daß er mir das Leben salvirt, sah ich ihn wenige Schritte von mir fallen, und Hunderte von Rossen stürmten über ihn hin.“ — Die Frauen kreischten auf vor Schmerz und Entsetzen. — „Ich habe noch gestern Abend einen Gefreiten und vier Reiter von meiner Schwadron dorthin gesandt, wo wir mit den heidnischen Reitern handgemein geworden waren — sie fanden wohl mein treues Roß von einem Speerstoße gefallen, — aber von Fridolin keine Spur mehr....“

„Herr, erbarme Dich sein! Zertreten von den Hufen zur Unkenntlichkeit...“ jammerte Frau Gudula; „du armer treuer Bursch!“

„Kommt, meine Lieben! Das ist nun nicht zu ändern,“ sagte Herr Laurenz; „es ist Soldatenloos. Kommt zur Stadt; ich bin als blessirt beurlaubt, und werde euch nicht mehr verlassen; kommt mit! mein Florian dort bringt Proviant. Ihr Armen seht ja ganz verhärmt und abgehungert aus! Komm, Hendrick, du sollst auf dem Aar heimreiten, während Florian Aennchen vor sich auf den Sattel nimmt, und ich die kleine Veronika trage.“ — —

Am Abend saß die kleine Familie in der bescheidenen Dachwohnung am Graben beisammen, und lauschte den Erzählungen des Hausvaters von dem Kriege. Des armen Fridolin war seither nicht mehr gedacht worden, denn sein Tod war ein bitterer Tropfen im Freudenkelch des Wiedersehens gewesen. Nur als Frau Gudula sah, daß Veronika Anstalt machte, zu Bette zu gehen, sagte sie „Liebe Schwester, gräme Dich nicht allzu sehr um den armen Fridolin, wenn Du in seinem Kämmerlein schläfest und seine Kleider und seinen Degen noch an der Wand erblickst. Wir wollen beide

Digitized by Google

morgen in das Spital hängen, bis wir erfahren, wer seine Erben sind.

„Nicht doch, liebe Gudula," entgegnete die Schwester still und sanft; „gönne mir den Anblick dieser Dinge, welche mich an ihn erinnern, und laß sie mir vor Augen, so lang ich noch hier bei Euch bleibe, denn wenn der Friede da und mein Kloster wieder besiedelt ist, dann ...."

„Dann wolltest Du uns verlassen, liebes Herz? Nimmermehr!" rief Gudula. „Du würdest hinter Klostermauern doch nie den Frieden finden."

„Im Gegentheil — dort allein! der Himmel will es; er hat mir ja ein deutliches Zeichen gegeben, und ich will diesen Wink nicht verkennen! Ich befahl mein Loos dem Herrn im Himmel an. Gute Nacht!" Sie nahm die Ampel und ging.

„Was war das? fragte Herr Laurenz; „hat die Arme denn Friedolin geliebt?"

„Ich fürcht' es beinahe; die Dankbarkeit gegen ihren Retter und der tägliche Verkehr mit ihm haben dem armen Mädchen wohl Hoffnungen erweckt, die vielleicht mit dem unglücklichen Friedolin wieder zu Grabe gegangen sind. Es wollt' uns immer bedünken, Fridolin sei nicht der, für den er sich ausgab; er hatte etwas so Edles, Mannhaftes und doch Maßvolles, wie es gewöhnliche Leute nicht haben."

„So ist es," sagte Herr Laurenz; „auch mir und meinen Kameraden erschien er wie ein Mann von Stande; aber er wollt' nie mit der Sprache heraus, wer er eigentlich wäre. Die Studenten, meinte er, nennten ihn den Ritter Hackelberg mit der Sense. Und doch möcht' ich wohl wissen, weß Kind er eigentlich ist, damit ich seinen Eltern schreiben könnte, wie mannhaft ihr wackerer braver Sohn gefallen."

„Das ist leicht zu erfahren, lieb Herz," erwiderte Gudula unter Thränen aufblickend; „bevor er wegging, schrieb er noch sein Testament; das hatte Veronika einem seiner Freunde, dem Pater Sulpitius von den Kapuzinern, zu übergeben, damit er es bestelle, wenn .. o Gott, den Armen trog die Ahnung nicht, und dennoch unternahm er den gefährlichen Gang ins Lager!"

„Schaff mir den Pater dieser Tage zur Stelle, lieb Herzensweib, damit ich ihn über seinen Freund befrage. Veronika aber laß gewähren, denn die Zeit wird bei ihr auch diese Wunde heilen!" —

Einige Tage waren vergangen und die Stadt Wien begann bereits wieder in das gewohnte Geleise zurückzukehren, als eines Nachmittags Pater Sulpiz in die Wohnung der Familie van der Dorten trat, um einer Einladung des Hauptmanns zu folgen, den sein heftiges Wundfieber an das Bett fesselte. Dennoch begrüßte der Blessirte den Mönch freundlich, lud ihn ein, an seinem Lager Platz zu nehmen, und eröffnete ihm den Grund, weßhalb er ihn zu sich entboten. Ueber die friedlichen milden Züge des Mönchs lagerte sich eine tiefe Wehmuth. „Mir schwante, daß er so geendet habe, sagte er; „von Tag zu Tag seit der großen Türkenschlacht harrte ich vergebens seiner Rückkehr, denn lebte er noch, würde er unfehlbar seine Papiere von mir zurückgefordert haben."

„Und was besagen diese Papiere?" fragte Herr van der Dorten.

Pater Sulpiz griff statt aller Antwort in die Achseltasche am Aermel seiner Kutte, holte ein kleines Päckchen heraus und reichte es dem Hauptmann, welcher die Aufschrift las: „Meinem lieben Freunde dem würdigen Pater Sulpitius vom ehrwürdigen Orden der Kapuziner zu Wien. Bei Gewißheit meines Todes von ihm zu eröffnen oder von dem hochwürdigsten Herrn Bischof Grafen Kollonitsch."

„Eröffnet den Brief auf meine Gefahr, lieber Pater! Der Arme ist von den Rosseshufen zermalmt gestorben, ich selbst sah ihn zusammensinken," sagte Herr Laurenz wehmüthig.

„Nun denn, im Namen Gottes!" sprach der Mönch und eine Thräne perlte in seinem friedevollen Auge. „Da sehen Sie, gnädiger Herr! ein Briefchen liegt drinnen, überschrieben an die hochedelgeborene hochmögende Gräfin Agnes von Seybelstorff auf Eschau, zu bestellen durch die hochedle Freifrau von Khevenhüller in der Rauhensteingasse. — Und hier schreibt er in gutem Latein: „Mein theurer Freund Sulpitius! Wann dieses Blatt Dir zu Gesicht kommt, legt Dir ein schon Verstorbener die herzliche Bitte vor, die Einlage zu bestellen und seinen Eltern zu melden, daß er eines ehrlichen Todes im nützlichen Dienste der Christenheit und des deutschen Vaterlands gestorben ist. Mein Vater ist Herr Ritter Dietrich Spät von Schültzburg, Vogt des hochedlen Graf Hermann Egon von Fürstenberg. Er wohnt auf Burg Wildenstein an der Donau, ohnweit Tuttlingen, in der fürstenbergischen Grafschaft Meßkirch. Du wirst die Freundschaft haben, meinem theuren Vater zu melden, daß sein Sohn den Ungehorsam, aus dem Professhaus der Jesuiten entlaufen zu sein, gesühnt habe durch ein redlich Bestreben, der Sache der Christenheit anderweit zu nützen, und daß sein letzter Gedanke nur Dank und Segen gewesen für die theuren Eltern, die er durch seinen Ungehorsam gekränkt. Lebe wohl, mein frommer Sulpitius, und gedenke in Milde Deines armen treuen Fridolin Spät."

Kaukasische Trachten. II.

Digitized by Google